

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2011

Wissenskulturen
des Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Claude Conter (Luxemburg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Gustav Frank (München) Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Porrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2011
17. Jahrgang

Wissenskulturen des Vormärz

herausgegeben von
Gustav Frank und Madleen Podewski

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

Print-Ausgabe: 2012, ISBN 978-3-89528-924-8

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2020
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1634-6
www.aisthesis.de

Inhalt

I. Schwerpunktthema: Wissenskulturen des Vormärz

- Gustav Frank (München)/Madleen Podewski (Wuppertal)*
Denkfiguren.
Prolegomena zum Zusammenhang von Wissen(schaft) und
Literatur im Vormärz 11
- Christian Meierhofer (Bonn)*
Vom Jenseits der Objektivität.
Erkenntnisgewinn und Erfahrungsaufbau in der literarischen
und wissenschaftlichen Prosa vor 1848 55
- Chenxi Tang (Berkeley)*
Die Tragödie der Zivilisation.
Völkerrecht und Ästhetik des Tragischen im 19. Jahrhundert 87
- Antonio Roselli (Paderborn)*
Nachidealistisches Kontingenzbewusstsein.
Zum Verhältnis von Handlung und Kontingenz in Grabbes
Herzog Theodor von Gothland, Napoleon oder die hundert Tage
und in Büchners *Danton's Tod* 137
- Sientje Maes (Leuven)*
Figurationen der Macht.
Grabbes Napoleon-Drama als Projektionsfläche neuer sozio-
politischer, philosophischer und bühnentechnischer Denkansätze 183
- Robert Leucht (Zürich)*
Entschärfte Gegenbilder.
Staatswissenschaft und Utopie (1845-1855) 205
- Christoph Schmitt-Maaß (Basel)*
Kultur erzählen.
Von der Volkskunde und Völkerkunde zur Kulturhistorie 221

<i>Charlotte A. Lerg (München)</i>	
Amerika-Forschung im Vormärz.	
Eine politische Wissenschaft	243
<i>Arne Koch (Waterville)</i>	
Transnational Zoographies.	
Colonial Goods, Taxidermy, and Other Repercussions	267
<i>Karin S. Wozonig (Davis)</i>	
Psychosomatik und Literatur.	
Ernst von Feuchtersleben zur Diätetik der Seele	289
<i>Harald Neumeyer (Bayreuth)</i>	
Vom melancholischen Reden über eine ‚Kunst des Lebens‘.	
Georg Büchners <i>Lenz</i> und das medizinisch-psychiatrische	
Wissen um Seelenstörungen	315
<i>Robert Suter (Konstanz)</i>	
Zur Autodestruktion komplexer Systeme.	
Krebsforschung und Literatur im Vormärz	341

II. Weitere Beiträge

<i>Christina Ujma (Berlin/Paderborn)</i>	
Rom und die Revolution.	
Ricarda Huchs <i>Geschichten von Garibaldi</i>	377
<i>Christina Ujma (Berlin/Paderborn)</i>	
200 Jahre Fanny Lewald: Neue Perspektiven der Forschung.	
Tagungsbericht	405

III. Rezensionen

Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare. Band 3: 1957-2006. Hg. von Dietmar Goltschnigg und Hartmut Steinecke (<i>von Peter Stein</i>)	411
--	-----

Bodo Morawe: Citoyen Heine. Das Pariser Werk. Band I:
Der republikanische Schriftsteller; Band II: Poetik,
Grammatik, Hermeneutik (von *Janina Schmiedel*) 414

Der Einzige. Jahrbuch der Max-Stirner-Gesellschaft, Band 1/2008.
Zur Aktualität der Philosophie Max Stirners. Seine Impulse
für eine interdisziplinäre Diskussion der kritisch-krisischen
Grundbefindlichkeit des Menschen. Hg. von Bernd Kast
und Geert-Lueke Lueken (von *Sandra Markewitz*) 417

Bernhard Walcher: Vormärz im Rheinland. Nation und Geschichte
in Gottfried Kinkels literarischem Werk (von *Wilfried Sauter*) 421

Büchner Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. von Roland
Borgards/Harald Neumeyer (von *Gustav Frank*) 424

Wolfgang Rasch (Hg.): Karl Gutzkow. Erinnerungen, Berichte
und Urteile seiner Zeitgenossen (von *Kurt Jauslin*) 428

Barbara Potthast/Alexander Reck (Hg.): Friedrich Theodor Vischer.
Leben – Werk – Wirkung (von *Olaf Briese*) 431

Anna Ananieva/Dorothea Böck/Hedwig Pompe (Hgg.): Geselliges
Vergnügen. Kulturelle Praktiken von Unterhaltung im langen
19. Jahrhundert (von *Barbara Tumfahrt*) 435

Aufklärung, Demokratie und die Veränderung der gesellschaftlichen
Verhältnisse. Texte über Literatur und Politik in Erinnerung an
Walter Grab (1919-2000). Hg. von Johann Dvořák (von *Peter Stein*) 439

III. Mitteilungen

Personalialia 447

Aufruf zur Mitarbeit 450

I.

Schwerpunktthema:

Wissenskulturen des Vormärz

Gustav Frank (München)/Madleen Podewski (Wuppertal)

Denkfiguren

Prolegomena zum Zusammenhang von Wissen(schaft) und Literatur im Vormärz

...zweifellos werden wir niemals wissen, woher das Wissen zu uns gelangt. Der möglichen Quellen sind viele, vielleicht entspringt es daraus, daß wir sehen, hören oder beobachten; sprechen, befürworten, widersprechen; fälschen, nachahmen, begehren, hassen, lieben; Furcht haben und uns verteidigen; Wagnisse, Risiken, Wetten eingehen; gemeinsam oder vereinzelt leben und arbeiten; durch Besitz oder Können Macht ausüben wollen; Schmerz stillen, Krankheiten behandeln oder als Mörder und Krieger töten; erstaunen angesichts des Todes; beten bis zur Ekstase; etwas herstellen mit eigener Hand, die Erde gestalten oder zerstören...

...und es macht uns unruhig, daß wir nicht wissen, welchem dieser Akte, dieser Worte, dieser Zustände oder welchen anderen unbekanntem Zielen es zustrebt, jetzt, unwissentlich...¹

I. Die unklarere kognitive Differenz²: auf dem Weg zum multi-konstellativen Modell

In der Tat, unser Wissen über Wissen ist mangelhaft.³

Die in diesem Band versammelten Beiträge gehen allesamt *medias in res*. In einem weitläufigen Sinne kann man sie deshalb als Fallstudien ansprechen, die empirisch Material zusammentragen und philologisch informiert

-
- 1 Michel Serres (Hg.). *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998. O. S.
 - 2 Vgl. Rudolf Stichwehs Rede von den „vergleichsweise unklarerer [...] Prozessen kognitiver Differenzierung“ (*Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994. S. 17).
 - 3 Nico Stehr: „Wissensgesellschaften“. *Handbuch der Kulturwissenschaften*. Bd. 3: *Themen und Tendenzen*. Hg. Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2004. S. 34-49, hier S. 36.

Texte aufschließen. Obwohl man angesichts der neu entbrannten Debatten um Legitimität und angemessene Verfahren einer solchen Verknüpfung von Literatur mit Wissen und Wissenschaft vorwerfen könnte, hinsichtlich ihrer theoretischen Voraussetzungen und methodischen Orientierung naiv zu sein, dokumentieren die Beiträge doch zweierlei: Zum einen ist die Fragestellung nach gut einem Jahrzehnt der Latenz⁴ und einem weiteren der Virulenz⁵ im vergangenen Jahrzehnt in gewisser Weise selbstverständlich geworden.⁶ Zum anderen aber mangelt es noch immer an solchen Fall-

-
- 4 Manfred [!] Titzmann. *Strukturelle Textanalyse*. München: UTB Fink, 1977. S. 263-330 führt die Kategorie des *kulturellen Wissens* systematisch ein. Sie erlaubt es, Literatur nicht mehr unmittelbar auf soziale oder allgemein empirische Realität beziehen zu müssen, sondern bestimmt ihre Referenzgröße in den sekundären Modellbildungen und Konzepten der kulturellen Semantiken, womit sich Texte mit Archiven von literarischen und nicht-literarischen Texten verknüpfen lassen. Spätere medienkulturwissenschaftliche Erweiterungen des Gegenstandes weichen Titzmanns restriktive Kriterien für die Zulassung von Wissen innerhalb der Textanalyse auf, indem sie auch „*Folgerungen* [zulassen], die der ‚Text‘ nicht ‚erzwingt‘, sondern ‚in Kauf nimmt‘“ (S. 316; Hervorhebungen im Original). Später präzisiert Titzmann den Begriff als Oberbegriff einer sich jetzt durchsetzenden Diskursanalyse: „Kulturelles Wissen – Diskurs – Denksystem. Zu einigen Grundbegriffen der Literaturgeschichtsschreibung“. *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* XCIX/1 (1989): S. 47-61. Es kann hier nicht vertieft werden, dass dagegen bereits der medienkulturwissenschaftliche Textbegriff eine solche textimmanente Analyse eigentlich ausschließt respektive als Teil der ‚großen Erzählung‘ vom Werk dekonstruieren muss und an die Stelle *literarhistorischer* Reihenbildungen synchrone Schnitte durch den *texte générale* einer Kultur setzt. Vgl. zum Archiv als Umwelt des literarischen Textes einlässlich Moritz Baßler. *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*. Tübingen: Francke, 2004. Für die Kritiker der Medienkulturwissenschaft ist der *texte générale* die semiotische Umsetzung des bedenklreichen erkenntnistheoretischen Anspruchs einer Differenzen nivellierenden, Unterscheidungen verunmöglichenden *Scientia universalis*.
- 5 Vgl. Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann. „Literatur – Wissen – Wissenschaft. Einleitende Bemerkungen zu einer komplexen Relation“. *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*. Festschrift für Walter Müller Seidel zum 75. Geburtstag. Hg. Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann. Stuttgart: Metzler, 1997. S. 9-36.
- 6 Vgl. Nicolas Pethes. „Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht.“ *IASL* 28./1 (2003): S. 181-231.

studien, die tatsächlich neuartige Gegenstände konstituieren und Einsichten in unbeachtete, übersehene *Zusammenhänge* ermöglichen – und zwar jenseits der in Endlosschleifen wiederholten Leistungsbeweise an den kanonisierten Einzeltexten, die alle theoretischen Neuausrichtungen des Faches in der Formations- und Durchsetzungs-Phase⁷ ihrer Institutionalisierung durchlaufen müssen.

Wie wenig die Zusammenhänge bereits erschlossen sind, so dass es genügen könnte, neue Objekte einfach zu den bereitgestellten Systematiken ins Verhältnis zu setzen und in ihrer spezifischen Rolle innerhalb von Entstehungs- oder Wandlungsprozessen zu charakterisieren⁸, machen die hier versammelten Beiträge mehr als deutlich, weil sie sich nur selten überschneiden. Ebenso machen sie augenfällig, dass sie sich einer Phase der Literaturgeschichte zuwenden, die einerseits kaum kanonische Autoren und Texte kennt (Heine und Büchner wären die literarhistorisch notorischen Ausnahmen) und die andererseits einen – weil oft pragmatischen, ja operativen – problematischen Literaturbegriff aufweist.⁹ Die Spezifik dieser Phase besteht geradezu darin,

7 Begriffe nach Jost Schneider in *Methodengeschichte der Germanistik*. Hg. Jost Schneider. Berlin/New York: de Gruyter, 2009. S. 6 u. ö.

8 So konstatiert denn auch Volker Mergenthaler in seiner Besprechung von Marcus Krause/Nicolas Pethes (Hg.). *Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005: „Auseinandersetzungen mit ‚literarische[n] Experimentalkulturen‘ stellt der Titel des Bandes in Aussicht, und, wie es der Untertitel präzisiert, mit ‚Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert‘. Gemessen an diesem Versprechen enttäuscht der Band in zweierlei Hinsicht: Zum einen ist das 19. Jahrhundert an seinen Rändern deutlich überrepräsentiert. Viel zutreffender wäre die bereits etwas strapazierte Etikettierung mit den Umbruchsdaten der Moderne: ‚1800/1900‘. Zum anderen baut die Exploration des Problemfelds überwiegend auf Gewährsmänner des literarischen Diskurses; der Fokus ist weitgehend literaturwissenschaftlich eingestellt.“ („Versuche über Versuche. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert“. *IASLonline*. http://www.iaslonline.lmu.de/index.php?vorgang_id=1473#FNRef13, eingesehen 16.3.2012; hier Absatz 21).

9 Vgl. *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Bd. 5: *Zwischen Revolution und Restauration (1815-1848)*. Hg. Gert Sautermeister/Ulrich Schmid. München: Hanser, 1998; *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Bd. 6: *Vormärz: Biedermeier, junges Deutschland, Demokraten. 1815-1848*. Hg. Bernd Witte. Reinbek: Rowohlt, 1980 (zusätzlich hier „Der späte Goethe“). Bei Helmut de Boor/Richard Newald: *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart* klafft (deshalb?)

dass sich ihre Texte auffällig gegenüber nicht-literarischen Umgebungen (aus goethezeitlicher, realistischer *und* literaturwissenschaftlicher Sicht) öffnen, legt man die um 1800 etablierte Gattungstrias als Maßstab zugrunde; und sie bringen dabei Mischformen hervor, für die sich keine der heute etablierten Disziplinen so recht zuständig fühlt: Den Philologen sind diese Texturen Ausdruck epigonaler Schwächung des literarischen Form- und Stilbewusstseins von Klassik und Romantik; den Wissenschaftshistorikern Dokumente einer Frühzeit, an denen sich eben die Emanzipation disziplinärer Wissenschaften als noch nicht endgültig vollzogen und allenfalls die mühsamen Anfänge von strenger, objektiver Wissenschaftlichkeit greifen lassen; den Medienwissenschaftlern unliebsame Textzeugen einer Vorgeschichte der Massenpresse, die erst in der Gründerzeit wirksam wird.

Obwohl man also schon allein mit der Leistung der Beiträge zufrieden sein kann, Material für eine phänomenal und medial unterbestimmte Theoriedebatte beizubringen¹⁰, möchte diese Einführung sie mit der Skizze einer haltbaren Theorieoption begleiten. An einer solchen Theoretisierung scheint es, trotz einschlägiger Kontroversen, nach wie vor zu mangeln.¹¹ Die Forschung

zwischen Bd. 7/2: Gerhart Schulz. *Das Zeitalter der napoleonischen Kriege und der Restauration (1806-1830)*. München: Beck, 1989, und Bd. 9/1: Peter Sprengel. *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870-1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende*. München: Beck, 1998, seit Langem eine Lücke.

- 10 Die grundsätzliche Relevanz der Fallstudie für die Epistemologie ist längst Konsens: vgl. *Wissenschaft als kulturelle Praxis 1750-1900*. Hg. Hans Erich Bödeker/Peter H. Reill/Jürgen Schlumbohm (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 154). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1999.
- 11 Vgl. vor allem die zwischen Tilmann Köppe auf der einen, Roland Borgards und Andreas Dittrich auf der anderen Seite in der *Zeitschrift für Germanistik* ausgetragene Kontroverse: Tilmann Köppe. „Vom Wissen in Literatur“. *Zeitschrift für Germanistik*. N. F. XVII/2 (2007): S. 398-410; Roland Borgards. „Wissen und Literatur. Eine Replik auf Tilmann Köppe“. Ebd. S. 425-428; Andreas Dittrich. „Ein Lob der Bescheidenheit. Zum Konflikt zwischen Erkenntnistheorie und Wissenschaftsgeschichte“. *Zeitschrift für Germanistik*. N. F. XVII/3 (2007): S. 631-637 und erneut Tilmann Köppe. „Fiktionalität, Wissen, Wissenschaft. Eine Replik auf Roland Borgards und Andreas Dittrich“. Ebd. S. 638-646. Vgl. außerdem die Debatte im *Internationalen Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36/11 (2011): Jörn Rüsen. „Topik und Methodik – Narrative Struktur und rationale Methode in der Geschichtswissenschaft“. S. 119-127;

ist darin weit weniger vorangekommen, als es die aufgeregten Debatten zwischen kulturwissenschaftlicher Wissenspoetik auf der einen Seite und robuster Axiomatik der analytischen Literaturwissenschaft auf der anderen vermuten lassen. Die Bilanz fällt dann auch ernüchternd aus: In ihrer Besprechung zweier je einschlägiger Sammelbände diagnostiziert Andrea Albrecht „unzureichende Dialogisierung“, „keine[.] Bezugnahmen zwischen den einzelnen Fallstudien“, „Mangel an grundlagenkritischer Reflexion“. Das ganze Unternehmen „bleibt weitgehend in programmatischen Bekundungen stecken“ und dabei „transfergeschichtliche Belege für den behaupteten wechselseitigen Einfluss schuldig“. Wo dagegen auf die wechselseitige Erhellung von Literatur und Wissenschaft von vorneherein verzichtet und „exemplarische ‚science in literature‘-Studien“¹² betrieben werden, d. h. die „Beiträge allesamt

Wolfgang Struck. „Medien, Material, Sprache“. S. 153-157; Philipp Sarasin. „Was ist Wissensgeschichte?“. S. 159-172; Achim Geisenhanslüke. „Genealogie des Wissens – Archäologie der Literatur“. S. 173-175; Holger Dainat. „Literatur, Wissen(schaft), Geschichte“. S. 177-182; Philipp Sarasin. „Replik“. S. 183-185. Vgl. auch die Auseinandersetzung mit dem Konzept der ‚Poetologie des Wissens‘ und mit Köppe bei Gideon Stiening. „Schlechte Metaphysik? Zur Kritik der Wissenspoetologie. Streitgespräch mit Daniel Fulda“. http://www.simonewinko.de/stiening_text.htm#_ftnref1 (zuletzt eingesehen am 20.11.2011) und einzelne Beiträge in: *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*. Hg. Tilmann Köppe. Berlin: de Gruyter, 2011. Vgl. außerdem auch die Rezension von Benjamin Specht. „Was weiß Literatur? Vier neue Antworten auf eine alte Frage“. *Kulturpoetik* 10/2 (2010). (<http://www.uni-saarland.de/fak4/fr41/Engel/kulturpoetik/rez2001%20-%20Specht.htm> (zuletzt eingesehen 20.11.2011)).

- 12 Was damit genau gemeint ist, erklärt ein ausgewiesener Kenner des Feldes: „Zumeist standen und stehen dabei Wechselbeziehungen zwischen poetischen Strukturen und naturwissenschaftlichen Modellen im Fokus.“ (Nicolas Pethes. o. T. [Rez. von Ralf Klausnitzer. *Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen*. Berlin: de Gruyter, 2008] *Monatshefte* 102/2 (2010): S. 223-225, hier S. 223). Mit einem Forschungsdesign, das von einer hypostasierten Vorstellung der Wissenschaft als geschlossenem und kohärentem System von Propositionen her konzipiert ist, wird deren Anforderungsprofil ‚Wissenschaftlichkeit‘ mit seiner Tendenz zur Isolation (der Reinigung von störenden Rahmenbedingungen) nachvollzogen und damit das Prinzip ‚Kombination‘ in Medien und Literatur, also ein typisches Leistungsprofil dieser Operatoren, notwendig verfehlt. Wird solcherart ein programmatisch isolierendes monodiskursives mit einem notorisch kombinierenden multidiskursiven Archiv abgeglichen, ist das Ergebnis

auf das literarische Auftreten wissenschaftlicher Motive und Diskurse konzentriert“ sind, dort kommen sie nicht der „Forderung nach einer auf die *wechselseitigen* Beeinflussungen von Literatur und Wissenschaften gerichteten Perspektive nach“, was aber beim Stand, den die besagte Theoriedebatte vorgibt, eigentlich zu erwarten wäre.¹³ Das gilt gleichermaßen für Fragen nach der sozialen Relevanz, die hier mitentschieden werden sollten.¹⁴

Was das hauptsächlich von der analytischen Literaturwissenschaft favorisierte Modell einer strikten konzeptionellen Trennung von ‚Literatur‘ und ‚Wissenschaft‘ betrifft, ist natürlich nicht einzusehen, warum Fragen nach dem ‚Wissen‘ von und in ‚Literatur‘ notwendig im Abgleich mit der *Philosophy of Literature* und ihren logisch-analytischen Schwierigkeiten mit dem Problem faktualer, möglicher oder fiktionaler Welten gestellt und beantwortet werden sollen. Noch weniger leuchtet ein, warum historische Wissensformationen und ihre wenig geradlinigen Entwicklungen den Rationalitätsstandards und Aussagenlogiken der analytischen Wissenschaftsphilosophie zu unterwerfen seien. Inzwischen ist eine ganze Reihe von Argumenten und Belegen beigebracht, die ernsthafte Zweifel an der Möglichkeit und vor allem an der Produktivität eines solchen Zugriffs aufkommen lassen. Entgegen dem Verlangen nach ‚Übersetzungen‘ wurde von der angelsächsischen Wissenschaftsforschung schon früh an den Eigenwert literarischen Wissens aus ‚Umformungen‘ erinnert und gezeigt, dass „lightness and suspicion may tell more than scrutiny and exposition“.¹⁵ Darüber hinaus verwies man

solcher Untersuchungen ernüchternd; denn es besteht in einer isolierten, unvollständigen Propositionalstruktur und wird meist durch die These von der (notwendig vereinfachenden) ‚Popularisierung‘ für dennoch plausibel erklärt.

- 13 Andrea Albrecht. „Grundlagenforschung im ‚Niemandland‘ zwischen Poesie und Wissenschaft“ [Rez. von (1) „*fülle der combination*“. *Literaturforschung und Wissenschaftsgeschichte*. Hg. Bernhard J. Dotzler/Sigrid Weigel. München: Fink, 2005. – (2) *Schreiben am Schnittpunkt. Poesie und Wissen bei Durs Grünbein*. Hg. Kai Bremer/Fabian Lampart/Jörg Wesche. Freiburg: Rombach, 2007]. *KulturPoetik* 8 (2008) H. 2, S. 275-280, zuletzt eingesehen am 3.2.2012 in der Netzversion URL: <http://www.uni-saarland.de/fak4/fr41/Engel/kulturpoetik/rezensionen.htm>.
- 14 Vgl. *Literature and Science. Social Impact and Interaction*. Hg. John H. Cartwright/Brian Baker. Santa Barbara: ABC-CLIO, 2005.
- 15 Gillian Beer. „Translation or Transformation? The Relations of Literature and Science“. *Notes and Records of the Royal Society of London* 44/1 (Januar 1990): S. 81-99, hier S. 90.

auf die historische Bedingtheit der ins Spiel gebrachten Rationalitäts- und Wahrheitskriterien¹⁶ und auf die logischen Inkohärenzen systemtheoretisch modellierter Ausdifferenzierungsprozesse.¹⁷ Grundlegender noch war schließlich festzustellen, dass solche Axiomatiken für die Geschäfte von Historikern kaum taugen – und zwar vor allem deshalb nicht, weil die Super-Klassifikationen gerade diejenigen Phänomene marginalisieren, ausgrenzen oder unbeobachtbar machen müssen, die für die Rekonstruktion komplexer historischer Konstellationen und Prozesse von zentraler Bedeutung sind (unter Berufung auf Latour und Pickering so auch der Beitrag von Robert

-
- 16 „Sind wir von unserer Idee der Wissenschaft als solcher denn so überzeugt, daß sie sich niemals ändert?“ (Michel Serres, „Vorwort, dessen Lektüre sich empfiehlt, damit der Leser die Absicht der Autoren kennenlernt und den Aufbau des Buches versteht“. Ders. *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften* (wie Anm. 1). S. 25). – Auch Claus-Michael Ort ist „durchaus irritier[t]“ davon, dass „Literaturwissenschaftler gelegentlich einen engeren Wissensbegriff emphatisch auf ‚Wahrheit‘ verpflichten“ und kritisiert die dazu parallele Wirksamkeit „einer fachinternen Idiosynkrasie gegen postmodernen und poststrukturalistischen ‚Relativismus‘“. Der „Rekurs auf Plato, Aristoteles und Kant [eröffnet] damit einen die wissenshistorische und wissenssoziologische Forschung potentiell eher hemmenden, zwischen Trivialisierung und verkappter Metaphysik schwankenden philosophischen Nebenschauplatz von heuristisch zweifelhaftem Wert“ („Das Wissen der Literatur. Probleme einer Wissenssoziologie literarischer Semantik“. *Literatur und Wissen* (wie Anm. 10). S. 164-191, hier S. 177f.) – Vgl. außerdem die Hinweise auf die theoriefunktionalen und deshalb nicht universal applizierbaren Reduktionismen erkenntnistheoretischer Bestimmungen: „Traditionally, epistemologists sought a simple and reductive answer to the question of knowledge. But there is no reason to believe there is a simple reductive answer to this question; knowledge might be ‚normal‘ true belief, and what counts as ‚normal‘ might be simply a function of the (complex and diffuse) requirements that we generally want our beliefs to satisfy.“ (Carrie S. Jenkins. „Knowledge and Explanation.“ *Canadian Journal of Philosophy*. 36/2 (2006): S. 137-164, hier S. 163). Vgl. außerdem die ähnlichen Argumente bei: Edward Craig. *Knowledge and the State of Nature: An Essay in Conceptual Synthesis*. Oxford: Clarendon Press, 1990; Alan Goldman. „An Explanatory Analysis of Knowledge“. *American Philosophical Quarterly* 21/1 (1984): S. 101-108.
- 17 Etwa bei Albrecht Koschorke. „Codes und Narrative. Überlegungen zur Poetik der funktionalen Differenzierung“. *Grenzen der Germanistik. Rephilogisierung oder Erweiterung?* (Germanistische Symposien-Berichtsbände 26). Hg. Walter Erhart. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2004. S. 174-185.

Suter): „Digitale Unterscheidung[en]“¹⁸ wollen die „Organisationskraft“ von „Polyvalenz“¹⁹ ebenso wenig einkalkulieren, wie sie zugeben können, dass die fluiden Zonen der Übergänglichkeit für die gesellschaftlichen Prozesse der Genese, Reproduktion, Distribution und Transformation von Wissen ebenso konstitutiv sind wie die soliden disziplinären Formationen, die in eben diesen Prozessen immer wieder erzeugt werden – dass sich also gerade hier, d. h. *vor* und *zwischen* den Disziplinen und im Umfeld von „Nicht-Wissen“²⁰ Wichtiges (nicht nur) über Kulturen und Epochen erfahren lässt. Teile der Wissen(schaft)sgeschichtsschreibung haben zudem zeigen können, dass die so hoch gewertete Wahrheits- und Rationalitätsverpflichtung für die *Genese, Durchsetzung* und *Stabilisierung* bestimmter Wissenschaftsdisziplinen nur ein Aspekt unter vielen anderen ist²¹, sich also gerade nicht als eine selbstverständliche Erfüllung schon immer geltender Standards annehmen lässt, sondern vielmehr in seiner (begrenzten) Relevanz aus den spezifischen historischen Bedingungen heraus allererst zu plausibilisieren wäre. Mit Blick auf die „Opportunitätskosten“²² des je analytisch Möglichen bzw. nicht Möglichen dürfte also der Beschäftigung mit ‚Wissen‘ eher gedient

-
- 18 Sebastian Manhart. *In den Feldern des Wissens. Studiengang, Fach und disziplinäre Semantik in den Geschichts- und Staatswissenschaften (1780-1860)*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2011. S. 86.
- 19 Koschorke. Codes und Narrative (wie Anm. 17). S. 181.
- 20 Michael Gamper. „Nicht-Wissen und Literatur. Eine Poetik des Irrtums bei Bacon, Lichtenberg, Novalis, Goethe“. *IASL* 34/2 (2010): S. 92-120. – In mikrologischer Perspektive Uwe Wirth. „Die Phantasie des Neuen als Abduktion“. *DVJS* 77/4 (2003): S. 591-618.
- 21 Vor allem die Arbeiten aus dem Umfeld einer pragmatistisch-interaktionistisch ausgerichteten Wissenschaftssoziologie und die *laboratory studies* haben längst gezeigt, dass wissenschaftliche ‚Daten‘ oder ‚Fakten‘ Effekte komplexer, durchaus nicht planbarer Prozesse sind, die alle beteiligten Akteure und Objekte beständigen kleinstufigen Transformationen unterwerfen und zur interpretierenden Bewältigung von Mehrdeutigkeiten zwingen. Vgl. dazu im knappen Überblick samt einschlägiger Bibliographien: Jörn Strübing, „Pragmatistisch-interaktionistische Wissenssoziologie“ und Karin Knorr-Cetina. „Neue Ansätze der Wissenschafts- und Techniksoziologie“. *Handbuch Wissenssoziologie und Wissenschaftsforschung*. Hg. Rainer Schützeichel (Erfahrung – Wissen – Imagination. Schriften zur Wissenssoziologie 15). Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2007. S. 127-138, S. 328-342.
- 22 So auch die Überlegungen von Manhart. In den Feldern des Wissens (wie Anm. 18). S. 77.

sein, wenn die „philosophische Frage“ nach seiner Begründung „durch die Rekonstruktion [seiner] Herkunft“²³ ersetzt und so von Wahrheits- und Faktizitätsfragen entlastet wird.²⁴

Es zeigt sich nun aber, dass auch diejenigen Arbeiten, die gegen eine solche Definitionsarbeit angehen, einem *Prinzip* der Trennung weiterhin verpflichtet bleiben, mindestens auf vermittelte Weise. Und zwar unterläuft ihnen das durch die Fixierung auf das Paradigma der ‚funktionalen Ausdifferenzierung‘ und deren simplifizierende Unterart, die Trennung der Moderne in die notorischen ‚zwei Kulturen‘: Den „entscheidenden Anstoß“ für die mittlerweile ins Unübersichtliche angewachsene Forschung zu den Beziehungen zwischen ‚Literatur‘ und ‚Wissen(schaft)‘ liefert, so scheint es, nach wie vor „[d]ie alarmierende Diagnose, daß naturwissenschaftliche und literarische Welt immer weiter auseinandertreten“. Auch wenn dabei die „bipolaren Formeln [...] von den ‚zwei Kulturen‘ über ‚Wissenschaft und Kunst‘ bis hin zu ‚literature and science‘“ zu bloßen Orientierungspunkten zurückgestuft werden, die Rede von ‚der Kunst‘ und ‚der Wissenschaft‘ gerne als unzulässige oder gar unseriöse Vereinfachung komplexerer Verhältnisse zurückgewiesen wird, so bleibt sie doch ganz offenbar „unersetzlich“.²⁵ Die selbst nicht mehr begründungspflichtige *conditio sine qua non* dieser Forschungsprogramme

23 Philip Sarasin. Was ist Wissensgeschichte (wie Anm. 10). S. 171.

24 Vgl. dazu auch die gleich lautende nachdrückliche Forderung von Ort. Das Wissen der Literatur (wie Anm. 16).

25 Daniel Fulda/Thomas Prüfer. „Das Wissen der Moderne. Stichworte zum Verhältnis von wissenschaftlicher und literarischer Weltdeutung und -darstellung seit dem späten 18. Jahrhundert“. *Faktenglaube und fiktionales Wissen. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst in der Moderne*. Hg. Daniel Fulda/Thomas Prüfer (Kölner Studien zur Literaturwissenschaft 9). Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang, 1996. S. 1-22, Zitate S. 12, S. 14. – Schon Pethes konstatiert in seinem das Feld sondierenden Forschungsbericht, dass solche Ansätze nicht umhinkommen, „zumindest die jeweiligen Artikulationsformen von Wissenschaft und Literatur zunächst zu unterscheiden, um überhaupt Gegenstände zur Hand zu haben, deren Verwandtschaft anschließend nachgewiesen werden kann.“ Die Ursache für den „Erfolg der snowschen Unterscheidung“ sieht er in „ihre[r] vermeintliche[n] Evidenz, die in der weiteren Debatte in verschiedene konkrete Dichtotomien übersetzt wurde.“ (Pethes. Literatur- und Wissenschaftsgeschichte (wie Anm. 6), S. 194f.) – In den Einleitungen der zahlreichen Sammelbände, die inzwischen zum Themenkomplex erschienen sind, ist die Referenz auf diese ‚Spaltung‘ nachgerade topisch geworden.

ist damit die *vollzogene* Trennung der (zwei) Kulturen. Sie prägt die *settings* so entscheidend, dass die Tilgungen, Subvertierungen und Korrekturen der Grenzziehung nur deren komplementäre Kehrseite sein können. Gerade auch in den Versuchen, sie aufzulösen oder zu relativieren, bedingen die diversen ‚Zweiteilungen‘ den Problemkomplex also zwangsläufig immer mit: schnell erkennbar im kurrenten Begriffs- und Kategorienspektrum, mit dem die jeweiligen Untersuchungsobjekte zwischen ‚Inhalt‘ und ‚Form‘, ‚Hybridem‘ und ‚Reinem‘, ‚Zentrum‘ und ‚Peripherie‘, ‚Zerstreutem‘ und ‚Abgeschlossenem‘ etc. situiert werden; erkennbar auch in der Gegenstandswahl und in den Relationierungspraktiken der zahlreichen (Einzel-)Fallstudien, die bevorzugt literarische und wissenschaftliche Einzeltexte zueinander in Bezug setzen und nach ‚Konvergenzen‘, ‚Analogien‘ oder ‚Schnittmengen‘ fahnden; ebenso zu finden in der Bevorzugung von Modellen des ‚Wechselbezugs‘ und der ‚Komplementarität‘, in der gleichfalls von Zweiteilungen bedingten Konzeptualisierung von ‚Zwischenzonen‘, Hybrid- und Mischformen und schließlich auch in der Unterminierung der disziplinären Grenzen von ‚Wissenschaft‘, wie sie im Umfeld etwa der *laboratory studies* unternommen wird.

Der Einfluss dieses Prinzips der Trennung prägt vor allem die grundlegende Ausrichtung all dieser Arbeiten auf den einen Nachweis: nämlich zu zeigen, dass und wie die disziplinären Trennungen unterwandert, perforiert oder aufgelöst werden. Ist gezeigt, dass vor allem die ‚Wissenschaften‘ kein sicher abgrenzbares Untersuchungsobjekt bilden, dass die Literatur auf verschiedenste Weise mit ihnen interagiert und gerade nicht ihr ‚Anderes‘ ist, dass die Trennung der ‚zwei Kulturen‘ und die Aufteilung moderner Gesellschaften in sauber geschiedene Funktionsbereiche sich mithin als eine Täuschung erweist, scheint der Zweck der Untersuchungen erfüllt.

Haben diese Arbeiten zweifellos Wichtiges zur Korrektur einsinniger Konzepte von ‚Literatur‘ und ‚Wissenschaft‘ und zur Erschließung vielfältiger Beziehungen zwischen ihnen beigetragen, so mündet die latente oder manifeste Ausrichtung am doch allzu simplen „Trennungsnarrativ“²⁶ gleichwohl

26 Specht. Was weiß Literatur (wie Anm. 10). – Ähnlich die Feststellung bei Manhart. In den Feldern des Wissens (wie Anm. 18): „Die Vorstellungen, die man sich im wissenschaftlichen Alltagsverstand von Disziplinen macht, ähneln gerade im Zeitalter der zunehmenden Spezialisierung *verblüffend oft geschlossenen Systemen*.“ Und: „Der in Rede stehende Differenzierungsprozess in zwei oder noch mehr Kulturen dürfte jedenfalls sehr viel komplizierter und langwieriger sein [...], als er im Dienste der Identitätsfindung gegenwärtiger

in eine unbefriedigende Forschungssituation: Denn so kann zwar gezeigt werden, *dass* Beziehungen zwischen ‚Wissen(schaft)‘ und ‚Literatur‘ (welcher Art dann auch immer) bestehen, nicht mehr aber, *warum* es sie gibt. Möglich bleibt nur die additive Häufung immer wieder neu zu erbringender (Einzel-) Belege für die Geltung der je unterlegten Bezugsmodelle: Das Abarbeiten an der Trennung widerlegt sie mithin bloß *argumentativ* – *performativ* reproduziert sie sie dabei immer wieder aufs Neue, so dass eine *historisch-funktionale* Integration der Befunde nie gelingen kann.

II. Instabile Komplexe in veränderlichen Konstellationen

Vor diesem Hintergrund scheint uns ein sachgerechter Umgang mit dem Problemkomplex ‚Literatur/Wissen/Wissenschaft‘ nur im Rahmen seiner *radikalen Historisierung* möglich – und zwar sowohl mit Blick auf *synchrone Konstellationen* wie auf *diachrone Genesen und Transformationen*.²⁷ Das

Kulturwissenschaften gern beschrieben wird.“ (S. 77 (Hervorhebungen G.F./M.P.), S. 604). – Ähnliche Beobachtungen macht Jakob Vogel. „Von der Wissenschafts- zur Wissensgeschichte. Für eine Historisierung der ‚Wissensgesellschaft‘“. *Geschichte und Gesellschaft* 30/4 (2004): S. 639-660.

- 27 Der Anspruch der „radikalen Historisierung“ wird von der Debatte um Foucaults (Kant-Rezeption mit dem) Theorem des historischen *Apriori* überschattet (vgl. hierzu Lutz Danneberg. „Epistemische Situation, kognitive Asymmetrie und kontrafaktische Imagination“. *Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im Europa der Neuzeit. Beiträge für eine erneuerte Geistesgeschichte*. Hg. Lutz Raphael/Heinz-Elmar Tenorth. München: Oldenbourg, 2006. S. 193-221; Gideon Stiening. „Am ‚Ungrund‘. Was sind und zu welchem Ende studiert man ‚Poetologien des Wissens?‘“. *KulturPoetik* 2 (2007), S. 234-248). Dieses Junktim ist allerdings nicht notwendig, so dass unser Interesse an der Geschichte nicht der radikalen Diskontinuität von epochalen Denksystemen, sondern Prozessen der Genese und Transformation gilt, deren Momentum und Richtung nicht systematisch, sondern je historisch bestimmt und somit erst einmal zu rekonstruieren ist. Gerade weil Wissenschaft eines der gegenwärtigen Leit-systeme der Gesellschaft und mehr noch der mit ihrer Geschichte befassten Institutionen ist, bilden ihr verdeckt oder offen zugeschriebene Werte wie Fortschritt, Kumulation von Erkenntnissen, Objektivität, Rationalität, Geschlossenheit gegenüber allen Formen der Nicht-Wissenschaft, der Expertengruppen gegenüber den Laien und Dilettanten etc. meist das Voraussetzungssystem ihrer Beschreibung wie das Telos ihrer Geschichtsschreibung.

erfordert zuallererst die Ablösung von starren, durch internalisierte Normierung stabilisierten äquivoken Allgemeinbegriffen wie ‚Wissenschaft‘ und ‚Literatur‘ und damit ein Theoriedesign, das über die üblichen dualen oder dreigliedrigen Raster hinausgehen muss, um den tatsächlichen Verhältnissen *instabiler* Komplexe in *veränderlichen* Konstellationen, von denen die Fallstudien unseres Bandes einen ersten Eindruck liefern, auch nur annähernd gerecht zu werden. Schon die *laboratory studies* haben darauf hingewiesen, dass die Spezifik moderner Gesellschaft gerade auch darin besteht, dass sie „*sehr viel mehr* Elemente in einem *feiner* geflochtenen sozialen Gewebe verknüpft, übersetzt, austauscht, rekrutiert und mobilisiert“²⁸, als üblicherweise angenommen, und dass sich deren Wandlungsprozesse mithin ungerichteter und tastender vollziehen, weil sie auf eine größere Anzahl von ‚Mitspielern‘ verteilt werden.

Daran anschließend sind für die Wissenskulturen des Vormärz also deutlich mehr *Optionen* und deutlich mehr *Faktoren* einzukalkulieren, als es die einfache Zweifzahl und die Annahme einer ‚wechselseitigen‘ und also gewissermaßen umwegs- und umstandslosen Beziehbarkeit der durchweg ausschließlich *textförmig* gedachten Komplexe ‚Wissenschaft‘ und ‚Literatur‘ überhaupt zu sehen erlaubt.²⁹ Was sich innerhalb dieser zweigliedrigen Raster eigentlich nur wie ein äußerst unwahrscheinlicher Sprung modellieren lässt, der überhaupt erst in seiner permanenten Wiederholung Plausibilität gewinnen könnte, erscheint in einem vielfältig gestuften Wissensfeld unterschiedlicher Formationen, Texturen, Medien und Archive, die nur *niedrigschwellige Differenzen* trennen und die über spezielle *Agenten der Übergänglichkeit* verfügen, als durchaus effizient organisiertes Zusammenspiel.³⁰

28 Bruno Latour. *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2000. S. 239 (Hervorhebungen G.F./M.P.).

29 Das Unbehagen an der Enge bisheriger Problemformulierungen artikuliert sich auch bereits in der auf die neuen modularisierten Studiengänge ausgerichteten und das Konzept ‚Wissen‘ zurecht hervorhebenden Einführung von Ralf Klausnitzer (*Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen*. Berlin: de Gruyter, 2008). Wenn Klausnitzer dem jedoch mit einer Skala der *Wissensformen*, die vier Terme umfasst, abhelfen will, scheint uns das die unumgänglichen Fragen nach den Prozessen, Ordnungen, Orten/Institutionen und Medien des Wissens unzulässig auszuschließen.

30 Foucaults einflussreiche Ersetzung abgegrenzter Systeme durch sie querende Diskurse und Dispositive, die Einzelformationen wie etwa die Wissenschaften

Dabei muss die Anerkennung solchermaßen ‚beweglicher‘ und ‚kleinteiliger‘ Objekte weder in eine nicht mehr handhabbare All-Entdifferenzierung führen, wie es die auf eindeutige Grenzziehungen ausgehenden Klassifikationslogiken fürchten (und abwerten)³¹, noch bedarf sie einer ‚idiosynkratischen‘ Annäherung, um angemessen erfasst werden zu können.³² Stattdessen kann ein genügend offenes und dabei doch konturiertes Konzept von ‚Wissen‘ der historisch adäquaten Beobachtung und Analyse solcher Gemengelage und Transformationsprozesse dienen: Gefasst als eine komplex erzeugte Kategorie aus sozio-semiotischen Prozessen und kulturellen Praktiken, die unvermeidlich „verhakt“ ist mit ihren *wechselnden* „Provinzen“³³ und mit

ebenso wie alle anderen Operatoren im Feld des Wissens weit in den Hintergrund treten lässt, blockiert bis heute den genauen Blick auf solche ‚Binnenstrukturierungen‘ von Epochen, auf die Praxis und die konkreten, kleinteiligen Funktionsweisen von Diskursen/Dispositiven also. Historisch funktional, weil als Korrektur der einstmals ausschließlichen Fixierung auf die ‚Wissenschaften‘ als abgeschlossene Disziplinen unternommen, könnte man heute mit ihr, wo von erratischen Formationen kaum mehr ausgegangen wird, den Rollen und Formen auch disziplinärer Grenzziehungen eine neue Aufmerksamkeit widmen.

- 31 Hier regiert eine Art wissenschaftlicher Chaosangst vor dem ‚Aufweichen‘ aller Unterscheidungen, so dass metaphysisch-ontologisch schließlich „Wissen ein Synonym für Sein schlechthin“ werden könnte (Gideon Stiening. „Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei“. Zum Verhältnis von Wissen und Literatur am Beispiel von Goethes *Die Metamorphose der Pflanzen*“. *Literatur und Wissen* (wie Anm. 10). S. 192-213, hier S. 201).
- 32 Die Wissenspoetologie regiert die Angst vor ‚Beschneidungen‘ poesieanaloger wissenschaftlicher Autonomie und Intuition durch die „robusten“ Zugriffe der Wissenschaftsanalytiker; diesen sei nur mit „idiosynkratischer“ Angleichung an die Beobachtungsgegenstände ganz im Sinne romantischer Kritikkonzepte zu begegnen. Als Ausschlussbeziehung erscheint der Gegensatz wiederum nur innerhalb der *dualen* Logiken, in denen er konstruiert wird und die – wie hier deutlich zu sehen ist – nicht nur die Forschungsobjekte, sondern auch den Umgang mit ihnen prägen. (Joseph Vogl. „Robuste und idiosynkratische Theorie“. *KulturPoetik* 7/2 (2007): S. 249-258). Im direkten Schlagabtausch zwischen Vogl und Gideon Stiening („Am ‚Ungrund‘ oder: Was sind und zu welchem Ende studiert man ‚Poetologien des Wissens‘? *KulturPoetik* 7/2 (2007): S. 234-248) wird besonders deutlich, dass es dabei um die nachträgliche Rationalisierung nicht explizierter gegensätzlicher, jedoch vorgängiger – materialer – Wertentscheidungen geht.
- 33 Sarasin. Was ist Wissensgeschichte (wie Anm. 10). S. 167.

ihren *je partialen* Perspektiven, für die gerade deshalb weder ein logisch-systematisch definierbarer Kern noch distinkte soziale Ausgangspunkte noch ein Fortschritts-Telos auf Verwissenschaftlichung hin voranzusetzen sind, bleiben mit ihr alle Elemente und deren Beziehungen immer angebbar. Ein solches Konstrukt von ‚Wissen‘ erlaubt es nicht nur, die Analysen von historisch wenig sensiblen Klassifikationsverpflichtungen zu lösen („Literatur“ vs./und/oder ‚Wissenschaft‘)³⁴, sie fordert ebenso das Hinausgehen über den Einzelfall und seine Positionierung in einer Kultur und deren Teilsegmenten mit *Korpusanalysen*³⁵ und mit wacher Aufmerksamkeit nicht nur auf ‚Wechselbeziehungen‘, sondern auf Geflechte, auf Knotenpunkte, auf Verteilungs- und Transformationsprozesse und auf Verlaufsformen auch jenseits von (anachronistischer) Zielgerichtetheit.

So verstandenes ‚Wissen‘ erlaubt darüber hinaus, die zumeist nur an Einzelfällen beobachteten ‚Interferenzen‘, ‚Analogien‘, ‚Hybriden‘ oder ‚Mischformen‘ in einer je historischen *Konstellation* zu positionieren – hier nun aber in den kleinteiligen und mehrschichtigen Segmentierungen einer Kultur oder einem ihrer Felder, so dass neben den Texten auch die Bilder und neben deren Semantiken mindestens die Vielfalt an konkreten (und wörtlich zu verstehenden) *Orten* (Bibliotheken, Museen, Archive, Labore etc.)³⁶, die Institutionen, die „Gruppen, Bünde und As-Sociationen“³⁷, die

34 Zu kurz greifen auch immer noch kulturwissenschaftliche Text-Kontext-Analysen, die das Wissensfeld nur als „die Gesamtheit kollektiv geteilter und symbolisch vermittelter Annahmen über die Wirklichkeit, d. h. über gesellschaftlich prävalente Themen, Werte, Normen, Selbst- und Fremdbilder“ modellieren wollen (*Kulturelles Wissen und Intertextualität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien zur Kontextualisierung von Literatur*. Hg. Marion Gymnich/Birgit Neumann/Ansgar Nünning, Trier: WVT, 2006, S. 6).

35 Wissensgeschichte hat es also weniger mit einem Text-Kontext-Problem zu tun als zu allererst mit einem Text-Korpus-Problem, wobei quantifizierend-statistische, den sciento-metrischen analoge Verfahren nicht ausreichen, sondern qualitativ-analytische Verfahren ergänzen müssen.

36 Vgl. für einen ersten Überblick und zu einem Vorschlag ‚Orte‘ im Unterschied zu Institutionen zu konturieren Gustav Frank/Barbara Lange: „Blick-Regime und Viskurs“ und „Die Orte der Bilder“. *Einführung in die Bildwissenschaft. Bilder in der visuellen Kultur*. Darmstadt: WBG, 2010. S. 53-58 u. S. 71-75.

37 Vgl. dazu etwa: *Kreise, Gruppen, Bünde. Zur Soziologie moderner Intellektuellenassoziation*. Hg. Richard Faber/Christine Holste. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000.

Habitusformen und die Medien mit zu berücksichtigen sind. Die Grade und Formen einer solchen Kleinteiligkeit, die hier in Augenschein zu nehmen sind, gehorchen wiederum keiner abstrakten Modellierung, die sich in jeder historischen Formation gleichermaßen wieder finden würde und immer auf die gleiche Weise relevant wäre: Auch sie sind veränderlich und tragen einen historischen Index.³⁸

Die missliche und keine Integration in Aussicht stellende Tendenz zu Isolation³⁹ und additiver Reihung der Einzelergebnisse ließe sich dann vermeiden, weil nun Fragen nach je konkreten Funktionen, nach Exklusivität oder Üblichkeit, nach Herkunft und Reichweiten, nach Wahlmöglichkeiten – kurz: nach der je historischen Signifikanz je spezifischer und je nur partiell möglicher Literatur- und Wissenschaft-Konglomerate gestellt werden können.⁴⁰ Dass etwa mit solchermaßen mehrschichtig und mehrgliedrig konzipierten „disziplinär-semantischen Feldern“ die Disziplin(werdung)

38 Im Vormärz/Biedermeier ist dabei etwa der epochenspezifischen Diversifizierung der Zeitschriftenlandschaft besonders Rechnung zu tragen, wie sie in den Beiträgen dieses Bandes (etwa bei Charlotte A. Lerg, Karin S. Wozonig oder Robert Leucht) immer wieder anklingt und weit über die bislang forschungsrelevanten Publikationsorte der Junghegelianer, Heines und der Jungdeutschen oder Gutzkows Journale hinausreicht.

39 Eine Klage darüber wird inzwischen auch innerhalb der Geschichtsschreibung geführt, so etwa bei Jakob Vogel, der moniert, dass „die außerhalb der disziplinären Felder liegenden Wissenssphären mit ihren eigenen Dynamiken und Entwicklungen [...] höchstens [...] als Lieferanten von Bausteinen ‚praktischen Wissens‘ bei der ‚Herstellung wissenschaftlicher Tatsachen‘ taugen und die Wissenschaftsgeschichte von den Fragestellungen einer ‚allgemeinen Geschichtswissenschaft‘ trennt. (Vogel. Von der Wissenschafts- zur Wissenschaftsgeschichte (wie Anm. 27). S. 649).

40 In eine ähnliche Richtung weist Ort, wenn er für die Beschäftigung mit der Wissenshaltigkeit von ‚Literatur‘ den Einsatz eines „soziologisch erweiterten Wissensbegriff[s]“ fordert, der „die verschiedenen Wissensstufen nur mit Hilfe des Kriteriums je kontextabhängig, also gruppen- oder systemspezifisch und historisch verhandelter Wissens- und Wahrheitsansprüche unterscheidet“. (Ort. Das Wissen der Literatur (wie Anm. 16). S. 177 (Hervorhebung im Original). – Das gleichfalls mehrere Faktoren einkalkulierende „Milieu“, das Joseph Vogl für die adäquate Erfassung der „interne[n] Mannigfaltigkeit“ von Wissensobjekten zu berücksichtigen fordert, bleibt dagegen ein sprachfundiertes und auf den Einzelfall bezogenes (Vogl. Robuste und idiosynkratische Theorie (wie Anm. 33). S. 254).

nicht als automatischer Weg ins *geschlossene* System gedacht und Interferenz-zonen nicht reflexartig als Einspruch gegen die disziplinäre Reinigung einer Wissenschaft hypostasiert werden müssen, sondern dass sich stattdessen für bestimmte ‚Relationierungen‘ punktuelle oder graduierte Formen von Überlappungen und Mischungen, ebenso gut aber zugleich Trennungen und Verdichtungen feststellen lassen, ist jüngst für die Geschichtswissenschaft überzeugend gezeigt worden.⁴¹

Eine solche Sensibilität für das Prozessuale und Kleinteilige muss den zeitgenössischen Anspruch auf ‚Wissenschaftlichkeit‘ also nicht zwangsläufig ignorieren, sondern bahnt den Weg dafür, seinen Ort detailgenau zu rekonstruieren: So haben um und nach 1600 Wissensprozesse den Primat, die sich *außerhalb* der Universität vollziehen, dennoch aber in einem vollgültigen Sinne *innerhalb* ihres zeitgenössischen Wissenschaftssystems situiert sind. Stichweh hat herausgestellt, dass erst im 19. Jahrhundert ein System von Disziplinen entsteht, die ihren Ort an einem neuen Typ von Universität nach dem Humboldtschen Modell finden. Sie stellt den lockeren Rahmen, den Disziplinen und Forschung jetzt nach und nach füllen. Die ihnen zugehörige Praxisform ist die ‚Forschung‘ als systematische Erzeugung neuen Wissens, die auf eine systematische Ausdifferenzierung neuer Disziplinen und Spezialgebiete ausgeht (zum neuen Typus des Forscher-Professors im Staatsdienst vgl. den Beitrag von Charlotte A. Lerg). Nach 1800 sind das zunächst Chemie, Physik, Altphilologie und Geschichtswissenschaft, um 1900 dann die Sozialwissenschaften.⁴²

Dabei ist zu beachten, dass die Herausbildung von (universitärer) Wissenschaft, ihre Binnendifferenzierung in Disziplinen und in deren Spezialgebiete nicht nur ein Phänomenbündel darstellt, das sich im 19. Jahrhundert gegen Widerstände herausbildet, sondern zudem ist zu beschreiben, wie die jeweilige Differenzierungsstufe wiederum Verschiebungen im Gesamtgefüge erzwingt und Rückwirkungen auf die nächsthöhere Organisationsebene hat,

41 „Der aus der Sicht der Systemtheorie als Binnendifferenzierung der Wissenschaft in zahlreiche Disziplinen beschreibbare Prozess der Herausbildung des modernen Wissenschaftssystems ist der Effekt einer pfadabhängigen, ateleologischen Bewegung sich überlappenden Felder disziplinär-differentiell geteilter Semantiken. Diese disziplinären Semantiken lassen sich grundsätzlich nicht scharf voneinander abgrenzen, sondern bilden erst durch Verknüpfung mit Organisationen schärfere, weil permanent umkämpfte, Grenzen aus.“ (Manhart. In den Feldern des Wissens (wie Anm. 18). S. 90).

42 Stichweh. *Wissenschaft, Universität, Professionen* (wie Anm. 2). S. 15-51.

so dass die Disziplin nicht mehr dieselbe ist, die Nachbardisziplin nicht mehr dieselbe sein kann und schließlich auch ‚Wissenschaft‘ nicht mehr dasselbe ist – und dass gesellschaftliche Instanzen diese Grenzverschiebungen (auch außeruniversitär und außerwissenschaftlich) anstoßen, verhandeln und beobachtet wissen wollen.

In den Blick zu nehmen ist damit notwendig auch die *mediale* Gebundenheit solcher Prozesse von Wissensproduktion und (Ent-)Institutionalisierung: mit dem fein gestuften und mehrgliedrigen Fluss von Material aus den tagesaktuellen Nachrichtenmedien über die intermediären Literatur- und Kulturzeitschriften bis hin zu den spezialistischen Fachpublikationen und zur wissenschaftlichen Monographie und in umgekehrter Richtung zurück bis in die Aufbereitungsstrategien der Tagesaktualität. Gebraucht werden dafür wiederum unterschiedliche Formen, die von der Nachricht, die satztechnische Lücken füllenden *faits divers* als Nukleus über das Feuilleton und – über die Mediengrenze hinaus – in den Essay und – wieder über die Mediengrenze hinaus – den gelehrten Traktat und die monographische Darstellung, das Lehrbuch etc. führen.⁴³ Dabei muss weder jegliche Provokation durch Ereignisse der Tagesaktualität aus der Presse soweit angereichert und verdichtet werden, dass sie Veränderungen wissenschaftlichen Wissens anstößt; noch muss jede interdiskursive Kombinatorik in Form eines Essays⁴⁴ oder im narrativen Langtext einer Novelle oder eines Romans die Wahrnehmung der Tagesaktualität oder die wissenschaftliche Theoriebildung beeinflussen; noch auch muss jegliches gruppenspezifische Spezialwissen für breitere Publika zugerichtet und interdiskursiv verknüpft werden. Alles dies kann aber geschehen.

Im Rahmen solcher Gefüge und Prozesse könnte man sich dann etwa dafür interessieren, wie die *plots* des Bildungsromans bis in die ‚Fallgeschichten‘ der Medizin diffundieren, wie die Kultur die Differenz zwischen Roman und Medizin dann aber doch über andere Faktoren aufrecht erhält:

43 Vgl. dazu Gustav Frank/Madleen Podewski/Stefan Scherer. „Kultur – Zeit – Schrift. Literatur- und Kulturzeitschriften als ‚kleine Archive‘“. *IASL* 34/2 (2009). S. 1-45; Gustav Frank/Stefan Scherer. „Zeit-Texte. Zur Funktionsgeschichte und zum generischen Ort des Feuilletons“. *Zeitschrift für Germanistik* (2012). Heft 3, Schwerpunkt: *Zur Poetik und Medialität des Feuilletons* (im Druck).

44 Vgl. Michael Gamper. „Dichtung als ‚Versuch‘. Literatur zwischen Experiment und Essay“. *Zeitschrift für Germanistik* (2007), Heft 3, S. 593-611.

Zu denken ist etwa an nicht miteinander geteilte Aufzeichnungsverfahren wie Diagramme und Erzählsituationen oder an spezialisierte Medien wie Fach- und Familienzeitschriften oder an Praxisräume wie nicht-öffentliche Labore/teilöffentliche Hörsäle und private Schreibzimmer/öffentliche Lesezirkel. Einzukalkulieren wäre aber auch eine weitere eigenständige Darstellungsform wie die langsam seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts entstehende Populärwissenschaft: Auf neue Weise erlaubt sie spezifischen Elementen sich (partiell und auf signifikante Weise) zu mischen und sich zu einer Einheit mit diffusen Grenzen zu konzentrieren, die aber auch wieder – wo und wie? – gelockert und aufgelöst werden kann. In einer solchen Perspektive geraten die komplexen Prozesse der Aushandlung, der Etablierung und zugleich auch der Verdrängung, des Verschwindens oder der Transformation von derartigen punktuellen Verdichtungen und Überkreuzungen in den Blick, die dann zum Beispiel ‚Literatur‘, ‚Medizin‘, ‚Geschichtswissenschaft‘ oder ‚Populärwissenschaft‘ genannt werden konnten. Um sie genau zu lokalisieren, ihren *Ort* zu bestimmen, bedarf es einer multifaktoriellen Lektüre der Texte in derselben Weise, wie das für die Situierung der historischen Rollen ihrer Protagonisten seit langem selbstverständlich ist (zu Robert von Mohl vgl. die Beiträge von Robert Leucht und Charlotte A. Lerg).

Für die historischen Zwecke dieses Bandes macht es also keinen Sinn, eine vollständige oder auch nur vorläufige Definition für *eine und jede* Wissenschaft vorauszusetzen (auch nicht, um dann ihre Auflösung zu betreiben), weil hier gerade nicht eine epistemologisch stabile Formation ‚Wissenschaft‘ auf eine andere ebenso stabile sozio-kulturelle Formation in Gestalt der ‚Literatur‘ trifft. Was ‚Wissenschaft‘ heißen, was sie theoretisch, methodisch, praxeologisch und institutionell sein soll, ist vielmehr Gegenstand zumindest seit der wissenschaftlichen Revolution um 1600 anhaltender und unabgeschlossener Auseinandersetzungen⁴⁵, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts aufgrund institutioneller Veränderungen noch einmal Fahrt aufgenommen

45 Randall Collins spricht für die Zeit um 1600 von „cross-breeding networks and rapid-discovery science“ und stellt fest, dass „[c]reativity revives in many directions, beginning around 1600, and is sustained for generations.“ (*The Sociology of Philosophies. A Global Theory of Intellectual Change*. 2. Aufl. Cambridge, Mass./London: Belknap Press of Harvard UP, 2000. S. 523-569). Diese wissenschaftliche Revolution hat ihren Ort in Gesellschaften (vgl. etwa zur Gesellschaft der Luchse David Freedberg. *The Eye of the Lynx. Galileo, His Friends, and The Beginnings of Modern Natural History*. Chicago/London: Chicago UP, 2002) und Akademien außerhalb der Universität.

haben. Aus diesen Kontroversen lässt sich aber nun kein gleichsam von ihnen unberührter oder unberührbarer Wesenskern dessen herauslösen, was immer Wissenschaft war oder sein soll.

Vielmehr ist konkret etwa darauf einzugehen, wie im 19. Jahrhundert ein neuartiger Problemdruck aus der Konstellation Universitätsdisziplin mit zunehmenden Spezialgebieten und Literatur entsteht. Dabei ist nachzuzeichnen, wie Literatur und ihre Medien sich an den nur wenig zeitversetzt anlaufenden Versuchen zur Spezialisierung und Prozessen der Entspezialisierung aushandelnd, also jeweils ermöglichend und oder behindernd, beteiligen. Vorher gab es weder das Bedürfnis nach organisierter disziplinenbildender Forschung, dem die Journale jetzt ein Forum geben, noch den Bedarf an Entspezialisierung, den dann die Kulturzeitschriften und *ihre* Literatur oder *ibr* Essay bedienen werden.⁴⁶ Die Erfahrungen mit dem Vormärz lehren, dass sich die Wissensforschung tiefer auf diese Ein- und Umschmelzung als ein Prozessbündel langer Dauer einlassen muss. Beim heutigen Stand genügt es nicht mehr, dieser Vielschichtigkeit allenfalls familienähnlicher Phänomene mit Äquivokation wie ‚Wissenschaft‘ und ‚Literatur‘ abzuhelfen. Und dieses tiefere Einlassen erzwingt Konsequenzen auf der Ebene der *Forschungsorganisation*: Die von uns geforderte Wissensgeschichte, die historische Wissensformationen multikonstellativ rekonstruieren will, ist weder länger Literaturwissenschaft noch Wissenschaftsforschung.

Werden all diese Faktoren berücksichtigt, so ermöglicht das die geforderte radikale Historisierung: die der Formen der Spezialisierung und der Entspezialisierung, der Diskursivierung und der Interdiskursivierung ebenso wie die der Orte, an denen Wissensgenese beginnt und bis zu denen Wissensverarbeitung fortschreitet. Eine umfassende Modellierung für solche komplexen Interaktionen in Wissensfeldern ist aber kaum schon angedacht. Unsere Beiträge fordern sie jedoch geradezu heraus, so dass sie hier zumindest skizziert werden soll.⁴⁷ Die von uns dazu versuchs halber vorgeschlagene

46 Vgl. zum Essay Stefan Scherer. „Vom Familienblatt zum Rundschau-Modell. Die Kulturzeitschrift der Gründerzeit und ihre Textsorten zur Popularisierung von Technikwissen im Rückblick auf Gutzkows Zeitschriftenprojekt *Deutsche Revue*“. *Karl Ferdinand Gutzkow: Publizistik, Literatur und Buchmarkt zwischen Vormärz und Gründerzeit*. Hg. Wolfgang Lukas/Ute Schneider. Bielefeld: Aisthesis, 2012 (in Vorb.).

47 Zur Komplexität als eigenes Modellierungsproblem siehe John Urry. *Global complexity*. Malden, Mass.: Polity u. a., 2003. Zur Einführung ders. „The Complexity Turn“. *Theory Culture Society* 22/1 (2005): S. 1-15.

Raummetaphorik könnte jedenfalls die Aufmerksamkeit für Gruppierungen und Verteilungen, für Austauschprozesse und komplexe Abhängigkeiten innerhalb eines Wissensfeldes unterstützen und der Selbstverständlichkeit von Telos-Unterstellungen in chronologischen Prozessen Widerstand entgegenzusetzen: Der Blick auf die gesamte Konstellation im Feld will *alle* Formationen auf *allen* ihren ‚Wegen‘ beobachtbar halten – als nicht voneinander trennbare, konzertiert agierende, mehr oder weniger eigensinnige Größen, bei und zwischen denen Wissensprozesse allererst ablaufen können – und nicht nur einzelne ausgewählte und deren punktuelle Wechselbezüge oder Zulaufen auf das Ziel ‚Disziplinierung‘ oder ‚Autonomisierung‘ hin vorab privilegieren. Erst so kann, so scheint uns, sichtbar werden, über welche Fülle an Optionen Epochen oder Kulturen überhaupt verfügen, um das insistent, flexibel und mit hohem *output* zu verhandeln, was für sie relevant ist: in den variantenreich wiederholenden Formen der Thematisierung, der problematisierenden Zuspitzung, der Entdramatisierung, der Aufwertung, der Abgrenzung, der Vermischung, der Verdrängung, der Marginalisierung – an *Orten* und mit *Formen*, die je spezifisch und eben deshalb für die historische Forschung hoch signifikant sind.

III. Flexible Literaturen

‚Literaturen‘ sind auf diesem Feld, so unsere These, wichtige Mitspieler. Um die Positionen angemessen bestimmen zu können, die sie hier jeweils einnehmen können, ist allerdings auf den Anspruch zu verzichten, ‚Literatur‘ ausschließlich und einsinnig als eine spezifische *Form* der *Rede* festlegen zu wollen, die mit und seit der Ausdifferenzierung eines autonomen Literatursystems durchweg von *stabilen*, durch alle Epochen hindurch gleichermaßen geltenden (Alleinstellungs-)Merkmale geprägt ist.⁴⁸

48 Zur Gefahr einer „selbstreferentiellen Selbstblockade“, die mit einer solchen Verabsolutierung der „Ausdifferenzierung“ einhergeht vgl. Claus-Michael Ort, „Systemtheorie und Literatur. Teil II. Der literarische Text in der Systemtheorie“. *IASL* 20/1 (1995): S. 61-178, hier S. 173: „Wird nämlich die funktionale Ausdifferenzierung des Sozialsystems Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts selbst als Prozeß der Autonomisierung, der selbstreferentiellen Schließung und zunehmenden Selbstorganisation oder gar Selbstherstellung der Systemelemente (Autopoiese) konzipiert, sind die Wandlungsprozesse, die zu diesem ‚emergenten‘ Systemzustand führten, nur schwer rekonstruierbar

Allzu überraschend dürfte diese Forderung nicht sein: Denn innerhalb der vielgliedrig und mehrstufig organisierten Wissensfelder einer sich disziplinär organisierenden Moderne sind der deutliche Relevanzgewinn und das große Formen- und Themenspektrum der ‚Literaturen‘ nicht zuletzt mit ihrer *Flexibilität* erklärbar: Durch diese tragen sie mit dazu bei, dass historisch oder sektoriell *je* akute Wissens- und Problembestände *je* variabel und mehrfach perspektiviert, in höheren und geringeren Graden von Konkretion und Abstraktion, in unterschiedlichen Verarbeitungsgeschwindigkeiten, mit Dignität und Zweifelhaftigkeit etc. und unter Sicherung (partieller) Anschließbarkeiten be- und verarbeitet werden können. Einen solchen Grad an Flexibilität gewinnen Literaturen allererst über ihre Autonomisierung – samt der damit verbundenen Verkopplung mit einer sich differenzierenden Printmedialität, in der sie so von Beginn an in *diverse* Interaktionen mit *diversen* Text- und Bildformen und -themen involviert sind.⁴⁹

Der enge und starre Literaturbegriff, auf den ein großer Teil der Forschung bei ihrer Praxis der Beobachtung von ‚Literatur‘ in Wissensfeldern zurückfällt und der sich somit signifikant sogar vom Handbuchwissen unterscheidet, steht dagegen recht deutlich in der Tradition kallistischer und/oder formalistischer Ästhetiken. Er bezieht sich deshalb nur sehr selektiv auf die Vielzahl an Optionen, die im Laufe der Geschichte der Literatur möglich gewesen sind, und er deutet ‚Autonomie‘ bevorzugt als eine Art absoluter Freiheit von Funktionen.⁵⁰ Für unsere Zwecke taugt er deshalb *per se*

oder gar erklärbar.“ Wir bieten unten eine alternative ‚offene‘ Konzeption von ‚Autonomieästhetik‘ an, die selbstreferentielle Traditionsaneignungen und Formvariationen funktional gerade als Voraussetzung für die Koppelung mit nicht-literarischen semiotischen Komplexen pointiert.

- 49 Zum Verhältnis von Sichtbarkeit und Sagbarkeit vgl. Frank/Lange. *Bildwissenschaft* (wie Anm. 36), S. 65-75. – Zu den fein differenzierten Funktionen, die Literatur innerhalb der Gemengelagen einer Zeitschrift übernehmen kann, vgl. Madleen Podewski. *Deutsch-jüdische Schwierigkeiten mit der Moderne. Zur Rolle der Literatur in Ost und West*. Illustrierte Monatsschrift für modernes Judentum (1901-1923), Habilitationsschrift Wuppertal 2011; Madleen Podewski. „Medienspezifika zwischen ‚Vormärz‘ und ‚Realismus‘. Gutzkows *Unterhaltungen am häuslichen Herd*“. *Karl Ferdinand Gutzkow* (wie Anm. 46).
- 50 Das Set an Merkmalen, das hier im Umlauf ist, ist zwar aufs Ganze gesehen variantenreich, in den Einzelpositionen gleichwohl eingeschränkt: Es reicht vom Fiktionalitäts- oder ‚Schein‘-Charakter über (vor- oder gegenbegriffliche) ‚Mehrdeutigkeit/Offenheit‘, ‚Anschaulichkeit‘ und ‚Interdiskursivität‘ bis hin

nicht.⁵¹ Denn die Autonomisierung der Literaturen lässt sich nicht auf *l'art pour l'art* oder Autopoiesis reduzieren, sie entsteht vielmehr erst durch die allmähliche Lösung aus der Diskurshoheit zuerst der Theologie und dann der Philosophie als denjenigen Instanzen, die über die (Rede-)Gegenstände und die Rede-, respektive Darstellungsverfahren der Kunst und über den Zugang zu Sprechpositionen entscheiden. Ausgebildet wird dabei aber gerade kein abgrenzbarer und über eine lange Dauer hinweg identifizierbarer Diskurs mit konstant bleibenden Redegegenständen, Redeweisen und Sprechorten. Stattdessen werden Verhandlungen in Gang gesetzt, in denen je nach Problemlage entschieden wird, was eine Epoche alles unter ‚Literatur‘ verstehen und wo und wie und wie präzise sie literarische Differenz schließlich markieren will. Denn seit der Anspruch auf Autonomie um 1770 erhoben und verfochten wird, sind die Gegenstände selbstgewählt, und insofern sie neuartige Gegenstände wählen kann, muss die Kunst nun angemessene Darstellungsmodi entwickeln. Mit dem Anspruch auf Autonomie kommt so ein Selbstbestimmungs- als Klärungsprozess in Gang: Was überhaupt zum Gegenstand gemacht und wie dargestellt wird, ist dann allererst zu ent-

zu ästhetischer Selbstreflexivität, und es lässt sich korrelieren vor allem mit der ‚Freistellung‘ der Literatur von ‚Verpflichtungen‘ und ‚Einschränkungen‘, denen nicht-literarische Diskurse unterworfen sind, mit der Möglichkeit zur ‚Subvertierung‘ disziplinärer Grenzen in der Ansiedlung in ‚Zwischenräumen‘ etwa oder mit der Möglichkeit zum Entwurf ‚potentieller Welten‘ oder zur (gefahrlosen) ‚Einübung‘ in lebensweltlich relevante Praktiken. Vgl. dazu stellvertretend Peter André Alt, der – in signifikanter Überdeterminierung – *alle* diese Faktoren für die Begründung sowohl der Beziehbarkeit von ‚Literatur‘ auf ‚Wissen‘ als auch für die Wahrung der Autonomie der ‚Literatur‘ ins Spiel bringt: „Beobachtungen dritter Ordnung. Literaturgeschichte als Funktionsgeschichte kulturellen Wissens.“ *Grenzen der Germanistik*. (wie Anm. 17). S. 186-209.

- 51 Nicht zuletzt deshalb, weil hier ganze Komplexe wie etwa operative oder ‚Erbauungsliteratur‘ ebenso wie Markt und Medien als konstitutive Bedingungsfaktoren ausgegrenzt, zumindest aber marginalisiert werden müssen oder – wie in einer Art ausweichender ‚Überreaktion‘ – weil gleich die gänzliche Tilgung der (problematischen) literarischen/ästhetischen Differenz betrieben wird: entweder in ihrer vollständigen Angleichung an die Regeln des Massenmedienmarktes (so markant bei Manuela Günter. *Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert*. Bielefeld: transcript, 2008) oder in der Poetisierung einer *jeden* Rede in den Poetologien des Wissens.

falten – eine Geschichte autonomer Literaturen beginnt als Eruiern und Probieren von Möglichkeiten mit je epochenspezifisch gesetzten Grenzen.

Eben diese Varianzbreite begründet die Leistungsfähigkeit von ‚Literaturen‘ und ermöglicht es, dass sie auch als zentraler Operateur im Feld des Wissens fungieren *können*: Das Spektrum an Möglichkeiten, das ‚Literaturen‘ nur auf diese Weise für sich selbst anzureichern vermögen, erhöht ihre Chancen, Probleme zu identifizieren, zu lösen, Differenzen aufzuheben und Spannungen zumindest auszugleichen, wo nicht zu bewältigen, respektive sie aus neuen Daten allererst zu produzieren und in Debatten einzuspeisen und dabei die Schwellen zu anderen Orten und Funktionsträgern im Wissensfeld niedrig zu halten.

‚Literaturen‘ markieren sich damit nicht ausschließlich und selbstverständlich über ein sicher identifizierbares *Redeverfahren* als solche, und für die angemessene historische Erfassung ihrer genuinen Leistungen reicht der Blick allein auf die *Textform* nicht aus – und erst recht nicht der auf einen *Einzeltext*. Anlass für solche Vorannahmen geben jedoch *Routinen*, welche sich im Laufe der Geschichte von ‚Literaturen‘ im Umgang mit ihnen verfestigt haben und welche die ‚Evidenz‘ ihrer Erkennbarkeit plausibel erscheinen lassen. Wir plädieren hier dafür, diese Routinen nicht einfach zu verwerfen, sondern sie selbst einmal unter dem Dach des Wissens zu verhandeln. So betrachtet, ist der literarische Text eine spezifische *Performanz von Wissen um Literatur*: Er führt eben nicht nur legitime Darstellungsgegenstände vor, er führt auch genuine literarische Formprinzipien auf. Neben dieses *implizite*, in die Formgestalt inkorporierte Wissen über die Rederegeln der Literatur, das somit *praktiziertes Regelwissen* um die wohlgeformte Produktion von literarischen Texten wird (auch unter den Bedingungen von Variation, Autonomie und Innovation), kann unter spezifischen historischen Bedingungen auch *explizites* Wissen um ‚Literatur‘ treten. So bildet sich unter der Bedingung von Autonomie *notwendig* ein intraliterarischer Diskurs aus, der die Regelpoetik und (philosophische) Ästhetik sowie die extraliterarische Literaturkritik der älteren Zeitschriften und Rezensionsorgane ablöst, die noch überwiegend außerliterarische *und* vor-autonomieästhetische Wertungskriterien an sie herantragen. Um 1800 kommt es dann zu einer Verzweigung in die literaturaffine und literaturmimetische Kritik seit der Romantik (Friedrich Schlegel) und in die selbstreflexive metapoetische Ebene der literarischen Texte selbst. Letztere kann implizit (in Ausschnitten) die gesamte bisherige Formgeschichte der Literaturen aller Zeiten und Völker für den Bedarf an neuen literarischen Formen aufrufen und ausbeuten (Ludwig Tieck), hierbei

sowohl mit der Literaturübersetzung (Schlegel-Tiecks Shakespeare) als auch mit der Sprachwissenschaft (August Wilhelm Schlegel) (vorübergehend) Bündnisse eingehen. Die Selbstbezüglichkeit von Literatur seit Klopstocks und Hölderlins Erschließung der antiken Traditionsbestände, Wackenroders und Tiecks Erschließung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Formtraditionen als Rückgriff *und* kombinatorische Innovation führt so dem Autonomieanspruch leistungsfähige Verfahrensweisen zu. Als intratextuelle Selbstverständigung, also als Poetologie im literarischen Text selbst (etwa als Fiktionsbruch durch das Theater auf dem Theater auf dem Theater bei Tieck), versucht Literatur schließlich auch extraliterarische Ansprüche wie die der überkommenen Literaturkritik oder der philosophischen Ästhetik zurückzuweisen, indem sie diese selbst betreibt. Das Beispiel zeigt, wie sich alte Allianzen (Regelpoetik, alte Literaturkritik, Literatur) lösen und (temporär) neue Bündnisse (Literatur, Philologien, romantische Literaturkritik) bilden.

Diese Evidenz aus Routinen, also die Bestätigung von literarischen Mustern durch ihre rekursive Verwendung, entbindet die Forschung allerdings nicht davon, deren Bedingungen und den Institutionen ihrer Stützung immer erneuerte Aufmerksamkeit zu widmen. Eine solche Aufmerksamkeit verdienen sie dann umso mehr, wenn sie – wie in unserem Fall im Vormärz – heftig umstritten sind und *auch* Rekursivität (zeitgenössisch als ‚Epigonalität‘ gefasst) gerade dazu genutzt wird, aus den Routinen (hier: der Klassik und Romantik) hinauszuführen. Wie schwer eine aus den Beständen arbeitende Diffusion neuer Literaturkonzepte selbst am Einzelfall zu rekonstruieren ist, zeigt das Beispiel Heine.⁵²

Doch ist (nicht nur) hier zu berücksichtigen, dass sich mit der Freisetzung von fremd werdenden Präskriptionen und mit der Notwendigkeit zur Selbstbestimmung innerhalb des Wissensfeldes, das sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer weiter differenziert und immer mehr (und andere) Akteure für seine Regulierung ins Spiel bringt, zugleich auch ein Neben- und Miteinander an Optionen für ‚Literaturen‘ öffnet: Denn sowohl deren Position als auch deren ‚Grenzen‘ lassen sich hier nun ebenfalls feiner skalieren und variantenreicher gestalten – mit den sich vervielfältigenden medialen und institutionellen (Sprech-)Orten, an die sie angekoppelt sind, mit den Formen, Themen und Darstellungsmustern, mit paratextuellen

52 Vgl. dazu Madleen Podewski. *Kunsttheorie als Experiment. Untersuchungen zum ästhetischen Diskurs Heinrich Heines*. Frankfurt a. M. u. a.: Lang, 2002.

Verfahren der Textklassifizierung und nicht zuletzt mit ihrer institutionellen und medialen Platzierung. Eine Markierung als ‚Literatur‘ kann eben deshalb auf unterschiedliche Weisen geschehen und dabei ein je eigenes (und mehr oder weniger autonomes) Objekt ‚Literatur‘ konstituieren.

Unterhalb und quer zu diesen Formen der Selbstmarkierung ist darüber hinaus auch noch mit je historisch signifikanten Verteilungsflüssen von Themen und Formen zu rechnen: Tropen und Figuren, Narrative, *plots*, *discours*-Verfahren, Sprechsituationen oder Charakter- und Situationskonzepte⁵³ ‚gehören‘ nicht allein der Literatur und sind damit nicht zwangsläufig auch ‚Literatur‘, sondern können ebenso für Bereiche relevant sein, die innerhalb einer Epoche oder innerhalb eines ihrer Sektoren mehr oder weniger deutlich als nicht-literarische Formen gehandelt werden (vgl. dazu das dietätische Schrifttum im Beitrag von Karin S. Wozonig). Mit dem Gebrauch solcher *Formen* muss aber durchaus nicht alles Wissen ‚poetologisch‘ werden, denn vielgliedrige und fein gestufte Wissensfelder lassen unterschiedliche Zugehörigkeiten zu: Eine Grenztilgung auf der Ebene der Formen muss deshalb nicht unbedingt auch mit einer solchen auf der Ebene der Selbstexplikationen oder den Ebenen der medialen und institutionellen Verortung synchronisiert sein.⁵⁴ Neben einer *Signifikanz der Form* ist also auch die *Signifikanz des Ortes* von Wissen sowie die *Signifikanz der Verteilung im Feld* herauszuarbeiten. Gerade hier wäre es durchaus interessant zu klären, unter welchen konkreten Bedingungen und warum und wofür formale Ähnlichkeiten etwa in expliziten Klassifikationsrastern getrennt gehalten werden (müssen) und etwa eine Unterscheidung zwischen ‚Medizin‘ und ‚Literatur‘ trotz der gemeinsam geteilten Narrative der ‚Fallgeschichte‘ zu leisten ist. Zu fragen bleibt also immer nach der je spezifischen *Verteilung* von Darstellungsformen und -themen, nach den Grenzen, denen ihre Zirkulation unterliegt, und nach ihrem *Zusammenspiel mit allen anderen Optionen*, mit denen sich Grenzen oder Zusammengehörigkeiten markieren lassen.

53 Jürgen Link fasst solche Formen als „elementare Literatur“, die in „institutionalisierte Literatur“ nur über Zusatzinstanzen und -verfahren überführt werden kann; an denen zeigen seine Arbeiten zum „Interdiskurs“ allerdings wenig Interesse (vgl. Jürgen Link. *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*. München: Fink, 1983).

54 Vgl. Jürgen Fohrmann. „Darstellung. Über die Beziehung von Wissenschaft, Literatur und Stil in der ‚Kunstperiode‘“. *Zukunft der Literatur – Literatur der Zukunft. Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft*. Hg. Reto Sorg/Adrian Mettauer/Wolfgang Proß. München: Fink, 2003. S. 93-103.

Erst wenn ‚Literaturen‘ solchermaßen als eine Formation mit flexiblen, d. h. mit scharfen und weniger scharfen und vor allem mit dabei vielschichtig gezogenen Grenzen konzipiert sind, ist ihre Rolle als Mitspieler im Feld des Wissens angemessen zu erfassen. Welches Wissen dabei auf welche Weise adaptiert, verarbeitet, transformiert, korrigiert oder selbst generiert wird, ob es Konkurrenzunternehmen oder nur kaum abweichende Varianten solcher literarischen Produktivität gibt und ob und wie die Epoche dieser Arbeit Aufmerksamkeit schenkt, sie als eigenständige Leistung hervorhebt, sie abqualifiziert, in Randzonen verschwinden lässt oder in Massenmedien verschiebt, bleibt allererst in multifaktoriellen Analysen herauszuarbeiten.

IV. Grundlagen einer Wissensgesellschaft im Vormärz

Bislang hat man versucht, auch in der Literaturgeschichte die Phase nach der Goethezeit durch politische Einschnitte zu markieren, sei es als Gesellschaft und Kultur unter dem Druck der nachnapoleonischen Restauration, sei es als dagegen opponierende liberale oder radikale Teilgesellschaften im Blick auf die Revolutionsversuche zwischen 1830 und 1848. Die jüngere wissenschaftliche Forschung hat ohne Bezug auf diese literatur- und kulturgeschichtliche Debatte einen mindestens ebenso bedeutsamen Einschnitt im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts herausgearbeitet: Nach ihrem „Aufbruch in der Renaissance (1450-1580)“ komme „im Revolutionszeitalter (1780-1820)“ die „Entstehung der modernen Wissensgesellschaft“ als ein Prozess langer Dauer zum Abschluss, argumentiert der Band *Macht des Wissens*.⁵⁵ Während es von der Frühen Neuzeit her kommend also so aussieht, als sei die Wissensgesellschaft um etwa 1820 ausgebildet und nur mehr inneren Wandlungen unterworfen, haben sich einige breit rezipierte Einzelstudien gerade der hiermit implizierten Grenze angenommen und die Zone des Übergangs nachgezeichnet.⁵⁶

55 Richard van Dülmen/Sina Rauschenberg (Hg.). *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2004. S. 11ff, S. 585ff.

56 Jonathan Crary. *Techniken des Beobachters. Sehen und Moderne*. Dresden/Basel: Verlag der Kunst, 1996, datiert in die Jahrzehnte „vor 1850“ (S. 11) mit einschneidenden Veränderungen „vor allem in den zwanziger und dreißiger Jahren“ (S. 25) die „Emergenz von Modellen des subjektiven Sehens“ (Jonathan

Im Sinne dieser Einzelstudien wollen auch wir unser Verständnis des Vormärz als signifikante *wissens*geschichtliche Phase skizzieren. Dabei soll die Begründung eines Zusammenhangs von Wissenschaft und literarisch-print-medialer Kultur besonders bedacht werden. Schon Jonathan Crary arbeitet die „komplexe Verknüpfung von naturwissenschaftlichem und ästhetischem Diskurs“⁵⁷ heraus und lässt dabei die epistemische Grundlage dieses Zusammenhangs vor allem im Gegensatz zweier quasi-epistemischer Apparate anschaulich werden: dem von *Camera obscura* und Stereoskop. Eine Vorgeschichte des Vormärz ist demzufolge soweit zurück zu verfolgen, bis diese Grundlage selbst in den Blick kommt. Der Blick auf diese Vorgeschichte hat zu klären, warum es notwendig ist, den einst marginalen ästhetischen Diskurs nunmehr als einen genuinen und unabdingbaren Teil der Wissensgeschichte zu begreifen. Diese Notwendigkeit resultiert aus der historischen Gleichursprünglichkeit zentraler Bestimmungen von Wissenschaft und Kunst, die, so unsere These, dem Vormärz/Biedermeier noch ebenso zugrunde liegt.

Mit der historischen Gleichursprünglichkeit spezifischer Bestimmungen von ‚Wissenschaft‘ und ‚Kunst‘ soll hier eine Episteme erfasst werden, die sich mit dem Projekt der europäischen Aufklärung etabliert.⁵⁸ Als zentrales Element bildet sich dabei im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts ein Konzept von *aisthesis* heraus, das einerseits die sinnliche Wahrnehmung der Natur gegen die rein rational-kognitive des klassischen Zeitalters (Descartes, Newton) zunächst ins Recht setzt (Baumgarten, Meier) und schon bald privilegiert (la Mettrie). Andererseits ist *aisthesis* auch eine Lehre von der angemessenen, das heißt: ebenfalls nicht mehr rational-mathematischen Darstellung *more geometrico*, sondern nunmehr in einem anschaulich-sinnlichen Modus, wie er vordem den Künsten vorbehalten war und bis dahin zu ihrer Abwertung als mindere Beschäftigung mit den niederen sinnlichen Wahrnehmungen geführt hatte.

Crary. *Aufmerksamkeit. Wahrnehmung und moderne Kultur*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002. S. 21) als Voraussetzungssystem der Moderne in der Kunst. Lorraine Daston/Peter Galison: *Objektivität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007, vermuten „um 1850“ die Genese der Leitunterscheidung von Subjektivität und Objektivität als abgeschlossen und Objektivität „[s]eit etwa 1860 [...] in den Wissenschaften dominant geworden“ (S. 28).

57 Crary. *Techniken* (wie Anm. 56). S. 83.

58 Vgl. Frank Grunert/Friedrich Vollhardt (Hg.). *Historia literaria. Neuordnungen des Wissens im 17. und 18. Jahrhundert*. Berlin: Akademie, 2007.

Nach der Begriffsverengung im ausgehenden 18. Jahrhundert, die bis heute (auch in den oben skizzierten Debatten um Wissenschaft und Literatur) nachwirkt, ist diese enge Bindung von Naturforschung mit den Sinnen an sinnlich anschauliche Naturdarstellung, die in der Lyrik der Physikotheologen Brockes und Haller einmal allgegenwärtig war, unverständlich geworden. Stattdessen wird Aufklärung mit ihrem Gegner, dem Rationalismus und seinem Primat der Vernunft vor der Sinnennatur, identifiziert und werden die Naturwissenschaften als einem kontinuierlichen Programm der Mathematisierung verbunden gedacht.⁵⁹

Seit der Verknüpfung von philosophischer Aufwertung der Sinneswahrnehmung und sinnlicher Darstellung diesseitiger Welt beginnt jedoch die Koevolution einer empirie-orientierten Wissenschaft und einer von rational-diskursiven Zwängen zunehmend freigestellten Kunst.⁶⁰ Beide verdanken ihren Aufstieg der aufklärerischen Gegenstellung zum Rationalismus des klassischen Zeitalters. Beide sind über die neuartige, anti-intellektualistische Privilegierung der diesseitigen Sinnenwelt als *des* zu erforschenden und angemessen darzustellenden Gegenstandes, kurz: im aufgeklärten Programm der *aisthesis* als Wechselverweis von Wahrnehmung und Darstellung unauflöslich miteinander verbunden.

Dieses aufklärerische Programm, das rasch in allen Gebieten des Wissens Fuß fasst und die Erfahrungswissenschaften auch vom Menschen bis hin zum (Zeitschriften-)Projekt einer „Erfahrungsseelenkunde“ bei Karl-Philipp Moritz begründet, bleibt nicht unwidersprochen. Widerstände verdichten sich vor allem im Umfeld der deutschen Spätaufklärung⁶¹, die nicht zuletzt auch die Schrecken der Französischen Revolution als politische Konsequenz auf das Konto dieses Programms bucht und dessen Durchsetzung blockiert. Der Idealismus im Gefolge von Kants antiaufklärerischer Restitution der reinen Vernunft schiebt allen skeptischen (Hume) und materialistisch-monistischen Ansätzen der westeuropäischen philosophischen Aufklärung schließlich zunächst einen Riegel vor.

59 Vgl. dazu und zum Folgenden einlässlich Panajotis Kondylis. *Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus*. Stuttgart: Klett, 1981.

60 Vgl. Caroline Welsh/Christina Dongowski/Susanna Lulé (Hg.). *Sinne und Verstand. Ästhetische Modellierungen der Wahrnehmung um 1800*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2002.

61 Vgl. Wilhelm Schmidt-Biggemann. *Theodizee und Tatsachen. Das philosophische Profil der deutschen Aufklärung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1988.

Wie nun diese idealistische Gegenkultur zu einer Spaltung und Umlenkung der Wissensorganisation führt, die weder dem aufklärerisch-encyklopädischen noch dem idealistisch-rationalistischen Programm folgt – das gehört zu den konstitutiven Momenten der Wissensgeschichte des Vormärz. Am „enfant terrible unter den Goetheschen Geisteskindern“⁶², der 1810 erschienenen *Farbenlehre*, lassen sich der Beginn und auch schon einige der Verlaufsrichtungen solcher Prozesse der Verschiebung und Neukonstitution aufzeigen. Der Text ist damit im übrigen keinesfalls das unzeitgemäße und laienhafte Werk eines geradezu exemplarischen genialen Dichters oder romantisierenden Naturphilosophen, als das er die Wissenschaftsgeschichte (der Literaturwissenschaftler) bislang immer wieder erstaunt hat. Vielmehr ist er wegen der hervorgehobenen diskursiven Position seines Verfassers ein besonders markantes Indiz dafür, welche Relevanz den ‚Sinnen‘ nach wie vor zukommt und vor allem *an welchem Ort* und *in welchem Modus* sie präsent gehalten werden – und zwar trotz der institutionellen Stärke der idealistischen Systemphilosophie.

Das zeigt sich zuallererst in der deutlich erkennbaren Latenz gemein-aufklärerischer Wissenschaftsprogrammatiken⁶³: Denn Goethe argumentiert in der *Farbenlehre* zwar in Analogie zum Vorgehen Kants, wonach die Anschauungsformen nicht Eigenschaften der Naturgegenstände, sondern vom Menschen mitgebrachte Rahmenbedingungen der Erkenntnis vor aller Wahrnehmung sind. Im Unterschied zu Kant fasst er sie jedoch nicht als unveränderliche Charakteristika des menschlichen Geistes auf, sondern als veränderliche Eigenschaften des menschlichen Sinnesapparates, deren konkretes Wirken im Wahrnehmungsprozess erst experimentell zu erproben und zu erforschen ist. Damit aber kehrt die *Farbenlehre* zurück zu einem aufklärerischen Gemeinplatz, nämlich der Kritik an einer Naturforschung *more geometrico* und dem als ihren Exponenten identifizierten Newton der *Opticks*.

62 Walter Benjamin. *Johann Wolfgang von Goethe, Farbenlehre*. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Wohlbold. Jena: Eugen Diederichs, 1928 (hier zitiert nach: *Gesammelte Schriften*. Bd. III. Hg. Rolf Tiedemann/Hermann Schwepenhäuser, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970. S. 148-151, hier S. 148).

63 Vgl. Johann Wolfgang Goethe. [„Kautelen des Beobachters“] [28. April 1792, ED 1823: „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“]. *Goethe Werke. Hamburger Ausgabe*. Hg. Erich Trunz. Bd. 13: *Naturwissenschaftliche Schriften I*. Hg. Dorothea Kuhn/Rike Wankmüller. 11., durchgesehene Aufl. München: dtv, 1998. S. 10-20, zu Titelei und Versionsgeschichte S. 565f.

Zugleich stößt die *Farbenlehre* aber auch die Karriere der Sinnesphysiologie und des binokularen ‚subjektiven Sehens‘ an, die zumindest bis zu Hermann von Helmholtz’ *Handbuch der physiologischen Optik* von 1867 reicht und die als *empirische* Naturforschung an den Einzug in eine sich gleichfalls wandelnde Institution ‚Universität‘ gebunden ist: Hier kann sie sich dann mit großer Geschwindigkeit ausbreiten und binnendifferenzieren. Die Veränderungen, denen sie dabei unterworfen wird, ergeben sich zum einen aus den Prozeduren der Verwissenschaftlichung, vor allem aber aus einem Positionswechsel der Philosophie: Seit ihrer Emanzipation von der Theologie und deren Zensurrecht über die gesamte Universität – beginnend mit Begründung der Universität Halle 1694 auf dem Prinzip der *libertas philosophandi* – als Leitdiskurs des Wissensfeldes fungierend, büßt sie diesen Vorrang nach Hegels Tod und beim Auseinanderbrechen des Idealismus seit den 1830er Jahren ein.⁶⁴

Das wird durch den institutionellen Aufstieg der Philosophischen Fakultät jedoch fast verdeckt. Mit der Autorität Kants in *Der Streit der Fakultäten* 1798 angestoßen, setzt sich der Vorrang dieser auf Erkenntnisgewinn statt auf praktische Berufsvorbereitung durch Lesen des Altbekannten ausgehenden Fakultät durch. Diese programmatische Umstellung auf neues Wissen als Unterwerfung unter die Norm der Vorurteils- wie Zweckfreiheit der Wahrheitssuche kann sich jedoch erst mit der Rückkehr der Wissenschaft *als Forschung* an die Universität voll auswirken, die mit der Gründung der Berliner Universität durch Humboldt 1810 besiegelt wird.⁶⁵ Es ist also

64 Vgl. Collins. *The Sociology of Philosophies* (wie Anm. 45). S. 686: „There was a revolt against Idealism in virtually every national academic system in the generation after university reform was complete. [...] The Germans, who first underwent the Idealist revolution, were the first to repudiate it. After Hegel’s death came Feuerbach and Marx, Helmholtz and Büchner.“ Vgl. auch Klaus Christian Köhnke. *Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus. Die deutsche Universitätsphilosophie zwischen Idealismus und Positivismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1986; *Philosophie und Literatur im Vormärz. Der Streit um die Romantik (1820-1854)*. Hg. Walter Jaeschke. Hamburg: Meiner, 1995.

65 Vgl. Clemens Menze. *Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts*. Hannover: Schrödel, 1975; Dietrich Benner: *Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie. Eine problemgeschichtliche Studie zum Begründungszusammenhang neuzeitlicher Bildungsreform*. 3. erw. Aufl., Weinheim u. a.: Beltz Juventa, 2003; Rüdiger vom Bruch. „A Slow Farewell to Humboldt? Stages in the History of German Universities, 1810-1945“. *German Universities – Past and Future. Crisis or Renewal?*

diese Allianz des Programms ‚Forschung‘ mit der erneuerten Institution Universität, die die Grundlage für den Aufschwung der empirischen Naturforschung auf aufklärerisch-empirischer Grundlage bildet.⁶⁶ Ihr Aufstieg hat den Dominanzverlust der Philosophie zur Voraussetzung, die sich zum universitären ‚Fach‘ verengt; sich neu spezialisierende Disziplinen werden dabei aus der Ordnung der Philosophischen Fakultät ausgegliedert.⁶⁷ War die Fakultät vordem einem philosophischen Einheitsbezug, auch in der Konkurrenz der einzelnen Vertreter⁶⁸, unterstellt, so kehrt sich die Anforderungsrichtung nun um: Die Fachphilosophie hat die Leitidee umfassender Persönlichkeitsbildung trotz der zunehmenden Ausdifferenzierung und Spezialisierung allererst herzustellen; Universalität und Bildung sind nicht länger Vorgabe, woran neues Wissen seine Grenze findet, sondern Postulat. Bringt man zudem das Problematischwerden der ‚Bildung‘ im Erzählen der späteren Goethezeit ins Spiel, so wird erneut deutlich, dass es nicht

Hg. Mitchell G. Ash. Oxford u. a.: Berghahn, 1997. S. 3-27. Humboldt-kritisch: Walter Rüegg. „Der Mythos der Humboldtschen Universität“. *Universitas in theologia – theologia in universitate*. FS für Hans Heinrich Schmid. Zürich: Theologischer Verlag, 1997. S. 155-174; Sylvia Paletschek. „Die Erfindung der Humboldtschen Universität. Die Konstruktion der deutschen Universitätsidee in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“. *Historische Anthropologie* 10 (2002): S. 183-205.

- 66 Vgl. Collins. *The Sociology of Philosophies* (wie Anm. 45). S. 618-687: Kapitel „Intellectuals Take Control of Their Base: The German University Revolution“.
- 67 Vgl. zum ersten Überblick Rudolf Stichweh. „Physik an deutschen Hochschulen: Akademische Kultur und die Entstehung einer wissenschaftlichen Disziplin (1780-1920)“. *Wissenschaft, Universität, Profession* (wie Anm. 2). S. 132-155, hier S. 135: „Physik, sobald sie sich aus der ‚Naturlehre‘ des 18. Jahrhunderts herausgelöst hat, ist immer schon *akademische Wissenschaft* – im Sinne der Abwesenheit von Interaktion mit außerwissenschaftlichen Abnehmern –, und sie ist in einem engeren Sinne *Universitätswissenschaft*, im Unterschied zu manchem allein schon als *Schulwissenschaft* existenzfähigen Fächern. Der *Aufstieg der Physik* in der deutschen Universität ist in dem Augenblick vollzogen, in dem die Abhängigkeit von der Universität reziprok geworden ist – das Fach ein nicht mehr substituierbarer Teil der universitären Kultur ist.“
- 68 Zur Veränderung im Charakter der Auseinandersetzungen vgl. Olaf Briese. *Konkurrenzen. Philosophische Kultur in Deutschland 1830-1850. Porträts und Profile*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 1998.

nur institutionelle Momente sind⁶⁹, die eine Verzweigung und Vermehrung des Wissens anregen: Das kompensatorische Konzept ‚Bildung‘ verliert an Überzeugungskraft (zu ‚Handlung‘ und ‚Person‘ unter der Bedingung von Kontingenz vgl. den Beitrag von Antonio Roselli).

In der Verbindung von Naturforschung und Literatur aktiviert Goethes *Farbenlehre* schließlich auch den in der Aufklärung gestifteten systematischen Zusammenhang von Kunst und Naturwissen in der *aisthesis*. Sie betreibt Ästhetik, indem die Auseinandersetzung mit den Wahrnehmungsgrundlagen von Erkenntnis unmittelbar die Voraussetzungen für die künstlerische Darstellung berührt. Damit gehört die *Farbenlehre* notwendig auch zur *Selbstverständigung der Literatur* (vgl. dazu auch den Beitrag von Christoph Schmitt-Maaß), und diese wird gezielt nicht auf dem Feld der *philosophischen* Ästhetik ausgetragen, das seit Kants *Kritik der Urteilskraft* von allgemeinen Bestimmungen des Schönen und Erhabenen unter Absehung von der tatsächlich differenzierten Entwicklung der Künste beherrscht wird. Vielmehr ist sie – und eben das begründet einen vormärzspezifischen Zusammenhang von Naturforschung und Literatur – eingestellt in das Umfeld protodisziplinärer Formationen, die einen breiten grenzüberschreitenden Austausch auch mit den Künsten fordern und ermöglichen: hier im Bezug auf die Physiologie, die „zwischen 1820 und 1840 noch [...] kein eigenständiger akademischer Forschungszeitung“ war und sich vielmehr „aus den Arbeiten unabhängig voneinander wirkender Wissenschaftler der unterschiedlichsten Disziplinen zusammen[setzte]“.⁷⁰

Die Aufwertung der *aisthesis* aber ist es auch, die das breite Spektrum an Themen und Formen von ‚Literaturen‘ allererst entstehen lässt: Die Höherwertung der Sinnlichkeit und damit auch des Sinnenscheins führt über die doppelte Lösung einerseits von der Autorität außerliterarischer Diskurse

69 Marc Schalenberg/Rüdiger vom Bruch. „London, Paris, Berlin. Drei wissenschaftliche Zentren des frühen 19. Jahrhunderts im Vergleich.“ *Macht des Wissens* (wie Anm. 57). S. 681-699, S. 696 nennen etwa „auf Spezialisierung ausgerichtete[...] Habilitationsanforderungen [und] auf disziplinäre Spezialisierung zielende Eingrenzung der Lehrstuhldenominationen“.

70 Crary. *Techniken des Beobachters* (wie Anm. 56). S. 87. Vgl. dazu auch die Beiträge von Christian Meierhofer und Karin S. Wozony; weitere solcher prädisziplinären Formationen nehmen die Beiträge von Arne Koch und Christoph Schmitt-Maaß (Umfeld Zoologie/Ethnographie/Volkskunde), Robert Suter (Umfeld Zellpathologie), Chenxi Tang (Umfeld Rechtswissenschaft), Robert Leucht und Charlotte A. Lerg (Umfeld Staatswissenschaft) in den Blick.

und andererseits aus den sprachlichen Traditionsbindungen und innerliterarischen Traditionsmustern, das haben wir oben angedeutet, zur Autonomie der Künste. Dieser Anspruch auf Autonomie bleibt nun zwar nicht unwidersprochen; vor allem der philosophische Leitdiskurs, der die Verselbständigung der *aisthesis* ja erst losgetreten hatte, mobilisiert mit idealistischer Erkenntnistheorie und philosophischer Ästhetik die bekannten (und von der Forschung viel zu stark in den Vordergrund gerückten) Gegenkonzepte, die den Vorrang des Geistes restituieren und die Kunst auf von der Vernunft gestiftete Gesetze verpflichten wollen.⁷¹ Davon gleichwohl nicht re-domestiziert, können sich ‚Literaturen‘ selbst nun Gegenständen eigener Wahl zuwenden und sie mit den für sie konstitutiven Fragen der Wahrnehmung und Darstellung kombinieren und kontaminieren.

Und in eben diesen Zusammenhängen ist Goethes *Farbenlehre* nicht nur ein wissenschaftlicher, sondern zugleich auch ein literaturgeschichtlicher Indikator. Gehörte die Klärung von Schwierigkeiten der *aisthesis* zu den Gründungsakten autonomer Literatur etwa in Lessings *Laokoon* (1766/67)⁷², so bedeutet die Rückkehr zu Themen der visuellen Wahrnehmung auch eine

71 Hier hätte eine germanistikgeschichtliche Erörterung über die nachhaltige *und* anhaltende Geringschätzung insbesondere des Vormärz anzusetzen und dazu unter anderem die Prädominanz der Geistesgeschichte in der Konstruktion von ‚Goethezeit‘ zu berücksichtigen, die Hegel gegen Schopenhauer und Feuerbach ausspielen muss, weil ihr letztere zu materialistisch sind. Mit den Vorbehalten Rudolf Hayms gegen die Romantik Tiecks, die noch 1870 hegelianisch als Mangel an ‚Geist‘ begründet werden, zeigt sich die anhaltende Geltung klassizistischer Positionen auf idealistischer Grundlage bereits im ganzen 19. Jahrhundert. In ihren ideologischen Implikationen letzten Endes noch in dieser Tradition stehend, interessieren sich die Verfahren der Werkimmanenz dann mit derselben Haltung auch nicht für den Vormärz. Die dagegen angehende Sozialgeschichte der Literatur entwickelt einen, allerdings nur komplementären (und damit gleichfalls ideologisch geprägten) Gegenentwurf: Im Interesse am bislang ästhetisch Minderbewerteten, sozial Ausgegrenzten und politisch Unterdrückten wertet sie auf, was vorher abgewertet war. Die latente antibürgerliche Gegnerschaft trägt – im übrigen unter Absehung von philosophiegeschichtlicher Forschung – wohl mit dazu bei, das sich ‚Hegel‘ als Modellgeber so hartnäckig hält.

72 Vgl. zur Debatte Monika Schrader. *Laokoon – „eine vollkommene Regel der Kunst“*. *Ästhetische Theorien der Heuristik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Winkelmann, (Mendelssohn), Lessing, Herder, Schiller, Goethe. Hildesheim: Olms, 2005.

Revision der Stellung von Literatur im Gefüge von Wahrnehmung und Darstellung der Wirklichkeit.⁷³ Hatte Lessings Abhandlung die Literatur als Zeitkunst von der Raumkunst der Bildhauerei unterschieden, erstere auf die Darstellung von narrativen Zusammenhängen im Nacheinander, letztere auf das zu Sehen-Geben eines sinnstiftenden, fruchtbaren Augenblicks im Nebeneinander verpflichtend, so bricht diese Zuordnung mit dem vorwaltenden Interesse der *Farbenlehre* am subjektiven Sehen und am binokularen Raum zusammen.⁷⁴ Nach der *Farbenlehre* kann so das Subjekt etwa des Bildungsromans nicht mehr dasselbe sein und wird dessen chronologische Erzählstruktur obsolet. An unseren Beiträgen wird ablesbar, wie das sich entfaltende und zunehmend spezialistische Wissen der Physiologie (des Auges), welches zunächst einmal isolierte Gegenstände beschreibt, mit anderen, sowohl eher verwandten medizinischen Wissensmengen (vgl. die Beiträge von Harald Neumeyer und Karin S. Wozonig) zusammen auftreten kann und somit koalitiert, als auch mit ursprünglich unverbundenen Wissensmengen etwa in den verschiedenen Sparten des Rechts⁷⁵ (vgl. die Beiträge von Chenxi Tang und Robert Leucht) gekreuzt werden kann. Diese multiple Ergründung und Kombinatorik heteronomer Einflussfaktoren bringt nun immer andere Entwürfe des Subjekts⁷⁶ hervor, das sich in einem zunehmend differenzierten und dynamisierten topographischen und sozialen Raum wahrnehmend zu bewegen hat. Neben die großen erzählenden Formen von Dramatik und Roman, die nachhaltig nach einer stabilen Gestalt suchen,

73 Vgl. Gustav Frank, „‘Schöner Schein‘ nach der Goethezeit: Die *Wanderjahre* an den Grenzen einer Ästhetik des Nacheinander“. *Goethe im Vormärz*. Hg. Detlev Kopp/Hans-Martin Kruckis. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 9 (2003): S. 109-140.

74 Vgl. Gustav Frank, „Subjektives Sehen und Eskalation des Raumes in Stifters *Pförtner im Herrenhause*. Epistemische Grundlagen von Bild-Text-Intermedialität“. *Funktionen von Intermedialität: Wert- und Identitätsbildungsprozesse zwischen 1815 und 1848*. Hg. Stefan Keppler-Tasaki/Wolf Gerhard Schmidt. Berlin: de Gruyter (im Druck.)

75 Vgl. dazu auch *Literatur und Recht im Vormärz*. Hg. Claude D. Conter. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 15 (2009).

76 Offensichtlich wird das bei Büchner; vgl. dazu schon früh Günter Oesterle, „Das Komischwerden der Philosophie in der Poesie. Literatur-, philosophie- und gesellschaftsgeschichtliche Konsequenzen der ‚voie physiologique‘ in Georg Büchners *Woyzeck*“. *Georg Büchner Jahrbuch* 3 (1983): S. 200-239.

treten deshalb vor allem wieder kleinere Formen, die sich ausschließlich dem Nebeneinander im sozialen und ideologischen Raum widmen.⁷⁷

An der Entfaltung und Privilegierung der Semantik des Nebeneinanders (vgl. den Beitrag von Antonio Roselli) hat die Kritik an einer grob vereinfachenden Lektüre des Vormärz als ausschließlich politisch bestimmte Epoche anzusetzen.⁷⁸ Denn es ist gerade die für die Politisierung der Bewegungszeit und die Dominanz operativer Formen namhaft gemachte ‚Erfindung der Gegenwart‘⁷⁹, welche die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf die Synchronie und die Problematik des ideologischen Nebeneinanders konkurrierender, einander ausschließender sozialer und politischer Orientierungen verschiebt. Unter dem Druck dieser Gegenwartserfahrung verändert die Konzeption von ‚Geschichte‘ ihren Charakter grundlegend: Wenn Gegenwart zur Gestaltungsaufgabe wird und nicht mehr nur Durchgangsstadium zur gewissen und besseren Zukunft wie in den aufklärerischen und idealistischen Geschichtsphilosophien ist (vgl. die Beiträge von Sientje Maes, Chenxi Tang und Antonio Roselli), gewinnt auch die Vergangenheit neue Wertschätzung als Reservoir von Epochen, die ebenso „unmittelbar zu Gott“ (Ranke) waren wie das Heute.⁸⁰ Und eng damit verbunden wird theoretische Unentscheidbarkeit von Interessenskonflikten im Vormärz auch zum ersten Mal nachhaltig als ‚Nebeneinander‘ in der ‚großen Stadt‘ erfahren und in der Konsequenz ‚Bürgerkrieg‘ zu einem Thema sowohl des historischen Erzählens von vergangenen Epochen (Willibald Alexis) wie des ethnologischen

77 Vgl. Michael Neumann. „‚Totaleindruck‘ und ‚einzelne Theile‘. Kleine Prosa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. *Kleine Prosa. Theorie und Geschichte eines Textfeldes im Literatursystem der Moderne*. Hg. Thomas Althaus/Wolfgang Bunzel/Dirk Götsche. Tübingen: Niemeyer, 2007. S. 89-103.

78 So noch einmal die ältere Vormärz-Forschung resümierend Norbert Otto Eke. *Einführung in die Literatur des Vormärz*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005. S. 17-19.

79 Vgl. Ingrid Oesterle. Der ‚Führungswechsel der Zeithorizonte‘ in der deutschen Literatur. Korrespondenzen aus Paris, der Hauptstadt der Menschheitsgeschichte und die Ausbildung der geschichtlichen Zeit ‚Gegenwart‘“. *Studien zur Ästhetik und Literaturgeschichte der Kunstperiode*. Hg. Dirk Grathoff. Frankfurt a. M.: Lang, 1985. S. 11-76.

80 Vgl. Gustav Frank. „‚Psychologische‘ und ‚soziologische‘ Möglichkeitsbedingungen für Geschichtsmodelle um 1850“. *Vormärz – Nachmärz. Bruch oder Kontinuität?* Hg. Norbert Otto Eke/Renate Werner (Vormärz-Studien 5). Bielefeld: Aisthesis 2000, 85-124

Erzählens von fremden Kulturen (Charles Sealsfield) respektive von im Prozess der Industrialisierung ‚zurückbleibenden‘ (das Land der Dorfgeschichten Berthold Auerbachs; vgl. dazu den Beitrag von Christoph Schmitt-Maß) und ‚entstehenden‘ Teil-Kulturen in der eigenen, diesmal urbanen Mitte (Proletariat der Sozialromane Ernst Adolf Willkomm und Kriminalnovellen des Juristen Hubertus Temme).

V. Denkfiguren des Vormärz

Doch noch einmal zurück zur *Farbenlehre*: Mit ihr lassen sich einige der komplexen Verwerfungen nachzeichnen, die sich am Übergang zwischen Goethezeit und Biedermeier/Vormärz vollziehen. Wir wollten dabei darauf aufmerksam machen, dass der Nukleus der Neujustierung der Literatur im Wissensfeld das von der Aufklärung aufgegebene, von Klassik und Romantik ungelöste Problem der *aisthesis* ist. Reagiert wird jetzt auf diese Problemstellung innerhalb eines modifizierten Konglomerats aus neuen und veränderten Zuständigkeiten: Wir haben die Naturwissenschaften als ‚Forschung‘, die protodiskursiven Formationen aus dem Umfeld der Physiologie, die philosophische Erkenntnistheorie und Ästhetik und die autonomisierte Kunst benannt, die bekanntermaßen um 1830 zu epigonaler Transformation wie radikaler Kritik der „Kunstperiode“ (Heine) übergeht.⁸¹ Deutlich zu machen war auch, dass die jeweiligen Funktionen und Positionen erst im Blick auf das Wissensfeld insgesamt, in der Abhängigkeit und im Zusammenwirken aller Mitspieler, verstehbar werden. Daraus aber folgt, dass die Frage nach den Beziehungen zwischen ‚Literatur‘ und ‚Wissen(schaft)‘ weder in der Goethezeit noch im Biedermeier/Vormärz *systematisch* – etwa im Rahmen einer Text-Kontext-Theorie – zu stellen und zu beantworten, sondern von den skizzierten *historischen Zusammenhängen selbst* aufgegeben ist.

Das Profil einer eigenständigen Phase gewinnt Biedermeier/Vormärz dann über einen spezifischen Umgang mit den skizzierten Verschiebungen, der hauptsächlich geprägt ist von 1. (relativer) *epistemischer Offenheit*. Das idealistisch-systemphilosophische Verfahren der Goethezeit, alle Wissens Ebenen mittels der Denkfigur der ‚Dialektik‘ miteinander zu vermitteln,

81 Vgl. dazu Michael Vogt: „... die Kunst hat kein Heil, als das Leben!‘ Zum literarischen Paradigmenwechsel um 1830.“ *Literaturkonzepte im Vormärz*. Hg. Michael Vogt. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 6 (2000): S. 49-81.

verliert seine Plausibilität für die Bewältigung der nun anstehenden Probleme; neue, allgemein anerkannte Lösungsstrategien stehen aber noch nicht bereit. Ebenso wenig sind entsprechende Zuständigkeiten schon geklärt. So muss und kann in dieser Phase nicht nur wissenschaftlich, sondern auch mit Aufgabenverteilungen und Verfahren auf dem Wissensfeld ‚experimentiert‘ werden. Mehrere Optionen und Akteure werden so ins Spiel gebracht und sind vor allem auch in ihrer Begrenztheit und Vorläufigkeit ausdrücklich akzeptiert.⁸² Damit aber gerät das Wissen auf eine vormärz-spezifische Weise in Fluss: Wissensbereiche sind nicht scharf voneinander abgegrenzt, weil etwa Denkmodelle und Darstellungsformen für verschiedene Wissensbereiche taugen (für den Aphorismus und Formen kleiner Prosa vgl. den Beitrag von Christian Meierhofer, für Erzählformen die Beiträge von Christoph Schmitt-Maaß und Arne Koch), weil für einen Themenkomplex mehrfach und parallel und eventuell sogar in Personalunionen Zuständigkeiten beansprucht werden (vgl. dazu die Beiträge von Christoph Schmitt-Maaß, Robert Suter, Arne Koch, Karin S. Wozonig und Harald Neumeyer) oder weil sich in Medien und Institutionen unterschiedliche Themenfelder und Darstellungsformen mischen können (vgl. dazu den Beitrag von Arne Koch).

Dieser Gemengelage entspricht 2. eine vormärz-spezifische *Flexibilisierung* von ‚Literaturen‘, die erst im Realismus wieder zurückgefahren und *begrenzt* werden wird.⁸³ Sie kann sich hauptsächlich auf die gattungsgeschichtlich wenig normierte Prosa stützen, die von Praxis und Programmatik gleichermaßen insistent aufgewertet wird und zügige Modifikationen und innovative Erweiterungen in den Themenwahlen und Formen erlaubt – von der Romantik noch unter dem Postulat der progressiven Universalpoesie synthetisiert, aber faktisch schon im romantischen Erzählen seit Eichendorffs *politischem* Roman *Ahnung und Gegenwart* (1815) anlaufend:

82 Vgl. dazu Gustav Frank, „Romane als Journal. System- und Umweltreferenzen als Voraussetzung der Entdifferenzierung und Ausdifferenzierung von ‚Literatur‘ im Vormärz“. *Journalliteratur im Vormärz*. Red. Rainer Rosenberg/Detlev Kopp. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 2 (1996): S. 15-47.

83 Vgl. zum Epochenausgang Gustav Frank, „Auf dem Weg zum Realismus“. *Realismus. Epoche – Werke – Autoren*. Hg. Christian Begemann. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2007. S. 27-44. Wie der Beitrag von Robert Suter zeigen kann, gilt das auch für Wissensfelder wie die Zelltheorie, die mit Virchow gleichsam in ihr ‚realistisches‘ Stadium neuer stabiler Grenzziehungen gegenüber zellulären Exzessen in früheren Theoretisierungen übergeht.

Mit Blick etwa auf komplex(er)e Psychen⁸⁴, Stadtphänomene⁸⁵ oder sozial instabile Zonen der Gesellschaft greift sie auf von der Goethezeit gemiedene Darstellungsgegenstände aus, was wiederum sehr gut am Rezeptionsverhalten des alten Goethe abgelesen werden kann, wenn er gegenüber Eckermann (21. Juli 1827) Mazonis europaweit erfolgreichen historischen Roman *I Promessi Sposi* wegen der Beschreibung von Krieg, Hungersnot und Pestilenz kritisiert, weil diese Gegenstände in den Bereich des Häßlichen, Widerwärtigen fielen. Zugleich werden neue Darstellungsverfahren und Erzählmuster im Zeichen des ‚subjektiven Sehens‘ entwickelt (etwa in E.T.A. Hoffmanns letzter Erzählung *Des Vetters Eckfenster*, 1822 für die Zeitschrift *Der Zuschauer*) und dadurch die literarische, nunmehr problematische Zeichenhaftigkeit durchaus im Ausgang von romantischen Vorlagen bewusst gemacht.⁸⁶ Parallel dazu wird auch die Markierung solcher Texte als ‚Literatur‘ flexibler: Sie reicht von deutlich ausgestellter Selbstreflexivität (vgl. den Beitrag von Christoph Schmitt-Maaß) bis hin zur Marginalisierung und Entwertung der literarischen Differenz in der Angleichung an nicht-literarische Redeformen wie in der (Journal-)Prosa vor allem des Jungen Deutschland.

Eine solchermaßen in Themen und Formen dynamisierte ‚Literatur‘, die darüber hinaus auf feste Abgrenzungen verzichten kann, ist in der Lage, im Wissensfeld Vormärz/Biedermeier vielfältige Funktionen zu erfüllen: Sie greift anderswo produziertes Wissen auf, um dessen Problempotential zu reduzieren, die Grenzen bestimmter Verfahren der Wissensgewinnung aufzuzeigen (für die Volkskunde/Culturhistorie vgl. den Beitrag von Christoph Schmitt-Maaß, für die Medizin/Physiologie vgl. den Beitrag von Karin

84 Vgl. dazu exemplarisch Wolfgang Lukas. „Zeit‘ und ‚Psyche‘. Zwei problematisierte Größen in der Erzählliteratur zwischen Goethezeit und Realismus“. *Kodikas/Code. Ars Semeiotica* 19/3 (1996): S. 165-182 und Marianne Wünsch. „Eine neue Psychologie im literatur- und denkgeschichtlichen Kontext. Zur Interpretation von Mörikes *Maler Nolten*“. *Die Literatur und die Wissenschaften* (wie Anm. 5). S. 185-232.

85 Vgl. Susanne Hauser. *Der Blick auf die Stadt. Semiotische Untersuchungen zur literarischen Wahrnehmung bis 1910*. Berlin: Reimer, 1990. v.a. S. 107-154.

86 Vgl. dazu Stefan Scherer. „Naive Re-Flexion. Romantische Texturen, erzählte Theatralität und maskiertes Rollensprechen im *Maler Nolten* (Epigonalität und Modernität eines ‚Schwellentexts‘ in der ‚Schwellenepoche‘“. *Eduard Mörike. Ästhetik und Geselligkeit*. Hg. Wolfgang Braungart/Ralf Simon. Tübingen: Niemeyer, 2004. S. 5-30).

S. Wozonig), um es zu veruneindeutigen und mit anderen Diskursen zu überlagern (vgl. für das medizinisch-psychologische Wissen zur ‚Melancholie‘ den Beitrag von Harald Neumeyer), um verborgene Konfliktpotentiale herauszuarbeiten (für die tragischen Implikationen des Völkerrechts vgl. den Beitrag von Chenxi Tang, für die impliziten Krisen idealistischer Geschichtsmodelle den Beitrag von Antonio Roselli) oder um Parallelverhandlungen zu führen (für solche Homologien zwischen Zelltheorien und Gesellschaftsmodellen vgl. den Beitrag von Robert Suter). Sie kann aber auch die Verknüpfung verschiedenster Themen und Denkmodelle erleichtern (für Geschichts- und Geniekonzepte vgl. den Beitrag von Sintje Maes), und ihr Hang zur Entdifferenzierung ermöglicht die Vermischung mit anderweitigen Darstellungsformen: in den vor allem vom Jungen Deutschland praktizierten Verfahren der „Diskursintegration“⁸⁷ etwa oder in populären Textgattungen (zu Feuchterslebens *Diätetik der Seele* vgl. den Beitrag von Karin S. Wozonig, zu Brehms zoologisch-ethnographischen Texten vgl. den Beitrag von Arne Koch). Schließlich erlaubt das Wissensfeld aber auch die Produktion genuinen und zu diesem Zeitpunkt auch nur *im Wissensmodus* von ‚Literatur‘ möglichen wie zulässigen Wissens.⁸⁸

Von dramatischem Wandel betroffen sind im Vormärz/Biedermeier vor allem die Konzepte der ‚Person‘, ihrer Handlungs- und Vergesellschaftungsfähigkeit (vgl. die Beiträge von Charlotte A. Lerg, Antonio Roselli und Chenxi Tang), die Modelle von ‚Geschichte‘ (vgl. den Beitrag von Antonio Roselli) und von ‚Realität‘ und die Kriterien für wahrheitsfähige Erkenntnis und Wahrnehmung (vgl. den Beitrag von Christian Meierhofer): Diese Komplexe sind es hauptsächlich, die so intensiv wie extensiv in immer neuen Versuchen einer Bearbeitung unterzogen werden. Besonders bedrohlich scheinen dabei der Verlust kompakter ‚Einheiten‘ und die Anhäufung nicht mehr untereinander verbundener Wissens Elemente: Angestoßen werden diese Befürchtungen nicht nur von Erfahrungen sozialer, ökonomischer und

87 Wulf Wülfing erkennt dieses Projekt der „Diskursintegration“ bereits in Gutzkows *Deutscher Revue* von 1835: „Die telegraphischen Depeschen als ‚Chronik des Jahrhunderts‘. Karl Gutzkows ‚Ahnungen‘ von einem Medium der Moderne“. *Karl Gutzkow. Liberalismus – Europäertum – Modernität*. Hg. Roger Jones/Martina Lauster (Vormärz-Studien 6). Bielefeld: Aisthesis, 2000. S. 85-106, hier S. 87.

88 Etwa in der Etablierung eines neuen Wissens über die ‚Psyche‘. Vgl. dazu Wunsch. Eine neue Psychologie (wie Anm. 84).

politischer Instabilität im Nebeneinander konkurrierender Größen, sondern ebenso von den Provokationen des ‚subjektiven Sehens‘ und den neuen, bis ins Mikroskopische gehenden Zergliederungsverfahren. Eingespeist aus dem Umfeld medizinischer, physiologischer und biologischer Wissensproduktion (vgl. die Beiträge von Christian Meierhofer und Robert Suter) droht hier die Eskalation eines wissenschaftlich produzierten Datenüberflusses, der als sinnlich-empirisches Phänomen bereits seit dem 17. Jahrhundert für Beunruhigung gesorgt hatte. Die Lösungen, die für eine ähnliche Problemlage um 1800 noch mit Philosophie und spekulativer Naturforschung gefunden worden waren⁸⁹, taugen jetzt nur noch bedingt, so dass Alternativen gefordert sind.

Die Vorschläge, die im Vormärz/Biedermeier für die Lösung dieses Problemkomplexes aufgeboten werden, sind zahlreich und vielfältig: Sie beginnen mit dem Versuch, auf universale Ordnungsstiftungen zu verzichten und sich stattdessen auf fallweise, je individuelle, auch pragmatische Bearbeitungen zu beschränken, die dann gleichwohl – das zeigt vor allem der Beitrag von Christian Meierhofer – nicht gänzlich auf überkommene Sinnstiftungsbegriffe idealistischer Provenienz verzichten können. Im Rekurs auf ‚Entwicklung‘, ‚Leben‘ und ‚Tat‘, später dann sogar auf ‚Behaglichkeit‘ (vgl. die Beiträge von Karin S. Wozonig, Robert Suter, Antonio Roselli und Christian Meierhofer) werden aber auch alternative Integrationsgrundlagen vorgeschlagen, die nun besser mit Diskontinuität und Heterogenität zurechtkommen sollen. Ebenso möglich bleibt die projektive Auslagerung (und Bekämpfung) vor allem psychischer Größen, die das Subjekt mit inneren Spaltungen bedrohen, in einen frühen Kulturimperialismus (vgl. den Beitrag von Chenxi Tang) und die Aktivierung von Kontrollinstanzen für Wahrnehmungsausschweifungen, wie sie sich in dem Paar Panorama-Panoptikon manifestiert.

Einen spezifisch literarischen Vorschlag für den Umgang mit dem Problemkomplex leistet eine Reihe von Dramen und Erzähltexten, die krisenträchtige Phänomene (immerhin) in sich aufnehmen, sie aber narrativ beschränken oder in ein ästhetisches Problem transferieren (vgl. zu Letzterem den Beitrag von Antonio Roselli): Subjektspaltungen, Wahrnehmungs- und Erkenntnisverunsicherung, Diskontinuität und Heterogenität, instabile

89 Vgl. dazu Madleen Podewski, „Ästhetik und Chemie. Frühromantische Experimente zwischen Kunst und Naturwissenschaft – eine Problemskizze“. *Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft* 15 (2003): S. 13-26.

Sozialgefüge und anonyme Kollektive werden hier im Rahmen von Handlungsverlauf und Figurenkonstellation und in der Wahl erzählter Welten als Devianz abgewertet, mit ihrer Verortung in der ‚großen Stadt‘ regionalisiert oder über die Gestaltung der Erzählsituation distanziert. Ihre gelassen(er)e Berücksichtigung scheint im Vormärz/Biedermeier nur im Umfeld von Komik und Karikatur, vornehmlich also in marginalen Gattungen oder isoliert in ‚kleinen‘ Texten und reproduzierbaren Gebrauchsbildern, möglich zu sein.⁹⁰

Ausgegrenzt oder doch deutlich marginalisiert bleiben hier allerdings die Optionen, die Wahrscheinlichkeitsrechnung und Statistik zu bieten haben. Sie sind in den Staats- und Verwaltungswissenschaften schon seit der Jahrhundertwende bestens etabliert⁹¹ und setzen sich auch in den Naturwissenschaften, die sich allmählich von ihren naturphilosophischen Bindungen lösen und zu modernen Experimentalwissenschaften werden, mehr und mehr durch.⁹² Das Wissen, das hier produziert wird, ermöglicht neue Formen von Voraussage und Kontrolle: Die skizzierten Probleme mit der Vermittlung zwischen ‚Teilen‘ und ‚Ganzen‘ und das für die Phase so krisenträchtige Problemsyndrom aus Diskontinuität, Heterogenität, Partikularität und Relativität werden hier einfach quantifiziert und in Datenserien, Mittelwerten und Skalen auf äußerst effektive Weise entdramatisiert.⁹³

Die nur geringe Reichweite dieser Wissensform weist darauf hin, dass die Austausch- und Zirkulationsprozesse im Wissensfeld Vormärz/Biedermeier nicht durchweg ungehindert verlaufen und durchaus von schwer oder gar

90 Vgl. dazu die Beiträge in *Europäische Karikaturen im Vor- und Nachmärz*. Hg. Hubertus Fischer/Florian Vaßen. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 11 (2005).

91 Vgl. dazu Wolfgang Schäffner. „Buchführung und Statistik“. *Poetologien des Wissens um 1800*. Hg. Joseph Vogl. München: Fink, 1999. S. 123-144.

92 Vgl. dazu schon Michael Heidelberger. „Wandlungstypen in den Baconischen Wissenschaften im Deutschland des frühen 19. Jahrhunderts“. *Philosophia naturalis* 20 (1983): S. 112-126.

93 Einlässlich dazu Jürgen Link. *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. 4. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2009; zum spezifischen Moment des Biedermeier im Prozess der Normalisierung gleichfalls schon Jürgen Link. „Der Anteil der Normalität an der Bifurkation Romantik vs ‚Biedermeier‘“. *Zwischen Goethezeit und Realismus. Spezifik und Wandel in der Phase des Biedermeier*. Hg. Michael Titzmann. Tübingen: Niemeyer, 2002. S. 197-211.

nicht zu überwindenden Schwellen durchzogen sind – wohlgermerkt, und dies ist für unser Konzept von Wissenskulturen hoch relevant – auf der Ebene *sprachlich* modellierter *Denkfiguren*. Dass die Trennung der Zahlen vom Geist auf institutioneller Ebene schon weniger scharf verläuft, zeigt ein Blick in die Geschichte der Staats- und Verwaltungswissenschaften, die dort vereinigen, was sich ideologisch auszuschließen scheint. Ähnliches gilt für Produktions- und Distributionsinstanzen wie den Buchmarkt mit seinen ganz anders gelagerten Segmentierungslogiken.⁹⁴

Wie wichtig aber im Biedermeier/Vormärz das Wissen in Bild und Schrift und jenseits von Zahlenreihen ist, zeigt das Avancement, das ein bestimmter Sektor der Printmedien seit den 1820er Jahren nimmt: Die Konversationsblätter, die literarisch-kulturellen Zeitschriften, die Magazine und Journale, die Kalender und Almanache und später auch die Heller- und Pfennigmagazine bilden jetzt ein ausgesprochen breites Spektrum an Pressetypen aus, die zudem auch in sich selbst noch einmal modifiziert sein können.⁹⁵ Exklusiv und gezielt bedient wird mit ihm ein neuer und ganz offenbar sehr intensiver Bedarf an einem spezifischen, kleinteilig differenzierten Umgang mit ‚Empirie‘: Hier wird ‚Mannigfaltiges‘⁹⁶ (dieser Begriff erscheint immer wieder in den Quellen unserer Beiträger) in der Kombination von unterschiedlichen Formen und Themen angereichert. Unterstellt ist diese Vielfalt nunmehr *nichtdiskursiven* Formen der Kohärenz, die sich aus der Selektion des Materials und dessen medienspezifischer Anordnung und Aufbereitung in Typographie, Layout und diversen anderen Strukturierungselementen wie Heft- und Jahresinhaltsverzeichnissen ergeben. In solchen Zeitschriften ist das (diskursiv) unverbundene Nebeneinander des Heterogenen nicht krisenträchtig, es ermöglicht vielmehr eine (je nach Pressetyp begrenzte) Versammlung all derjenigen Optionen, mit denen sich Probleme artikulieren und bearbeiten lassen. Das erleichtert den Austausch und den Vergleich, kann Entscheidungen oder den Entwurf weiterer Alternativen anregen.

94 Vgl. *Literaturbetrieb und Verlagswesen im Vormärz*. Hg. Christian Liedtke. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 16 (2010).

95 Alfred Estermann (*Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1815-1850. Bibliographie. Programme. Autoren*. München u. a.: Saur, 21991) errechnet für diese Medien die enorme Zahl von 60.000 Textbeiträgern (Bd. 10, S. VII).

96 Vgl. die dafür überzeugende Materialpräsentation bei Reinhart Meyer. *Novelle und Journal. Erster Band. Titel und Normen. Untersuchungen zur Terminologie der Journalprosa, zu ihren Tendenzen, Verhältnissen und Bedingungen*. Stuttgart: Franz Steiner, 1987.

Hier, bei den Zeitschriften, liegt ein für Vormärz/Biedermeier zentraler Ort der Wissensintegration, an dem aber nicht nur dafür gesorgt ist, dass das thematisch und formal Verschiedene interdiskursive Beziehungen unterhalten kann. Wichtiger noch ist, dass sich dabei Arbeitsteilungen zwischen den verschiedenen Darstellungsformen ausprobieren lassen, indem ihnen innerhalb der materialen Ordnung und der heterogenen Zusammenstellungen der Zeitschriftenhefte je spezifische und immer wieder neue semantisch-ideologische Aufgabenfelder zugewiesen werden können. Späterhin dann verfestigen sich solche Zuständigkeiten, nicht nur in der Disziplinierung der Wissenschaften und im Rückzug der ‚Literatur‘ auf identifizierbare Verfahrensweisen von ‚Kunst‘ im Realismus, sondern auch im Umfeld solcher Publikumszeitschriften: Die Familien- und Kulturzeitschriften etwa werden selbst zu Spezialisten, die für ‚Literatur‘ und ‚Bild‘ eigenständige und stabile Funktionen vorsehen: Die diffusen Gemengelagen des Vormärz/Biedermeier sind *vorläufig* geklärt.

Christian Meierhofer (Bonn)

Vom Jenseits der Objektivität

Erkenntnisgewinn und Erfahrungsaufbau in der literarischen und wissenschaftlichen Prosa vor 1848

Spätestens in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts zeichnet sich eine wissenschaftshistorische und erkenntnistheoretische Umbruchsituation ab, die einerseits mit der nachkantischen, auch begrifflichen Herausbildung von Subjektivität und Objektivität zu tun hat, andererseits von einer zunehmenden Differenzierung des Wissens und gleichzeitigen disziplinären Bestrebungen nach einheitlichen Erkenntnissen gezeichnet ist. Gleichwohl ist etwa Theodor Mundt im ersten Band der *Dioskuren* (1836) davon überzeugt, dass Wissenschaft und Kunst – als die beiden Fixpunkte der Nation – über jedwede Unsicherheit hinweghelfen:

Für den Deutschen aber sind die beiden Dioskuren: *Wissenschaft* und *Kunst* allezeit die größten Erretter gewesen: sie umstanden als leitendes Gestirn die hauptsächlichsten Wendepunkte seiner Geschichte, und unter ihren walten- den und lösenden Einfluß muß man mit deutschen Hoffnungen und Strebungen immer zurückkehren.¹

Der Gebrauch dieser Kollektivsingulare mag vielleicht noch dazu dienen, die Gegenstandsbereiche der Zeitschrift abzustecken, kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass beide im Grunde nicht mehr problemlos verwendet und aufeinander bezogen werden können. Bereits ein Jahr später bemerkt Karl Rosenkranz im selben Organ:

Endlich aber dringt sich uns je länger je mehr die Ueberzeugung auf, daß, ohne Kant's Bestrebungen in ihrer Totalität zu würdigen, auch eine durchgreifende Erkenntniß der ganzen abgelaufenen Culturperiode, des geheimen Nexus zwischen den Meistern der Kunst und Wissenschaft unmöglich wird.²

1 Theodor Mundt. „An K.A. Varnhagen von Ense“. *Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe* 1 (1836): o. S.

2 Karl Rosenkranz. „Die Gesamtausgabe der Kantischen Schriften“. *Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe* 2 (1837): S. 18-35, hier S. 29.

Von Wissenschaft und Kunst lässt sich nicht mehr mühelos als Komplementärpaar sprechen. Die Bestimmung der aktuellen Kulturperiode wird so erschwert. Sie vollzieht sich zumindest vorerst *ex negativo*, als Abgrenzung zur abgelaufenen. Hierbei entsteht, so die These, eine veränderte Bezugslogik, die zu einer neuen Ästhetik herausfordert und Kunst und Wissenschaft entsprechend neu ins Verhältnis setzt, auch weil parallel hierzu die sich verzweigenden Naturwissenschaften den empirisch messbaren Untersuchungsobjekten einen in der zeitgenössischen idealistischen Naturphilosophie bis dato undenkbar hohen Stellenwert einräumen. Diese neue Ästhetik ist durchdrungen von den Termini und Vorstellungen der jetzt wirksamen Naturwissenschaften und setzt insofern einen Prozess der begrifflichen Diffusion und Infiltration in Gang. Sie versteht sich als Wissenschaft vom Schönen, das aber nicht nur die Kunst, sondern auch die Natur betrifft und nach begrifflicher Klärung verlangt. Für die wissenschaftliche wie für die literarische Prosa bedeutet die Entwicklung der Ästhetik auch eine Umstellung der Darstellungsverfahren auf die noch recht unbestimmte Situation. Der mikroskopische Blick der Naturwissenschaften führt zur Beobachtung kleinster Teile. Textlich wird darum ebenfalls auf Verknappung zu kleinster, aphoristischer Prosa gesetzt. Diese Entwicklung verläuft jedoch nicht einfach je für sich, sondern erweist sich als Explorationsphase des eigenen Selbstverständnisses unter den Bedingungen von Gegenteiligem.

1. Naturwissenschaft und Ästhetik

In seiner frühen Abhandlung über Walter Scotts Romane, die 1823 in den *Jahrbüchern der Literatur* erscheint, votiert Willibald Alexis für eine gegenstandsnahe literarische Darstellung von Wirklichkeit. Sie bestimmt das Verhältnis zwischen dem Autor, seiner Darstellungsabsicht und dem Leser maßgeblich:

Zwar verhindert die strenge Objektivität den Dichter, seine Ueberzeugung klar auszusprechen – sein Gefühl schwankt vielleicht selbst – aber aus der Dichtung kann jeder, der überhaupt den objektiven Geist eines Dichters von den Worten, welche dessen Personen sprechen, zu unterscheiden versteht, den Schluß ziehen.³

3 Willibald Alexis. „The Romances of Walter Scott“. *Jahrbücher der Literatur* 22 (1823): S. 1-75, hier S. 7.

Die vom Autor geforderte Objektivität des literarischen Textes ergibt sich demnach nicht aus der Handlung oder der Figurenrede, sondern wird gewissermaßen ins Jenseits des Erzähl- oder Darstellungszusammenhangs verlagert. Hier muss sie vom Leser erschlossen und nachvollzogen werden. Insbesondere der historische Roman seit Scott sichert so – vor dem Hintergrund historischer Diskontinuität durch die Französische Revolution – „die Annahme eines sinnvoll geordneten und fortschreitenden Geschichtsprozesses.“⁴ Alexis ist demgemäß davon überzeugt, dass „die objektive Darstellung der mannigfachen Erscheinungen des Lebens die Hauptsache des Romans ausmacht.“⁵ Objektivität gilt ihm aber nicht nur für den Roman als Maßstab. Sie avanciert zum gattungsübergreifenden Kriterium:

Das höchste Gesetz aller Poesie ist Objektivität. [...] Der Dichter muß nach der möglichsten Objektivität ringen. Auf gleiche Art mit ihm der Leser, indem er sich in die Schöpfungen des Kunstwerkes hineinzusetzen, und sein eigenes Ich für so lange abzustreifen bemüht.⁶

Mit diesem Ringen um die möglichste Objektivität durch Autor und Leser geht die Vorstellung einher, dass erst eine zweckgebundene, nicht nur subjektivisierte Wahrnehmung und Bewertung von Kunstwerken objektivierte Erkenntnis garantiert. Insofern rekurriert Alexis offenbar noch auf die schon früh entwickelte Vorstellung Hegels vom objektiven Geist, der das Bindeglied zwischen subjektivem und absolutem Geist darstellt. In den *Vorlesungen über die Ästhetik* (1817-29, gedruckt 1835-38) wird schließlich die Notwendigkeit der Objektivität in Bezug auf ein entsubjektiviertes Kunstverständnis expliziert. Der Künstler muss demnach

seine subjektive Besonderheit und deren zufällige Partikularitäten zu vergessen wissen und sich seinerseits ganz in den Stoff versenken, so daß er als Subjekt nur gleichsam die Form ist für das Formieren des Inhaltes, der ihn ergriffen hat.⁷

4 Gustav Frank. „Chancen und Gefahren eines Literatursystems im Wandel: Willibald Alexis' literarische Optionen 1830-1840“. *Willibald Alexis (1798-1871). Ein Autor des Vor- und Nachmärz*. Hg. Wolfgang Beutin/Peter Stein. Bielefeld: Aisthesis, 2000 (Vormärz-Studien IV). S. 29-54, hier S. 31.

5 Alexis. *Romances* (wie Anm. 3). S. 31.

6 Ebd. S. 30.

7 Georg Wilhelm Friedrich Hegel. *Werke Bd. 13: Vorlesungen über die Ästhetik I*. Hg. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970. S. 373.

Im Zuge dessen ändert sich auch das Verhältnis von Subjekt und Objekt. Der preußische Kirchenjurist und Hegelianer Göschel spricht von einem „objektive[n] Geistesverhältniß, in welchem nicht mehr das Objekt allein, sondern der *objektive Geist* den Gegensatz zum Subjekte bildet, denn der Geist ist nun in das Objekt übergegangen.“⁸ Zudem greift Hegels Ausgangsüberlegung, dass Kunstprodukte grundsätzlich ‚höher‘ und ‚schöner‘ als Naturphänomene einzuschätzen sind⁹, auf die Konzeption des Künstlers über, aus dessen Geist das Kunstwerk entsteht und mit einer bestimmten Zweckhaftigkeit versehen wird:

Der Zweck der Kunst aber ist es gerade, sowohl den Inhalt als die Erscheinungsweise des Alltäglichen abzustreifen und nur das an und für sich Vernünftige zu dessen wahrhafter Außengestalt durch geistige Tätigkeit aus dem Innern herauszuarbeiten. – Auf die bloß äußerliche Objektivität daher, der die volle Substanz des Inhalts abgeht, hat der Künstler nicht loszugehen.¹⁰

Das Hinausgehen der Kunst über die herkömmliche Beschreibung der „schlechten, vergänglichen Welt“ bedeutet zugleich, „eine höhere, geistgeborene Wirklichkeit“¹¹ zu erreichen. Gleichwohl sind der Gedanke und die Reflexion für die Bewusstwerdung des Geistes, die im Beisichsein der Idee ihr höchstes Ziel findet, besser geeignet, weil sie auf keine Inhalte oder Formen beschränkt sind. Damit ‚überflügeln‘ sie die schöne Kunst. Dennoch kommt der Kunst im Gegensatz zur bloßen Objektwelt eine zentrale Stellung im Hegelschen Denksystem zu: „Die harte Rinde der Natur und gewöhnlichen Welt machen es dem Geiste saurer, zur Idee durchzudringen, als die Werke der Kunst.“¹² Die Natur aber ist – ebenso wie die Kunst – prinzipiell bestimmt von einem Entwicklungsdenken. Sie gehört zum idealistischen Weltprozess und „ist als ein *System von Stufen* zu betrachten, deren eine aus der andern

8 Karl Friedrich Göschel. *Hegel und seine Zeit. Mit Rücksicht auf Göthe. Zum Unterrichte in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen*. Berlin: Dunker und Humblot, 1832. S. 80.

9 Vgl. dazu Eva Geulen. *Das Ende der Kunst. Lesarten eines Gerüchts nach Hegel*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002. S. 36f.

10 Hegel. *Ästhetik I* (wie Anm. 7). S. 373.

11 Ebd. S. 22.

12 Ebd. S. 23.

notwendig hervorgeht“.¹³ Der Prozess verläuft demzufolge geordnet und zielt in letzter Konsequenz wiederum auf das Beisichsein der Idee:

Die Natur ist *an sich* ein lebendiges Ganzes; die Bewegung durch ihren Stufen-gang ist näher dies, daß die Idee sich als das *setze*, was sie *an sich* ist; oder, was dasselbe ist, daß sie aus ihrer Unmittelbarkeit und Äußerlichkeit, welche der *Tod* ist, *in sich* gehe, um zunächst als *Lebendiges* zu sein, aber ferner auch diese Bestimmtheit, in welcher sie nur Leben ist, aufhebe und sich zur Existenz des Geistes hervorbringe, der die Wahrheit und der Endzweck der Natur und die wahre Wirklichkeit der Idee ist.¹⁴

Dieser Entwurf einer Naturphilosophie, den Hegel im zweiten Teil seiner *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften* (ab 1817) darlegt, stößt in der zeitgenössischen Naturwissenschaft hingegen auf extremen Widerstand. Am schärfsten äußert sich wohl der Jenaer Biologe Matthias Jakob Schleiden in seiner Abhandlung *Schelling's und Hegel's Verhältnis zur Naturwissenschaft* von 1844. Schleiden gehört, neben prominenten Namen wie Du Bois-Rey-mond, Helmholtz, Virchow oder Haeckel, zu dem engen Kreis der analy-tisch biowissenschaftlichen Schule um Johannes Müller, die auch über die Fachgrenzen hinweg bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts Wirkung entfaltet.¹⁵ Wissenschaftlich anerkannt kann hier nur sein, was sich methodisch erfassen und quantifizieren lässt. Dazu gehört aus Müllers physiolo-gisch interessierter Sicht auch und vor allem die sinnliche Wahrnehmung, also „die eigenthümliche Empfindung der Sinnesnerven“, die „uns auch von

13 Georg Wilhelm Friedrich Hegel. *Werke Bd. 9: Enzyklopädie der philosophi-schen Wissenschaften im Grundrisse. Zweiter Teil: Die Naturphilosophie. Mit den mündlichen Zusätzen.* Hg. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel. Frank-furt a. M.: Suhrkamp, 1970, § 249. S. 31. Vgl. dazu Olaf Breidbach. *Das Orga-nische in Hegels Denken. Studie zur Naturphilosophie und Biologie um 1800.* Würzburg: Königshausen & Neumann, 1982. S. 266-271 und Christian Spahn. *Lebendiger Begriff – Begriffenes Leben. Zur Grundlegung der Philosophie des Organischen bei G.W.F. Hegel.* Würzburg: Königshausen & Neumann, 2007. S. 116-122.

14 Hegel. *Naturphilosophie* (wie Anm. 13). § 251. S. 36.

15 Vgl. Everett Mendelsohn. „Revolution und Reduktion: die Soziologie metho-dologischer und philosophischer Interessen in der Biologie des 19. Jahrhun-derts“. *Wissenschaftssoziologie II: Determinanten wissenschaftlicher Entwicklung.* Hg. Peter Weingart. Frankfurt a. M.: Athenäum Fischer, 1974. S. 241-261.

den Eigenschaften und Veränderungen der Natur ausser uns¹⁶ unterrichten. Eine Welt jenseits von Empfindungen und messbaren Erscheinungen ist dabei nicht von Belang. Schleiden selbst beurteilt die naturphilosophischen Vorstellungen Hegels in seiner Abhandlung geradezu als einen Affront gegen die exakte, auf Empirie basierende Naturforschung. Sie ist eine „Perlenschnur der grössten empirischen Unwissenheit oder besteht nur aus kläglicher Kritik und urtheilslos zusammengestellten Excerpten.“¹⁷ Schleiden kann seine polemische Haltung allerdings mit zahlreichen Beispielen begründen. So ruft er etwa eine Passage zu den menschlichen Körperfunktionen aus der *Enzyklopädie* auf, um seinen kritischen Impetus zu rechtfertigen:

Da *Hegel* überhaupt keinen einigermaßen bedeutenden Einfluss auf die Naturwissenschaften ausgeübt, so kann ich mich um so mehr mit dem hier Gesagten begnügen, da er ohnehin selten so bestimmt empirische Thatsachen berührt, dass man darauf sich einlassen könnte; seine wunderlichen Formeln treten aber in ihrer scholastischen Leerheit zwar selten mit der Erfahrung in Widerspruch, können dieser aber auch gar nichts geben, und so ist das ganze Analysiren derselben eine unfruchtbare Arbeit. Ich will nur beispielsweise noch folgende Definitionen anführen. S. 573: „Das Blut, als die axendrehende, sich um sich selbst jagende Bewegung (!), dies absolute In-sich-Erzittern ist das individuelle Leben des Ganzen, in welchem nichts unterschieden ist – *die animalische Zeit*. Alsdann entzweit sich diese axendrehende Bewegung in den kometarischen und atmosphärischen und in den vulkanischen Process. Die *Lunge* ist das animalische Blatt, welches sich zur Atmosphäre verhält, und diesen sich unterbrechenden und herstellenden, aus- und einathmenden Process macht. Die *Leber* dagegen ist das aus dem kometarischen in das Fürsichseyn, in das lunarische Zurückkehren, es ist das seinen Mittelpunkt suchende Fürsichseyn, die Hitze des Fürsichseyns, der Zorn gegen das Andersseyn und das Verbrennen derselben.“

Ich möchte wohl wissen, was eine Examinationscommission dazu sagen würde, wenn der Candidat des medicinischen Staatsexamens auf die Frage: was ist die Leber? die obige Definition zur Antwort gäbe.¹⁸

16 Johannes Müller. *Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen. Zweiten Bandes zweite Abtheilung*. Coblenz: Hölscher, 1838. S. 249.

17 Matthias Jakob Schleiden. *Schelling's und Hegel's Verhältnis zur Naturwissenschaft. Zum Verhältnis der physikalistischen Naturwissenschaft zur spekulativen Naturphilosophie*. Hg. Olaf Breidbach. Weinheim: VCH, 1988. S. 60.

18 Ebd. S. 61.

Dahinter lässt sich freilich ein grundverschiedenes Wissenschafts- und Methodenverständnis erkennen. Während Schleiden der Hegelschen Systemphilosophie die „Verrenkung und Verstümmelung der so klaren und sichern Disziplinen“¹⁹ vorwirft, favorisiert er selbst die Induktion als geeignetste Vorgehensweise der Naturwissenschaften und erklärt:

Ihr Eigenthümliches besteht darin, dass man überhaupt zunächst von allen Hypothesen abstrahirt, kein Princip voraussetzt, sondern von dem unmittelbar Gewissen, von den einzelnen Thatsachen ausgeht, diese rein und vollständig auszusondern sucht, nach ihrer Verwandtschaft anordnet und ihnen selbst dann die Gesetze, unter denen sie stehen, die sie als Bedingung ihrer Existenz voraussetzen, abfragt und so rückwärts fortschreitet, bis man zu den höchsten Begriffen und Gesetzen gelangt, bei denen sich eine weitere Ableitung als unmöglich erweist. So kommt unmittelbar Sicherheit und Fortschritt in die Wissenschaft, während jede andere dogmatisirende Methode keine Gewährleistung ihrer Behauptung in sich hat.²⁰

Damit benennt Schleiden zumindest indirekt auch ein Auseinanderdriften von idealistischer Ästhetik und spekulativer Naturphilosophie einerseits und exakter, methodengeleiteter Naturforschung andererseits. Während die Naturwissenschaften bei Schleiden nur von den Tatsachen auszugehen haben, sollen sich Kunst und Naturphilosophie bei Hegel mit dieser bloß äußerlichen Objektivität nicht aufhalten, sondern das Vernünftige der Erscheinungen durch geistige Tätigkeit herausarbeiten. Diese Vorstellung reproduziert Alexis gewissermaßen für die Dichtung und den Roman. Autor und Leser sollen sich in das Kunstwerk hineinversetzen und ihr Ich abstreifen, um dichterische Objektivität zu erlangen. Die physiologische Schule um Müller geht diese Schritte nicht mit. Es kommt zu einem Nebeneinander von *geistiger Objektivität* der Ästhetik, Kunst- und Naturphilosophie sowie belegbarer *empirischer Objektivität* der Naturwissenschaften. Sie verbleiben bei dem Blick für die einzelnen, methodisch auszumittelnden Tatsachen, aus denen sich dann allgemeine Gesetze schließen lassen. Dieser Blick führt aber auch und verstärkt ins Mikroskopische.

Vornehmlich die Pflanzenphysiologie, Schleidens Spezialgebiet, dringt bis auf die zelluläre Ebene der Organismen vor, um deren Funktionsweise und Aufbau zu beschreiben. Doch schon in seinen *Beiträgen zur Phyto-genesis*

19 Ebd. S. 67.

20 Ebd. S. 71.

(1838) muss Schleiden konstatieren, dass bei allem naturwissenschaftlichen Detaillierungs- und Objektivitätsanspruch das Streben menschlicher Vernunft „nach Einheit in ihren Erkenntnissen“²¹ immer weniger Aussichten auf Erfolg zu haben scheint. Denn spätestens mit einer mikroskopischen Perspektive ist die Homogenität der jeweiligen Untersuchungsgegenstände nicht mehr gegeben: „Jede nur etwas höher ausgebildete Pflanze ist aber ein Aggregat von völlig individualisierten in sich abgeschlossenen Einzelwesen, eben den Zellen selbst.“²² Anders als durch die Beobachtung und Beschreibung der Zellen ist physiologische Erkenntnis nicht möglich, auch wenn auf den ersten Blick Beziehungslosigkeit herrscht. Der Vielzahl und mikroskopischen Verschiedenartigkeit der Untersuchungsgegenstände lässt sich aber eine Bezugsgrundlage zuweisen, die den Verlust von Einheit auffängt. Schon ein Jahr später kommt Schleidens Berliner Kollege Theodor Schwann zu dem Schluss, dass „ein gemeinsames Entwicklungsprinzip allen einzelnen Elementartheilen aller Organismen zum Grunde liegt“.²³ Neben dem konkreten wissenschaftlichen Erkenntniswert hat diese Feststellung auch noch Folgen für das Selbstverständnis der Biologie im disziplinären Verbund mit den anderen Naturwissenschaften. Sie treten nämlich „in immer innigere Vereinigung miteinander [...], und gerade dieser wechselseitigen Durchdringung und Ergänzung verdanken wir einen großen Theil der Fortschritte [...] in der neuesten Zeit“.²⁴ Die Spezialisierung einzelner Disziplinen sorgt zunächst für eine Konzentration auf bestimmte Gegenstände und Tatsachen und damit für eine Ausdifferenzierung der Erkenntnisse. Der Austausch und das Zusammenwirken der Disziplinen untereinander sorgen außerdem jedoch für das Bewusstsein eines einheitlichen, nämlich naturwissenschaftlich akzentuierten Aufbaus von Erfahrung. Das von Schwann ausgemachte Entwicklungsprinzip aller Organismen stiftet jenseits der Einzel- und Teil-

21 Matthias Jakob Schleiden. „Beiträge zur Phytogenesis [1838]“. *Klassische Schriften zur Zellenlehre*. Hg. Ilse Jahn. Frankfurt a. M.: Harri Deutsch, 2003. S. 46-78, hier S. 46.

22 Ebd.

23 Theodor Schwann. *Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen*. Berlin: Sander, 1839. S. IV. Vgl. auch William Coleman. *Biology in the Nineteenth Century. Problems of Form, Function, and Transformation*. Cambridge: Cambridge UP 1977. S. 23f.

24 Schwann. *Untersuchungen* (wie Anm. 23). S. III.

disziplinen gerade dadurch Einheit, weil es aus jeder disziplinären Perspektive erkannt und bestätigt werden kann.

Die insofern wirkungsmächtigen naturwissenschaftlichen Erkenntnisleistungen und Nomenklaturen nehmen schließlich Einfluss auf die nach Hegel entstehende Ästhetik der 1830er und 40er Jahre. Diese sich neu orientierende Kunsttheorie rückt auf zu einem Bindeglied zwischen ‚empirischer‘ Naturwissenschaft und ‚geistiger‘ Kunst, so dass sich eine ausschließliche „Polarisierung“ „zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeit“²⁵ allenfalls bei sporadischer Betrachtung behaupten lässt. Die Infiltration naturwissenschaftlicher Begriffe und Denkweisen in zeitgenössische kunsttheoretische Überlegungen findet bereits in Ludolf Wienbargs *Ästhetischen Feldzügen* (1834) statt. Hierdurch ergeben sich zuallererst Möglichkeiten zur Beschreibung und Einschätzung einer im Grunde aporetischen Ausgangssituation. Denn die Ästhetik als Wissenschaft vom Schönen ist – wie alle anderen Wissenschaften auch – mit dem Problem einer erheblich gesteigerten Wissensproduktion konfrontiert: „Das bloße Wissen [...] hat kein inneres Maß und Ziel, es geht ins Unendliche, sein Stoff zerfließt in Zentillionenteilchen.“²⁶ Gerade wegen „der ungeheuerlichen Menge und Zerfallenheit des Stoffes“ aber wird eine neue Ästhetik notwendig, so dass Wienbarg schlussfolgert: „Wissen als solches kann nicht Aufgabe und Zweck des Lebens sein, weil dasselbe maßlos mit dem Anwachsen des Stoffes sich selbst zerstört und aufhebt.“ (48) Auf dieser Grundlage entwickelt Wienbarg seinen Lebensbegriff, mit dem er die gegenwärtige von einer anzustrebenden Situation abgrenzt: „Wir haben uns herausstudiert aus dem Leben, wir müssen uns wieder hineinleben.“ (50) Unabhängig von den Absichten oder Gegenstandsbereichen der Einzeldisziplinen darf der Wissenserwerb nicht bloßer Selbstzweck sein oder sich zu einer archivarischen Belastungsprobe auswachsen:

Der Naturforscher untersucht den Organismus der Pflanzenwelt, [...] und es ist überall sein höchstes Bemühen, den organischen Zusammenhang und die Identität des Mannigfaltigen an einem Werke, einer Erscheinung der Natur aufzufassen. So untersucht und erforscht der Politiker den Organismus des Staats, der Ästhetiker den Organismus der Kunst und die Gesetze und Bedin-

25 Lorraine Daston/Peter Galison. *Objektivität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007. S. 39.

26 Ludolf Wienbarg. *Ästhetische Feldzüge*. Hg. Walter Dietze. Berlin, Weimar: Aufbau, 1964. S. 47. Im Folgenden im Text nur mit Seitenzahl nachgewiesen.

gungen, unter denen sich die Kunstschönheit entfaltet. [...] Aber auch dieses Wissen [...] *ist nicht und ersetzt nicht das Leben* [...]. (52)

Mit dem Organismusbegriff werden – anders als bei Hegel – Natur, Staat und Kunst als objektivierte Untersuchungsbereiche in eine Analogie zueinander gesetzt.²⁷ Wienbarg ist es gerade nicht um eine gelehrte Kenntnis oder das einfache Verwalten dieser Bereiche zu tun. Bestimmte Techniken des Wissensumgangs und der Wissensspeicherung, wie sie mit dem Herausstudieren und Archivieren naturwissenschaftlicher, politischer oder künstlerischer Erkenntnisgegenstände angedeutet werden, lehnt er grundsätzlich ab. Stattdessen stellt Wienbarg dem hieran geknüpften Organismusbegriff seine Lebensphilosophie gegenüber: „Leben ist ein Hauch, ein wehender Atem, eine Seele, die Körper baut, ein frisches, wonnigliches, tatkräftiges Prinzip“ (46). Das höchste Ziel des Menschen ist demzufolge, „den lebendigen Organismus darzustellen.“ (50)²⁸ Anders als bei Hegel sollten Natur und Kunst nicht einen Prozess der Transzendierung und des Überhörens durchlaufen, sondern einen der Konkretion und des Hineinlebens. Und beide, Natur und Kunst, „teilen dieselbe Aufgabe, organische Einheiten zu bilden, Begriffe, Charaktere auszuprägen und dieselben mit der Blüte der Schönheit anzuhauen.“ (127) Der Ästhetik als Wissenschaft vom Schönen kommt demgemäß eine zentrale Stellung zu. Sie hat als Form der „Weltanschauung“ (66)²⁹ zunächst ein breites Erklärungsanliegen, das natürliche und künstlerische Vorgänge gleichermaßen umfasst, nicht nur auf die Kunst beschränkt ist. Sie hat aber in gewisser Weise auch ein starkes Normierungsanliegen, insofern sie Leben überhaupt erst zur Bedingung, eben zum tatkräftigen Prinzip von Schönheit macht. Wienbarg scheint auf diese Weise ganz unterschiedliche Einflussbereiche für seine Konzeption von Ästhetik abzurufen.

27 Vgl. Wolfgang Neuser. „Der Staat als sich auf sich beziehender Organismus. Bemerkungen zu Hegels Verwendung von Naturkonzepten in seiner Staatstheorie“. *Hegel-Jahrbuch* 1993/94. S. 346-351.

28 Vgl. Wulf Wülfing. *Schlagworte des Jungen Deutschland. Mit einer Einführung in die Schlagwortforschung*. Berlin: ESV, 1982. S. 161f. und Wolfgang Albrecht. „Wegweiser zu neuer Poesie? Ästhetische Kriterien politisierter deutscher Literaturkritik um 1850 (Wienbarg, Vischer, J. Schmidt)“. *Literaturkonzepte im Vormärz*. Red. Michael Vogt. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 6 (2000): S. 23-47, hier S. 24-27.

29 Vgl. Gert Ueding. *Aufklärung über Rhetorik. Versuche über Beredsamkeit, ihre Theorie und praktische Bewährung*. Tübingen: Niemeyer, 1992. S. 80-83.

Ist der Organismusbegriff offenbar dem entstehenden naturwissenschaftlichen Erkenntnishorizont entlehnt, klingen mit dem Lebensbegriff, der die Einheit der mannigfaltigen Gegenstände garantieren soll, alte idealistische Kunstvorstellungen an, wie sie von Johann Joachim Winckelmann etabliert und etwa von Adam Müller im *Phöbus* (1808) ins 19. Jahrhundert getragen werden.

Die Durchsetzung des tatkräftigen Prinzips hingegen verläuft je unterschiedlich. Während die Kunst jederzeit imstande ist, „die Verwirklichung des ästhetischen Gesetzes charakteristischer Schönheit ungehindert und ausschließlich anzustreben“, ist die Natur oftmals „durch den Schrei der nackten Existenz innerlich gezwungen, ihren auf das Schöne gerichteten Willen zu brechen und zunächst nur die ärmlichen Forderungen des Daseins zu erfüllen.“ Der Kampf der Natur „mit den rohen und regellosen Kräften des Chemischen, Unorganischen, Chaotischen, das von allen Seiten auf das Organische eindringt“ (125), zeugt von grundlegenden existentiellen Nöten jedes natürlichen Organismus. So werden ästhetische Belange in den Hintergrund gedrängt und eine entscheidende Differenz zwischen Natur und Kunst aufgebaut, die Wienbarg recht nachdrücklich zu markieren weiß:

So kann man z. B. das ganze Verdauungssystem der Tiere als einen defensiven Akt der organischen Natur betrachten, die Speisen, die wir zu uns nehmen und die unser Magen mit so gebieterischer Regelmäßigkeit verlangt, sind bei weitem weniger zu unserer Ernährung als zu unserer Verteidigung bestimmt, wir werfen die animalischen und vegetabilischen Stoffe dem Zerstörer hin zur chemischen Zersetzung, damit nicht unser eigener Körper ihm zur Zersetzung und Zerstörung anheimfalle. (126)

Obwohl etwas unerwartet, entfaltet dieser diätetische Hinweis zumindest indirekt eine argumentative Wirkung. Denn der Hang des menschlichen Körpers zur Selbsterstörung fordert zu einem Akt der Selbsterhaltung – und damit konkret zur Erhaltung von Leben – auf, wie er in der Ernährungslehre seit 1800 minutiös diskutiert wird.³⁰ Diesen und den durch Krankheit und körperliche Störung hervorgerufenen Unwägbarkeiten der Natur steht bei Wienbarg die „positive geistige Kraft“ des Künstlers entgegen, „welche den zufälligen und willkürlichen Stoff zur Einheit des Begriffes verbindet und die

30 So etwa bei Georg Augustin Bertele. *Versuch einer Lebenserhaltungskunde*. Landshut: Attenkofer, 1803. S. 135: „Der *natürliche* Instinkt ist jener, der durch ein wahres Bedürfnis von Speisen erzeugt wird“.

widerstrebenden Atome zwingt, sich um diesen zu versammeln.“ (127) Die Nähe zum Hegelschen Topos von der Beherrschung der Natur³¹ wird hier und auch sonst nicht explizit belegt. Ohne Zweifel sind in den *Feldzügen* aber die Notwendigkeit und der Versuch erkennbar, mit einer sich bis ins Mikroskopische zersetzenden Objektwelt und mit empirischer Fülle umzugehen. Der Ästhetik wird als Weltanschauung und mit dem ihr zugrunde gelegten Lebensbegriff die universale Aufgabe zugemutet, den Zersetzungen zwischen der rohen Natur, die mitunter den eigenen Körper sich angreifen lässt, und der um Einheit bemühten Kunst nicht stattzugeben.

Das Problem solcher Zersetzung bildet auch in Theodor Mundts *Aesthetik* von 1845 den Ausgangspunkt der Überlegungen. Und einmal mehr wird beim Umgang mit Kontingenz die Hegelsche Systemphilosophie für die kunsttheoretische Argumentation zunächst ausgeschlossen, weil jene „nicht die lebendige Unmittelbarkeit des Völkerdaseins selbst“ im Blick hat und darum die Kunst „nicht in ihrer wahren und unmittelbaren Freiheit zur Anerkennung“³² gelangt. Für Mundt zieht dieser Freiheitsgedanke unweigerlich politische und gesellschaftliche Konsequenzen nach sich.³³ Ähnlich wie Wienburg moniert er, dass die Kunst „herausgefallen [ist] aus der Mitte des Volkslebens“ und eine Instrumentalisierung „für die Liebhaberei und Eitelkeit des Sammlers, für die exklusiven Vorrechte des Reichthums und der Bildung“ stattfindet. All dies ist aber nur ein unabweisbarer Beleg für die „Zerfallenheit des Lebens“,

das in gewaltigen Schwankungen einen neuen Schwerpunkt bei uns sucht und sich noch nicht wieder zu der Einheit und Totalität alles Daseins hat

-
- 31 Vgl. Olaf Briese. „Herrschaft über die Natur. Ein Topos in Vormärz und Romantik“. *Romantik und Vormärz. Zur Archäologie literarischer Kommunikation in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Hg. Wolfgang Bunzel/Peter Stein/Florian Vaßen. Bielefeld: Aisthesis, 2003 (Vormärz-Studien X). S. 109-143, hier S. 111-113.
- 32 Theodor Mundt. *Aesthetik. Die Idee der Schönheit und des Kunstwerks im Lichte unserer Zeit*. Faksimiledruck nach der ersten Auflage von 1845. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1966. S. V. Im Folgenden im Text nur mit Seitenzahl nachgewiesen.
- 33 Vgl. Petra Hartmann. „Geschichtsschreibung für die Gegenwart: Theodor Mundt und Ludolf Wienburg“. *1848 und der deutsche Vormärz*. Red. Peter Stein/Florian Vaßen/Detlev Kopp. Jahrbuch Forum Vormärz Forschung 3 (1997): S. 43-54, hier S. 48.

zusammenfügen können, in die dann auch die Kunst wieder eintritt als ein notwendiges Glied des ganzen Lebensorganismus [...]. (2f.)³⁴

Hieran knüpft Mundt die Notwendigkeit einer neuen, unabhängigen Ästhetik, die „in der Kunst einen Organismus entfalten“ kann, „in welchem die Einheit und Harmonie der Verhältnisse als eine freie That des schaffenden Willens erscheint“. (8f.) Dazu ist jedoch zuallererst die Abkoppelung von der Philosophie erforderlich, als deren „bloße Consequenz“ die Ästhetik seit Wolff und der Frühaufklärung „mitgeschleppt“ (10) wurde.

Dem Kunstwerk, als dem Untersuchungsgegenstand des Ästhetikers, eignet eine entsprechende Aufgabe, nämlich nichts weniger als die „Versöhnung aus den jetzt umherliegenden scharfen und schneidenden Trümmern der Wirklichkeit.“ (265) Die Kunst tritt als eine „neue Macht des Geistes“ zwischen diese Trümmer, fixiert so „die innere Ewigkeit der äußeren Erscheinungswelt“ (268) und erzeugt dadurch Schönheit. Mit dieser Funktionsgebung unterscheidet sich das Kunstschöne maßgeblich vom Naturschönen, das stets an die unabsehbaren Bedingungen der Objektwelt geknüpft ist:

Die Schönheit des bloß organischen Naturgebildes, die Schönheit der Pflanzen, der Thiere, sie ist noch diese bloß reale Form der Schönheit, in der nicht diese freie Durchdringung des Inneren und Aeußeren den Grundton bildet, sondern wo das Charakteristische und Individuelle mehr den Zufällen einer ganz objectiven Aeußerlichkeit, der Atmosphäre, des Bodens, preisgegeben erscheint. (277)

Der ungeordneten, ungeistigen Natur tritt die Kunst als ein Produkt geistiger und bewusst vollzogener Akte entgegen. Somit ergibt sich ein merkwürdiges Nebeneinander von Intentionen, die mit der Ästhetik verfolgt werden. Zum einen gilt es, die immer wieder als undurchsichtig deklarierten Verhältnisse in Wissenschaft, Gesellschaft und Politik kritisch zu begutachten, aber auch mit einem kunsttheoretischen Homogenisierungsanspruch neu zu ordnen. Zum anderen soll die Ästhetik eine klare Distanz zu überkommenen systemphilosophischen Theoremen schaffen, ohne die die angestrebte Vereinheitlichung allerdings nicht recht vonstatten zu gehen scheint. Zumindest eine nicht seltene Wiederverwendung stark vorgeprägter Begriffe, wie dem des Geistes, deutet dies an. War es bei Hegel die Naturphilosophie, „welche die

34 Vgl. auch Helmut Koopmann. *Das Junge Deutschland. Eine Einführung*. Darmstadt: WBG, 1993. S. 40f.

Trennung der Natur und des Geistes aufhebt“³⁵, übernimmt diese Aufgabe bei Mundt allein die Ästhetik, welche das geistige Kunstschöne wie auch das „bloß reale“ Naturschöne zum Gegenstand hat. Doch offenbar sind hier zwei Differenzen am Werk, die die Absichten und Funktionen der so beschriebenen Ästhetik veruneindigen. Über die Differenz von Natur und Kunst oder natürlicher und künstlerischer Schönheit soll bei Mundt und Wienburg eine neue Ästhetik als Wissenschaft vom Schönen etabliert werden, die sich aber von althergebrachten philosophischen Vorstellungen vom Geist und der Einheit nicht klar abgrenzt. Außerdem wird eine Differenz zwischen einem ästhetisch und einem naturwissenschaftlich akzentuierten Naturbegriff aufgebaut, wobei die ‚objektive Äußerlichkeit‘ des Naturschönen gegenüber dem Kunstschönen abfällt, das durch eine Durchdringung des Inneren und Äußeren gekennzeichnet ist. Die ästhetischen Konzepte Mundts und Wienburgs partizipieren augenscheinlich an einer Entwicklung der allein an den empirisch messbaren Objekten interessierten Naturwissenschaften, geben sich dann jedoch nicht damit zufrieden, allein bei diesen Realien zu verbleiben. Immerhin dient das hier sondierte Verhältnis zu den naturwissenschaftlichen Verfahren ihrer Ästhetik zu einem Überdenken der eigenen disziplinären Identität. Diese Identität gilt es bisweilen emphatisch zu verteidigen, denn nur so können mit der Ästhetik auch ganz konkrete literarische Entwicklungen in den Blick genommen werden.

Hierzu gehört nicht zuletzt die Verbreitung der Prosa, die den programmatischen Absichtserklärungen Mundts und Wienburgs durchaus zupass kommt:

Unsere Dichter sind prosaischer geworden, unsere Prosaiker aber poetischer, und das ist ein bedeutsamer Wechsel, ein Wechsel, der zu den erfreulichen Zeichen und Erscheinungen der Zeit gehört, weil Prosa unsere gewöhnliche Sprache und gleichsam unser tägliches Brot ist, [...] weil wir unsere Person und Rechte nachdrücklicher in Prosa verteidigen können als in Versen.³⁶

Die Prosa eignet sich bestens für das in der Ästhetik verfolgte Ziel, eine genuine, jungdeutsche und lebensnahe Literatur zu etablieren. Dabei ist das Plädoyer für die ungebundene Rede durchaus wörtlich zu nehmen, weil sich mit ihr eine Befreiung „von den Stricken der Philister“³⁷ vollzieht. Außerdem

35 Hegel. *Naturphilosophie* (wie Anm. 13). § 247. S. 24.

36 Wienburg. *Feldzüge* (wie Anm. 26). S. 87.

37 Ebd.

gewinnt die Ästhetik, die bei Mundt und Wienbarg wie selbstverständlich in Prosa erscheint, auch weil die Versrede wohl kaum eine erwägenswerte Alternative ist, als Textsorte ein selbstreflexives Moment. Das eigene Tun gibt nicht nur darstellungstechnische Normen vor, es präsentiert auch gleich ihre Umsetzung: „Die Prosa ist eine Waffe jetzt, und man muss sie schärfen“.³⁸ Insofern verfährt die Ästhetik als Wissenschaft vom Schönen genauso, wie sie es von der Literatur erwartet. Sie initiiert durch ihre textliche Repräsentation eine Ablehnung der Systemphilosophie und eine Abgrenzung zu den Naturwissenschaften gleichermaßen. Ersteres möchte sie nicht mehr sein, letzteres will sie keinesfalls werden: Dort herrscht eine Heteronomie des Geistes, hier eine radikale Autonomie aller mikroskopischen Einzelteile. Argumentativ und terminologisch bedient sie sich dennoch bei beiden. Gleichzeitig bedeutet das Votum für die Prosa eine Aufwertung literarischer Aussagefähigkeit gegenüber der begrifflich-philosophischen. Nichtsdestoweniger ist eine einheitliche Entwicklung für die Literatur ebenso wenig zu beobachten wie für die Naturwissenschaften oder die Philosophie und lässt sich allenfalls mit erheblicher perspektivischer Reduktion behaupten. Aus diesem Grund erkennt Mundt bereits im ersten Band der von ihm herausgegebenen *Schriften in bunter Reihe* (1834) eine Tendenz zum Aphoristischen, womit ebenjener Zerfallsprozess beschrieben wird, der die Phase um und ab 1830 kennzeichnet:

Aphoristisch muß man die gegenwärtige literarische Periode nennen, theils in dem Maße, wie sie genossen wird, theils wie sie sich selbst hervorbringt und darstellt, weil eine große Strömung im Ganzen nicht sichtbar ist oder durch die Umstände gehindert wurde, sich annoch in voller Woge freizulassen und das Eigenthümlichste geltend zu machen. [...] Der Messias der neuen Literatur wird und kann nur die Zeit selbst sein, in deren Dienst und für deren Ideen zu arbeiten sich alle einzelne Kräfte bestimmt halten, für ihren schönsten Beruf und einzigen Ruhm dies achtend, für *die Sache* da zu sein. Diese *Literatur der großen Sache* – während die frühere deutsche Literatur eine Literatur der großen Persönlichkeiten war – hat etwas Demokratisches in ihrem Charakter, das schon längst sich unter uns angekündigt hat.³⁹

38 Ebd. S. 90.

39 Theodor Mundt. „Zeitperspektive. 1834“. *Schriften in bunter Reihe, zur Anregung und Unterhaltung*. Hg. Theodor Mundt. Faksimiledruck der Ausgabe Leipzig 1834. Frankfurt a. M.: Athenäum, 1971. S. 1-8, hier S. 4.

Der Verzicht auf die großen Persönlichkeiten⁴⁰ geht einher mit einer Versachlichung und Enthierarchisierung innerhalb der Literaturproduktion, zu der die allmähliche „Emancipation der Prosa“⁴¹ beiträgt. Von den zahlreichen Gattungen der Prosa hat Mundt in seiner *Asthetik* allerdings nur den Roman und die Novelle im Blick, die sich zuallererst durch ihre Länge unterscheiden: „Dem *Roman* mit seiner Ausdehnung in die Breite der Welt und durch die ganze Länge des Lebens steht die *Novelle* gewissermaßen *mikrokosmisch* gegenüber.“⁴² Gleichwohl weist die Rede von einer aphoristisch zu bezeichnenden literarischen Periode hin auf ein in der Ästhetik ausgebildetes Bewusstsein für die naturwissenschaftlich begründete Zersetzung ganzheitlicher Erfahrung. Denn neben Roman und Novelle bietet sich mit dem „Zugewinn neuer kleiner Formen“⁴³ im frühen 19. Jahrhundert und mit dem Aphorismus als wichtigem Genre innerhalb der kurzen Prosa die Möglichkeit, die im Zuge naturwissenschaftlicher Objektivierungs- und Erkenntnisansprüche zerfallende, sich atomisierende Auffassung von Wirklichkeit zu reflektieren. Darüber hinaus machen naturwissenschaftliche Darstellungen auch selbst vom Aphorismus als Präsentationsform Gebrauch. Eine solche Positionierung der kleinen Form und des Aphorismus vollzieht sich jedoch nur unter der Bedingung je wechselnder Perspektiven und zumeist abseits normativer Vorgaben, wie sie auch bei Mundt und Wienbarg mit den eher metaphysischen Vorstellungen vom objektiven Geist oder der Einheit von Innerem und Äußeren noch einmal abgerufen werden.

40 Von „Generationsablösung“ spricht Walter Dietze. *Junges Deutschland und deutsche Klassik. Zur Ästhetik und Literaturtheorie des Vormärz*. Berlin: Rütten & Loening, 1957. S. 132.

41 Theodor Mundt. *Die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literaturgeschichtlich, gesellschaftlich*. Berlin: Veit, 1837. S. 49.

42 Mundt. *Asthetik* (wie Anm. 32). S. 342.

43 Thomas Althaus/Wolfgang Bunzel/Dirk Göttsche. „Ränder, Schwellen, Zwischenräume. Zum Standort Kleiner Prosa im Literatursystem der Moderne“. *Kleine Prosa. Theorie und Geschichte eines Textfeldes im Literatursystem der Moderne*. Hg. Thomas Althaus/Wolfgang Bunzel/Dirk Göttsche. Tübingen: Niemeyer, 2007. S. IX-XXVII, hier S. XVII.

2. Formen der Eindeutigkeit – Unger und Feuchtersleben

1838 erscheint eine Abfolge von achtzig *Aphorismen zur Anatomie und Physiologie der Pflanzen* des österreichischen Botanikers Franz Unger. Im Vorwort stellt er eine kurze Reflexion über die Funktion an, die er dieser für die Biologie ungewöhnlichen Darstellungsform geben möchte:

Nicht ohne Zögern habe ich mich entschlossen, den vor mehreren Jahren niedergeschriebenen Entwurf zu diesen Aphorismen der Öffentlichkeit zu übergeben. Nichts ist schwieriger, als eine Wissenschaft in dieser Form zu behandeln, zumal, wenn man neue Ansichten einführen will. Wenn daher Manches dunkel erscheint, so mag daran die vorgesezte Art der Darstellung gewiss den grössten Antheil haben. Übrigens wird das Fremdartige ohnehin seine wissenschaftliche Begründung an einem andern Orte finden, und was die Kürze betrifft, so kann ihr durch den mündlichen Vortrag nachgeholfen werden, für welchen einen Leitfaden zu bilden der Zweck dieser Schrift ist.⁴⁴

Auf den ersten Blick mag der Aphorismus für die Präsentation neuer pflanzenphysiologischer Erkenntnisse recht ungeeignet erscheinen. Er ist eine eher behelfsmäßige Vermittlungsform, die eine konkrete „wissenschaftliche Begründung“ nicht ersetzen kann. Stattdessen kann er aber als strukturgebende Vorlage für den mündlichen Vortrag dienen. Dabei setzt gerade die Kürze der Darstellung den Impuls für eine weitere gedankliche und sprachliche Auseinandersetzung mit den Gegenständen. Insofern verfolgt Unger zuallererst rhetorische Strategien und kann damit an Vorlagen des Gattungsmodells anschließen. So verfasst der Leipziger Botaniker Christian Friedrich Ludwig bereits die Vorrede zu Alexander von Humboldts *Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen* (1794) „in möglichster Kürze“ und erhofft sich von den Texten selbst „einen baldigen und sichtbaren Einfluss auf die künftige Bearbeitung und Cultur der Naturgeschichte“.⁴⁵ Knapp anderthalb Jahrzehnte später veröffentlicht Dietrich Georg Kieser, in seiner Zeit als Northeimer Stadtphysikus, die *Aphorismen aus der Physiologie der Pflanzen* (1808), deren

44 Franz Unger. *Aphorismen zur Anatomie und Physiologie der Pflanzen*. Wien: Beck, 1838. S. IIIf.

45 Alexander von Humboldt. *Aphorismen aus der chemischen Physiologie der Pflanzen*. Aus dem Lateinischen übersetzt von Gotthelf Fischer. Leipzig: Voss, 1794. S. XIII u. XX.

Kürze den Gesichtspunct bezeichnen sollen, aus welchem wir die Pflanzenwelt betrachten zu müssen glauben, und Andeutungen enthalten, um die Idee der Einheit in der unendlichen Mannigfaltigkeit der ganzen Vegetation darzustellen.⁴⁶

Die Inanspruchnahme des Aphorismus als Darstellungsform vollzieht sich bei Kieser ausschließlich mit der Absicht, die Einzeltexte zu versammeln und so das Material analog zur romantischen Vorstellung vom pflanzlichen Organismus zu disponieren. Kieser ist noch überzeugt von einer „Beziehung des Einzelnen und Getrennten zum Ganzen“: „So ist's nicht möglich, das geheime Wesen der Pflanze zu erkennen, ohne sie in Beziehung mit dem Thier und dem Menschen zu setzen“.⁴⁷ Unger dagegen prononciert, mit dem Abstand von drei Jahrzehnten, nicht mehr die harmonische Ordnung der Einzeltexte, die abstrakte Einheit des Mannigfaltigen, sondern die Kürze der Darstellung und die Abfolge eigenständiger, aphoristisch formulierter Gedanken. Zudem findet sich bei ihm ein „unliterarische[s] Begriffsverständnis“⁴⁸ von Aphorismus, mit dem jetzt ein naturwissenschaftlicher Erkenntnisprozess in Gang gebracht werden soll, der mit dem naturphilosophischen Systemdenken nichts mehr gemein hat. Das hindert aber nicht daran, die Etikettierung der Einzeltexte als Aphorismen beizubehalten. Über die Machart und Funktion der Sammlung Ungers können bereits die ersten Aphorismen Aufschluss geben:

1.

Die Grundlage aller concreten organischen Bildungen im Pflanzenkörper, derselbe mag einfach oder auf einer hohen Stufe der Entwicklung stehen, ist ein gallertartiger Schleim, welcher ganz gleichförmig ist, und den wir als bildungsfähig annehmen müssen.

2.

Dieser primitive Schleim macht durch eine grosse Reihe von Pflanzen die Hauptmasse ihres Körpers aus. Dahin gehören die *Algen*, *Flechten*, die *Moose*, *Lebermoose* u. s. w.; in einigen derselben, wie z. B. in den *Schleimalgen* (*Nostochinen*) und in den *Ulvaceen* überwiegt er so, dass die Zellenbildung noch

46 Dietrich Georg Kieser. *Aphorismen aus der Physiologie der Pflanzen*. Göttingen: Dieterich, 1808. S. 8.

47 Ebd. S. 8f.

48 Friedemann Spicker. *Der Aphorismus. Begriff und Gattung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1912*. Berlin/New York: de Gruyter, 1997. S. 147.

ganz untergeordnet ist. Erst mit dem Erscheinen der Pflanzengefäße tritt dieser *Mucus matricalis* in den Hintergrund, weil er von den daraus hervorgegangenen Bildungen beinahe ganz verdrängt wird.

3.

In jeder Pflanze und auf jeder Entwicklungsstufe derselben ist es dieser Schleim, welcher der Bildung von Zellgewebe und Gefäßen vorausgeht, und ihre Basis bildet. Sowohl die Zellhaut als der Inhalt der Zelle wird aus diesem Schleime gebildet.

4.

Die Bildung der Zellen, als der untersten der Elementar-Organen, geht aus dem primitiven Schleime in der Art vor sich, dass in dem ursprünglich Formlosen an bestimmten Punkten ein eigenthümlicher chemisch-organischer Prozess eingeleitet wird.⁴⁹

Dass hier zunächst der ‚mütterliche Schleim‘ der Pflanzenkörper beschrieben wird, hat zu tun mit dem Nachvollzug organischer Entwicklung. Unger geht somit einerseits – und ganz im Sinne Schleidens – induktiv vor. Auf die Beobachtung von Einzelheiten folgt sukzessive eine Unterscheidung von Charakteristika, die mit dem letzten Aphorismus in einer „Eintheilung sämmtlicher Gewächse“ mündet und „Classenunterschiede“⁵⁰ benennt. Andererseits legt Unger seine Argumentationslogik streng konsekutiv an, wobei die Nummerierung der Einzeltexte den pflanzlichen Entwicklungsstufen entspricht. Die rhetorische Vortragsstrategie, die sich dahinter verbirgt, setzt dann auf eine Darstellung des Gesamtprozesses, von der Zellentstehung bis zur vollständigen Systematik der Klassen. Die Gültigkeit der jeweiligen Aussagen bleibt dabei stets unangezweifelt. Es gehört zu den Merkmalen der so angelegten aphoristischen Form, thetische, eindeutige Sätze zu produzieren.

Auf den Aphorismus, der pointierte Einzelargumente generiert, kann bisweilen aber verzichtet werden, sobald sich die Darstellungsabsicht ändert. Ungers *Grundzüge der Anatomie und Physiologie der Pflanzen* (1846) nützen beispielsweise „nicht bloss als Leitfaden für den Vortrag, sondern [sind] auch zum Selbststudium bestimmt“.⁵¹ Die Forderung nach Kürze wird

49 Unger. *Aphorismen* (wie Anm. 44). S. 5f.

50 Ebd. S. 20.

51 Franz Unger. *Grundzüge der Anatomie und Physiologie der Pflanzen*. Wien: Gerold, 1846. S. III.

hierbei insofern fallen gelassen, als die jeweiligen Abschnitte erheblich länger sind, durch zahlreiche Erläuterungen und Abbildungen ergänzt werden und somit das ‚Dunkle‘ aphoristischer Präsentation erhellt wird. Es ergeben sich demzufolge an empirischer Objektivität und Eindeutigkeit orientierte Darstellungsformen der wissenschaftlichen Prosa, die bedarfsweise variieren können, damit allerdings auch – selbst in einer Disziplin oder bei einem Autor – unterschiedliche Evidenz erzeugen.

Zu ganz anderen Darstellungintentionen als sein Landsmann und Kommilitone an der Wiener Universität Unger gelangt hingegen der Popularphilosoph und Mediziner Ernst von Feuchtersleben mit seinen Aphorismensammlungen. Den *Confessionen* etwa, die Friedrich Heibel als Herausgeber der *Sämtlichen Werke* von 1851-53 besorgt und die ebenso wie Ungers *Grundzüge* bei Gerold in Wien erscheinen, ist eine Gattungsreflexion⁵² vorgeschaltet, die mit naturwissenschaftlichen Erkenntnis Anliegen zunächst nichts gemein haben will:

Es sind Bruchstücke eines Lebens. Man muß sie nicht als Ansichten oder Lehrsätze, sondern als Ergebnisse gewisser Lebens-Epochen, – nicht theoretisch, sondern geschichtlich – auffassen, wenn man sie richtig beurtheilen will. [...] Allein, wer zu denken gewohnt ist, weiß, daß ihn solche problematische Ergebnisse meist, durch Anregung, zu eigener Denkproduktion mehr gefördert haben, als fertige Lehren, die man ihm zu verdauen gab.⁵³

Die Aphorismen sollen als persönliche Lebenserinnerungen zu selbstständigem Denken des Lesers anregen und eben kein wissenschaftliches oder präskriptives Lernmaterial liefern. Der Erkenntniswert der Texte gründet vielmehr in ihrer Bruchstückhaftigkeit. Feuchtersleben sieht in ihr die einzige Möglichkeit, den komplizierten menschlichen Wahrnehmungs- und Denkprozessen gerecht zu werden. Schon die Vorrede zu den Aphorismen, die 1837 in den *Beiträgen zur Literatur, Kunst und Lebens-Theorie* versammelt werden, betreibt damit die Aufwertung der Gattung. Die Texte

52 Vgl. Spicker. *Der Aphorismus* (wie Anm. 48). S. 118-125 und Christian Jäger. „Vom Sudelbuch zum aphoristischen Zeitalter. Über den Funktionswandel zwischen Lichtenberg und Feuchtersleben“. *Kleine Prosa. Theorie und Geschichte eines Textfeldes im Literatursystem der Moderne*. Hg. Thomas Althaus/Wolfgang Bunzel/Dirk Göttsche. Tübingen: Niemeyer, 2007. S. 75-88.

53 Ernst von Feuchtersleben. *Sämtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medizinischen. Bd. 4: Confessionen*. Hg. Friedrich Heibel. Wien: Gerold, 1851. S. Vf.

haben das Ziel, „auf den wundersamen Wegen menschlichen Denkens, die so schnell von Extrem zu Extrem führen, dahin zu gelangen, daß am Ende das beste Wissen doch nur aphoristisch zu Tage gefördert werden kann“.⁵⁴ Dem entspricht, wie auch in den *Lebensblättern* (1841) festgehalten wird, die Bevorzugung der Darstellungsweise gegenüber den Darstellungsgegenständen: „Es kommt weniger darauf an, *was* als *wie* man weiß.“⁵⁵ Wahrer Erkenntnisgewinn ist für Feuchtersleben nicht in Systemzusammenhängen möglich, sondern nur im sprunghaften Argumentationszusammenhang der angehäuften Aphorismen. Der Erklärungsanspruch der kleinen Form liegt außerhalb universaler Ordnungsversuche. Diese Negation hat aber Perspektive: „Ein abgeschlossenes und ausschließendes System wird immer erwarten müssen, daß die Zeit, wie sie es bisher mit allen Systemen that, seine Relativität offenbare.“⁵⁶ Der Relativität des Systemdenkens stellt Feuchtersleben die jeweilige Absolutheit gnomischer Rede entgegen. Gerade die einzelne Sentenz kann dieser Vorstellung am ehesten programmatisches Gewicht verleihen: „Die Theorie ist nicht die Wurzel, sondern die Blüte der Praxis.“⁵⁷ Das Akzentuieren von ausdauernder praktischer Erfahrung – „Die Trägheit ist der wahre Teufel“⁵⁸ –, das sich analog zu Wienbargs Prinzip des Tatkräftigen verstehen lässt, sorgt dann für einen konzentrierten Umgang mit den Objekten und eine veränderte Wahrnehmung von Welt: „Uebung schafft wirklich neue Organe. Durch anhaltende Beschäftigung mit einem Gegenstande wird

54 Ernst von Feuchtersleben. *Sämmtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medizinischen. Bd. 5: Beiträge zur Literatur, Kunst und Lebens-Theorie.* Hg. Friedrich Hebbel. Wien: Gerold, 1852. S. 281.

55 Ernst von Feuchtersleben. „Lebensblätter“. *Sämmtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medizinischen. Bd. 3.* Hg. Friedrich Hebbel. Wien: Gerold, 1851. S. 1-235, hier S. 195.

56 Feuchtersleben. *Confessionen* (wie Anm. 53). S. 34. Vgl. auch Thomas Althaus. „Negatives Bewußtsein und literarische Perspektivierung des Negativen in der österreichischen Literatur um 1848“. *Vormärz – Nachmärz. Bruch oder Kontinuität?* Hg. Norbert Otto Eke/Renate Werner. Bielefeld: Aisthesis, 2000 (Vormärz-Studien V). S. 331-355. Zu weiteren Kleinformen wie ‚Skizze‘, ‚Umriss‘ und ‚Bild‘ vgl. Michael Neumann. „Totaleindruck‘ und ‚einzelne Theile‘. Kleine Prosa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. *Kleine Prosa. Theorie und Geschichte eines Textfeldes im Literatursystem der Moderne.* Hg. Thomas Althaus/Wolfgang Bunzel/Dirk Göttsche. Tübingen: Niemeyer, 2007. S. 89-103.

57 Feuchtersleben. *Beiträge* (wie Anm. 54). S. 298.

58 Ebd. S. 305.

man sein Herr, ohne Erklärung.“⁵⁹ Diese Fokussierung auf einen spezifischen Gegenstandsbereich verschafft zum einen Handlungssicherheit, zum anderen jedoch ist bei der Vielzahl der Gegenstände die Spezialisierung alternativlos: „Einen gewissen Grad allgemeiner Kultur theilt uns heutzutage der Umgang, ohne eigene Bemühung mit: es bleibt uns also nur übrig, uns in Einer Sache zu was Rechtem zu bilden.“⁶⁰ Die Handhabbarkeit der Dinge hängt demnach von individuellen Entscheidungen ab, die nicht mit abstrakten Denksystemen orientiert werden können.

Feuchterslebens Kurzprosa steht ihrer Funktion nach in deutlichem Gegensatz zu Ungers Texten. Während dieser mit den Aphorismen einen Leitfadens für seine wissenschaftlichen Vorträge zur Pflanzenphysiologie entwirft, versucht jener, dem Leser praktische Lebensregeln oder wenigstens hilfreiche Ratschläge zu unterbreiten. Auch scheint Feuchtersleben viel stärker noch mit der Frontstellung gegen die Systemphilosophie beschäftigt, wohingegen Unger bereits über die ersten Findungszusammenhänge induktiver Naturwissenschaft hinaus und um eine sich neu systematisierende, jetzt aber empiriebezogene Wissensproduktion bemüht ist. Gleichwohl – und das scheint bei Feuchtersleben vielleicht doch überraschend – ergibt sich auch bei ihm ein ganz klares Weltbild. Eben weil die Texte stets auf Pragmatik setzen und häufig als Handlungsanweisung fungieren, sind sie auch eindeutig. Eine allegorische oder metaphorische Sinngebung wird zwar von den Aphorismen eingefordert, in ihnen selbst aber nicht konsequent umgesetzt. Sie unterbleibt meist zugunsten einer erkenntnis- und gesellschaftskritischen Haltung: „Die Bildersprache ist eigentlicher, als die der Begriffe. Jene sucht den Gegenstand darzustellen wie er ist, diese legt ihm Fesseln an.“⁶¹ Doch auch wenn Feuchtersleben ostentativ eine Position abseits von philosophischen Systemzwängen oder naturwissenschaftlichen Klassifikationen bezieht, bedeutet das keinen Verzicht auf eine kohärente Überzeugungsarbeit.

Die Ergänzungsbedürftigkeit der im Verbund stehenden Texte, weniger die Mehrdeutigkeit des einzelnen Aphorismus, bestimmt deren semantische Offenheit. Der Grund hierfür liegt in Feuchterslebens Verständnis von Konkretion und Gegenstandsnahe. Sie kann nur erreicht werden mit einer Umsetzung durch das geistig und physisch aktive, eben tatkräftige Individuum. Das bedeutet jedoch eine grundsätzliche Problematisierung

59 Feuchtersleben. Lebensblätter (wie Anm. 55). S. 193.

60 Ebd. S. 195.

61 Ebd. S. 193.

der Extrempunkte von Empirie und Geistigem, wie sie Feuchtersleben mit Blick auf die exakten Naturwissenschaften und die idealistische Philosophie versteht:

Alles menschliche Wissen theilt sich dichotomisch: in das vom Werden und vom Sein. Jenes könnte man, im weitesten Sinne: Geschichte, dieses Physik nennen. Dorthin fällt die Sphäre des Geistes, hierher die der Natur; dorthin das Subjekt, hierher der Gegenstand.⁶²

Die Naturwissenschaften liefern nur den physischen, natürlichen, gegenständlichen Teil des Wissens, die Philosophie wiederum den geschichtlichen, geistigen, subjektiven. Doch sowohl die Naturwissenschaftler als auch die „Philosophen fehlen darin, daß sie Alles *erklären* wollen.“⁶³ Feuchtersleben verwehrt sich gegen jedwede Eindeutigkeitspostulate, egal ob sie naturwissenschaftlicher oder philosophischer Herkunft sind. Objektivität ist bei ihm nicht identisch mit den wissenschaftlich-empirischen und physikalisch messbaren Eigenschaften der Dinge und auch nicht mit einer metaphysisch-geistigen Sphäre. Sie verlangt stattdessen eine entwicklungsfähige geistige Anstrengung jenseits ontologischer Feststellungen: „Es ist in unserer Natur, nebst dem Streben nach Enträthselung, etwas Träumerisches, das auch befriedigt, ja ausgebildet sein will.“⁶⁴ Folglich gilt es, die Dichotomien von Subjekt und Objekt, Geist und Natur, Werden und Sein zu überwinden. Feuchtersleben hat darum beide Seiten im Blick und koppelt sie an das Prinzip der Tatkraft: „Objektivität im geistigen Leben, Mäßigkeit im physischen, in beiden rastlose Thätigkeit ohne Hast, – bedingen einen behaglichen Zustand.“⁶⁵ Damit scheint eine neue, anthropologisch orientierte Komponente in die Debatte um den Objektivitätsstatus einzurücken. Feuchtersleben weicht hier ab vom Pathos jungdeutscher Tatkraft und strebt eine pragmatische, behagliche Mittellage an,⁶⁶ die sich ergeben soll aus einer aphoristischen Denkbewegung zwischen den Extremen von naturwissenschaftlicher Empirie

62 Ebd. S. 190.

63 Ebd. S. 187.

64 Feuchtersleben. *Beiträge* (wie Anm. 54). S. 307.

65 Ebd.

66 Vgl. dazu Volker Hofmann. „Der Konflikt anthropologischer Extremisierung und Harmonisierung in der Literatur vor und nach 1848“. *Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase des Biedermeier*. Hg. Michael Titzmann. Tübingen: Niemeyer, 2002. S. 377-391, hier S. 383-387.

und philosophischem Geistigen. Zwischen Extremen schwankt überhaupt das „Leben des Menschen, dieser kleinen Welt, beständig fort“: „Spannung und Nachlaß, Schlaf und Wachen, Freude und Schmerz“, „Ein- und Ausathmen des belebenden Elementes“.⁶⁷ Hier muss zwischen den Polen derjenige Weg gefunden werden, der am ehesten vor Konflikten bewahrt. Denn sich allein auf eine Seite der Extreme zu schlagen, bedeutet unfähig zu sein für das Leben.

Die Rückbindung der äußeren Objektwelt an das agierende Subjekt bestimmt darum auch und vor allem Feuchterslebens Kunstauffassung. Hier nach kann der Künstler seine individuelle Situation über das Werk kollektiv nachvollziehbar machen: „Die Stimmung, in welcher der Künstler schuf, geht durch sein Werk auf Andere über. Darum warte er die gute Stunde ab, glaube an ein höheres Walten, und wisse, daß er Organ ist.“⁶⁸ Markanterweise spricht Feuchtersleben auch im wirkungsmächtigen *Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde* (1845) von einer „Entfaltung der Geistesthätigkeiten aus den physischen aufwärts steigend“, die in letzter Konsequenz „eine produktive Fantasie zu nennen“⁶⁹ sind.

Die Verständlichkeit des Kunstwerks wiederum hängt nicht von begrifflicher Schärfe ab, sondern von der intuitiven Fähigkeit des Einzelnen. So ist etwa ein „Werk bildender Kunst“ „unvollkommen genug, wenn sich dessen Vorzüge durch Worte deutlich machen lassen.“⁷⁰ Hieraus leitet sich ein Entwicklungsdenken ab, vom unvollkommenen, weil empirisch verfahrenen und leicht erklärbaren, zum vollkommenen, weil sprachunabhängig fassbaren Kunstwerk: „In der Kunst, wie im Leben, beginnen wir empirisch mit Nachahmung; bilden uns allmählig eine Manier (im guten Sinne); und gelangen endlich (wenn uns die Götter wohl wollen) zum Styl.“ Der nachstehende Aphorismus präzisiert das: „Styl ist freie Ergebung des ausgebildeten Individuums an das allgemeine Gesetz. Religiosität.“⁷¹ Trotz dieser metaphysischen Reminiszenzen, die an die Hegelsche Kunstkonzeption denken lassen, hält

67 Ernst von Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele*. 2., vermehrte und verbesserte Aufl. Wien: Gerold, 1841 [1838]. S. 83.

68 Feuchtersleben. *Beiträge* (wie Anm. 54). S. 303.

69 Ernst von Feuchtersleben. *Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde. Als Skizze zu Vorträgen bearbeitet von Dr. Freiherrn von Feuchtersleben*. Wien: Gerold, 1845. S. 124f.

70 Feuchtersleben. *Beiträge* (wie Anm. 54). S. 303.

71 Ebd. S. 301.

Feuchtersleben eine pragmatische Wendung seiner Argumentation parat: „Kunstwerke wirken zur sittlichen Veredlung, indem sie das Beste in uns frei machen, unsern Standpunkt erhöhen, unser Innerstes läutern.“⁷² Gegen die je verschiedenen systemphilosophischen und naturwissenschaftlichen Eindeutigkeits- und Objektivitätspostulate reklamiert Feuchtersleben eine stärker anthropozentrische Perspektive und daraufhin einen künstlerischen Reflektionsbedarf. Gerade die Kunst soll Weltfähigkeit sichern, nicht indem sie das empirisch Erfahrbare einfach reproduziert, sondern indem sie das Subjekt als Erfahrungsinstanz sittlich veredelt und moralisch ausbildet. Damit rückt Feuchtersleben merklich in die Nähe Kantischer Pflichtethik. Denn der „Wert des Charakters“ eines Künstlers bemisst sich immer auch daran, „daß er wohltue, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.“⁷³ Die Aphorismen weisen vor diesem Hintergrund – und ganz anders als bei Unger – in ihrer Zerstretheit wiederholt deutlich und eindeutig auf diejenigen Sinnverluste hin, die sich ergeben mit einer alleinigen Favorisierung von Empirie. „Dahin muß unser Blick gerichtet bleiben“⁷⁴, dass im anbrechenden Zeitalter exakter Naturforschung Geisteskraft und Geistesstätigkeit für den erfolgreichen Umgang mit Extremen nicht verloren gehen, sich aber auch nicht loslösen von einem bis ins Mikroskopische konkret werdenden Weltbezug.

3. Zuspitzungen – Börnes Kurzprosa

Feuchterslebens Ausgleichsbemühungen ziehen auch die Konsequenz aus einer zeitlich früheren, aber bis in die 1830er und 40er Jahre wirkungsmächtigen Kritik an den wissenschaftlichen Entwicklungsdynamiken. Mit Ludwig Börnes Kurzprosa, die durch die mehrfach aufgelegten *Gesammelten Schriften* wenigstens bis zur Jahrhundertmitte präsent ist, gewinnt diese Kritik an Brisanz. In einer Rezension von 1826 über die Berliner *Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik* desavouiert er bereits das bloße Anhäufen von Wissen und damit die Wissenschaft insgesamt:

72 Ebd. S. 302.

73 Immanuel Kant. *Werke*. Bd. VII: *Kritik der praktischen Vernunft. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Hg. Wilhelm Weischedel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974 [1785]. BA 11. S. 24f.

74 Feuchtersleben. *Beiträge* (wie Anm. 54). S. 292.

[...] die deutsche Wissenschaft ist ausgewachsen, sie wächst nur noch in die Breite, und da sie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu sich nimmt und sich gar keine Bewegung macht, so ist wohl zu besorgen, daß sie einmal in ihrem Lehnstuhle der Schlag rühren möchte und daß sie das viele schöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.⁷⁵

Gegen diese träge Fettleibigkeit, gegen eine permanente Aufschwellung von Wissensbeständen zum Selbstzweck, die Börne der Wissenschaft attestiert, richtet er sich schon mit einem frühen Aphorismus: „Das Wissen ist das Blut unseres Geistes, das ihn nährt und erhält.“⁷⁶ Dieser Metaphorik eignet eine Lebens- und Weltfähigkeit von Wissen, die der wissenschaftliche Archivierungsdrang immens beeinträchtigt. Ähnlich drastisch verfährt Börne an anderer Stelle mit etwaigen Systemisierungsvorhaben: „Manche Systemfabrikanten gleichen jenem Barbaren, der seine Schlachtopfer verstümmelte oder ausdehnte, bis sie in sein eisernes Bett paßten.“⁷⁷ Das Erzeugen von Ordnung bedeutet immer schon einen gewaltsamen Akt, eine Zurichtung der Gegenstände. Und sofern objektive Erkenntnis das passgenaue ‚Einbetten‘ der Gegenstände in ein selbst gesetztes Bedingungsgefüge meint, ist sie abzulehnen.

Signifikant für Börnes Aphoristik und Kurzprosa ist nun, dass sie sich vielerorts einer Kritik des wissenschaftlichen Erfahrungsaufbaus verschreibt, mit unterschiedlicher Absicht und Tragweite. Unabhängig von der jeweils verfolgten Perspektive ist die Darstellung der „abgerissenen Sätze“, die kleine Form also, maßgeblich. Börne sieht in ihr ein Moment der Aufmerksamkeitserregung, um Texte und Leser nicht an die „Galeerenkette der Langeweile“ zu legen:

Aber lange Aufsätze werden als zu zeitkostspielig in dieser aphoristischen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz und selbst jeder Zufall zum Sprichworte des Schicksals wird, seltener gelesen als verfertigt. Man fordert, daß die Reden sein

75 Ludwig Börne. „Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin [1826]“. *Sämtliche Schriften*. Bd. 1. Hg. Inge Rippmann/Peter Rippmann. Düsseldorf: Melzer, 1964. S. 622-632, hier S. 628.

76 Ludwig Börne. „Aphorismen [1808-10]“. *Sämtliche Schriften*. Bd. 1. Hg. Inge Rippmann/Peter Rippmann. Düsseldorf: Melzer, 1964. S. 139-163, hier Nr. 93. S. 150.

77 Ebd. Nr. 120. S. 159.

sollen wie die Taten der Gegenwart: kompakt und, gleich Bouillontafeln, für sich nicht genießbar. Der Leser will das Vergnügen haben, sein eignes kochendes Wasser darüber herzugießen, um sich selbst daraus eine Fleischbrühe zu bereiten.⁷⁸

Das Aphoristische – als Attribut wie als Darstellungsverfahren – avanciert auch bei Börne zur Signatur eines Bewusstseins fern jeglicher Systemphilosophie. Ihm wird die Aktivität des Lesers als Komplement beigeordnet.⁷⁹ Dementgegen sind übergreifende, systematische Deutungsentwürfe und weitschweifige Textunternehmen schlichtweg nicht mehr zeitgemäß. Innerhalb sich dynamisierender Abläufe bleiben die Einzelbegebenheiten und Einzeltexte nicht von anderem deutungsabhängig, sondern werden selbst je deutungsfähig. Es vollzieht sich eine Wendung von der Regel zum Fall. Das verschafft dem Aphorismus, der Kleinen Prosa einmal mehr eine breite Legitimationsbasis, auch wenn sie in ihren Ausprägungen in Wienbargs oder Mundts Ästhetik nicht verhandelt wird. Börne appelliert auf diese Weise an die Neugier und die Mitarbeit des Lesers:

Die Natur der Dinge und was schön sei oder mißgestaltet, malt Euch jeder Batzenspiegel nicht minder treu zurück als das hohe stolze Glas am Pfeiler eines fürstlichen Gemaches. Die Weltgeschichte pulsiert in Täglichkeiten. Darum, wer emsig und frohen Mutes zu forschen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menschheit in einer Taschenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern.⁸⁰

Das Wissen über „die Natur der Dinge“ ist standes- oder statusunabhängig und wird auch nicht durch Äußerlichkeiten wie dem Material der Spiegel bedingt. Wissen konstituiert sich in den „Täglichkeiten“ ständig neu. Deswegen sind eine flexible Weltsicht und der spontane, pragmatische Zugriff

78 Ludwig Börne. „Aphorismen und Miscellen [1829-37/1840]“. *Sämtliche Schriften*. Bd. 2. Hg. Inge Rippmann/Peter Rippmann. Düsseldorf: Melzer, 1964. S. 191-378, hier Nr. 305. S. 335. Vgl. auch Spicker. *Der Aphorismus* (wie Anm. 48). S. 112f.

79 Vgl. Helmut Koopmann. „Ein gefährlicher Passagier in Deutschlands Postwägen. Börnes Erzählungen der zwanziger Jahre“. *„Die Kunst – eine Tochter der Zeit“*. *Neue Studien zu Ludwig Börne*. Hg. Inge Rippmann/Wolfgang Labuhn. Bielefeld: Aisthesis, 1988. S. 74-98, hier S. 78f.

80 Börne. *Aphorismen und Miscellen* (wie Anm. 78). Nr. 91. S. 234f.

auf die vorfindbaren Gegenstände unverzichtbar. Und deswegen wird die Kürze der Darstellung im Taschenbuch den schnell wechselnden Realitäten am ehesten gerecht, auch im politischen Bereich, der für Börne zentral ist: „Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen voraus; es gibt auch eine politische Apoplexie.“⁸¹ Auf unvorhersehbare Diskontinuitäten, wie sie mit dem medizinischen Begriff der Apoplexie kenntlich werden, kann am ehesten mit konziser, sentenziöser Rede reagiert werden. Die Lizenz zu dieser Programmatik des Täglichen bezieht Börne aber nicht mehr aus einem philosophischen Zusammenhangsdenken, sondern eher aus einem Bewusstsein für die ökonomische Logik des publizistischen Angebotsmarktes.

Das Eindringen naturwissenschaftlicher oder anderer fachspezifischer Begriffe und Themen kann bei Börne, im Gegensatz zur kunsttheoretischen Adaption Wienbargs und Mundts, aber auch satirischen Charakter gewinnen. So wird etwa Joseph Görres' *Europa und die Revolution* (1821) zum Ziel kritischer Reflexion:

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken – nicht bloß gehabt, sondern auch niedergeschrieben, nicht bloß niedergeschrieben, sondern auch drucken lassen: man solle *fürder* alle politischen Werke in lateinischer Sprache schreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber das Übel hat zu tief gewurzelt, solche Hausmittel helfen nicht mehr, man muß sich wirksamerer Arzneien bedienen. Die Leute würden sich dazu bequemen, lateinisch zu lernen, und es bliebe alles beim alten. Würden aber alle politischen Werke in der Sprache des Herrn Görres geschrieben, ließe man lieber fünf gerade sein, als daß man sie verstehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin, lateinisch zu wissen, man dürfte auch im Griechischen, Hebräischen, in der Physik, Metaphysik, Chemie, Astronomie, Geographie, Nautik, Statik, Medizin, Algebra, Chirurgie und in der Apothekerkunst nicht fremd sein. Im beliebten Konversationslexikon findet man bei weitem nicht alles, was man nötig hat, um sich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa und die Revolution“ gesammelt worden sind. Nämlich: Hermesschlusses, Metastase, latent, Wurflinien, austrophische, Furchen, Goldschlich, Oblonge, Differenzial, Integration, Heliozentrisch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Sekulargleichungen, epicyklisch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die bösen Dews, Maia, Miasmen, die Wendilsen, Iran und Turan, Museon, Systole und Dyastole, Alkahest, Lebermeer, floride Schwindsucht, Belustempel, Berskerwut, ceraunischen Berge, Senkel, Tyofen, Rosrädbücher.⁸²

81 Ebd. Nr. 178. S. 277.

82 Ebd. Nr. 184. S. 281f.

Die Miszelle enttarnt Görres als einen verspäteten Polyhistor, dessen universale Gelehrsamkeit im Zuge stetiger wissenschaftlicher Differenzierung unzweckmäßig und unzeitgemäß ist. Noch stärker als die Rückkehr zum gelehrten und nur für esoterische Politikreise bestimmten Latein wird dessen Schreibstil angegriffen. Das Reihens von Ausdrücken unterschiedlichster Provenienz aus Görres' Abhandlung konterkariert nachdrücklich die eigentliche Darstellungsintention. Denn nach dem Verweis auf die Karlsbader Beschlüsse in der Einleitung lautet das erste Kapitel „Orientierung“ und beginnt:

In Zeiten, wo die sittliche Welt in allen ihren Tiefen bewegt erscheint, [...] ist es nothwendig für Jeden, der sich dem Spiel der Elemente nicht Preiß geben will, daß er sich zuerst nach den Standsternen des Himmels zurecht zu finden suche, damit er einen Halt gewinne an dem, was selbst bleibt in Mitte der Bewegungen [...].⁸³

Börnes Text pervertiert diesen verklärten Wunsch nach Orientierung durch die schlichte Aufzählung opaker Begriffe. Überhaupt setzt die Kurzprosa lieber auf Immanenz statt auf abstrakte oder metaphysische Denkmodelle. Die häufige Änderung der Bezugsgrundlage stellt für sie keinen Verlust, sondern einen Gewinn von Ordnung und Sinnhaftigkeit dar, und es sind gerade die großen Namen, an denen sich das festmachen lässt: „Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, sooft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.“⁸⁴ Zunächst wird hier dem Festhalten an einer überzeitlichen Wahrheit, wie es in der idealistischen Absolutheitsvorstellung verankert ist, widersprochen. Dazu gehört, dass das Zittern der Ochsen vor einem neuen Pythagoras als sinnspielerische Zuspitzung für Unterhaltung sorgt, gleichzeitig aber

83 Joseph von Görres. *Europa und die Revolution*. Stuttgart: Metzler, 1821. S. 11. Unabhängig von Börnes plakativem Einwand gegen Görres hat der mit seinen Aphorismen einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Gattung. Vgl. dazu Ingrid Wurst. „Ästhetische Versuchsanleitung zur Revolution. Politik und Poetik des Experiments in Görres' *Aphorismen über die Kunst*. „Wir sind Experimente: wollen wir es auch sein!“ *Experiment und Literatur II. 1790-1890*. Hg. Michael Gamper/Martina Wernli/Jörg Zimmer. Göttingen: Wallstein, 2010. S. 53-76.

84 Börne. *Aphorismen und Miszellen* (wie Anm. 78). Nr. 268. S. 318.

den völlig unplausiblen Kausalzusammenhang zwischen mathematischer Entdeckung, göttlicher Fügung und anschließendem Opferritual aufdeckt.

Der literarischen Prosa prägt sich eine Skepsis gegenüber solchen Erkenntnisansprüchen ein, wie sie in den Wissenskulturen vor 1848 jeweils erhoben werden. Das betrifft sowohl die Systemphilosophie als auch die sich emanzipierenden Naturwissenschaften. Denn die hier ermittelte physikalische Exaktheit reicht zur Erklärung von Welt ebenso wenig hin wie die dort vollzogene metaphysische Überhöhung. Der philosophischen Objektivität des absoluten Geistes und der naturwissenschaftlichen Objektivität des mikroskopisch Empirischen mangelt es an einem Bezug zur alltäglichen Erfahrungswirklichkeit. Beide Begriffe von Objektivität sind zwar in ihrer Ausrichtung grundsätzlich verschieden und befördern damit einen wissenschaftlichen, disziplinären und auch institutionellen Zersetzungsprozess, liegen aber dennoch in einem Jenseits von derjenigen Wirklichkeit, die vorzugsweise ästhetisch und literarisch greifbar wird.

Die nachidealistische Ästhetik und die Kurzprosa betreiben darum einen abweichenden Erfahrungsaufbau. In einer *Bücherschau* des *Literarischen Zodiakus* nimmt Mundt 1835 Bezug auf die *Phänomenologie* Hegels und erläutert jene Distanzierung:

Aber die Lebensfülle mußte System werden, und die Geschichte, obwohl als der Prozeß des Absoluten entfaltet, trug schwer an den Kategorien des subjectiven Geistes, die sie annehmen mußte, denn welcher absolute Gedanke der menschlichen Systeme wäre nicht zugleich behaftet mit der Form der endlichen Subjectivität?⁸⁵

Die Relativität und zeitliche Beschränkung jedweder Wahrheitsauffassung machen zwar nicht alle Systematisierungsanliegen obsolet, erzeugen aber ein Bewusstsein für die Möglichkeiten diesseitiger, subjektiver Wahrnehmung. Dem entspricht der Aphorismus als Teil einer zerstreuten, auch ungeordneten, dadurch aber perspektivenreichen Prosa, die als literarische Umsetzung dieser erkenntnistheoretischen Neupositionierung gelten kann. Immerhin

85 Theodor Mundt. „Bücherschau“. *Literarischer Zodiakus. Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst*. Bd. 1. Redaktion Theodor Mundt. Photomechanische Reproduktion der Ausgabe Leipzig 1835-36. Frankfurt a. M.: Athenäum, 1971. S. 408-413, hier S. 410.

sichert ihre Konzentration auf die Begebenheiten, für Börne die „Früchte der Zeit“⁸⁶, fall- und bedarfsweise Genuss und Orientierung.

86 Ludwig Börne. „Ankündigung der Wage [1818]“. *Sämtliche Schriften*. Bd. 1. Hg. Inge Rippmann/Peter Rippmann. Düsseldorf: Melzer, 1964. S. 667-684, hier S. 682. Vgl. auch Inge Rippmann. „Die Zeit läuft wie ein Reh vor uns her‘. Der Zeitschriftsteller als Geschichtsschreiber“. *Die Kunst – eine Tochter der Zeit*. *Neue Studien zu Ludwig Börne*. Hg. Inge Rippmann/Wolfgang Labuhn. Bielefeld: Aisthesis, 1988. S. 130-169, hier S. 135.

Chenxi Tang (Berkeley)

Die Tragödie der Zivilisation

Völkerrecht und Ästhetik des Tragischen im 19. Jahrhundert

1. Völkerrecht, Theater, Völkerkunde: eine Konstellation des 19. Jahrhunderts

In den Jahrzehnten zwischen dem Wiener Kongress 1815 und der Mitte des 19. Jahrhunderts etablierte sich eine neue Staatenordnung auf dem europäischen Kontinent, wie es die Kongress-Akte vorgesehen hatte. Gleichzeitig bildete sich in der Jurisprudenz ein neues Paradigma des Völkerrechts heraus. Es hieß das ‚Völkerrecht der zivilisierten Staaten‘. Die Entstehung der historischen Rechtsschule und des Rechtspositivismus im frühen 19. Jahrhundert entzog dem umkämpften Völkerrecht seine naturrechtliche Begründung. Auf der Suche nach einem neuen Begründungszusammenhang nahm das Völkerrecht einen Begriff auf, der im späten 18. Jahrhundert entstanden war, und dessen Bedeutung sich zur Zeit des Wiener Kongresses stabilisiert hatte. Es handelte sich um den Begriff der Zivilisation. Mithilfe dieses Begriffs wurde eine überstaatliche Gemeinschaft postuliert, nämlich die sogenannte Gemeinschaft zivilisierter Staaten, die die Legalität zwischenstaatlichen Verkehrs gewährleistet, ohne ein internationaler Staat oder gar Weltstaat zu sein. Das Völkerrecht des 19. Jahrhunderts war somit im Wesentlichen ein Völkerrecht der zivilisierten Staaten.

‚Zivilisation‘ aber ist ein diskriminierender Begriff, zu dessen Bedeutungsgehalt die Definition und der Ausschluss seines Gegenteils, nämlich des Unzivilisierten, des Barbarischen, gehören. Das Postulat einer Gemeinschaft zivilisierter Staaten schließt diejenigen Staaten und Völker aus, die als unzivilisiert, als barbarisch definiert werden. Im Völkerrecht der zivilisierten Staaten wird den Völkern, die als unzivilisiert gelten, kein eigenes Recht zuerkannt. Dementsprechend wird der Verkehr mit diesen Völkern entweder völlig außerhalb des Rechts verlegt oder den Rechtsnormen unterworfen, die durch die Zivilisierten diktiert werden. Im 19. Jahrhundert wurde die Gemeinschaft zivilisierter Staaten gemeinhin mit Europa identifiziert, so dass das Völkerrecht grundsätzlich ein europäisches Völkerrecht darstellte, das den Verkehr der europäischen Staaten miteinander rechtlich regelte, aber

die außereuropäische Welt entrechtete und zu bloßen Objekten der Rechtsanwendung degradierte.

Während das Völkerrecht zivilisierter Staaten die Völker außerhalb Europas als Barbaren entrechtete und sie dadurch symbolisch wie physisch auch dem Untergang preiszugeben bereit war, kehrte diese weltumfassende Begegnung zwischen den Zivilisierten und den Barbaren innerhalb Europas wieder, und zwar auf der Bühne. Der Untergang barbarischer Völker wurde zum ästhetisch sublimierten Spektakel. Den Anfang machte Franz Grillparzers noch am antiken Mythos angelehnte Trauerspiel-Trilogie *Das goldene Vließ* (1822). In den folgenden Jahrzehnten wurde die Begegnung zwischen den Zivilisierten und Barbaren mit immer neuen Variationen in Szene gesetzt, und zwar besonders auf der Opernbühne. Mit einem immer spektakuläreren Aufgebot an theatralischen Mitteln trug die Inszenierung dieser Begegnung wesentlich zur *Grand Opéra* als Leitgattung des europäischen Theaters im 19. Jahrhundert bei. In einer Reihe von Glanzstücken der *Grand Opéra*, die von Hector Berlioz' *Les Troyens* (1856-58) und Giacomo Meyerbeers *L'Africaine* (1865) bis zu Giuseppe Verdis *Aida* (1871) reicht, treffen Königinnen und Prinzessinnen barbarischer Völker auf Männer aus zivilisierten Nationen, verlieben sich in sie, nur um die Unmöglichkeit ihrer Liebe einzusehen und sich daraufhin dem Tode hinzugeben. Das schwere Leid der vom Völkerrecht zivilisierter Staaten entrechteten Völker erhielt einen ästhetischen Glanz, und ihr Untergang wurde zum schönen Tod auf tragischer Bühne. Durch die kathartische Wirkung des Tragischen wurde die Gewalt, die das Völkerrecht zivilisierter Staaten ausübte, symbolisch gebannt.

Wenn die Barbaren von ihrem tragischen Bühnentod wieder auferstehen, werden sie verklärt – zur Kultur. Die Reinkarnation des Barbarischen als Kultur erfolgte durch einen Diskurs, der sich Ethnologie oder Völkerkunde nannte. Das erklärte Ziel der Ethnologie, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Wissenschaft etablierte, war es, die durch die Gewalt der zivilisierten Staaten bedrohten Völker vor dem endgültigen Aussterben zu bewahren. Und zwar dadurch, dass ihre zum Teil schon zerrütteten Lebensweisen dokumentiert, archiviert und musealisiert wurden. Die durch diese symbolischen Praktiken wiederbelebten Völker galten nun als Repräsentanten der menschlichen Kultur, einschließlich solcher Völker, die als Naturvölker bezeichnet wurden, auch wenn die von ihnen repräsentierten Kulturen niedriger eingestuft wurden als die europäischen. Sämtliche über sie gesammelten Daten fungierten nun als Zeugnisse der

Kultur. Eine theoriegeleitete Analyse dieser Kulturzeugnisse sollte Beweise dafür liefern, dass die Menschheit eine Einheit bildete. Somit wurde eine alle Völker umfassende Weltordnung am Leitfaden der Kultur konstruiert, die jener völkerrechtlichen Weltordnung gegenüberstand, die auf dem Ausschluss fast aller Völker im außereuropäischen Raum basierte. Im 19. Jahrhundert wurde das Völkerrecht also von der Völkerkunde begleitet und komplementiert.

Die Entstehung des Völkerrechts zivilisierter Staaten nach dem Wiener Kongress leitete eine neue Figuration der Weltordnung ein. Dieser Vorgang brachte ein Wechselspiel mehrerer Wissens- und Repräsentationsformen, nämlich Jurisprudenz, Theater und Ethnologie, in Gang. Im Folgenden werden diese miteinander verschränkten Wissens- und Repräsentationsformen näher untersucht.

2. Die Entstehung des Völkerrechts zivilisierter Staaten

2.1. Transformationen des Völkerrechts um 1800

Das Völkerrecht zivilisierter Staaten erwuchs aus der Überwindung des modernen Naturrechts, das bis zum frühen 19. Jahrhundert den Anspruch erhob, rechtliche Beziehungen zwischen souveränen Staaten zu begründen. Das von Thomas Hobbes (1588-1679) initiierte moderne Naturrecht postuliert einen fiktiven Naturzustand, in dem natürliche, d.h. von der Vernunft unmittelbar einzusehende oder logisch zu deduzierende Gesetze herrschen. Allerdings lassen sich die Gesetze der Natur mangels jeglicher Autorität nicht durchsetzen. Eine Autorität wird erst dann erschaffen, wenn Individuen durch den ursprünglichen Herrschaftsvertrag einen kollektiven Staatskörper konstituieren. Damit verlassen sie auch den Naturzustand und unterwerfen sich der durch den souveränen Willen des Staates gesetzten und durchgesetzten Rechtsordnung. Der derart konstituierte souveräne Staat aber steht fortan anderen Staaten im Naturzustand gegenüber. Das Völkerrecht als Recht zwischenstaatlicher Beziehungen unterliegt dementsprechend den Gesetzen der Natur. Hobbes schließt *The Elements of Law, Natural and Politic* (1650) mit einer lapidaren Feststellung ab: „As for the law of nations, it is the same with the law of nature. For that which is the law of nature between man and man, before the constitution of commonwealth, is the law of nations between sovereign and sovereign,

after.“¹ Die aus der naturrechtlichen Staatskonstruktion notwendig folgende Gleichsetzung von Völkerrecht und Naturrecht hat zwei mögliche Konsequenzen. Wird die positive Rechtsordnung des Staates als Maßstab gesetzt, so muss man die Existenz einer völkerrechtlichen Ordnung ableugnen, gibt es im zwischenstaatlichen Raum, der ja nichts anderes als der Naturzustand ist, doch weder eine gesetzgebende noch rechtsprechende Autorität. Hobbes selbst gehört zu den Leugnern des Völkerrechts. Oder man insistiert auf der Verbindlichkeit der Gesetze der Natur und damit auch auf der Existenz einer völkerrechtlichen Ordnung, wie es Samuel Pufendorf (1632-1694) tat. Allerdings müssen sich solche Verfechter des Völkerrechts mit der Tatsache auseinandersetzen, dass die der Staatsräson verschriebenen Souveräne nicht immer Gesetze der Natur beachten – wenn überhaupt Einigkeit darüber herrscht, was Gesetze der Natur eigentlich sind –, und dass auch die eklatante Verletzung der Gesetze der Natur mangels einer souveränen Staaten übergeordneten Autorität nicht geahndet werden kann.

Das naturrechtliche Paradigma des Völkerrechts geriet um die Mitte des 18. Jahrhunderts unter Druck. Es musste sich zwei ernsthaften Herausforderungen stellen: dem Aufkommen eines positiven europäischen Völkerrechts und dem historischen Bewusstsein. Der wichtigste Vertreter des positiven europäischen Völkerrechts war Johann Jakob Moser.² Mosers Völkerrecht ist „lediglich und gantz allein auf das gegründet, was wirklich geschehen ist und zu geschehen pflegt, es mag nun nach denen Göttlichen geschribenen und natürlichen auch menschlichen Rechten recht oder unrecht seyn“. Er sei kein wertender Rechtslehrer, sondern vielmehr ein Beschreiber dessen, „wie die Europäischen *Souverainen* und Nationen miteinander umgehen und eben deßwegen, weil es unter ihnen so hergebracht ist, es für Recht

-
- 1 Thomas Hobbes. *The Elements of Law: Human Nature and De Corpore Politico*. Hg. John C. A. Gaskin. Oxford: Oxford University Press, 1994. S. 182.
 - 2 Die anderen Vertreter des positiven europäischen Völkerrechts zu Mosers Zeit waren Gabriel Bonnot de Mably (*Le droit public de l'Europe, fondé sur les traités*. Geneva: Compagne des Libraires, 1748) und Pierre Joseph Neyron (*Principes du droit des gens européen conventionnel et coutumier: ou bien précis historique politique et juridique des droits et obligations que les états de l'Europe se sont acquis et imposés par des conventions et des usages reçus, que l'intérêt commun a rendu nécessaires*. Bronswic: Librairie des Orphelins, 1783). Zu Johann Jakob Moser als „Höhepunkt und Abschluss jenes reichspatriotisch gestimmten, staatsrechtlichen Positivismus des 18. Jahrhunderts“, siehe Michael Stolleis. *Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland*. Bd. 1. München: Beck, 1988, S. 258-267.

halten und angeben.“³ Die dezidierte Ausrichtung auf das Faktische zieht eine vehemente Polemik gegen Naturrecht nach sich. „Das Naturrecht, wie es in denen Schulen gelehrt wird“, so behauptet Moser, „seye in der großen Welt von keinem großen Nutzen“, und zwar aus vielerlei Gründen:

1. Die allgemeinste Grundsätze seynd selbst unter denen größten Gelehrten noch streitig: Man lese Grotti, Pufendorffs, Barbeyracs, Wolfens, Vattels und Anderer Schrifften: Wie oft widersprechen sie einander! Wer hat nun Recht? [...]
2. Eben darum, weil allgemeine Sätze allgemein seynd; so gehet es damit auch, wie mit allen geschribenen Rechten: Sie seynd eine wächserne Nase, die sich drehen lasset, wie man will. [...]
3. Die besonderste Fälle seynd ohnehin willkürlich und keinem Gesetz der Natur unterworfen. [...] ⁴

Das Naturrecht sei also nichts weiter als „Geschwätz“.⁵

Mosers vernichtendes Urteil über Naturrecht birgt Elemente in sich, die sich später als erste Anfänge des Völkerrechts zivilisierter Staaten erweisen sollten. Völkerrechtliche Normen werden nun nicht mehr aus der transzendenten Instanz der Natur oder der Vernunft abgeleitet, sondern auf eine empirische Größe bezogen, die Europa heißt. Sein Anliegen besteht ja darin, die Verhaltensnormen der souveränen Staaten in Europa so zu beschreiben, wie sie sich aus Verträgen und Herkommen tatsächlich herausgebildet haben. Jedoch fehlt ihm noch ein angemessener Begriff von Europa als einer Rechtsgemeinschaft. Er spricht zwar von „Europa, so ferne es einen einigen Staats-Cörper ausmacht“ – so der Titel des ersten Buches seiner *Grund-Sätze des jezt-üblichen Europäischen Völcker-Rechts in Fridens-Zeiten* (1750)⁶ –, aber sieht kaum Bedarf, Rechenschaft über die Verfassung dieses Staatskörpers abzulegen. Zuweilen scheint es, als sei „Staats-Cörper“ eine unbedacht hingeworfene Redewendung, denn er hält Europa für nichts mehr als einen

-
- 3 Johann Jakob Moser. *Grund-Sätze des jezt-üblichen Europäischen Völcker-Rechts in Fridens-Zeiten, auch anderer unter denen Europäischen Souverainen und Nationen zu solcher Zeit fürkommender willkürlicher Handlungen*. Hanau: s.n., 1750. Unpaginiert [Vorrede].
 - 4 Johann Jakob Moser. *Versuch des neuesten europäischen Völkerrechts in Friedens- und Kriegszeiten*. Frankfurt a. M.: Varrentrapp, 1777-1780. Bd. 1. S. 24f.
 - 5 Moser. *Versuch* (wie Anm. 4). S. 26.
 - 6 Moser. *Grund-Sätze* (wie Anm. 3). S. 15.

verworrenen Haufen von souveränen Staaten, die nur lose miteinander verbunden sind:

Die ganz souveraine Europäische Staaten [...] stehen übrigens zwar in keiner völligen und eigentlichen Verbindung mit einander; doch in einer freywilligen mehreren, als alle andere Staaten in denen übrigen Welttheilen. [...] Man kan nicht sagen, daß die Europäischen Staaten alle zusammen eine gemeinschaftliche grosse Republic formirten, welcher Glider gewisse gemeinschaftliche Rechte und Pflichten unter und gegen einander hätten.⁷

Das Fehlen eines adäquaten Begriffs von Europa bedeutet, dass die unter europäischen Staaten geltenden völkerrechtlichen Normen lediglich beschrieben, aber nicht theoretisch verarbeitet und eingeordnet werden. Warum und wie sind diese Normen entstanden? Woher erhalten sie ihre Geltung? Unter welchen Voraussetzungen werden sie interpretiert, angewandt und weiter entwickelt? – Dies sind allesamt Fragen, die Moser nicht interessieren. Er begreift sein positives europäisches Völkerrecht als „eine politische, in eine gewisse Ordnung gebrachte, Reisebeschreibung durch ganz Europam“, und „man solle daraus Europam nur kennen lernen, wie es ist“.⁸ Rechtsnormen werden auf ihre Faktizität reduziert.

Etwa zeitgleich zum Aufkommen des positiven europäischen Völkerrechts wurde die Völkerrechtswissenschaft auch von dem historischen Bewusstsein erfasst, das seit dem späten 18. Jahrhundert die menschliche Welt insgesamt in eine zeitliche Perspektive rückte.⁹ Dietrich Heinrich Ludwig von Ompteda (1746-1803), der 1785 eine eher traditionelle *historia litteraria* des Völkerrechts versuchte, erkannte zwar immer noch das Recht der Natur als Hauptquelle des Völkerrechts an, sprach aber schon von der „Modification“ des natürlichen Völkerrechts durch die Zeit:

Dieses von Zeit zu Zeit sich immer weiter ausgedehnte Verkehr gesitteter Völker unter einander, welches in demselben Verhältnisse sich vermehrte, in dem

7 Moser. *Versuch* (wie Anm.4). S. 33.

8 Ebd. S. 18 und S. 20.

9 Zur Entstehung des historischen Bewusstseins im späten 18. Jahrhundert, siehe besonders Reinhart Koselleck. „Geschichte, Historie V“. *Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Hg. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck. Stuttgart: Klett, 1975f. Bd. 2, S. 647-691.

die Cultur der Völker stieg, und diese daher immer mehrere sich wechselseitig mitzutheilende Bedürfnisse und Hülfleistungen nach sich zog, hatte daher vielfältige Modificationen der ursprünglichen Grundsätze des natürlichen Völkerrechts zur Folge.¹⁰

Der Zeit wird rechtsbildende Kraft zugesprochen, und sie wird mit der „Cultur der Völker“ in Verbindung gebracht. Damit wird die Triangulation von Zeit, Völkerrecht und Kultur (bzw. Zivilisation) angedeutet, die später das Völkerrecht zivilisierter Nationen hervortreiben sollte. Ompteda bezieht „die Cultur der Völker“ noch eindeutig auf die Geschichte der Menschheit, so dass das von ihr hervorgebrachte Recht, nämlich „vielfältige Modificationen der ursprünglichen Grundsätze des natürlichen Völkerrechts“, genauso universale Geltung besitzt wie das natürliche Völkerrecht selbst. Eine Einschränkung der Kultur auf Europa lehnt er ausdrücklich ab, mit dem Hinweis, dass „es jedoch schon seit langer Zeit auch ausser den Grenzen Europens gesittete Völkerschaften [...] gegeben hat.“¹¹

Kurz nach Ompteda drohte die historische Betrachtung des Völkerrechts das Naturrecht ganz zu verdrängen. In der ersten Geschichte des Völkerrechts, *An enquiry into the foundation and history of the law of nations in Europe* (1795), stellt der Autor Robert Ward (1765-1846) folgende Beobachtung an: Da völkerrechtliche Normen weder durch Gesetze festgelegt werden, noch sich vor irgendein Tribunal stellen lassen, hängen sie eigentlich mit den Sitten, d. h. „particular religions, moral systems and local institutions“ zusammen.¹² Die Geschichte der Menschheit zeige aber, dass verschiedene Länder und Zeiten verschiedene Sitten haben. Daher kann es keine naturgegebenen, überzeitlich und universal gültigen Rechte geben, die den Umgang aller Völker miteinander regeln. Was das Recht der Natur anbetrifft, stellt Ward fest, „while men have been known to entertain such discordant opinions concerning the ramifications of that Law, it cannot lead us to that certainty concerning virtue, which would oblige all mankind to think of it exactly in the same manner.“¹³ Trotz Wards gegenteiliger Beteuerung

10 Dietrich Heinrich Ludwig von Ompteda. *Litteratur des gesammten sowohl natürlichen als positiven Völkerrechts*. Regensburg: Montag, 1785. S. 10.

11 Ompteda (wie Anm.10). S. 18.

12 Robert Ward. *An enquiry into the foundation and history of the law of nations in Europe: from the time of the Greeks and Romans, to the age of Grotius*. London: Strahan and Woodfall, 1795. S. xiii.

13 Ward. *An enquiry* (wie Anm. 12). S. xxxii.

wird das Naturrecht als historisch variabel und deshalb als unverbindlich diskreditiert. Als Grundlage des Völkerrechts wird es ersetzt durch die christliche Religion und „the moral system engrafted upon it“.¹⁴ Da die christliche Religion in Europa beheimatet ist, gilt das darauf gegründete Völkerrecht nur für europäische Nationen.

Während das naturrechtliche Denkmodell positivistisch und historisch gleichsam doppelt in Frage gestellt wird, werden die historische Betrachtungsweise und das positive europäische Völkerrecht miteinander gekoppelt. Aus historischer Perspektive erscheint Europa als eine eigenständige, sich durch spezifische Eigenschaften auszeichnende Größe. Damit wird ein Begriff von Europa bereitgestellt, der für das Projekt eines positiven europäischen Völkerrechts notwendig ist, den Moser aber noch nicht kennt. Ähnlich wie Moser bezeichnet Georg Friedrich von Martens (1756-1821) – der wichtigste Vertreter des positiven europäischen Völkerrechts um 1800 – Europa auch als „Staatskörper“. Jedoch anders als Moser vermag Martens, dem europäischen „Staatskörper“ eine begriffliche Gestalt zu verleihen, und zwar durch historische Betrachtung. Die katholische Kirche, verschiedene weltliche Herrschaftsgebilde, der Kreuzzug, der auswärtige Handel sowie „andere oft sehr zufällige Ursachen“ hätten „unsere europäische[n] Völker“ dazu veranlasst, „ein engeres Band untereinander zu erkennen, als das was aus der Bewohnung eines und desselben Erdstrichs entstehen konnte“. Danach „waren durch Handelsverkehr, Vermählungen, mannigfaltige Verbindungen so vielfache neue Bande zwischen den mehresten und größten Staaten von Europa gestiftet, dass ein Staat nun den andern nicht entbehren konnte. [...] Kurz ganz Europa schien sich nach und nach zu einem großen Staatskörper zu bilden“.¹⁵ Das christliche Europa macht insofern einen Staatskörper aus, als es ein historisch gewordenes politisches und rechtliches Gebilde darstellt. Die Rechtsnormen, die diesen Staatskörper konstituieren, sind Verträge, Herkommen und Gewohnheiten, die unter den einzelnen europäischen Staaten im Laufe der Zeit entstanden sind. Somit werden völkerrechtliche Normen nicht mehr als bloße Fakten beschrieben

14 Ward. *An enquiry* (wie Anm. 12). S. xxxv.

15 Georg Friedrich von Martens. *Versuch über die Existenz eines positiven europäischen Völkerrechts und den Nutzen dieser Wissenschaft*. Göttingen: Johann Christian Dieterich, 1787. S. 6-7. Siehe auch Martens. *Einleitung in das positive europäische Völkerrecht auf Verträge und Herkommen gegründet*. Göttingen: Johann Christian Dieterich, 1796. S. 26

wie bei Moser, sondern einer geschichtlich ausgeformten europäischen Rechtsgemeinschaft zugeordnet. Und sie werden nicht, wie im Naturrecht, in der Natur als transzendenter Instanz verankert, sondern als eine historisch erbrachte Kulturleistung angesehen. Die europäischen Staaten richten ihr Verhalten nach völkerrechtlichen Normen, um als „civilisirte, rechtliebende“ Nationen zu erscheinen.¹⁶

2.2. Der Zivilisationsbegriff und seine Semantik im Vormärz

Das historisch fundierte, positive europäische Völkerrecht, das durch Martens' einflussreiche *Einleitung in das positive europäische Völkerrecht auf Verträge und Herkommen gegründet* (1796) feste Gestalt annahm, entwickelte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem neuen Paradigma des Völkerrechts, nämlich dem Völkerrecht zivilisierter Nationen. Entscheidend dabei war die Anverwandlung des Zivilisationsbegriffs, der nach dem Wiener Kongress eine säkulare Alternative zur von der Heiligen Allianz hochgehaltenen, christlichen Religion bot. Zuerst in Frankreich und England um 1750 entstanden, später in Deutschland aufgenommen, gehört „Zivilisation“ zu den Schlüsselbegriffen, die die semantische Transformation der sozial-politischen Sprache und damit zusammenhängend den tiefgreifenden Erfahrungswandel um 1800 bezeugen.¹⁷ Als ein Begriff, der alle menschlichen Lebensbereiche zu erfassen sucht, ist „Zivilisation“ vor allem ein Kollektivsingular, der wie der Begriff der Menschheit einen universalen Erfahrungshorizont erschließen soll. Als ein Bewegungsbegriff steht er wiederum in unmittelbarer Nähe zu Begriffen wie „Fortschritt“ und „Geschichte“, die die Verzeitlichung der menschlichen Welt zum Ausdruck bringen. Die Jurisprudenz, die diesen Begriff vereinnahmte, um das Völkerrecht jenseits des Naturrechts neu zu begründen, kombinierte seine verschiedenen

16 Martens. *Versuch* (wie Anm. 15). S. 9. Ein ähnliches Argumentationsmuster findet sich auch bei James Mackintosh. *A Discourse on the Study of the Law of Nature and Nations* (1800). Boston: Pratt and Company 1843. S. 97.

17 Dazu siehe Reinhart Koselleck. „Einleitung“. *Geschichtliche Grundbegriffe* (wie Anm. 9). Bd. 1. S. XIII-XXVII; Zum Begriff der Zivilisation bzw. der Kultur, siehe Jörg Fisch. „Zivilisation, Kultur“. *Geschichtliche Grundbegriffe*. Bd. 7. S. 679-774.

Bedeutungselemente auf neuartige Weise, indem seine Semantik gleichzeitig verengt und erweitert, partikularisiert und universalisiert wurde.

Bis zum frühen 19. Jahrhundert fungierte in der Regel die Menschheit im Allgemeinen als die Bezugsgröße der Zivilisation. Condorcets *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* (1795) liefert dafür ein gutes Beispiel. Der dem Ideal der französischen Revolution verschriebene Aufklärungsphilosoph konzipiert die Zivilisation als Fortschritte des sich in der Zeit vervollkommnenden menschlichen Geistes. Beginnend mit den ersten Stämmen, die von der Jagd und dem Fischfang lebten, durchläuft die Zivilisation mehrere Stufen, bis sie den Zustand der Gegenwart erreicht, der durch die französische Republik gekennzeichnet wird. Ihr Fortgang aber macht davor nicht Halt, sondern wird weiter voranschreiten. „Was wir uns für den künftigen Zustand des Menschengeschlechts erhoffen, lässt sich auf folgende drei wichtige Punkte zurückführen: die Beseitigung der Ungleichheit zwischen den Nationen; die Fortschritte in der Gleichheit bei einem und demselben Volke; endlich die wirkliche Vervollkommnung des Menschen.“¹⁸ Obwohl Condorcet diesen Gang der Zivilisation hauptsächlich mit Material aus der europäischen Geschichte veranschaulicht, korreliert er doch offensichtlich mit der Geschichte der ganzen Menschheit. Dementsprechend lautet auch die Zielsetzung der Zivilisation eine weltweite republikanische Verfassung: „die Beseitigung der Ungleichheit zwischen den Nationen.“

Nach 1815 erfuhr aber der Begriff der Zivilisation zunehmend eine semantische Einengung auf die europäische Zivilisation. In seiner *Histoire générale de la civilisation en Europe depuis la chute de l'Empire Romain jusqu'à la Révolution Française* (1828) – einem weitverbreiten Buch, das die Semantik der Zivilisation durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch prägen sollte – spricht François Guizot (1787-1874) zwar seine Überzeugung aus, dass „il y a en effet une destinée générale de l'humanité, une transmission du dépôt de la civilisation, et par conséquent une histoire universelle de la civilisation à écrire“. Aber er gibt gleichzeitig zu bedenken, dass es doch eine schwer zu bewältigende Aufgabe sei, eine solche Universalgeschichte der Zivilisation zu schreiben. Besser wäre es, „quand on se renferme dans un espace de temps et de lieu déterminé, quand on se borne à l'histoire d'un certain nombre de siècles, ou de certains peuples“, denn „dans ces limites,

18 Marie-Jean-Antoine-Nicolas Carita de Condorcet. *Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes*. Übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Alff. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1975. S. 193.

la civilisation est un fait qui peut être décrit, raconté, qui a son histoire.¹⁹ Er begnüge sich also damit, die Geschichte der Zivilisation auf dem europäischen Kontinent nach dem Untergang des römischen Reichs zu rekonstruieren, anstatt der Zivilisation der ganzen Menschheit. Was auf den ersten Blick als eine Bescheidenheitsgeste erscheinen mag, spiegelt eigentlich einen Strukturwandel des Geschichtsdenkens und -schreibens im frühen 19. Jahrhundert wider, der sich als Übergang von der Aufklärungshistorie zum Historismus bezeichnen lässt.²⁰ Neigte man in der Aufklärung dazu, philosophische Überlegungen über den Gang der Menschheitsgeschichte in ihrer Ganzheit anzustellen, wie es etwa Condorcet tat, so bemühte man sich im Historismus hingegen, die Geschichte in ihrer raumzeitlichen Individualität anhand quellenkritisch überprüfter Tatsachen nachzuzeichnen. In der Vorrede zu seinen *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514* (1824) stellt Leopold Ranke (1795-1886), einer der Begründer des Historismus, ein „erhabenes Ideal“ für die Geschichtswissenschaft auf: „das ist die Begebenheit selbst in ihrer menschlichen Fasslichkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle: ihr wäre beizukommen.“²¹ Im Gegensatz zu der aufklärerischen Geschichtsphilosophie eines Condorcet wendet Guizot sich gegen „la pure philosophie“ und hütet sich davor, „de poser quelque principe rationnel, et puis d'en déduire la nature de la civilisation comme une conséquence.“²² Stattdessen nimmt er sich vor, ganz im Geist eines Ranke, der Begebenheit „beizukommen“. Da die Zivilisation seiner Ansicht nach sowohl aus gesellschaftlichen als auch aus moralischen Entwicklungen besteht, setzt er sich mit zwei verschiedenen, jedoch eng miteinander verbundenen Arten von Begebenheiten auseinander: Man kann entweder „étudier, décrire, raconter tous les événements, toutes les transformations, toutes les révolutions qui se seraient accomplies dans l'intérieur de l'homme“, oder

19 François Guizot. *Histoire générale de la civilisation en Europe depuis la chute de l'Empire Romain jusqu'à la Révolution Française*. Paris: Pichon et Didier, 1828. Première leçon, S. 7f.

20 Zu diesem Strukturwandel siehe Jörn Rüsen. *Konfigurationen des Historismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993. S. 29-94.

21 Leopold von Ranke. *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514* (1824). 3. Aufl. Leipzig: Duncker und Humblot, 1885. S. VIII.

22 Guizot. *Histoire générale* (wie Anm. 19), première leçon, S. 11.

il peut procéder autrement: au lieu d'entrer dans l'intérieur de l'homme, il peut se mettre au dehors; il peut se placer au milieu de la scène du monde; au lieu de décrire les vicissitudes des idées, des sentimens de l'être individuel, il peut décrire les faits extérieurs, les événemens, les changemens de l'état social.²³

Die Zivilisation, deren Geschichte sich aus der Beschreibung dieser zwei Kategorien von Begebenheiten ergibt, ist von Partikularität gekennzeichnet, beziehen sich die Begebenheiten doch auf raumzeitlich partikulare Zustände des moralischen Menschen oder der Gesellschaft. Das, was sich aus moralischen und gesellschaftlichen Umwälzungen in Europa nach dem Untergang Roms herauskristallisiert, ist eine spezifisch europäische Zivilisation. Als solche unterscheidet sie sich von anderen Zivilisationen, die sich auf je unterschiedliche Weise entwickelt haben: der ägyptischen, der indischen oder der griechischen.

Die Partikularisierung und Pluralisierung, die Guizot dem Zivilisationsbegriff widerfahren lässt, tun dessen normativer, wertender Funktion aber keineswegs Abbruch. „Zivilisation“ gehört zu denjenigen Begriffen, die sowohl eine deskriptive als auch eine evaluative Dimension haben. So unterschiedlich Guizot und Condorcet den deskriptiven Gehalt des Zivilisationsbegriffs auch bestimmen mögen, so übereinstimmend schätzen sie doch seinen normativen Gehalt ein. Beide laden den Begriff mit den positivsten Werten des menschlichen Tuns und Treibens auf. Ihre Wertschätzung divergiert dort, wo es um den Träger der Zivilisation geht. Während der aufklärerische Geschichtsphilosoph sie als die Leistung des menschlichen Geistes im Allgemeinen auffasst, erkennt der historistische Geschichtsschreiber sie dem europäischen Menschen zu. Kraft ihres normativen Gehalts darf die Zivilisation aber universale Geltung beanspruchen, unbeschadet der Tatsache, dass sie aus raumzeitlich bestimmten Umständen Europas nach dem Untergang Roms erwachsen ist. „La civilisation européenne“, so Guizot,

est donc la fidèle image du monde: comme le cours des choses de ce monde, elle n'est ni étroite, ni exclusive, ni stationnaire. Pour la première fois, je pense, le caractère de la spécialité a disparu de la civilisation; pour la première fois, elle s'est développée aussi diverse, aussi riche, aussi laborieuse de le théâtre de l'univers. La civilisation européenne est entrée, s'il est permis de le dire, dans

23 Ebd. S. 29.

l'éternelle vérité, dans le plan de la Providence; elle marche selon les voies de Dieu. C'est la principe rationnel de sa supériorité.²⁴

Die Guizots Zivilisationsbegriff innewohnende Logik tritt also klar zutage: Im Zuge der historistischen Abwendung von der geschichtsphilosophischen Spekulation und Hinwendung zu Begebenheiten „in ihrer menschlichen Fasslichkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle“ (Ranke) wird die Zivilisation zuerst partikularisiert und pluralisiert. Im zweiten Schritt wird jedoch eine der vielen Zivilisationen, nämlich die europäische, zu universaler Geltung erhoben, indem ihr allein die ganze normative Kraft zugesprochen wird. Dies führt zur Asymmetrie zwischen den Zivilisationen, wobei die eine zur Zivilisation schlechthin aufrückt und alle anderen degradiert und eventuell des Zivilisationsstatus' überhaupt entkleidet werden.

2.3. Die Entstehung des Völkerrechts zivilisierter Staaten im Vormärz

Der völkerrechtliche Diskurs nach dem Wiener Kongress unterliegt genau dieser bei Guizot zu beobachtenden Logik, die die Semantik der Zivilisation gleichzeitig partikularisiert und universalisiert, pluralisiert und asymmetrisch verteilt. Bevor Ranke jenes oben erwähnte „erhabene“ Ideal für die Geschichtswissenschaft formulierte, war die dadurch zum Ausdruck gebrachte historische Betrachtungsweise bereits in der Rechtswissenschaft wirksam geworden. In *Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* (1814) stellt Friedrich Carl von Savigny (1779-1861), einer der Begründer der Historischen Rechtsschule, einen „organisch[en] Zusammenhang des Rechts mit dem Wesen und Character des Volkes“ her und sieht diesen Zusammenhang vor allem „auch im Fortgang der Zeiten [sich bewähren]“: „Alles Recht entsteht auf die Weise, „welche der herrschende, nicht ganz passende, Sprachgebrauch als Gewohnheitsrecht bezeichnet, d. h. dass es erst durch Sitte und Volksglaube, dann durch Jurisprudenz erzeugt wird, überall also durch innere, stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers.“²⁵ Somit wird eine Rechtsquellenlehre formuliert, die Rechtsnormen und die historisch gewachsene Rechtsgemeinschaft – das

24 Guizot. *Histoire générale* (wie Anm. 19). 2^e leçon. S.11f.

25 Friedrich Carl von Savigny. *Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft*. Heidelberg: Mohr und Zimmer, 1814. S. 11; S. 13f.

Volk – aufeinander bezieht. Diese historisierende Rechtsquellenlehre erweist sich besonders auch für das Völkerrecht als folgenreich, denn die Geltung völkerrechtlicher Normen, die für das Naturrecht ein geradezu unlösbares Problem darstellt, konnte nun aus einer historisch gewordenen Rechtsgemeinschaft der Völker abgeleitet werden. Schon am Ende des 18. Jahrhunderts begründete Georg Friedrich von Martens, wie oben gezeigt, die Existenz und Verbindlichkeit des Völkerrechts durch den Hinweis auf Europa als einen historisch gewachsenen „großen Staatskörper“. Jedoch lieferte erst Savignys Rechtsquellenlehre die theoretische Grundlage für eine solche historische Begründung des Völkerrechts.

Schon wenige Jahre nach ihrer Veröffentlichung zeitigte die aufsehenerregende Schrift Savignys in der Völkerrechtswissenschaft Wirkung. In *Das europäische Völkerrecht in acht Büchern* (1817) wendet Theodor Anton Heinrich Schmalz (1760-1831) die Begriffe und Argumentationsstrategien Savignys auf das Völkerrecht an. Spricht Savigny vom „organischen Zusammenhang des Rechts“ mit dem sich historisch verfestigenden „Wesen und Charakter des Volkes“, so will Schmalz das Völkerrecht aus dem gleichfalls im Fortgang der Zeit heranreifenden Wesen einer europäischen Völkergemeinschaft erwachsen sehen. Genauso wie bei Savigny wird die Gewohnheit zur einzig maßgeblichen Rechtsquelle erklärt: „Unmittelbar allgemeine Entscheidungs-Quelle des Rechten unter den Völkern, ist allein das Gewohnheitsrecht.“²⁶ Dabei führt Schmalz einen neuen Begriff ein – den mit „Zivilisation“ gleichbedeutenden Begriff der „Kultur“.²⁷ Wie später bei Guizot bezeichnet dieser Begriff das Wesen dessen, was europäische Völker in ihrer gemeinsamen Geschichte hervorgebracht haben. Die bei ihrem vielfältigen Umgang obwaltenden Gewohnheiten, die sich im Laufe der Zeit akkumulieren und dauernd verändern, machen eine integrale Dimension der Kultur aus. Das heißt, völkerrechtliche Normen entspringen der Kultur und konstituieren sie zugleich. „Das jedesmalige Völkerrecht ist [...] der sicherste Maßstab der Kultur“, stellt Schmalz fest.

26 Theodor Anton Heinrich Schmalz. *Das europäische Völkerrecht: in acht Büchern*. Berlin: Duncker und Humblot, 1817. S. 44.

27 In seiner begriffsgeschichtlichen Studie „Zivilisation, Kultur“ weist Jörg Fisch überzeugend nach, dass im 18. und 19. Jahrhundert „Zivilisation“ und „Kultur“ gleichbedeutend sind und dass die besonders von Norbert Elias nachträglich festgestellte Entgegensetzung dieser zwei Begriffe keinen Bestand hat. Siehe Jörg Fisch. *Zivilisation, Kultur* (wie Anm. 17).

Wie bei dem einzelnen Volke der Grad seiner Kultur die Behandlung der Fremden bestimmt, so wird auch unter mehreren Völkern, welche in Berührung stehen, ihr gegenseitiges Betragen milder, je gleicher der Grad und je ähnlicher die Art ihrer Kultur sind.²⁸

Die Korrelation zwischen Völkerrecht und europäischer Kultur bzw. Zivilisation impliziert die Beschränkung des Geltungsbereichs der völkerrechtlichen Normen auf die Gemeinschaft europäischer Völker. Die Ausweitung dieser Normen auf „außereuropäisch[e] Nichtchristen ist [...] nicht zu erwarten, da unser Völkerrecht gerade auf unseren Sitten, auf unserer gemeinsamen Kultur beruht.“²⁹ Infolge der Zurückführung des Völkerrechts auf raumzeitlich spezifische europäische Kultur wird seine Geltung partikularisiert. Wie Henry Wheaton (1785-1848) in seinen weitverbreiteten *Elements of International Law* (1836) unumwunden formuliert:

There is no universal law of nations. [...] the international law of the civilized, Christian nations of Europe and America, is one thing; and that which governs the intercourse of the Mohammedan nations of the East with each other, and with Christians, is another and a very different thing.³⁰

Die Partikularisierung der Geltung völkerrechtlicher Normen wurde als unbefriedigend wahrgenommen. Wird das Völkerrecht derart in die europäische Zivilisation eingebunden, wie könnte der Umgang zwischen Völkern im außereuropäischen Raum überhaupt rechtlich geregelt werden? Ein Völkerrechtler rief 1818 aus: „Gibt es ja doch außer Europa auch civilisirte

28 Schmalz. *Das europäische Völkerrecht* (wie Anm. 26). S. 11f. Diese Korrelation zwischen Völkerrecht und europäischer Zivilisation war eine vorherrschende juristische Doktrin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ähnliche Ansichten vertrat z. B. auch Saalfeld: „Gleichheit der Kultur und mannigfach verschlungene Verhältnisse haben so namentlich unter den christlich, europäischen Staaten eine solche Uebereinstimmung völkerrechtlicher Grundsätze herbeigeführt, weßhalb auch unter positivem Völkerrechte vorzugsweise das europäische verstanden wird, und auch ausser Europa haben sich in unseren Tagen theils ausdrücklich theils stillschweigend, die von Europa aus neu gebildeten Staaten zu diesem Völkerrechte bekannt.“ Friedrich Saalfeld. *Handbuch des positiven Völkerrechts*. Tübingen: Ossiander, 1833. S. 2f.

29 Schmalz. *Das europäische Völkerrecht* (wie Anm. 26). S. 36.

30 Henry Wheaton. *Elements of International Law, with a Sketch of the History of the Science*. London: B. Fellows, 1836. S. 50f.

Nationen, welche bis jetzt dem politischen System der Europäischen Staaten nicht beigetreten sind?“³¹ Der Partikularisierungstendenz wirkte zuerst das Weiterbestehen des auf universale Geltung insistierenden Natur- bzw. Vernunftrechts entgegen. Einerseits wurde das positive europäische Völkerrecht, dessen Bearbeitung im späten 18. Jahrhundert einsetzte und im Vormärz weiter anwuchs,³² zunehmend mit dem Begriff der Zivilisation untermauert. Andererseits aber wurde das überkommene natürliche Völkerrecht weiter gepflegt. Während die Quellen des positiven Völkerrechts – Verträge, Herkommen und Gewohnheiten – als zivilisatorische Leistungen Europas auf den Begriff gebracht wurden, galt die Natur oder Vernunft weiterhin als Rechtsquelle. In umfassenden rechtswissenschaftlichen Werken wurde das natürliche bzw. philosophische Völkerrecht in der Regel sogar dem positiven bzw. praktischen Völkerrecht vorangestellt. Die Völkerrechtswissenschaft schien partikuläre europäische Zivilisation und universale Vernunft gleichermaßen wertzuschätzen. Beim Vernunftrechtler Karl Heinrich Ludwig Pölitz (1772-1838) etwa folgte auf ein für alle Völker geltendes System des natürlichen Völkerrechts

ein System der christlichen und gesitteten Völker und Staaten, das sich von allen nichtchristlichen und nichtgesitteten Völkern und Staaten durch die Zurückführung der Ankündigungen des innern und äußern Staatslebens auf die gemeinsamen Bedingungen des Rechts und der Klugheit unterscheidet.³³

Das unvermittelte Nebeneinander des natürlichen, daher universalen Völkerrechts und des Völkerrechts der zivilisierten, europäischen Staaten forderte zur Synthese auf. Der dem Naturrecht anhängende Carl von Rotteck

-
- 31 Julius Schmelzing. *Systematischer Grundriss des praktischen europäischen Völker-Rechtes*. Rudolstadt: Verlag der Hof-Buch- und Kunsthandlung, 1818-1820. Bd. 1, S. 38.
- 32 Im Vormärz fand Martens' in mehreren Sprachen übersetzte *Einleitung in das positive europäische Völkerrecht* weite Verbreitung. Hinzu kamen zahlreiche andere Handbücher zu diesem Thema wie etwa Jean Louis Klübers *Droit des gens moderne de l'Europe* (1819), Friedrich Saalfelds *Handbuch des positiven Völkerrechts* (1833), August Wilhelm Heffters *Das europäische Völkerrecht der Gegenwart* (1844), um nur ein paar bekannte Titel zu nennen.
- 33 Karl Heinrich Ludwig Pölitz. *Die Staatswissenschaften im Lichte unsrer Zeit. Fünfter und letzter Theil: Practisches (europäisches) Völkerrecht; Diplomatie; und Staatspraxis*. 2. Aufl. Leipzig: Hinrichsche Buchhandlung, 1828. S. 10f.

(1775-1840) etwa schlug 1835 vor, das europäische Völkerrecht mit dem natürlichen zu vereinigen, damit seine Partikularität durch die Universalität des letzteren aufgehoben wird:

Versteht man nämlich unter europäischem Völkerrecht den „Inbegriff der (Rechts)Regeln und Gebräuche, welche von den civilisirten Nationen Europas in ihren Verhältnissen zu einander beobachtet werden.“ (Saalfeld u. a.) so ist schon die Ausschließung der „nicht civilisirten“ Nationen [...] eine die Reinheit des Begriffs trübende und noch andere Bedenken mit sich führende Beschränkung. [...] Andererseits aber, wenn man den Begriff des europäischen Völkerrechts dahin bestimmt, daß es nicht nur die Regeln und Gebräuche, welche von den civilisirten Staaten des Welttheils beobachtet werden, sondern auch diejenigen in sich fasse, welche von denselben beobachtet werden sollten; so wird dadurch das natürliche Völkerrecht mit in den Begriff aufgenommen, und alsdann ist es abermal nicht bloß für die europäischen Staaten, sondern für alle, überhaupt rechtsfähige Völker giltig.³⁴

Solange sich das Völkerrecht lediglich auf die historisch herausgebildete europäische Zivilisation gründet, schließt es alle aus, die dieser Zivilisation nicht als Mitglieder angehören, und bleibt somit im Partikularen befangen. Rotteck schwebte ein europäisches Völkerrecht vor, das die europäischer Zivilisation entstammenden rechtlichen Regeln und Gebräuche um die durch natürliche Vernunft gegebenen Normen ergänzt, um so das spezifisch Europäische ins allgemein Menschliche zu überführen. In dieser Vision kommt der universale Geltungsanspruch des europäischen Völkerrechts zum Ausdruck, wobei die Universalität jedoch immer noch der natürlichen Vernunft zugeschrieben wird. Rotteck erkannte es als ein theoretisches Desiderat, die Kluft zwischen europäischer Zivilisation und natürlicher Vernunft, zwischen dem positiven europäischen und dem natürlichen Völkerrecht zu überbrücken, ohne diese Aufgabe selbst bewältigen zu können.

Bald bot sich aber eine Lösung an, die einfacher nicht sein konnte. In seinen *Elements of International Law* setzt Henry Wheaton, theoretisch ganz unbefangen, die unter den zivilisierten Staaten Europas tatsächlich geltenden Verhaltensregeln mit den von der natürlichen Vernunft geforderten Normen gleich:

34 Carl von Rotteck. *Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften*. Stuttgart: Franck, 1829-1835. Bd. 3. S. 12f.

International law, as understood among civilized nations, may be defined as consisting of those rules of conduct which reason deduces, as consonant to justice, from the nature of the society existing among independent nations; with such definitions and modifications as may be established by general consent.³⁵

Dieser Kurzschluss von europäischem und natürlichem Völkerrecht, diese Naturalisierung der europäischen Zivilisation wurde bald zur Selbstverständlichkeit. Ein deutscher Staatsrechtler namens Karl Salomo Zachariae (1769-1843) schrieb 1841:

Es giebt nur ein philosophisches Völkerrecht, wie es nur eine Menschenvernunft giebt. Aber, in diesem wie in andern Fällen wird die Stimme der Vernunft von dem einen Volke so von einem andern Volke anders gedeutet oder verstanden, je nachdem die Cultur oder Civilisation eines Volkes so oder anders beschaffen ist, höher oder niedriger steht.

Während „sowohl das Staats- als auch das Völkerrecht bei allen noch ungebildeten Völkerschaften eine stammes- oder Nationalphysiognomie [hat]“, stimmt das europäische Völkerrecht mit dem philosophischen bzw. natürlichen Völkerrecht ganz überein. „Das Europäische Völkerrecht verdankt diesen seinen Charakter dem weltbürgerlichen oder rein menschlichen Charakter der europäischen Cultur und Civilisation überhaupt.“³⁶ Wird einmal angenommen, dass die europäische Zivilisation die menschliche Vernunft realisiert und dementsprechend das europäische Völkerrecht dem natürlichen im höchsten Maße entspricht, so bedarf es nur eines kleinen Schrittes, um das natürliche Völkerrecht als unnötig abzutun und durch das europäische Völkerrecht ganz zu ersetzen. In Bezug auf Christian Wolffs naturrechtliche Grundlegung der Weltordnung stellt der britische Völkerrechtler James Reddie (1773-1852) in seinen *Inquiries in International Law, Public and Private* (1842) zuerst fest, dass es keine naturgegebenen Gesetze im internationalen Handeln geben kann: „There has not been, and in all probability never will be, discovered in the laws of nature, any sufficient ground for a compulsory obligation on all nations to unite in society with each other.“³⁷

35 Wheaton. *International Law* (wie Anm. 30). S. 54.

36 Karl Salomo Zachariae. *Vierzig Bücher vom Staate*. Heidelberg: Winter, 1839-1843. Bd. 5, S. 12f.

37 James Reddie. *Inquiries in International Law, Public and Private* (1842). 2nd edition. Edinburgh: William Blackwood and Sons, 1851. S. 70.

Der Handel und sonstiger internationaler Verkehr hätten jedoch eine Völkergemeinschaft hervorgebracht, die bestimmte Rechtsnormen benötige, um überhaupt bestehen zu können. Völkerrechtliche Normen seien daher durch den Fortgang der Zivilisation entstanden, anstatt von der Natur ableitbar zu sein. Der internationale Verkehr

cannot otherwise take place, than under the observance of the rules of reciprocity, which the civilization of nations introduces, and in a manner prescribes, and by which it sets limits, sometimes wider, sometimes narrower, to the original, or more properly speaking, earlier natural law of nations, namely, to that collection of international rules, which were found applicable to nations in a less cultivated state.³⁸

Mühten sich Rechtsgelehrte wie Rotteck wenige Jahre vorher noch an der theoretischen Aufgabe ab, das positive europäische Völkerrecht ans Naturrecht zu binden, um ihm zu universaler Geltung zu verhelfen, so verdrängten nun die der europäischen Zivilisation entwachsenen Rechtsnormen zur Regulierung des internationalen Verkehrs vollständig das natürliche Völkerrecht, um dadurch die Universalität für sich in Anspruch zu nehmen.

Das europäische Völkerrecht mit universaler Geltung auszustatten bedeutet, den außereuropäischen Raum als rechtsfrei zu erklären oder den darin vorhandenen Rechtsordnungen jegliche Geltung abzuerkennen. In dem Maße, wie sich der Geltungsanspruch des europäischen Völkerrechts durch die Zivilisation begründet, werden die anderen Weltteile zum Unzivilisierten, zum Barbarischen degradiert. Aus der Universalisierung des europäischen Völkerrechts folgte die Asymmetrie zwischen Europa und dem außereuropäischen Raum. Dieser Vorgang lässt sich an Carl Kaltenborn von Stachaus (1817-66) *Kritik des Völkerrechts nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft* (1847) exemplarisch nachvollziehen. Nach einer kritischen Sichtung der völkerrechtlichen Literatur, insbesondere derjenigen nach dem Wiener Kongress, macht Kaltenborn sich daran, einen theoretischen Neuentwurf vorzustellen. Er geht von der Annahme aus, dass das Rechtswesen einen systematisch gegliederten „Rechtsorganismus“ darstellt.³⁹ Die obersten Prinzipien des Rechtswesens sind das subjektive Prinzip der Rechtspersönlichkeit und das objektive Prinzip der Rechtsgemeinschaft. Es ist insofern

38 Reddie. *International Law* (wie Anm. 37). S. 71.

39 Carl Kaltenborn von Stachau. *Kritik des Völkerrechts nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft*. Leipzig: Gustav Mayer, 1847. S. 247.

als ein Organismus zu verstehen, als sich „das subjective und das objective Prinzip organisch d.h. in lebendiger Wechselwirkung, mit Annerkennung einer gegenseitigen Beziehung wie einer selbständigen Stellung“ durchdringen.⁴⁰ Im Mittelpunkt der rechtlichen Verhältnisse steht der Staat, der einzelne Rechtsinstitute – Eigentum, Vertrag, Familie, Gemeinde usw. – zu einem Ganzen organisiert.

Der Staat ist aber nicht das höchste und absolute Institut des Rechts. Vielmehr gibt es noch eine höhere Ordnung des Rechts d.i. ein höheres menschliches Gemeinwesen als der Staat, ein solches, in welchem der Staat zu einem untergeordneten Gliede einer höheren Einheit herabgesetzt oder vielmehr verklärt wird.⁴¹

Diese höhere Rechtsordnung oder das allgemeinmenschliche Rechtswesen ist das Völkerrecht. Wie das Rechtswesen überhaupt kommt das Völkerrecht durch die wechselseitige Durchdringung des subjektiven und des objektiven Prinzips zur Geltung. Sein subjektives Prinzip ist die souveräne Staatsperson und sein objektives Prinzip ist die internationale Rechtsgemeinschaft. Die Souveränität der einzelnen Staaten und die internationale Gemeinschaft zusammen konstituieren durch ihre Wechselwirkung eine völkerrechtliche Ordnung. Im Vergleich zum Diskurs des positiven europäischen Völkerrechts, der sich um die historische Konstruktion einer europäischen Rechtsgemeinschaft bemüht, macht Kaltenborns theoretischer Ansatz es möglich, die völkerrechtliche Ordnung Europas neu zu definieren, und zwar als vollkommene Realisierung der ineinandergreifenden Prinzipien der Souveränität und der Rechtsgemeinschaft:

Nur christliche Völker und Reiche haben bis jetzt vermocht, ihr Rechts- und Staatsleben bis zu einem Völkerrechtsleben auszubilden und ihre internationalen Beziehungen nach den wahren Grundsätzen des Rechts unter Annerkennung der berechtigten Selbständigkeit der Einzelstaaten in einem Staatensystem auszubauen.⁴²

Gleichzeitig versucht er, die Prinzipien der Souveränität und Rechtsgemeinschaft über Europa hinaus als Maßstäbe für die Rechtsordnung der ganzen

40 Kaltenborn von Stachau. *Kritik des Völkerrechts* (wie Anm. 39). S. 260.

41 Kaltenborn von Stachau. *Kritik des Völkerrechts* (wie Anm. 39). S. 260.

42 Ebd. S. 270.

Welt anzulegen. Es erweist sich aber, dass mit der Ausnahme der christlichen Vereinigten Staaten von Amerika kein anderes Volk in der außereuropäischen Welt diesen Maßstäben Genüge leistet. In der Tat hängt das juristische Prinzip der souveränen Staatsperson so eng mit dem europäischen Staatensystem zusammen, dass keine politische Organisationsform außerhalb Europas ihm auch annähernd entsprechen kann. Deshalb kann es jenseits Europas und der USA keine völkerrechtlichen Subjekte und folglich auch keine völkerrechtliche Ordnung geben: „Das allgemeine positive Völkerrecht ist einzig das christliche. Die andern Staaten haben internationale Beziehungen; diese stehen aber nicht auf der Basis des Rechts.“⁴³ Indem Kaltenborn die Souveränität europäischer Staaten als subjektives Prinzip des Völkerrechts feststellt, spricht er sämtlichen nicht-europäischen, nicht-christlichen Völkern den Status des völkerrechtlichen Subjekts ab. Ohne Rechtssubjekt gibt es auch keine Rechtsordnung. So steht die völkerrechtliche Ordnung in Europa der Rechtlosigkeit im außereuropäischen Raum gegenüber.

Partikularisierung, Universalisierung, ‚Asymmetrisierung‘ – so lassen sich die argumentativen Schritte benennen, die der völkerrechtliche Diskurs im Vormärz durchlief. Was nach diesen argumentativen Schritten zum Vorschein kam, war ein neues Paradigma des Völkerrechts, das die Weltordnung bis zum Ersten Weltkrieg bestimmte – das sogenannte Völkerrecht zivilisierter Staaten.⁴⁴ Es war ein Paradigma, das das fluktuierende Staatensystem Europas als eine durch die Zivilisation begründete Rechtsgemeinschaft apostrophierte, andere Weltteile aber als rechtlos und barbarisch erklärte. Im Revolutionsjahr 1848 fragte ein Völkerrechtler namens Mauritius Müller-Jochmus:

Wie könnte denn das in Europa übliche Völkerrecht, bei dem nunmehrigen Uebergreifen der Europäischen Macht und Intelligenz in andere Welttheile, dort den rechten Anknüpfungspunkt finden, wenn wir fortwährend der egoistischen Meinung huldigen, jene Völker in anderen Erdtheilen, wohin unsere Sitte nicht gedrungen, seien gegen einander rechtlos? Werden wir nicht zu der

43 Kaltenborn von Stachau. *Kritik des Völkerrechts* (wie Anm. 39). S. 270.

44 Angesichts dieser komplexen argumentativen Struktur kann die These nicht überzeugen, dass es sich beim Völkerrecht zivilisierter Staaten um den Siegeszug des Zivilisationsbegriffs der europäischen Aufklärung handelt. Diese These vertritt Brett Bowden in *The Empire of Civilization: The Evolution of an Imperial Idea*. Chicago: The University of Chicago Press, 2009. S. 103-158.

natürlichen Folgerung verleitet werden, dass sie es auch gegen uns sind, und dass wir sie als Barbaren ansehen und behandeln dürfen?⁴⁵

Diese polemischen Fragen weisen darauf hin, dass das Völkerrecht zivilisierter Staaten zu diesem Zeitpunkt schon in Grundzügen ausgebildet war.

2.4. Zivilisation versus Barbarei als Leitdifferenz des Völkerrechts zivilisierter Staaten

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam das Völkerrecht zivilisierter Staaten als rechtswissenschaftliches Paradigma zur vollen Entfaltung. Ihm lag das Postulat einer das Recht erzeugenden und pflegenden Kulturgemeinschaft zugrunde, wie es ein 1885 erschienenes *Handbuch des Völkerrechts* formuliert:

Wie das Recht jedes einzelnen Staates sich im Zusammenhang mit den allgemeinen Erscheinungen des geschichtlichen Culturprozesses entwickelt, so ist auch das Völkerrecht nach seiner Entstehung und Entwicklung notwendiger Weise an eine über die Gränze des in seiner Mitgliedschaft fungierenden, einzelnen Staates hinausreichende Culturgemeinschaft gebunden.⁴⁶

Hing die Vorstellung des geschichtlichen Kulturprozesses als Generator des Rechts jedes einzelnen Staates mit dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts zusammen, so ging das Postulat einer Kulturgemeinschaft als Nährboden des internationalen Rechts mit dem europäischen Imperialismus einher, der bestrebt war, den ganzen Globus im Namen der Zivilisation zu beherrschen.⁴⁷

45 Mauritius Müller-Jochmus. *Das allgemeine Völkerrecht*. Leipzig: Ernst Keil, 1848. S. IV-V.

46 Franz von Holtzendorff (Hg.). *Handbuch des Völkerrechts*. Erster Band. Berlin: Habel, 1885. S. 11.

47 Während die Entstehung des Völkerrechts zivilisierter Staaten im Vormärz bisher in der Forschung unbeachtet blieb, ist die Entfaltung dieses Paradigmas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders im Zusammenhang mit dem europäischen Imperialismus durchleuchtet worden. Siehe Martti Koskeniemi. *The Gentle Civilizer of Nations: the Rise and Fall of International Law 1870-1960*. Cambridge: Cambridge University Press, 2002 (darin besonders S. 98-178: „Sovereignty: a gift of civilization: international lawyers and imperialism 1870-1914“); Antony Anghie. *Imperialism, Sovereignty and the Making of*

Denn das Postulat erfüllte zwei Funktionen gleichzeitig: einerseits Europa mit Hinweis auf eine gemeinsame Zivilisation als eine in sich geschlossene Rechtsgemeinschaft zu konstruieren und andererseits es mithilfe der asymmetrischen Gegenbegriffe Zivilisation versus Barbarei von den anderen Weltteilen abzugrenzen.

Eine Hauptaufgabe, vor die sich das Völkerrecht zivilisierter Staaten gestellt sah, bestand darin, eine über Europa hinausreichende, die ganze Welt umfassende Rechtsordnung zu konzeptualisieren. Dabei standen zwei Lösungen zur Verfügung: die Völker in anderen Weltteilen als völkerrechtliche Subjekte anzuerkennen oder sie nicht also solche anzuerkennen. Johann Caspar Bluntschli (1808-81) etwa optierte für die erste Möglichkeit in *Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staten* (1868):

Nomadenvölker gelten nicht als Stat, weil sie keine festen Wohnsitze und kein eigenes Land haben; aber insofern sie als Völker geordnet sind und durch ihre Häupter oder ihre Versammlungen einen gemeinsamen öffentlichen Willen haben, werden sie den Staten ähnlich behandelt und können völkerrechtliche Verträge schließen. Die allgemein-menschlichen Pflichten des Völkerrechts liegen auch solchen Völkern ob.⁴⁸

Durch die Anerkennung auch barbarischer Stämme sollen alle Völker auf der Erde in ein einheitliches Rechtssystem eingebunden werden: „Das Völkerrecht ist nicht auf die europäische Völkerfamilie beschränkt. Das Gebiet seiner Herrschaft ist die ganze Erdoberfläche, so weit auf ihr sich Menschen berühren.“⁴⁹ In dem Maße, wie das Völkerrecht durch die Rechtspraktiken der zivilisierten Staaten Europas erschaffen und auch von ihnen aufrechterhalten wird, bedeutet seine weltweite Herrschaft nichts anderes, als die von Europa gesetzte Rechtsordnung auf globaler Ebene durchzusetzen. Es geht also mit einem von den zivilisierten Staaten selbst auferlegten Auftrag einher,

International Law. Cambridge: Cambridge University Press, 2004. S. 32-114: „Finding the peripheries: colonialism in nineteenth-century international law“; Gerry Simpson. *Great Powers and Outlaw States: Unequal Sovereigns in the International Legal Order*. Cambridge: Cambridge University Press, 2004. S. 91-131: „Legalised hegemony: from Congress to Conference 1815-1906“ und S. 227-253: „Unequal Sovereigns: 1815-1939“.

48 Johann Caspar Bluntschli. *Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staten, als Rechtsbuch dargestellt*. Nördlingen: Beck, 1868. S. 64.

49 Ebd. S. 56.

den noch im Barbarischen verharrenden – d. h. allen anderen – Völkern die Wohltat der Zivilisation angedeihen zu lassen:

Die civilisirten Nationen sind vorzugsweise berufen und befähigt, das gemeine Rechtsbewußtsein der Menschheit auszubilden, und die civilisirten Staten voraus verpflichtet, die Forderungen desselben zu erfüllen. Deßhalb sind sie vorzugsweise die Ordner und Vertreter des Völkerrechts.⁵⁰

Ein prominenter Vertreter der zweiten Option war James Lorimer (1818-90). In seiner der Anerkennungsfrage gewidmeten Abhandlung *The Institutes of the Law of Nations* (1883) teilt er die Menschheit in drei Sphären ein: „As a political phenomenon, humanity, in its present condition, divides itself in three concentric zones or spheres – that of civilised humanity, that of barbarous humanity, and that of savage humanity.“⁵¹ „Civilised humanity“ umfasst europäische und unabhängige amerikanische Staaten; „barbarous humanity“ schließt die Türkei sowie die nicht von europäischen Mächten kolonialisierten asiatischen Staaten wie etwa Persien, China und Siam ein. Und schließlich werden mit „savage humanity“ diejenigen Völker bezeichnet, die nicht in staatlicher Form organisiert sind. Die Macht der rechtlichen Anerkennung liegt ausschließlich in den Händen der „civilised humanity.“ Die dieser Sphäre der Menschheit angehörenden Staaten behandeln einander als völkerrechtliche Subjekte, während sie sowohl die „barbarous humanity“ als auch „savage humanity“ aus der völkerrechtlichen Gemeinschaft ausschließen: „It is with the first of these spheres alone that the international jurist has directly to deal. [...] He is not bound to apply the positive law of nations to savages, or even to barbarians, as such; but he is bound to ascertain the points at which, and the directions in which, barbarians or savages come within the scope of partial recognition.“⁵² Indem zivilisierte Staaten die Barbaren und Wilden außerhalb des Rechts stellen, müssen sie im Verkehr mit diesen Völkern entweder gar keine Rechtsnormen beachten oder dürfen im Rahmen der sogenannten „partial recognition“ beliebige, ihren Interessen dienliche Rechtsinstrumente einsetzen, die diese Völker zu bloßen Objekten der Rechtsanwendung machen.

50 Ebd. S. 55.

51 James Lorimer. *The Institutes of the Law of Nations: A Treatise on the Jural Relations of Separate Political Communities*. Volume 1. Edinburgh and London: William Blackwood and Sons, 1883. S. 101.

52 Lorimer. *The Institutes* (Anm. 51). S. 102.

Die beiden Optionen der zivilisierten Staaten laufen schließlich auf das Gleiche hinaus: Sowohl die Anerkennung als auch die Nicht-Anerkennung der Barbaren und Wilden als Rechtssubjekte haben zur Folge, ihnen den Willen der europäischen Mächte aufzuzwingen, wenn auch mit dem Unterschied, dass dies in einem Fall im Namen des Rechts erfolgt, im anderen Fall aber jenseits des Rechts. Entscheidend dabei ist die Tatsache, dass europäische Staaten als selbsternannte Hüter der Zivilisation ihre Rechtsordnung als die einzig gültige behaupten, den anderen, zu Barbaren erklärten Völkern aber kein eigenes Recht zuerkennen.⁵³ Das oben schon erwähnte *Handbuch des Völkerrechts* von 1885 spricht Klartext:

In Wirklichkeit ergibt sich, dass der Bestand irgend einer Art des Völkerrechts unter barbarischen Stämmen in ihren wechselseitigen Berührungen ebenso wenig möglich ist, als zwischen ihnen und den Verkehr pflegenden Culturstaaten der Erde. Cultur und Barbarei negiren die rechtliche Bedeutung ihres Bestandes wechselseitig. [...] Das Europäische Völkerrecht ist somit in der Gegenwart das Völkerrecht schlechthin, das gemeine Weltrecht der Culturstaaten, die rechtliche Verkehrsordnung der in geschichtlich gewordenen Culturgemeinschaft lebenden Nationen.⁵⁴

53 Dies steht im Zusammenhang mit der historischen Bewegung von den pluralen Rechtsordnungen hin zur staatszentrierten Rechtsordnung in der europäischen Neuzeit. Siehe Lauren Benton, *Law and Colonial Cultures: Legal Regimes in World History, 1400-1900*. Cambridge: Cambridge University Press, 2002.

54 Holtzendorff. *Handbuch* (wie Anm. 46). S. 11; S. 12f. Diese Doktrin steht der von Montesquieu in seinem *Esprit des lois* (1748) angestellten Beobachtung entgegen, dass „toutes les nations ont un droit des gens; et les Iroquois même, qui mangent leurs prisonniers, en ont un. Ils envoient et reçoivent des ambassades, ils connaissent des droits de la guerre et de la paix“. Charles de Secondat Montesquieu. *Esprit des Loix*. Paris: Librairie de Firmin Didot, 1862. S. 7 (Livre I, Chapitre III). Montesquieus Ansicht wurde bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch vertreten: „Es giebt keinen Staat ohne Völkerrecht, selbst in der rohesten Barbarei finden sich Spuren davon. Die uncultivirtesten Nationen können nicht ohne Beziehung zu einander existiren, sie führen gegen einander Kriege und schließen Frieden, achten Verträge und rächen den Bruch derselben, unterstützen einander und treiben Verkehr oder schließen sich gegenseitig aus. Sie nehmen Fremde auf oder tödten sie, machen eroberte Städte dem Boden gleich oder lassen ihnen das Bestehen und die Freiheit – alles in der Voraussetzung und dem Bewusstsein ihres Rechts.“ (Müller-Jochmus. *Das allgemeine Völkerrecht* (wie Anm. 45). S. 21)

Im zwischen dem Westfälischen Frieden und dem Wiener Kongress vorherrschenden naturrechtlichen Denken stehen sich souveräne Staaten unversöhnlich im Naturzustand gegenüber. Das nach dem Wiener Kongress herausgebildete Völkerrecht zivilisierter Staaten beschwört die Zivilisation als eine überstaatliche Gemeinschaft herauf, die die Rechtmäßigkeit des zwischenstaatlichen Verkehrs sicherstellt, die aber dadurch eine ebenso unversöhnliche Gegenüberstellung zwischen Zivilisation und Barbarei installiert. Diese Transformation des Völkerrechts bringt eine epochale Umgestaltung der Weltordnung im 19. Jahrhundert zum Vorschein, nämlich die *Überlagerung des zwischenstaatlichen Agons in Europa durch koloniale Verhältnisse zwischen Europa und Übersee*. Jedoch ist anzumerken, dass Überlagerung nicht Ersetzung bedeutet. Die koloniale Spannung wirkt auf Europa zurück und lässt so den innereuropäischen Agon nicht nur weiter bestehen, sondern intensiviert ihn auch unter neuen Bedingungen.

3. Die Tragödie der Zivilisation: Grillparzers Trilogie *Das goldene Vlies*

Das Völkerrecht zivilisierter Staaten, das 1884-85 in der Kongo-Konferenz seine augenfälligste und wohl auch folgenschwerste praktische Umsetzung erfahren hat, operiert mit einem schroffen Gegensatz zwischen Zivilisation und Barbarei. In seiner Unversöhnlichkeit wird dieser Gegensatz gleich als Quelle der Tragik erkannt. Es entstand ein neuer Typus der Tragödie, den man Tragödie der Zivilisation nennen kann. Das erste Beispiel dieses Tragödien-Typus ist wohl Franz Grillparzers *Das goldene Vlies*, das 1821 in Wien uraufgeführt wurde, in der Stadt also, in der einige Jahre zuvor die europäischen Mächte nach der Niederlage Napoleons den ersten Anstoß zum Völkerrecht zivilisierter Staaten gegeben hatten.

Das goldene Vlies greift auf den Medea-Stoff zurück, der seit Euripides zahlreiche dramatische Bearbeitungen erfahren hat. Kreisen die Tragödie von Euripides sowie spätere Medea-Dichtungen um den Ehezwist zwischen Medea und Jason und um Medeas entsetzlichen Mord an ihren Kindern, so stellt Grillparzer nicht nur dieses tragische Geschehen in Korinth auf neuartige Weise dar, sondern liefert auch seine Vorgeschichte nach, und zwar in Form von zwei weiteren Dramen, deren Handlungen in Medeas Heimat Kolchis stattfinden: *Der Gastfreund* und *Die Argonauten*. Im Einakter *Der Gastfreund* bringt der Grieche Phryxus das dem Tempel zu Delphi

entwendete goldene Vließ nach Kolchis in der Absicht, das Barbarenland zu kolonialisieren. Unmittelbar nach seiner Ankunft wird er von dem Kolcher-König Aietes, Medeas Vater, beraubt und ermordet. *Die Argonauten* berichten von der Strafexpedition der von Jason angeführten Argonauten, die zum Ziel hat, das vom Kolcher-König in Besitz genommene goldene Vließ zurückzuerobern. In Kolchis trifft Jason auf Medea, verliebt sich in sie und entreißt mit ihrer Hilfe das Vließ dem Besitz der Kolcher. In den darauffolgenden Auseinandersetzungen sterben Medeas Bruder und Vater, während sie sich von der Liebe zu Jason treiben lässt. Erst in seinem dritten Teil nähert sich *Das goldene Vließ* dem seit Euripides bekannten Grundmythos von Medea wieder an. Den gleichen Titel wie Euripides' Tragödie tragend, jedoch überlieferte Handlungselemente variierend und neue Elemente hinzufügend, präsentiert der Schlussteil die Verstoßung Medeas durch Jason, seinen neuen Ehebund mit Korinths Königstochter Kreusa und schließlich Medeas furchtbare Rache.

Mit einem solchen *dramatischen Gedicht in drei Abteilungen*, wie *Das goldene Vließ* im Untertitel heißt, schließt Grillparzer demonstrativ an die ursprüngliche Form der attischen Tragödie, die Trilogie, an. Somit fordert dieses Werk zum Vergleich mit der einzig erhaltenen Trilogie aus der Antike, der *Orestie* des Aischylos, heraus. In der Tat übernimmt es wohl das wesentlichste Handlungselement der *Orestie*, nämlich die sich unerbittlich fortzeugende Blutrache. Genauso wie der mythische Fluch über das Haus der Atriden unersättliche Rachegeister entfesselt, die Blut mit noch mehr Blut beantworten, treibt ein dem goldenen Vließ eingeschriebener Fluch unaufhörlich Gewalt zu Gegengewalt an. Jener Gott, der in Delphi Phryxus erscheint, überreicht ihm das Vließ mit dem ominösen Spruch: „Nimm Sieg und Rache hin“ (*Der Gastfreund*. V. 299).⁵⁵ Jedoch unterscheidet sich Grillparzers Trilogie von der *Orestie* an einem entscheidenden Punkt: Gipfelt die Tragödie des Aischylos in der Bannung der Rachegeister und Einsetzung des Gerichts – des athenischen Areopags –, so ist kein Prozedere geregelter Rechtsprechung im Schlussteil des *Goldenen Vlieses* in Sicht. Ganz im Gegenteil. Grillparzers Tragödie erreicht ihren Höhepunkt in dem an Blutrünstigkeit kaum noch zu überbietenden Racheakt Medeas. Diese offenkundige Bezugnahme auf die griechische Tragödie, die motivische und

55 Franz Grillparzer. *Das goldene Vließ* (1822). *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe*. Hg. August Sauer. Wien: Kunstverlag Anton Schroll, 1909-1948. I.2. S.23. Im Folgenden wird der Text nach Verszahlen zitiert.

strukturelle Anleihe mit pointiertem Kontrast verschränkt, legt eine wesentliche Schicht des *Goldenen Vließes* frei, nämlich das Verhältnis von tragischer Form und Recht. Dass ein enger Zusammenhang zwischen Tragödie und Recht besteht, war im frühen 19. Jahrhundert besonders durch Hegels philosophische Lektüre der griechischen Tragödie bekannt.⁵⁶ Während sich aber die griechische Tragödie, insbesondere die *Orestie*, um die Rechtsordnung der Polis dreht, steht im *Goldenen Vließ* eine andere Rechtsordnung auf dem Spiel, die nicht interne Angelegenheiten eines Staates, sondern die Beziehung zwischen zwei jeweils durch Griechenland und Kolchis repräsentierte menschliche Sphären betrifft. Nach Grillparzers eigener Bekundung kommt in diesem Stück alles auf „den Unterschied zwischen Kolchis und Griechenland“ an. Kolchis steht für das Barbarische und Griechenland für das Zivilisierte. Bei der Ausgestaltung der Trilogie sollten „[die] ersten beiden Abteilungen [...] so barbarisch und romantisch gehalten werden als möglich, gerade um [diesen Unterschied] herauszuheben“.⁵⁷ Es drängt sich der Eindruck auf, dass Grillparzer die Tragödie als literarische Form erneuert, um eine das Zivilisierte und das Barbarische umfassende, d. h. weltweit

56 In seiner Abhandlung *Über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts* (1802-1803) arbeitet Hegel besonders in Anlehnung an die *Orestie* den Zusammenhang zwischen attischer Tragödie und der Institutionalisierung des Rechts heraus. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Werke*. Hg. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1970. Bd. 2, S.434-530, besonders S. 495f. In *Phänomenologie des Geistes* (1807) hebt er dann die konstitutive Rolle der tragischen Erfahrung für die Entstehung des Rechts hervor (*Werke*, Bd. 3, S. 327-359). Dazu siehe Christoph Menke. *Tragödie im Sittlichen. Gerechtigkeit und Freiheit nach Hegel*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1996. Besonders S. 202-241: „Der Rechtszustand: Die Transformation öffentlicher Gerechtigkeit“.

57 Franz Grillparzer. *Selbstbiographie* (1853). *Sämtliche Werke* (wie Anm. 55). I, 16. S. 136. Dass Grillparzer an dieser Stelle „barbarisch“ und „romantisch“ in einem Atemzug nennt, indiziert die literaturhistorische Überdeterminierung der Semantik des Barbarischen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im *Goldenen Vließ* wird das barbarische Kolchis, die Heimat Medeas, auch mit dem Weiblichen und Zaubерischen assoziiert. Somit klingen in der tragischen Begegnung zwischen dem barbarischen Kolchis und dem zivilisierten Griechenland auch jene in der Romantik gängigen Entgegensetzungen von Weiblichem und Männlichem, von Zaubерischem und Rationalem an.

geltende Rechtsordnung vorzustellen, und zwar als etwas Unerreichbares, ja Unmögliches.⁵⁸

3.1. Untergang einer alten Weltordnung

Schon der Titel der ersten Abteilung der Trilogie, *Der Gastfreund*, schlägt einen rechtlichen oder genauer völkerrechtlichen Ton an, der das tragische Geschehen als Ganzes bestimmen wird. Die Gastfreundschaft war ein Rechtsinstitut in der Antike, das den Umgang der Menschen außerhalb der Polis regelte. Rudolf von Jhering, der herausragende Rechtshistoriker des 19. Jahrhunderts, stellt lapidar fest: „das Verständniß des Rechts bedingt die Kenntniß der Gastfreundschaft, das Verständniß der letzteren die des Rechts“.⁵⁹ Als eine Praxis, die das Recht auch außerhalb der Polis walten lässt, „gilt die Uebung der Gastfreundschaft als Kennzeichen der Gesittung, die Versagung derselben als Kennzeichen der Barbarei eines Volks“, wie es zum Beispiel bei Homer zu beobachten ist.⁶⁰ Die rechtliche Verbindlichkeit, die der Titel *Der Gastfreund* evoziert, wird im Text jedoch nur durch ihre Verwerfung thematisiert.

Von Anbeginn an wird die Gastfreundschaft als Rechtsinstitut durch den Gegensatz von zivilisierten Griechen und barbarischen Kolchern

58 In der Forschung ist die durch *Das goldene Vließ* vorgenommene Erneuerung der Tragödie noch nie mit der Rechtsproblematik in Beziehung gesetzt worden. Gerhard Neumann bezieht Grillparzers Erneuerung der Tragödie auf die Entfremdungserfahrungen des 19. Jahrhunderts. Siehe sein „*Das goldene Vließ. Die Erneuerung der Tragödie durch Grillparzer*“. *Tragödie. Idee und Transformation*. Hg. Hellmut Flashar. Stuttgart: Teubner, 1997. S. 258-286. In der letzten Zeit wird die krasse Entgegensetzung von Zivilisiertem und Barbarischem, Eigenem und Fremdem zunehmend ins Visier genommen. Siehe zum Beispiel Tillmann Bub. „Barbarei und Zivilisation in Grillparzers Trilogie ‚Das goldene Vließ‘“. *Sprachkunst* 35 (2004). S. 1-22; Markus Winkler. *Von Iphigenie zu Medea. Semantik und Dramaturgie des Barbarischen bei Goethe und Grillparzer*. Tübingen: Niemeyer, 2009. S. 167-244. Winklers minutiöse Analyse der Semantik und Dramaturgie des Barbarischen bei Grillparzer streift stellenweise die Problematik des Rechts. Dies wird im Folgenden gegebenenfalls angemerkt.

59 Rudolf von Jhering. „Die Gastfreundschaft im Alterthum“. *Deutsche Rundschau* 51 (1887). S. 357-397, hier S. 359.

60 Ebd. S. 358.

durchkreuzt. Sämtliche in der Bühnenanweisung vorgegebenen Bildelemente verweisen auf das Barbarische: „wilde Gegend“, „kolossale Bildsäule eines nackten, bärtigen Mannes“, „der Eingang eines Hauses mit Stufen und rohen Säulen“. Die Gesinnung des Kolcher-Königs Aietes korrespondiert mit dem, was das Bühnenbild visuell suggeriert. Von den gerade in Kolchis gelandeten Fremden berichtet er seiner Tochter Medea: „s sind Fremde, sind Feinde, /Kommen zu verwüsten unser Land.“ (*Der Gastfreund*. V. 102-103) Statt als Freunde werden Fremde als Feinde angesehen. Unterstellt Aietes den ankommenden Fremden feindliche Absichten, so sinnt er auch darauf, ihnen mit Gewalt zu begegnen. Insofern als die Gastfreundschaft das Zivilisierte kennzeichnet, weist seine Gesinnung, die der Gastfreundschaft derart zuwiderläuft, ihn als Barbar aus. So wird er später von griechischen Eindringlingen auch als Barbar angesehen. Diese Gesinnung geht mit einer eigentümlichen Kulthandlung einher:

AIETES *gegen den Altar im Hintergrunde gewendet.*

Peronto, meiner Väter Gott!

Lass gelingen, was ich sinne,

Und teilen will ich, treu und redlich,

Was wir gewinnen von unsern Feinden. (*Der Gastfreund*. V. 197-200)

Das Wohlwollen dieses Gottes möchte Aietes dem Fremden vorenthalten. Nachdem er gesehen hat, dass Phryxus Peronto anbetet, sagt er:

Was ist das?

Er beugt sein Knie dem Gott meiner Väter!

Denk der Opfer, die ich dir gebracht,

Hör ihn nicht, Peronto,

Höre den Fremden nicht! (*Der Gastfreund*. V. 215-219)

Aietes' Kulthandlung steht im Kontrast zu derjenigen, die die Gastfreundschaft begleitet. Aus Homers *Odyssee* etwa geht hervor, dass man die Gastfreundschaft in der Regel durch Opferrituale bezeugt, und zwar solche, die sich an die von Gast und Gastgeber gleichermaßen anerkannten Gottheiten, insbesondere den Schutzgott des Fremden Zeus, richten.⁶¹ Durch den

61 Zum Beispiel als Telemachos, der Sohn des Odysseus, begleitet von Athene in Gestalt des Mentors in Pylos ankam, wurden beide zuerst von Nestor und dessen Söhnen als fremde Gäste herzlich empfangen. Daraufhin bot Nestors Sohn

Bezug auf gemeinsame Gottheiten verbinden sich der Fremde und der Einheimische, der Gast und der Gastgeber. Im Angesicht der gemeinsamen Gottheiten tauschen Gast und Gastgeber Geschenke aus, um den Bund der Gastfreundschaft zu schließen. Aietes aber will dem „Gott [seiner] Väter“ Opfer darbringen, einem Gott also, der ethnische Identität anstatt Gemeinsamkeit mit dem Fremden stiftet, der eine Ökonomie des Gewinns anstatt einer Ökonomie der Gabe ermöglicht. In Kolchis geht die Gastfreundschaft an ethnischer Partikularität und an Gewinnsucht zugrunde.

Verglichen mit dem Kolcher-König, der sich der Gastfreundschaft verschließt und sich somit als Barbar ausweist, tritt Phryxus als gesitteter Grieche auf und insistiert auf das ihm gebührende Gastrecht. In einem Gestus, der an jene die Gastfreundschaft begleitende und mitvollziehende Kult-handlung erinnert, stattet er dem kolchischen Gott Peronto seinen Dank ab, sobald er dessen Statue gewahr wird. Doch handelt es sich bei dieser scheinbaren Anerkennung einer gemeinsamen Gottheit, die den Bund der Gastfreundschaft, ja der Bruderschaft hätte schließen sollen (*Der Gastfreund*, V. 230-234), um eine sonderbare Wiedererkennung. Phryxus erkennt nämlich in Peronto jenen Gott wieder, der ihm im Tempel zu Delphi im Traum erschienen ist, das goldene Vließ überreicht und schließlich den Weg nach Kolchis gewiesen hat. Den realen Hintergrund für seine Reise nach Kolchis, so ist seiner Erzählung zu entnehmen, bilden Familienstreit, Flucht aus der Heimat und der Versuch, sich in einer neuen Welt niederzulassen. Die Epiphanie zu Delphi aber lässt seine Reise nach Kolchis sowie sein Vorhaben, dieses Land zu kolonisieren, als gottgewollt erscheinen. Nun deklariert er Peronto zu dem ihm schon in Delphi erschienenen Gott:

„[...] Ein Teil gebratenes Fleisch einem jeden und schenkte
 Wein in den goldenen Becher und reicht' ihn mit herrlichem Handschlag
 Pallas Athenen, der Tochter des wetterleitenden Gottes:
 Bete jetzt, o Fremdling, zum Meerbeherrscher Poseidon,
 Ihm ist geweiht dies Mahl, bei dem ihr eben uns findet.
 Hast du, der Sitte gemäß, dein Opfer gebracht und gebetet,
 Dann gib diesem den Becher mit herzerfreuendem Weine
 Zum Trankopfer. Es wird doch auch die Unsterblichen gerne
 Anflehn; denn es bedürfen ja alle Menschen der Götter“

Homer. *Odyssee*. Berlin/Darmstadt: Tempel-Verlag, 1956. S. 30 (dritter Gesang, V. 40-48).

Ich pflanze es dankbar auf vor deinem Altar
 Und beuge betend dir ein frommes Knie,
 Der du ein Gott mir warest in der Tat,
 Wenn gleich dem Namen nach, mir Fremden, nicht!
 (*Der Gastfreund*. V. 211-214)

Es ist vorab festzuhalten, dass ein aus praktischen Umständen entstandenes koloniales Vorhaben – ein Vorhaben, das im Lexem „aufpflanzen“ noch mit-schwingt – Phryxus nach Kolchis geführt hat. Das Aufpflanzen des dem delphischen Tempel entwendeten goldenen Vlieses vor dem kolchischen Altar ist ein strategischer Akt, der mehrere Funktionen erfüllt. Erstens ist es ein Akt, durch den das noch unbekannte Land zeremoniell in Besitz genommen wird. Die Bühnenanweisung schreibt vor: „*er geht zum Altar und stößt vor demselben sein Panier in den Boden*“.⁶² Es ist zweitens ein Akt, durch den Phryxus den fremden Gott als seinen eigenen Schutzgott apostrophiert und somit sich selbst von einem Kolonisator zu einem eingeladenen Gast verwandelt. Schließlich ist es ein Akt, durch den Phryxus sich der Obhut des fremden Gottes anbefiehlt und somit seinem Handeln göttliche Legitimität verschafft. Kurz, die Anerkennung des kolchischen Gottes fungiert als Legitimationsmaßnahme für ein durch praktisches Interesse veranlasstes koloniales Unternehmen, statt eine die Gastfreundschaft schließende Kulthandlung zu sein.

Dient die Gottesverehrung bei dem Griechen Phryxus genauso egostischen Zwecken wie bei dem Barbar Aietes, so erweist er sich genauso dem ethnischen Selbstverständnis verpflichtet wie dieser. Er stellt sich in Kolchis folgendermaßen vor:

Geboren bin ich in dem schönen Hellas,
 Von Griechen, ich ein Grieche, reinen Bluts.
 Es lebet niemand, der sich höherer Abkunft,
 Sich edlern Stammes rühmen kann als ich,
 Denn Hellas Götter nenn ich meine Väter,
 Und meines Hauses Ahn regiert die Welt. (*Der Gastfreund*. V. 263-268)

62 Zu Zeremonien der Besitzergreifung im Entdeckungszeitalter siehe Patricia Seed. *Ceremonies of Possession in Europe's Conquest of the New World, 1492-1640*. Cambridge: Cambridge University Press, 1995.

Während Aietes den „Gott meiner Väter“ anruft, spricht Phryxus Götter als Väter an. Beide beschwören die Väter, um sich ihrer jeweiligen Identität zu vergewissern. Doch erfüllt die ihnen gemeinsame genealogisch-ethnische Identitätsstiftung unterschiedliche Funktionen. Indem der Kolcher sogar den Gott dem väterlichen Erbe zuschlägt, macht er die ethnische Partikularität zum Leitprinzip seines Handelns. Das Ethnische dient dazu, sich defensiv von dem anderen abzugrenzen. Der Grieche stellt umgekehrt das väterliche Erbe in die kosmische Ordnung der Götter hinein und verleiht dadurch seiner ethnischen Partikularität universale Geltung. In dem Maße, in dem seine göttlichen Ahnen die Welt regieren, darf er beliebige Weltteile in Besitz nehmen. Bei ihm dient das Ethnische also dazu, universale Herrschaftsrechte zu begründen. Sein Selbstverständnis folgt genau jener Logik, die dem Zivilisationsbegriff im Vormärz zugrunde liegt, einer Logik also, die paradoxerweise die Partikularität zum Bürgen für Universalität macht, wie besonders bei Guizot zu beobachten ist. Nun möchte Phryxus seine angeblich von Göttern ererbten Herrschaftsrechte auch legal absichern: Er fordert Gastrecht ein. Mit anderen Worten, er versucht, seinem kolonialen Ansinnen einen zivilisierten Anstrich zu geben, ist das Gastrecht doch ein Kennzeichen der Zivilisiertheit. Dabei ist von vornherein klar, dass das Gastrecht nur Mittel zum Zweck ist, dass die Zivilisiertheit nichts weiter als beschönigender Schein bleiben soll. Gegebenenfalls hat er keine Bedenken, sein koloniales Projekt im Namen der Götter mit Gewalt durchzusetzen:

Nimm auf mich und die Meinen in dein Land.

Wo nicht, so fass ich selber Sitz und Stätte,

Vertrauend auf der Götter Beistand. (*Der Gastfreund*, V. 330-332)

Es gibt also kein Gastrecht mehr. Das Beharren auf ethnischer Identität beiderseits, gekoppelt mit der Funktionalisierung der Kulthandlung für jeweils eigene praktische Interessen, entzieht der Gastfreundschaft als Rechtsinstitut deren Grundlage. Auf der einen Seite unterstellt man dem anderen feindliche Absichten und erweist sich somit als Barbar. Auf der anderen Seite fordert man das Gastrecht als Deckmantel für die Landnahme und erweist sich somit als Kolonisator im Namen der Zivilisation. Wenn das Gastrecht doch noch ins Spiel gebracht wird, dann erfolgt es mit unlauteren Mitteln. Dadurch annulliert es sich selbst. Nachdem Phryxus merkt, dass er umstellt wird, drückt er das goldene Vließ in Aietes' Hände:

PHRYXUS. Nimms hin, des Gastes Gut, du edler Wirt,
 Sieh, ich vertrau dir an, bewahre mirs *Mit erhöhter Stimme*
 Und gibst du nicht zurücke, unbeschädigt
 Nicht mir, dem Unbeschädigten, zurück,
 So treffe dich der Götter Donnerfluch,
 Der über dem rollt, der die Treue bricht.
 Nun ist mir leicht! Nun Rache, Rache, Rache!
 Er hat mein Gut. Verwahre mirs getreu!

AIETES. Nimm es zurück!

PHRYXUS. Nein! Nicht um deine Krone!
 Du hast mein Gut, dir hab' ichs anvertraut,
 Bewahre treu das anvertraute Gut!

AIETES *ihm das Vließ aufdringen.*

Nimm es zurück! (*Der Gastfreund*, V. 466-477).

Da Phryxus kein Gastrecht von Aietes erhalten kann, versucht er, es zu erschleichen.⁶³ Er zwingt Aietes einen gastrechtlichen Vertrag auf, um sich dadurch zu retten. Kaum merkt Aietes, dass er in die Falle eines Vertrags gelockt worden ist, setzt er alles daran, ihn aufzukündigen, indem er das ihm aufgedrängte Gut dem Geber zurück aufdrängt. Diese Szene wäre komisch, wenn sie nicht eine so tragische Konsequenz hätte: Da Phryxus sich weigert, das Gut zurückzunehmen und darauf insistiert, den gastrechtlichen Vertrag gewaltsam einzusetzen, tötet Aietes ihn – und vernichtet auf einen Schlag auch das Gastrecht überhaupt.

Der Gastfreund ist eine Tragödie, die den Untergang einer alten, mit dem Rechtsinstitut der Gastfreundschaft aufrechterhaltenen Weltordnung in Szene setzt. Es gibt mindestens zwei Gründe für das tragische Geschehen: der Kolonialismus und die asymmetrische Entgegensetzung von Barbarischem und Zivilisiertem. Der Kolonisator beruft sich nur noch auf die Gastfreundschaft, um sie als rechtliches Instrument zur Landnahme zu missbrauchen, wobei er die mit der Gastfreundschaft assoziierte Zivilisiertheit für sich in Anspruch nimmt. Er begründet sowohl das koloniale Handeln als auch die dafür in Anspruch genommene Zivilisiertheit mit seiner ethnischen Abstammung, der unanfechtbare Überlegenheit und universale Herrschaftsrechte zugeschrieben werden. Derjenige, der sich der Gefahr der Kolonisierung gegenüber sieht, verweigert die Gastfreundschaft und fällt dadurch dem

63 Dies hat Winkler ausführlich herausgearbeitet: Winkler. *Semantik und Dramaturgie des Barbarischen* (wie Anm. 58). S. 189f.

Verdikt der Barbarei anheim. Er begründet auch sein abwehrendes Handeln mit seiner ethnischen Abstammung, die Partikularität und Selbstbestimmungsrechte garantieren soll. Im mythologischen Gewand registriert *Der Gastfreund* zwei miteinander verschränkte Entwicklungen im Vormärz: die rasant fortschreitende koloniale Expansion europäischer Staaten in Übersee und die Entstehung einer Semantik der Zivilisation, die europäische Identität und Überlegenheit zugleich festschreibt, alle anderen Weltteile aber dem Barbarischen zurechnet. Im Angesicht dieser Entwicklungen sind alle bisherigen Rechtsordnungen der Welt dem Untergang geweiht. Diesen historischen Sachverhalt verarbeitet *Der Gastfreund* zu einer tragischen Fabel.

Doch ist die Tragödie noch lange nicht vorbei. Das Stück ist bloß der erste Teil einer tragischen Trilogie. Im Vormärz trat mit dem Völkerrecht zivili-sierter Staaten ein neues Paradigma auf den Plan, um eine neue Weltordnung auf der Grundlage der mit dem Kolonialismus einhergehenden begrifflichen Entgegensetzung von Zivilisation und Barbarei juristisch zu plausibilisieren. Gleichsam als Entgegnung darauf zeigen die weiteren zwei Teile der Trilogie, dass eine solche neue Weltordnung nur durch die Ästhetik des Tragischen zu imaginieren ist. Das im *Gastfreund* angestoßene tragische Geschehen nimmt seinen unerbittlichen Gang, zuerst durch das Barbarenland und dann durch das Land der Zivilisation – zwei Räume, in denen die Handlungen *Der Argonauten* und der *Medea* jeweils stattfinden.

3.2. Tragische Verstrickung im Barbarischen

Die Tötung des Kolonisators Phryxus durch Aietes bestätigt einmal mehr, ja endgültig den barbarischen Charakter der Kolcher. Gleichzeitig verwandelt dieser Akt auch die Zivilisierten in Barbaren. Denn der Tötungsakt provoziert Racheakte, die weitere Racheakte in Gang und somit das die Zivilisation konstituierende Recht außer Kraft setzen. Kaum dass die seherische Medea ihrem Vater Aietes „die unnennbaren/ Geister der Rache“ (*Die Argonauten*, V. 122-123) prophezeit hat, berichtet er ihr schon die Ankunft derselben: „Fremde sind angekommen, Hellenen, / Sie begehren zu rächen Phryxus Blut“ (*Die Argonauten*, V. 171-172). In der Tat treten die Hellenen, die sich sonst als Verfechter des Rechts verstehen, nun als erbarmungslose Rächer auf, die weder rechtmäßiges Handeln von den Kolchern erwarten, noch ihrerseits gedenken, sich an das Recht zu halten. Auf die Einladung des Aietes zum Verhandlungsgespräch erwidert der Argonauten-Führer Jason:

„Ich will ihn sprechen. Fügt er sich in Frieden, / Gut denn! Wenn nein, dann mag das Schwert entscheiden.“ (*Die Argonauten*, V. 788-789). Verglichen mit Phryxus, der sich zur Erreichung seiner Ziele ausgeklügelter Rechtsinstrumente bedient, vertraut der tollkühne Jason nur noch auf sein Schwert. Dem Kolcher-König mit der Anrede „Hochmütiger Barbar“ belegend, verlangt Jason als Voraussetzung für das Gespräch „Achtung“, und zwar Achtung „Meiner Macht, / Wenn meinem Namen nicht!“ (*Die Argonauten*, V. 808-810) Indem er die Macht zum Gegenstand der Achtung macht, missachtet er das Recht. Zur Semantik des Barbarischen gehört ja vor allem die Rechtlosigkeit. Wenn der andere von vornherein als Barbar abgestempelt wird – das Wort „Barbar“ taucht in *Den Argonauten* mit auffälliger Frequenz immer wieder auf –, so kann man ihm nur noch außerhalb des Rechts begegnen. In Kolchis begibt sich der zivilisierte Grieche Jason aus dem Recht und wird zum Barbar, so wie sein Kamerad Milo treffend beobachtet:

Doch hier ist er verwandelt ganz und gar.
 Verwandelt gleich – uns allen, sagt ich schier,
 Vom giftigen Anhauch dieses Zauberbodens. (*Die Argonauten*, V. 1612-1614).⁶⁴

Außerhalb des Rechts, dort, wo sich das Zivilisierte dem Barbarischen angleicht, verstricken sich beide ineinander. Die Verstrickung erfolgt durch die erotische Liebe. Nach langem Ringen mit sich selbst vermag Medea endlich das, was sie und Jason zueinander zieht, in Worte zu fassen:

Es gibt ein Etwas in des Menschen Wesen,
 Das, unabhängig von des Eigners Willen,
 Anzieht und abstößt mit blinder Gewalt;
 Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zu Eisen,
 Besteht ein Zug, ein geheimnisvoller Zug
 Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust.
 Da ist nicht Reiz, nicht Anmut, nicht Tugend, nicht Recht,
 Was knüpft und losknüpft die zauberischen Fäden,

64 Eindringlich, wenn auch ohne besonderen Bezug auf die Rechtsproblematik, zeigt Winkler in seiner Lektüre des Stückes, wie die Ausschließung des Fremden zur Selbstentfremdung führt und zwar sowohl auf griechischer als auch auf kolchischer Seite: „Für beide gilt die von Lévi-Strauss formulierte Regel, dass man in eben dem Maße, in dem man andere Ethnien diskriminiert, dem Bild gleich wird, das man sich von ihnen macht.“ Winkler. *Semantik und Dramaturgie des Barbarischen* (wie Anm. 58). S. 199.

Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke,
 So viel sie betraten, hat keiner sie gesehn!
 Gefallen muss dir, was dir gefällt,
 So weit ists Zwang, rohe Naturkraft. (*Die Argonauten*, V. 1012-1023)

Die Liebe wird mit genau denselben Begriffen erklärt wie das Barbarische, verweist das Letztere doch vor allem auf einen Zustand, der kein Recht kennt und den nichts anderes als „blind[e] Gewalt“, „Zwang, rohe Naturkraft“ heiligt. Doch werden dieselben Begriffe mit umgekehrter Semantik besetzt. Die Rechtlosigkeit, die Gewalttätigkeit des Barbarischen zertrennt alle menschlichen Bindungen. Die Liebe, die sich über Recht hinwegsetzt, die durch blinde Gewalt und Zwang ihre Wirkung zeitigt, knüpft hingegen unzerreißbare Bande. Sowohl die Liebe als auch das Barbarische werden mit Zauber assoziiert, jedoch unter umgekehrten Vorzeichen. Die Argonauten hören nicht auf, Kolchis als barbarischen „Zauberboden“ zu verfluchen. Jason schreit Medea bei ihrer ersten Begegnung als „verfluchte Zauberin“ (*Die Argonauten*, V. 421) an und bezeichnet sie wenig später seinem Kameraden gegenüber als „eine arge, böse Zauberin“ (*Die Argonauten*, V. 781). Medea spricht hingegen vom Liebeszauber, der wie „Fäden“ und „Brücke“ Menschen mit Menschen unzertrennlich verbindet. In der Figur der Medea vermengen sich unauflöslich die gegensätzlichen Semantiken des Barbarischen und der Liebe. Als Zauberin ist sie zugleich Repräsentantin des Barbarischen und Inbild der Liebe, was schon durch Jasons Frage bei ihrer ersten Begegnung zum Ausdruck gebracht wird:

Wer bist du, doppeldeutiges Geschöpf?
 Scheinst du so schön und bist so arg, zugleich
 So liebenswürdig und so hassenswert. (*Die Argonauten*, V. 438-440)

Als „doppeldeutiges Geschöpf“ wird Medea zum Medium für zwei entgegengesetzte Handlungsweisen: barbarische Gewaltanwendung und Liebe. Sie laufen zuerst parallel. Ihr Zusammenprallen bildet jeweils den effektiv in Szene gesetzten Höhepunkt der ersten zwei Akte. In dem Augenblick, in dem Jason, Medea bei ihrer Zauberei überraschend, „mit vorgehaltenem Schwert“ sie zu „vernichten“ trachtet (*Die Argonauten*, V. 422), verliebt er sich in sie. Im zweiten Akt trachtet umgekehrt Aietes, Jason mit Hilfe von Medeas Zauberkunst heimtückisch umzubringen. In dem Augenblick, in dem Medea Jason den tödlichen Zaubertrank darreicht, erkennen sie

einander wieder. Sie hält ihn davon ab, den Trank einzunehmen und gibt damit ihre Liebe zu erkennen. Nach diesen zwei dramaturgisch geradezu kontrapunktisch gestalteten Szenen verwickeln sich Gewalt und Liebe, Jason und Medea, das Zivilisierte und das Barbarische unentwerrbar ineinander.

Da ist zunächst die symbolische Unterwerfung Medeas durch Jason. So wie Jason ins Barbarische vordringt, um mit Gewinn wieder in seine eigene zivilisierte Welt zurückzukehren, so will er die Liebe Medeas, die ihm im fremden Raum jenseits des Rechts zufällt, wieder in den Raum diesseits des Rechts, d. h. in die Ehe und in die Zivilisation überführen. Als „Jasons Weib“ soll Medea „an [seiner] Brust [ihre] Pflicht, [ihr] Recht“ finden. Durch die Ehe soll sie zugleich „eine Griechin“ unter allen Griechen werden. Diese Verwandlung der Liebe in die Ehe, sowie die Zivilisierung der barbarischen Zauberin in eine Griechin, erweist sich als ein gewaltsamer Vorgang, der zuletzt durch das Abreißen von Medeas Schleier sinnfällig exemplifiziert wird (*Die Argonauten*, V. 1400-1406).

Da ist sodann die Eroberung des goldenen Vlieses mit der Hilfe Medeas. Jason ist mit der Absicht nach Kolchis gekommen, das von dem Kolcher-König in Besitz genommene Vließ zu reklamieren. Dies gelingt ihm jedoch erst, nachdem er Medea für sich gewonnen hat. Obgleich sich Medea Jason unterworfen hat, bleibt ihr die für ihr barbarisches Wesen kennzeichnende Zauberkunst erhalten. Nur mithilfe dieser Zauberkunst kann Jason in die von Drachen bewachte Höhle hinabsteigen, um das dort verwahrte goldene Vließ an sich zu reißen. Das Überführen des Vlieses aus der grauenerregenden Höhle, gleichsam aus dem finsternen Herz des Barbarischen, in die griechischen Hände, d. h. ins Tageslicht der Zivilisation, wiederholt die symbolische Unterwerfung Medeas auf einer höheren Ebene, wird es doch erst durch jenen vorausgegangenen Akt der Unterwerfung ermöglicht.

Da ist schließlich der Untergang der kolchischen Königsfamilie, in dem die Unterwerfung des Barbarischen kulminiert. Mit Medea und dem goldenen Vließ auf seiner Seite entzieht Jason den Kolchern sowohl die für sie lebensnotwendige Zauberkunst als auch den vermeintlich göttlichen Schutz. Medeas Bruder Absyrtus stürzt sich in den Tod, um der Schmach der Niederlage zu entgehen. Rache beschwörend, folgt sein Vater Aietes ihm nach. So erringt Jason seinen Triumph, erstens indem er in Kolchis aus dem Recht heraustritt und sich dem Barbarischen angleicht und zweitens indem er sich das Barbarische, etwa Medeas Zauberkunst, dienstbar macht.

Literaturhistorisch gesehen knüpft die um die Liebe zwischen Jason und Medea kreisende Handlung der *Argonauten* an ein bekanntes Erzählmodell

der Romantik an, das die Erotik durch symbolische Unterwerfung der mächtigen, zauberischen Natur-Frauen kulturell angemessen zu kodieren sucht. Medea erinnert an E.T.A. Hoffmanns Bergkönigin und an Melusine oder Lorelei. Nicht von ungefähr wollte Grillparzer, wie oben zitiert, das barbarische Kolchis als „romantisch“ dargestellt wissen.⁶⁵ Durch solche literarischen Anleihen wird jedoch ein Diskursterrain erschlossen, auf dem das Verhältnis zwischen dem Barbarischen und Zivilisierten verhandelt werden kann. Somit wird in die völkerrechtliche Ordnung des 19. Jahrhunderts eine eigentümlich romantische Figuration der Triebökonomie eingeschrieben.

Die tragische Verstrickung in den *Argonauten*, die um die Liebe zwischen Jason und Medea kreist, kann als Hybridisierung auf eine Formel gebracht werden.⁶⁶ Den Vorgang der Hybridisierung bringt Jason selbst auf den Begriff:

Ich ein Hellene, du Barbarenbluts,
 Ich frei und offen, du voll Zaubertrug,
 Ich Kolchis Feind, du seines Königs Kind,
 Und doch, Medea, ach und dennoch, dennoch!
 Es ist ein schöner Glaub in meinem Land,
 Die Götter hätten doppelt einst geschaffen
 Ein jeglich Wesen und sodann geteilt;
 Da suche jede Hälfte nun die andre
 Durch Meer und Land, und wenn sie sich gefunden,
 Vereinen sie die Seelen, mischen sie
 Und sind nun eins! (*Die Argonauten*, V. 1204-1214)

So sehr die Hellenen-Barbaren-Antithese Jasons Denken und Handeln bestimmt, so unwillkürlich stellt er sie in Frage. Indem er, jenen Mythos des Aristophanes aus Platons *Symposion* zitierend, Medea und sich selbst als zwei einander suchende Hälften darstellt, verleiht er nicht nur der Liebe der beiden, sondern überhaupt der Begegnung des Zivilisierten und des Barbarischen, eine mythische Notwendigkeit. Die Reise „durch Meer und Land“ verweist auf koloniale Expeditionen, die das Zivilisierte und das Barbarische zusammenführen. Was aus der Verbindung der beiden, aus dem „Vereinen“ und „Mischen“ hervorgeht, ist etwas Hybrides, das weder in dem einen noch

65 Siehe Anm. 57.

66 Dazu grundlegend Homi Bhabha. *The Location of Culture*. London: Routledge, 1994.

in dem anderen völlig aufgeht. So spricht Jason davon, dass er in der Fremde zu einem „Dritten“ geworden sei, den er selbst nicht mehr kennt:

Und wieder, ist das Fremde mir bekannt,
 So wird dafür mir, was bekannt, ein Fremdes.
 Ich selber bin mir Gegenstand geworden,
 Ein anderer denkt in mir, ein anderer handelt.
 Oft sinn ich meinen eignen Worten nach,
 Wie eines Dritten, was damit gemeint,
 Und kommts zur Tat, denk ich wohl bei mir selber,
 Mich solls doch wundern, was er tun wird und was nicht.
 (*Die Argonauten*, V. 1194-1201)

Es ist wohl genau diese durch Hybridisierung hervorgerufene Erfahrung der Entfremdung, die zum Beharren auf der Polarisierung von Zivilisiertem und Barbarischem anreizt, schützt diese Entgegensetzung doch vor der Drohung des Selbstverlustes. So wohnt der immer wiederkehrenden Hellenen-Barbaren-Antithese in den *Argonauten* ein Paradox inne: Genau weil beide Seiten durch sich ineinander verstrickende Schicksale zusammengewachsen sind, insistieren sie hartnäckig auf sauberer Trennung voneinander. Jasons Behauptung der hellenischen Überlegenheit steht die kolchische Behauptung der Selbstbestimmung schroff gegenüber. Aus diesem Paradox speist sich das tragische Pathos, das das Handeln sämtlicher kolchischer Charaktere durchdringt. Das Hybride, das die mit gleichsam mythischer Unentrinnbarkeit erfolgten Verwicklungen von Hellenen und Kolchern hervortreiben, wird von Medea als schmerzliche Zerrissenheit erfahren, von ihrem Vater und ihrem Bruder als fluchbeladener Verrat. Jason, der den Vorgang der Hybridisierung zur Sprache bringt, verdrängt aber noch das Tragische, das diesem Vorgang inhärent ist, indem er ihn mit Triumph verwechselt – noch. In *Medea*, der dritten Abteilung der Trilogie, deren Handlung im zivilisierten Griechenland stattfindet, wird er das Tragische umso mehr auskosten müssen.

3.3. Tragische Reinigung in der Zivilisation

Lässt sich die Handlung der *Argonauten* als fortschreitende Hybridisierung verstehen, so entfaltet die Handlung der *Medea* ihre Dynamik kontrapunktisch durch eskalierende Akte der Reinigung, deren tragisches Potential dasjenige der *Argonauten* noch übertrifft. Das Stück eröffnet mit einer Szene,

in der Medea die Gerätschaft der kolchischen Zauberkunst im Meeresstrand von Korinth vergräbt. Obgleich sie sich Jason symbolisch unterworfen hat und ihm nach Griechenland gefolgt ist, um „eine Griechin“ unter Griechen zu sein (*Die Argonauten*, V. 1406), hat sie in ihren Adern doch immer noch das kolchische „Barbarenblut“ (*Die Argonauten*, V. 1204). In Griechenland will sie nun ihr kolchisches Wesen so weit wie möglich tilgen. So sagt sie ihrer Amme beim Vergraben der Zauberkiste:

So lass uns denn auch ändern Sitt und Rede,
 Und dürfen wir nicht sein mehr, was wir wollen,
 So lass uns, was wir können, mindestens sein. (*Medea*, V. 125-127)

Die Ablehnung alles Kolchischen korrespondiert mit dem Erlöschen der Liebe, die ja im Barbarischen angesiedelt ist, dort, wo „kein Recht“, sondern „blinde Gewalt“ herrscht. Medea will nun nur noch Gattin sein: „Er hat die Kolcherin gescheut, die Gattin / Wird er empfangen, wies dem Gatten ziemt.“ (*Medea*, V. 135-136) Diesen Akt der Selbstreinigung unternimmt Medea unter dem Druck der permanenten gesellschaftlichen Ausgrenzung. Als Barbarin gebrandmarkt, sieht sich Medea der Verachtung der Griechen ausgesetzt. Auch Jason weicht man wegen seines Kontakts mit dem Barbarenland und seiner Verbindung mit einer Barbarin wie einem „Verpesteten“ aus (*Medea*, V. 176): „Man floh mich und verachtete mein Weib“ (*Medea*, V. 501). Die Gesellschaft erhält sich dadurch, dass sie sich von wie auch immer gearteten Fremdkörpern reinigt.

Wegen der allgemeinen gesellschaftlichen Ächtung sehen sich Jason und Medea gezwungen, den korinthischen König Kreon um Asyl anzuflehen. Die Verhandlungen in Korinth werden durch die Ankunft eines Herolds vom Stuhl der Amphiktyonen unterbrochen. Er bezichtigt das Ehepaar des Mordes an Jasons Oheim durch barbarische Zauberkunst. Als Strafe spricht er einen Bann über sie und ihre beiden Kinder aus. Daraufhin bietet Kreon Jason die Hand seiner Tochter Kreusa an, um ihn dadurch von dem Bann der Amphiktyonen zu befreien. Medea soll aber sofort vertrieben werden. Damit wird die katastrophale Abfolge von Ereignissen in Gang gesetzt, die in dem unerhörten Racheakt Medeas kulminiert. Die Ankunft des Herolds markiert also den entscheidenden Wendepunkt in der dramatischen Handlung. Diese im Medea-Mythos nicht enthaltene, von Grillparzer frei erfundene Episode führt auch die Logik der Reinigung besonders anschaulich vor Augen, die das tragische Prinzip der *Medea* ausmacht.

Im Voraus sei festgehalten, dass die Episode um den Herold vom Stuhl der Amphiktyonen die Beziehung des *Goldenen Vließes* zum völkerrechtlichen Diskurs im Vormärz einmal mehr zum Vorschein bringt. Die Versammlung der Amphiktyonen, das hellenische Bundesschiedsgericht, hatte die Aufgabe, eine gewisse Rechtsordnung unter den griechischen Stadtstaaten sicherzustellen. Besonders im frühen 19. Jahrhundert zog diese altgriechische Institution viel Aufmerksamkeit auf sich, als nach Möglichkeiten für eine europäische Rechtsordnung gesucht wurde.⁶⁷ Sie galt als Vorbild für eine überstaatliche Rechtsprechung. Die Figur des Herolds in *Medea* verweist auf das Postulat der Rechtsgemeinschaft der zivilisierten Staaten, das dem neuen völkerrechtlichen Paradigma nach dem Wiener Kongress zugrunde liegt. Grillparzer legt den tragischen Kern des Völkerrechts zivilisierter Staaten bloß, indem er der Herold-Episode eine dramaturgische Schlüsselfunktion im tragischen Handlungsverlauf zuweist.

Die Rechtsprechung der Amphiktyonen, also der Rechtsgemeinschaft zivilisierter Staaten, folgt einem Prinzip, das sich als zivilisatorische Reinigung bezeichnen lässt. Die Anklage lautet zuerst auf Zauberei, die den Tod von Jasons Oheim herbeigeführt haben soll: „Verruchter Künste bist du angeklagt, / Der Schuld an deines Oheims dunkeln Tod.“ (*Medea*, V. 948-949) Die Zauberkünste sind deshalb verrucht, weil sie aus der barbarischen Fremde stammen: „Nicht mit der Hand, durch Künste, die ihr kennt, / Die ihr herüberbrachtet aus dem fremden Lande.“ (*Medea*, V. 952-953) In dem Maße, in dem das Verbrechen an fremden bzw. barbarischen Praktiken festgemacht wird, kommt der Bestrafung die Funktion zu, zivilisatorische Reinheit aufrechtzuerhalten. Dabei tritt die spekulative Zeichendeutung an die Stelle der Beweisführung und Zeugenschaft als maßgeblicher Kriterien der Kriminaljustiz: „Denn als der König krank – vielleicht schon da ein Opfer, / So seltsam waren seiner Krankheit Zeichen –“ (*Medea*, V. 954-955) Später

67 Siehe etwa August Zinserling. *Les systeme fédératif des anciens mis en parallèle de celui des modernes*. Heidelberg: Engelmann, 1809; Friedrich Wilhelm Tittmann. *Über den Bund der Amphiktyonen*. Berlin: Julius Eduard Hitzig, 1812. In der Neuzeit wurde die Versammlung der Amphiktyonen immer wieder als Vorbild für ein mögliches europäisches Bundesgericht heraufbeschworen. Genannt wird dies zum Beispiel in einer Schrift um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die verschiedene Projekte einer europäischen Republik vorstellt: Eobald Toze. *Die allgemeine Christliche Republik in Europa: nach den Entwürfen Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich, des Abts von St. Pierre, und anderer vorgestellt*. Göttingen: Vandenhoeck, 1752. S. 212.

stellt sich die Anschuldigung Medeas, durch Zauberkünste den Tod von Jasons Oheim verursacht zu haben, als Vermutung heraus, wenn Medea dessen eigenen Wahn als Todesursache benennt (*Medea*, V. 1442-1464). Ein bemerkenswertes Detail in diesem Fall besteht darin, dass der Gebrauch von Zauberkünsten eigentlich von den Töchtern des Kranken initiiert wurde: „So traten seine Töchter zu Medeen hin, / Um Heilung flehend von der Heilerfahren.“ (*Medea*, V. 956-957) Aus dem Wortwechsel zwischen Jason und dem Herold geht hervor, dass die Töchter hartnäckig darauf insistiert haben müssen, denn Jason hat versucht, Medea davon abzuhalten. Die Tatsache, dass Medea auf die Einladung der Zivilisierten hin ihre Zauberkünste eingesetzt hat, um danach aber von den Zivilisierten der Zauberei beschuldigt und mit dem Bann belegt zu werden, markiert nicht nur ein wichtiges Moment der Rechtsprechung der Amphiktyonen, sondern auch der zivilisatorischen Selbstbehauptung überhaupt: Die Zivilisation nimmt das Fremde in sich auf, um sich dann durch die Exklusion dieses Fremden ihrer eigenen Reinheit zu vergewissern. Jason selbst ist dieser Logik der Zivilisation zum Opfer gefallen. Von „des Volkes Jubel“ begleitet, begab er sich auf die Expedition nach Kolchis, um die Glorie Griechenlands zu vermehren. Doch nach seiner triumphalen Rückkehr „wich der Begegnende [ihm] scheu aus“, weil er „halb Barbar, zur Seite der Barbarin“ geworden ist (*Medea*, V. 490-508). Die Griechen bewahren ihre Reinheit, indem sie das ihm anhaftende Barbarische von sich fernhalten. Bezeichnenderweise lautet die Strafe für Jason und Medea auf Verbannung. Wie keine andere Art der Strafe versinnbildlicht die Verbannung den Akt des Reinigens. Der Bann stellt einen homogenen, reinen Innenraum her, indem er die als Fremdkörper identifizierten Elemente in einen undefinierten Außenraum verstößt. Der Urteilspruch der Amphiktyonen schließt zielstrebig mit dem Wort „Griechenland“:

Kein Teil sei ihm am vaterländischen Boden,
 An vaterländischen Göttern ihm kein Teil,
 Kein Teil an Schutz und Recht des Griechenlandes. (*Medea*, V. 995-997)

Durch die Ausschließung des barbarischen Wesens Medea und des vom Barbarischen kontaminierten Wesens Jason behauptet sich „Griechenland“ als eine heile Welt, getragen von urwüchsigem Boden, gesegnet von Göttern und geschützt von Recht.

Auf den Urteilspruch der Amphiktyonen antwortet der korinthische König Kreon mit seinem eigenen Urteil, das einem weiteren Akt des Rei-

nigens gleichkommt. Er spricht Jason frei, indem er ihn zu seinem Schwiegersohn macht:

Also vertret ichs vor den Amphikryonen;
 Und wer beschuldigt noch, wen Kreon freisprach,
 Freisprach durch seiner eignen Tochter Hand? (*Medea*, V. 1025-1027)

In Vorbereitung auf diese Wendung der Handlung hat Grillparzer Korinth als den Ort gestaltet, wo Jason seine ungetrübe Jugendzeit verbrachte, eine Jugendzeit, die er mit Kreusa als Gespielin teilte. So figuriert Korinth als Ort der Unschuld und Kreusa als Inbegriff der unberührten Reinheit. Kreons Entscheidung läuft darauf hinaus, Jason wieder in den unkontaminierten Raum der Zivilisierten zu integrieren. Dies kann aber nur gelingen, wenn Jasons Verbindung mit dem Barbarischen, verkörpert durch seine Ehe mit Medea, zerschnitten und alles, was ihm durch diese Verbindung zugewachsen ist, auf Medea abgewälzt wird. Er muss von allem Fremden gereinigt werden. Das Wiedereintreten Jasons in den Raum der Griechen hängt von der vollständigen Beseitigung Medeas ab. Folgerichtig schließt Kreon seine Entscheidung mit der Bekräftigung und Verschärfung des Banns über Medea ab:

Doch diese, die die Wildnis ausgespien,
 [...]
 Sie bann ich aus des Landes Grenzen fort,
 [...]
 Zieh hin aus meiner Väter frommen Stadt
 Und reinige die Luft, die du verpestest! (*Medea*, V. 1030-1036)

In seiner Erbarmungslosigkeit degradiert Kreon die schon als Barbarin verschriene Medea auch noch zu einer Wilden. Im Völkerrechtsschrifttum des 19. Jahrhunderts, wie etwa bei James Lorimer, wird durchaus zwischen dem Barbarischen und Wilden unterschieden. Während der Begriff „barbaric humanity“ für nicht-europäische Staaten wie die Türkei und China reserviert ist, bezeichnet „savage humanity“ Völkerschaften ohne staatliche Institutionen.⁶⁸ Obwohl Medea die Prinzessin der staatlich organisierten Kolcher ist, wird sie nun auf ein von der „Wildnis ausgespien[es]“ Ungeheuer reduziert.

68 Siehe Anm. 51.

Jason wiederholt seinerseits die von Kreon ersonnene Strategie. Er versucht, seine Berührung mit Kolchis und Medea ungeschehen zu machen, um sich in den Zustand vor der Kolchis-Expedition zurückzuverwandeln:

Berührst du mich?

Lass ab von mir, du meiner Tage Fluch!

[...]

Doch vorher gib mir wieder, was du nahmst,

Gib Jason mir zurücke, Frevelerin! (*Medea*, V. 1046-1054)

Die zivilisatorische Reinigung, die vom Herold vom Stuhl der Amphiktyonen angestoßen, von Kreon und Jason weitergeführt wird, erreicht ihren Höhepunkt mit der Weigerung der Kinder, Medea in die Verbannung zu folgen. Diese Weigerung, die Jason als „der Götter Spruch“ (*Medea*, V. 1701) interpretiert, deutet darauf hin, dass die zivilisatorische Reinigung nicht bloß bewusste Handlungsweise einiger Individuen, sondern die unbewusste Struktur der Zivilisation überhaupt darstellt.

Das Verhalten der Kinder, das im dritten Akt des klassizistischen fünfkäftigen Dramas dramaturgisch pointiert als Klimax inszeniert wird, provoziert schließlich Medeas Racheakt, der zugleich auch Reinigungsakt ist. Es ist jedoch ein Reinigungsakt, der demjenigen in der Eröffnungsszene entgegengesetzt ist. Bemüht Medea sich dort, ihr kolchisches Wesen zu vertilgen und sich den zivilisierten Griechen anzugleichen, so will sie nun das selbst angelegene griechische Wesen abstreifen und sich wieder als barbarische Kolcherin behaupten. Allerdings ist diese Umkehrung nicht ohne Weiteres möglich, hat Medea sich doch durch ihre anfängliche Integrationsbemühung selbst der Mittel beraubt, mit denen sie hätte zu ihrem kolchischen Wesen zurückkehren können. So gibt sie resigniert zu: „Ja, wär ich noch Medea, doch ich bins nicht mehr!“ (*Medea*, V. 1861) Ironischerweise sind es die Griechen, die ihr diese Mittel zurückerstatten. Kreons Leute haben die von Medea in den Meeresstrand vergrabene Zauberkiste entdeckt und ihr zurückgebracht mit der Aufforderung, das goldene Vließ auszuliefern. Dieser Vorgang beinhaltet eine doppelte Ironie. Erstens geben die Griechen Medea dadurch die Waffen in die Hand, mit denen sie Rache an ihnen verüben wird. Dies ist natürlich die tragische Ironie der zivilisatorischen Selbstbehauptung überhaupt, denn die Zivilisation, wie oben gesagt, schließt immer zuerst das Fremde in sich ein, um dann durch die Ausschließung desselben ihre Reinheit herzustellen. Zweitens gelangt Medea zu ihren kolchischen Wurzeln nur durch die

Vermittlung der Griechen, die ihr nun verhasst sind und die sie zu vernichten beabsichtigt. So folgt Medeas Selbstfindung genau derselben Logik wie die zivilisatorische Selbstbehauptung.

Sobald ihr die Zauberkiste zur Verfügung steht, kann Medea ihren Rache- und Reinigungsakt umsetzen. Für ihre Rache wählt sie zwei Opfer aus: Kreusa, das Inbild des Reinen, und die Kinder, das Inbild des Hybriden. Die Tötung Kreusas tilgt jenes Phantasma der Reinheit, in dessen Namen die Zivilisation das Fremde in sich hineinzieht, nur um es demonstrativ auszuschließen. Die Tötung der Kinder löscht wiederum jenen Moment aus, in dem das Fremde in die Zivilisation hineingezogen wird. Durch beide Mordtaten sucht Medea, die Verkörperung des Fremden, das Geschehen, das mit ihrer ersten Begegnung mit Jason anhub, ungeschehen zu machen. Medea ist ja beim Versuch, die Zauberkunst auszuüben, von Jason überrascht und zum ersten Mal in seine Welt eingesogen worden (*Die Argonauten*, V. 421-422). Mit dem Racheakt kehrt sie zur Zauberkunst zurück. Dies ist auch das allererste Mal, dass ihre mit dem Barbarischen assoziierte Zauberkunst wirklich funktioniert. So hat Medea endlich zu sich selbst zurückgefunden – sie wird zu einer mithilfe der Zauberei Mordtaten verübenden Barbarin. Wenn man Zauberkunst und Gewalttätigkeit als wesentliche Kennzeichen des Barbarischen auffasst, wie es sämtliche griechischen Figuren im *Goldenen Vließ* tun, so ist Medea bisher nie eine Barbarin gewesen. Dass die Griechen sie immer wieder als eine solche stigmatisieren und entsprechend behandeln, hat sie aber schlussendlich zu einer Barbarin gemacht. Einmal mehr erweist sich die Identität als Effekt diskursiver Zuschreibungen. Insofern als Medea durch ihren Racheakt zu sich selbst zurückfindet, stellt er auch einen Reinigungsakt dar, und zwar den einzig gelungenen. Die Tatsache, dass dieser Akt den Untergang sämtlicher am dramatischen Geschehen beteiligter Personen nach sich zieht – einschließlich Jasons, der nach Medeas Bluttat von Kreon in die Wildnis verbannt und dadurch nur noch als Ausgeschlossener in die Zivilisation eingeschlossen wird –, gibt klar zu erkennen, dass die Reinigung notwendigerweise ein tragischer Vorgang ist.

Die Tragik der Reinigung in *Medea* steht der Tragik der Hybridisierung in den *Argonauten* gegenüber. In der Gegenüberstellung bleiben sie untrennbar aufeinander bezogen. Die Reinigung besteht in der Behauptung des Selbst durch die Ausschließung des zuvor in sich eingeschlossenen Fremden. Die Hybridisierung besteht wiederum in der notwendigen Verstrickung oder Einschließung des Selbst und des Fremden. Da mit der Einschließung des Fremden die Gefahr des Selbstverlustes droht, sucht das Selbst sich durch

die Ausschließung des Fremden zu behaupten. Beide Vorgänge setzen einander voraus und ziehen einander nach sich. Das Selbst und das Fremde, das Zivilisierte und das Barbarische sind also immer schon ineinander verstrickt. Gerade deswegen versuchen sie unablässig, einander auszuschließen, um sich aufs Neue ineinander zu verstricken. Dies wird nochmals deutlich am Ende der *Medea* und somit der ganzen Trilogie. Das goldene Vließ, das „ganz und unversehrt / Aus der Korintherfürstin blutigem Brande“ hervorging, will Medea nach Delphi zurückbringen, „von wo das Vließ einst Phryxus weggenommen“ (*Medea*, V. 2355-2359). Die Überführung des Vlieses in das Heiligtum der Griechen durch eine Barbarin wiederholt dessen mythischen Ursprung, von dem der Argonauten-Führer Jason den Kolchern erzählt. Die Ahnen der Griechen, „die Urväter des Landes“, sind nicht Autochthone des Hellas, sondern „fernher kommende“ Fremde gewesen. Als sie das Land betraten, haben sie in Delphi ein „Bildnis eines unbekanntes Gottes“ aufgestellt, das „ein köstliches, geheimnisvolles Vließ“ bekleidete. Seither, d. h. „seit grauen Jahren“, hat das Zeichen als „ein teures Pfand für Hellas Heil und Glück“ gegolten. Einst entkleidete der Grieche Phryxus das Vließ dem Bildnis des unbekanntes Gottes in Delphi und brachte es in das barbarische Kolchis (*Die Argonauten*, V. 828-839). Nachdem es unzählige Verstrickungen und Verwerfungen zwischen Kolchern und Griechen gestiftet hat, kehrt es nun aus der Fremde nach Delphi zurück, wohin es einst aus der Fremde gebracht worden ist. Die Zirkulation des goldenen Vlieses, das Grillparzer „als ein sinnliches Zeichen des Wünschenswerthen“ dargestellt haben mochte,⁶⁹ veranschaulicht die Kette von ineinandergreifender Einschließung und Ausschließung des Fremden und des Selbst, des Barbarischen und des Zivilisierten – eine Kette, die weder Anfang noch Ende kennt.

Die Trilogie *Das goldene Vließ* dramatisiert diese Kette von Einschließung und Ausschließung, Hybridisierung und Reinigung zu einer tragischen Fabel. Die Quelle der Tragik liegt in der Unterscheidung von Barbarischem und Zivilisiertem. Das dramaturgische Leitprinzip, laut Grillparzer selbst, sei „die möglichste Unterscheidung von Kolchis und Griechenland, welcher Unterschied die Grundlage der Tragik in diesem Stücke ausmacht, weshalb auch der freie Vers und der Jambus, gleichsam als verschiedene Sprachen hier und dort in Anwendung kommen.“⁷⁰

69 Grillparzer. „Tagebuch 1822“. *Sämtliche Werke* (wie Anm. 55). II, 8. S. 97.

70 Grillparzer. *Selbstbiographie* (wie Anm. 57). S. 159.

Eine solche Konzeption des Tragischen zeichnet eine unverwechselbare historische Signatur in das Stück ein. Die Trilogie steht erstens in einem Spannungsverhältnis zum völkerrechtlichen Diskurs im Vormärz. Nach dem Wiener Kongress entstand im Zuge des Untergangs des naturrechtlichen Denkmodells und des Aufstiegs der historischen Rechtsschule das sogenannte Völkerrecht zivilisierter Staaten, das auf der begrifflichen Entgegensetzung von Zivilisation und Barbarischem gründete. *Das goldene Vließ* teilt mit dem neuen völkerrechtlichen Paradigma die asymmetrische Semantik der Zivilisation und des Barbarischen. Während jedoch das Völkerrecht aufgrund dieser Semantik eine juristische Konstruktion der Weltordnung vornimmt, macht Grillparzers Trilogie sie zur Grundlage der Tragik. Die Ästhetik des Tragischen tritt an die Stelle der juristischen Argumentation, um die Rechtsordnung der Welt zur Anschauung zu bringen. Durch die ästhetische Wirkung der Tragödie wird „die Verherrlichung des Rechts“, mit Grillparzers eigenen Worten, „glänzend sich herabsenken auf die stillzitternden Kreise des aufgeregten Gemüts.“⁷¹ 1821 uraufgeführt, stand *Das goldene Vließ* ganz am Anfang des Völkerrechts zivilisierter Staaten, das erst im Lauf des Jahrhunderts zur vollen Entfaltung kam. Das Drama leistet einen Beitrag zur Entstehung dieses neuen völkerrechtlichen Diskurses, indem es die asymmetrische Semantik des Barbarischen und der Zivilisation poetisch ausformt. Gleichzeitig verwandelt es die leidvolle Begegnung der jeweils als barbarisch und zivilisiert eingestuften Völker in ästhetischen Schein. So erfüllen Literatur und Theater vielfältige Funktionen für das Völkerrecht zivilisierter Staaten – Funktionen, die von der Konstituierung dieses Diskurses bis zur ästhetisierenden Verharmlosung seiner praktischen Konsequenzen reichen.

Im Lichte dieses rechtshistorischen Bezugs lässt sich die Bedeutung von Grillparzers Trilogie dann literaturhistorisch bestimmen. Im Vergleich zu Goethes *Iphigenie auf Tauris* tritt die Tragik der Hybridisierung und Reinigung an die Stelle der um die Humanisierung des Barbarischen kreisenden Dramatik. Diese Tragik löst zugleich die tragischen Konflikte zwischen Souveränen ab, die im Zentrum von Schillers klassischen Dramen wie etwa *Maria Stuart* und *Demetrius* stehen. Das politisch-rechtliche Interesse an der Staatenordnung Europas im Zeitalter des souveränen Staates, das sich in Schillers klassischen Tragödien geltend macht, weicht dem Interesse an der

71 Grillparzer. „Über das Wesen des Drama“ (1820). *Sämtliche Werke* (Anm. 55). I.14. S. 30-32, hier: S. 32.

Rechtsordnung der Welt im Zeitalter des europäischen Imperialismus, das Grillparzers Trilogie zugrundeliegt.

4. Die Rettung des Barbarischen: Völkerkunde als Wissenschaft

Der schöne Tod, der Königinnen und Prinzessinnen aus fernen Ländern seit Grillparzers Trilogie und vor allem dann in den Spektakelstücken der Pariser Grand Opéra wie Berliozs *Les Troyens* und Meyerbeers *L'Africaine* bis hin zu Verdis *Aida* allabendlich auf europäischen Bühnen dahinrafft, gibt den ästhetisch abgemilderten Widerschein dessen ab, was Völker in aller Welt durch die ihnen aufgezwungene Begegnung mit der Zivilisation tagtäglich erleiden. Der Imperialismus des 19. Jahrhunderts, dem das Völkerrecht zivilisierter Staaten eine Rechtsgrundlage verschafft, drängt fast alle Völker auf der Erde in Existenznot.

Angesichts dieser bedrohlichen Lage tritt die Ethnologie oder Völkerkunde auf den Plan. Sie macht es sich zur Aufgabe, barbarische Völker zu erforschen, um diese dadurch mindestens ins symbolische Universum des Wissens hinüberzuretten, wenn ansonsten niemand in der Lage zu sein scheint, die von der Zivilisation ausgehende reale Gefahr abzuwenden. Bezeichnenderweise verfolgt die Ethnologie dieses Ziel mithilfe desselben Begriffs, der die Existenz ihres Gegenstandes bedroht, nämlich Zivilisation. Parallel zu ‚Zivilisation‘ wird auch ‚Kultur‘ als austauschbares Synonym benutzt. Während der völkerrechtliche Begriff der Zivilisation die Mehrzahl der Völker als Barbaren abstempelt und sie dadurch aus der Rechtsgemeinschaft der Welt ausschließt, hat der ethnologische Begriff der Zivilisation oder Kultur die Funktion, alle Völker wieder in eine Gemeinschaft einzuschließen, nämlich in die durch Kulturfähigkeit und Kulturleistung gekennzeichnete Menschheit. Edward Tylor bietet in seinem 1871 erschienenen Buch *Primitive Culture* die klassische Formulierung dieses Kulturbegriffs: „Culture or Civilization, taken in its wide ethnographic sense, is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society.“⁷² Diese Definition, die die Ethnologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend

72 Edward Tylor. *Primitive Culture: Researches into the Development of Mythology, Philosophy, Religion, Art, and Custom* (1871). London: Routledge/Thoemmes Press, 1994. S. 1.

bestimmt, dient dazu, die psychische Menschheit zu stiften, wie es bei dem deutschen Ethnologen Adolf Bastian ebenso wie bei Tylor zu beobachten ist. Allerdings besitzt ein Begriff nur dann Erklärungskraft, wenn er auch Differenz markiert. Der ethnologische Kulturbegriff unterscheidet zwischen höheren und niederen Entwicklungsstufen. Damit verlagert sich die Leitdifferenz von „zivilisiert vs. barbarisch“ im Völkerrecht zu „höhere vs. niedere Kultur“ in der Ethnologie. Adolf Bastian etwa äußerte sich 1872 zu dem Stellenwert der ethnologischen Forschung: „Diese niederen Gattungen ethnischer Schöpfungen analysierend wird der Geschichtsforscher dieselben Aufklärungen gewinnen, wie sie sich dem Botaniker aus dem mikroskopischen Studium der Kryptogamen und der dort durchsichtigern Prozesse des Zellenlebens und ihrer Gesetze ergeben haben.“⁷³

Abschließend kann man wohl von einer echten Tragödie der Zivilisation im 19. Jahrhundert sprechen. Die Einsetzung des Zivilisationsbegriffs im Völkerrecht generiert einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Zivilisierten und Barbaren. Dieser Gegensatz erweist sich als Quelle der Tragik, wie die tragische Bühne von Grillparzer bis Verdi ebenso variationsreich wie spektakulär vorführt. Durch die Ethnologie wird das Barbarische als Kultur rehabilitiert, aber dies wird zu dem hohen Preis erkaufte, dass dem Barbarischen seine eigene Rechtsordnung abgesprochen und es dadurch aller Rechte beraubt wird. Diese Zwangslage der Zivilisation bzw. der Kultur kann nicht anders als tragisch bezeichnet werden.

73 Adolf Bastian. *Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde*. Berlin: Georg Reimer, 1872. S. VI.

Antonio Roselli (Paderborn)

Nachidealistisches Kontingenzbewusstsein

Zum Verhältnis von Handlung und Kontingenz in Grabbes
Herzog Theodor von Gothland, Napoleon oder die hundert Tage
und in Büchners *Danton's Tod*

1. Einleitung

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wird auf verschiedenen Ebenen von Spannungsverhältnissen durchzogen. Die allumfassenden Beschleunigungen der politischen und sozialen Verhältnisse, der wissenschaftlichen Errungenschaften und der individuellen Erfahrungswerte gehen einher mit Strategien ihrer Stabilisierung.¹ Zwischen Beschleunigung und Stabilisierung lassen sich ebenfalls jene konkurrierenden politischen Bestrebungen fassen, die sich der „Bewegungsbegriffe“ ‚Restauration‘ und ‚Revolution‘ bedienen. Beide müssen aufgrund ihrer Gegensätzlichkeit mit derselben Fortschrittssemantik operieren, so dass man vom ‚Fortschritt‘ als einer dominanten kommunikativen und handlungsregulierenden Basis sprechen kann, die je nach Tendenz positiv oder negativ besetzt wird.²

1 Siehe zum Thema Beschleunigung grundlegend Reinhart Koselleck. „Neuzeit“. Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe“. *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989. S. 300-348. Darauf aufbauend z. B. Niklas Luhmann. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1997 und umfassend Hartmut Rosa. *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2005. Zum Vormärz vgl. einschlägig, wenn auch nur „beiläufig“, Norbert Otto Eke. „Ja, ja, wir leben schnell, schneller, als je Menschen lebten. Beiläufige Anmerkungen zum Verhältnis von Revolution und Beschleunigung in Revolutionsdramen des Vor- und Nachmärz“. *Vormärz und Klassik*. Hg. Lothar Ehrlich/Hartmut Steinecke/Michael Vogt (Vormärz-Studien 1). Bielefeld: Aisthesis, 1999. S. 221-234.

2 Zur stabilisierenden Funktion der „Bewegungsbegriffe“ vgl. Reinhart Koselleck. „Sprachwandel und Ereignisgeschichte“. *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2006. S. 32-55, bes. S. 44f.

Die Philosophie, die Naturwissenschaften und die ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts neu aufkommende Soziologie unternehmen den Versuch, dieses Spannungsverhältnis theoretisch zu erfassen, sind zugleich aber in einen Prozess der Ausdifferenzierung verwickelt und haben daher selbst Teil am Prozess, den sie zu beschreiben suchen. Dabei gerät die Philosophie in ihrem Erklärungsanspruch zunehmend unter Rechtfertigungszwang – sei es extern gegenüber den immer stärker werdenden Naturwissenschaften und der sich neu bildenden soziologischen Disziplin, die sich im Zuge einer zunehmenden Ausdifferenzierung von der Philosophie ‚emanzipiert‘ haben; sei es intern gegenüber Positionen fundamentaler Kritik, wie denjenigen der Linkshegelianer und später Friedrich Nietzsches, die besonders das Verhältnis von Theorie und Praxis oder den Ewigkeitscharakter der Wahrheit in Frage gestellt haben. Der Streit um das Erkenntnisrecht an den Gesetzen, die den gesellschaftlichen Veränderungen zugrunde liegen, wird zum Streit um die theoretische Hegemonie, die nicht ohne Auswirkungen auf die gesellschaftliche Praxis bleiben kann.

Eine Untersuchung, die einer epochenspezifischen Modulation des Verhältnisses von Handlung und Kontingenz nachgehen will, sieht sich vor die Schwierigkeit gestellt, Parameter zu bestimmen, anhand derer man eine Epochenspezifität überhaupt festmachen kann. Als Ausgangspunkt soll hier das Gegensatzpaar Beschleunigung-Stabilisierung dienen, weil man anhand dessen einen Unterschied zu anderen Epochen nachzeichnen kann: Wie auch immer die Moderne strukturell gekennzeichnet werden mag (und auch hier wird man nicht ohne solche Kennzeichnungen auskommen können), die Qualität des genannten Begriffspaares erlebt eine grundsätzliche Radikalisierung nach 1789 und in einem weiteren Maße ab 1815, bis hin zu einem erneuten Kulminationspunkt 1848, was an der Verknüpfung von Revolution-Restauration als Epochensymptomatik und Epochenbezeichnung deutlich wird.³

Diese Ausrichtung bedeutet allerdings nicht, dass die folgende Auseinandersetzung mit Dramen Grabbes und Büchners sich auf eine Bestandsaufnahme dieser einen spezifischen Ausprägung des Verhältnisses von Beschleunigung und Stabilisierung im Sinne einer Definition von Strukturelementen einer Poetik oder eines Denksystems beschränken wird. Das Begriffspaar

3 Stellvertretend der Titel des 5. Bandes von Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur: *Zwischen Revolution und Restauration. 1815-1848*. Hg. Gert Sautermeister/Ulrich Schmid. München: Hanser, 1998.

dient eher als „implikatives Modell“ in dem Sinn, wie Hans Blumenberg ihn zur Charakterisierung seiner methodischen Vorgehensweise einführt, indem er sagt, dass „ein Zusammenhang von Aussagen [...] sich plötzlich zu einer Sinneinheit“ zusammenschließt, „wenn man hypothetisch die metaphorische Leitvorstellung erschließen kann, an der diese Aussagen ‚abgelesen‘ sein können.“⁴ So müssen Beschleunigung und Stabilisierung – in Analogie zu den „metaphorischen Leitvorstellung[en]“ – nicht immer explizit zum Thema der literarischen Texte werden und können dennoch als Grundlage für eine Untersuchung dienen. Diese Auffassung von Beschleunigung und Stabilisierung als „metaphorischen Leitvorstellungen“ kann durch Jörg Schönerts Entwurf eines „inter-systemischen‘ Vermittlungsbereichs“ zwischen Sozialsystem und Symbolsystem ‚Literatur‘⁵ ergänzt werden. Zum „intersystemischen Bereich“ gehören u. a. Wahrnehmungsmuster, Erfahrungen, und Diskursordnungen⁶ – für die Moderne dann spezifischer die „Akzeleration der Erfahrungen, die veränderten Wahrnehmungen von Zeit und Raum, [...] die Aktivierung des Möglichkeitssinns, [...] die Pluralität von Welt- und Gesellschaftsmodellen.“⁷ Dieser Bereich ermöglicht eine genauere Betrachtung des Verhältnisses literarischer Gattungen zu den modernen „Problemlagen‘ und ‚Bedürfnisse[n] für Problembearbeitung“:

Veränderungen im System der Gattungen und Genres sind in der Regel wichtige Indikatoren für Reaktionen des ‚Symbolsystems Literatur‘ auf die Umwelt, auf die Entwicklungen in den Sozialsystemen, auf die Prozesse der gesellschaftlichen Modernisierung.⁸

-
- 4 Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998. S. 20.
- 5 Vgl. Jörg Schönert. „Mentalität, Wissensformation, Diskurse und Medien als dritte Ebene einer Sozialgeschichte der Literatur. Zur Vermittlung zwischen Handlungen und symbolischen Formen“. *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*. Hg. Martin Huber/Gerhard Lauer. Tübingen: Niemeyer, 2000. S. 95-103; Jörg Schönert. „Zur Kategorie der Modernisierung in kultur- und literaturgeschichtlichen Rekonstruktionen“. *Perspektiven zur Sozialgeschichte der Literatur. Beiträge zu Theorie und Praxis*. Tübingen: Niemeyer, 2007. S. 43-62, bes. S. 50-55.
- 6 Schönert. Mentalität (wie Anm. 5). S. 100f.
- 7 Schönert. Kategorie (wie Anm. 5). S. 53.
- 8 Ebd.

In ihrer Funktion ist die Literatur kein ‚neutrales‘ Medium, denn sie führt immer auch zu einer Arbeit an den tradierten literarischen Formen und Motiven, z. B. im Bereich der Gattung. Jede ‚Aussage‘ über die Gesellschaft ist zugleich eine Positionierung innerhalb der literarischen Tradition – sei es in Form einer Bestätigung oder eines Bruchs, einer Parodie oder einer Reaktualisierung. Diese Arbeit an zwei Fronten ist in der Literatur des Vormärz radikalisiert, da beide – Gesellschaft und literarische Tradition – die Selbstverständlichkeit ihrer fundierenden Funktion einbüßen und so eine verstärkte Auseinandersetzung nicht nur mit ihnen, sondern auch mit den Möglichkeiten und Grenzen des jeweiligen literarischen Mediums implizieren.⁹

Aus dieser Sicht will ich mich dem Verhältnis von Handlung und Kontingenz nähern. Im Mittelpunkt meiner Analysen werden Grabbes *Herzog Theodor von Gothland*¹⁰ und *Napoleon oder die hundert Tage*¹¹ sowie Büchners *Danton's Tod*¹² stehen. Ich werde sie mit Blick auf ihre kritische Verarbeitung

-
- 9 Es muss dabei nicht notwendigerweise eine Emphase auf Konzepte wie ‚Literatur als Gegendiskurs‘ oder auf eine Betonung des ‚Mehrerts‘ von Literatur und ihres ‚subversiven Potentials‘ gelegt werden. Diese Rhetorik übersieht ihre Zweiseitigkeit, denn der ‚Gegendiskurs‘ hat immer auch neben der destabilisierenden eine stabilisierende Funktion, da sie die anderen Diskurse durch die stellvertretende Thematisierung ihrer ‚blinden Flecken‘ entlastet und zugleich, durch ihre fiktionale Form, die mögliche Kritik in einem Atemzug immer schon zurückzieht: „Aber man darf nicht vergessen, dass diese einzigartige Stellung der Literatur nur die Wirkung eines bestimmten Machtdispositivs ist, das im Abendland die Ökonomie der Diskurse und die Strategien des Wahren durchzieht.“ (Michel Foucault. „Das Leben der infamen Menschen“. *Schriften zur Literatur*. Hg. Daniel Defert u. a. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003. S. 314-335, hier S. 334f.)
- 10 Christian Dietrich Grabbe. *Herzog Theodor von Gothland. Werke und Briefe*. Bd. 1. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden. Hg. Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Bearbeitet von Alfred Bergmann. Emsdetten (Westf.): Lechte, 1960. Ich werde auf die Ausgabe im Fließtext wie folgt verweisen: (W I, Seitenzahl).
- 11 Christian Dietrich Grabbe. *Napoleon oder die Hundert Tage. Werke und Briefe*. Bd. 2. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden. Hg. Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Bearbeitet von Alfred Bergmann. Emsdetten (Westf.): Lechte, 1963. Ich werde auf die Ausgabe im Fließtext wie folgt verweisen: (W II, Seitenzahl)
- 12 Georg Büchner. *Danton's Tod. Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden*. Bd. 1. *Dichtungen*. Hg. Henri Poschmann unter Mitarbeit von

der Implikationen der Großformation ‚Geschichtsphilosophie‘ betrachten¹³, weil diese in ihrer idealistischen Ausprägung als Stabilisierungsverfahren auf die Erfahrung der Beschleunigung und der damit einhergehenden wachsenden Kontingenzerfahrung reagiert, dabei aber die Gründe für ihr eigenes Scheitern mitproduziert.

Wenn man das „Modell des Zerrissenen“¹⁴ als symptomatisch nicht nur für die Problematisierung des ‚Helden‘ im Bildungsroman, sondern auch für eine grundlegende Problemlage der Übergangszeit zwischen Restauration und Revolution annimmt, dann zeigen sich „Antriebsschwäche und Tatenlosigkeit, aber auch eruptive Ausbrüche und Aggression“¹⁵ als Modi der Thematisierung von Handlung im Drama. Das Schwanken zwischen diesen beiden Polen kann man bei Büchner und Grabbe als Inszenierung von Handlungsverweigerung (Fatalismus) und Handlungsermächtigung (Dezisionismus) wiederfinden.

Christoph Menke unterscheidet bezüglich des Theaters zwischen ‚eine Handlung *ausführen*‘ und ‚eine Handlung *vorführen*‘: Das Ausführen einer Handlung ist zweckorientiert; in der im Theater stattfindenden Vorführung der Handlung soll dagegen „nicht durch ihre Ausführung der Zweck der Handlung erreicht, sondern die Form der Handlung sichtbar werden“.¹⁶ Durch die Sichtbarmachung der Handlungsformen kann das Zusammenwirken verschiedener Elemente wie Zweck und Mittel, Akteur und Adressat, Akt und Situation erkennbar gemacht werden. An diese Unterscheidung anknüpfend gehe ich davon aus, dass im Drama, gleich einem Indikatorpapier, Wandlungen in den Handlungsmodellen sichtbar werden. So kann die

Rosemarie Poschmann. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassikerverlag, 1992. Ich werde auf die Ausgabe im Fließtext wie folgt verweisen: (WBD I, Seitenzahl)

- 13 Vgl. dazu besonders von Harro Müller „Subjekt und Geschichte. Reflexionen zu Grabbes Napoleon-Drama“ und „Theater als Geschichte – Geschichte als Theater. Büchners Danton’s Tod“, beide in Harro Müller. *Giftpfeile. Zu Theorie und Literatur der Moderne*. Bielefeld: Aisthesis, 1994. S. 143-158 und S. 169-183.
- 14 Gustav Frank. „Auf dem Weg zum Realismus“. *Realismus. Epoche – Autoren – Werke*. Hg. Christian Begemann. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2007. S. 27-44, hier S. 32. Vgl. auch Ders.: „Georg Büchner“. In: Sautermeister/Schmid. *Restauration und Revolution* (wie Anm. 3). S. 579-604, v.a. S. 600.
- 15 Ebd.
- 16 Christoph Menke. *Die Gegenwart der Tragödie. Versuch über Urteil und Spiel*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2005. S. 123.

Auswirkung einer gesteigerten Kontingenzerfahrung, wie sie besonders die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts kennzeichnet, nachgewiesen werden.¹⁷

Am Ende werde ich in einem Ausblick auf die Frage nach der Identifizierung von „Kontingenz-Gattungen“¹⁸ eingehen und eine Entwicklungslinie im Übergang zum Realismus kurz skizzieren.¹⁹

2. Funktion und Krise der Geschichtsphilosophie

2.1 Kontingenz und Unbestimmtheitssemantik

„Kontingenz, so ließe sich sagen, wird erst mit der Epochenschwelle zur europäischen Neuzeit und vollends in der Sattelzeit, also in der Zeit von etwa 1750 bis 1850, zu einer historischen Transzendentalie.“²⁰ Zentral

-
- 17 Die Exklusivität dieses Arguments kann mit Blick auf andere Gattungen durchaus bezweifelt werden. Wenn man Blumenbergs Ausführungen zum modernen Roman folgt, entsteht dieser gerade aus der mit der Neuzeit ansetzenden qualitativen Veränderung der Kontingenzerfahrung (vgl. Hans Blumenberg, „Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans“. *Nachahmung und Illusion. Poetik und Hermeneutik I*. Hg. Hans Robert Jauß. München: Fink, 1969. S. 9-27). Was das Drama mit Blick auf das Verhältnis von Handlung und Kontingenz ‚spannender‘ macht, ist die Tatsache, dass es nicht erst im Zuge der veränderten Kontingenzerfahrung entsteht oder sich etabliert, sondern mit einer langen Traditionslast im Rücken auf die gesteigerte Kontingenzerfahrung reagiert. Gerade weil sich dadurch im Drama etwas *ändert*, kann es als Indikatorpapier betrachtet werden.
- 18 Zu dieser Problematik vgl. Wolfgang Preisendanz. „Gibt es Kontingenz-Gattungen?“. *Kontingenz. Poetik und Hermeneutik XVII*. Hg. Gerhart v. Graevenitz/Odo Marquard. München: Fink, 1998. S. 451-453.
- 19 Eine ausführliche Rekonstruktion der Verhältnisse von Handlung und Kontingenz im Drama des Vormärz und des Realismus ist Gegenstand meines Dissertationsvorhabens. An dieser Stelle gehe ich daher nur auf einzelne Aspekte ein und werde viele Linien nicht verfolgen (so z. B. die Frage nach Konstitution und Krise des souveränen Subjekts durch Handlung, nach kommunikativen Formen der Kontingenzbewältigung, nach dem Verhältnis von Schicksal und Wille).
- 20 Michael Makropoulos. „Historische Semantik und Positivität der Kontingenz. Modernitätstheoretische Motive bei Reinhart Koselleck“. *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*. Hg. Hans Joas/Petra Vogt. Berlin: Suhrkamp, 2011. S. 481-513, hier S. 483.

für diese Entwicklung ist die Kopplung der Kontingenz mit der Unbestimmtheitssemantik, die als einer der Gründe für die Radikalisierung der Kontingenzerfahrung in der Moderne gelten kann. Diesen Punkt will ich hier kurz aufgreifen, um für den Zeitraum 1750-1850 eine Problemlage zu markieren, die die Hypothese einer Verschärfung der oben angedeuteten Wandlung unterstützen könnte.

Dieser Weg scheint ein langer gewesen zu sein; und der Zeitraum des ‚Vormärz‘ steht am Ende dieses Prozesses. Die grundsätzliche Wandlung, die als Charakteristikum der Neuzeit angesehen wird und in der Moderne eine Radikalisierung erfährt, besteht, so eine der gängigen Thesen, in einer qualitativen Änderung der Tragweite des Kontingenzbegriffs. Für die Antike galt, dass die Handlungskontingenz nicht den Handlungsraum betraf: Das Ordnungsgefüge, in dem Handlung stattfand, in dem sich also auch die verschiedenen, damit verbundenen Möglichkeiten einordnen ließen, galt als stabil, als selbstverständlich (Kosmos). Auch im Mittelalter sorgte eine stabile Ordnung für einen festen Handlungsraum (göttliche Schöpfung). Erst mit der Neuzeit ändert sich diese Relation auf eine radikale Weise: nicht nur die Handlung, auch der Handlungsraum selbst wird kontingent.²¹

Neu für die Zeit nach 1800 und besonders nach dem geistesgeschichtlichen Primat des Deutschen Idealismus ist das Bewusstsein für die Krise der Metaphysik und damit die Erkenntnis, „daß dasjenige, was für uns Welt ist, das kontingente Resultat unserer gesellschaftlich-geschichtlichen Tätigkeiten ist und sie nur in diesem Rahmen verstanden werden kann.“²² Zwei Erfahrungen stehen dabei im Mittelpunkt: die der ‚flüchtigen Natur der Dinge‘ und die des ‚Zwischensein[s]‘²³ – die wiederum für das literarische Selbstbewusstsein der Epoche in der Figur des ‚Zerrissenen‘ relevant sind.²⁴

Als Indikatoren einer qualitativen Veränderung der Kopplung von Kontingenz und Unbestimmtheitssemantik können Subjekttheorien des

21 Vgl. Michael Makropoulos. *Modernität und Kontingenz*. München: Fink, 1997. S. 7-32.

22 Gerhard Gamm. *Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang aus der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994. S. 20.

23 Vgl. ebd., S. 16.

24 Zur Kontextualisierung des ‚Modell[s] des Zerrissenen‘ vgl. Frank. Auf dem Weg (wie Anm. 14). S. 32-35. Und Hegel: „Ein geflickter Strumpf [ist] besser als ein zerrissener; nicht so das Selbstbewußtsein.“ (Georg Wilhelm Friedrich Hegel. *Janaer Schriften 1801-1807. Werke Bd. 2*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1986. S. 558.)

Deutschen Idealismus gedeutet werden, besonders in der rekursiven Selbstbegründung, die in der fichteschen Formel „Ich bin Ich“ zum Ausdruck kommt. Gerhard Gamm hat in seinen Studien die aporetische Struktur der idealistischen Begründungslogik untersucht und das Verhältnis von Subjekt und Welt wie folgt charakterisiert:

Die Annahme einer Pluralität der Weltbilder bringt weniger einen allgemeinen Wirklichkeitsschwund zu Bewußtsein; sie hebt vor allem auf eine ontologische Unbestimmtheit ab, die zeigt, daß eine *kontingent gewordene Welt zuletzt keine andere Referenz mehr aufweist als die, durch die sie gesetzt worden ist*. Wirklichkeit und Sinn werden nur mehr beglaubigt durch die, die sie schöpfen.²⁵

Die Beglaubigungslast, die auf dem Schöpfer liegt, verweist auf die zentrale Stellung von Handlung und Geschichte. Die Geschichtsphilosophie versteht die Geschichte als die Dimension, in der durch politische Handlung das Projekt der Moderne, der „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit“²⁶, verwirklicht werden soll. Zugleich kann sie als Stabilisierungsverfahren gedeutet werden, um zumindest projektiv Verbindlichkeiten in die „kontingent gewordene Welt“ einzuschleusen – als Reaktion auf den Selbstverständlichkeitsverlust, unter dem der Anspruch auf eine einheitliche Wahrnehmung der ‚Welt‘ im 19. Jahrhundert zunehmend leidet.

2.2 Geschichtsphilosophie als Stabilisierungsverfahren und ihre Destabilisierung

Dieser Punkt soll hier kurz am Leitfaden einer strukturellen Eigenschaft der Moderne dargestellt werden. Für Gianni Vattimo wird die Moderne von einer *Logik der Überwindung* getragen.²⁷ Diese Logik lässt sich exemplarisch an der teleologisch kodierten Geschichtsphilosophie ablesen: Die Überwindung ist ihr Leitmotiv und der jeweils gegenwärtige Zustand wird als ein notwendiger im Fortschreiten auf ein Ziel hin verstanden. Die Zeitstruktur

25 Gamm. *Flucht* (wie Anm. 22). S. 29.

26 Georg Wilhelm Friedrich Hegel. *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Werke Bd. 12*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1986. S. 32.

27 Vgl. grundlegend Gianni Vattimo. *Das Ende der Moderne*. Stuttgart: Reclam, 1990.

der Überwindungslogik ist die einer linearen Zeitachse mit *einer* möglichen Richtung; sie funktioniert nach dem Prinzip des Nacheinander. Hegels Geschichtsphilosophie wird in der Regel die Rolle des Hauptvertreters dieser Version der Moderne zugewiesen.

Eine „Nötigkeitsbedingung“ dieser Überwindungslogik besteht in der für die Neuzeit und, radikaler, für die Moderne konstitutiven Diskrepanz von „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“.²⁸ Die vom Vorrang des ‚Neuen‘ implizierte Wandlung in der Auffassung der Geschichte, die nicht mehr auf Wiederholung, sondern auf Einmaligkeit der Ereignisse basiert, führt zu einer progressiven Veränderung des Erwartungshorizontes; dieser erhält „einen mit der Zeit fortschreitenden Veränderungskoeffizienten.“²⁹ Der Erwartungshorizont gilt nun nicht mehr als ein gesicherter und die angesammelten Erfahrungswerte bestätigender, sondern ändert sich mit jeder neuen Erfahrung aufs Neue. Auch der Erfahrungsraum wird durch einen „Veränderungskoeffizienten“ umstrukturiert: Die Auswirkung der Temporalisierung zeichnet sich durch die zunehmende Erfahrung einer „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ aus, die den zuvor noch als gemeinsam vorausgesetzten Erfahrungsraum sprengt und zerstückelt.³⁰ Die Folge: „Der Erfahrungsraum wurde seitdem nicht mehr durch den Erwartungshorizont umschlossen, die Grenzen des Erfahrungsraumes und der Horizont der Erwartung traten auseinander.“³¹ Das Auseinandertreten dieser beiden Dimensionen verweist nicht nur auf die zunehmende Temporalisierung der Geschichte und auf ein durch den Begriff ‚Fortschritt‘ eingeführtes Dispositiv zur Verknüpfung von Vergangenheit und Zukunft³², sondern auch auf den Bereich, der durch die Konzeptualisierung des ‚Fortschritts‘ zu bändigen versucht und somit zu dessen Schattenseite wurde: auf eine gesteigerte Kontingenzerfahrung. Korrelativ zur Kontingenzsteigerung steht die Komplexitätssteigerung, die zu den Folgen dieses Auseinandertretens gehört: Das Nebeneinander verschiedener kultureller oder ökonomisch-politischer

28 Reinhart Koselleck. „Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien“. *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a. M., 1979. S. 349-375. Die Frage nach der „Nötigungsbedingung“ wird methodisch von Marquard (und Blumenberg) gestellt.

29 Ebd., S. 363.

30 Ebd.

31 Ebd., S. 364.

32 Vgl. ebd., S. 365f.

Formationen wird zum Problem, da diese eine eigene Zeitlichkeit (Idiochronie) zu besitzen scheinen. Gerade diese zunehmende Erfahrung des ‚Nebeneinander‘ verlangt nach einem ‚Nacheinander‘, um in Form einer monolithischen ‚Superzeit‘ einen gemeinsamen Nenner für die unterschiedlichen Entwicklungszeiten zu definieren.

Wenn man den Standpunkt teilt, dass die Moderne sich durch Metaphysikkritik im Sinne einer Kritik transzendenter Bezugsrahmen charakterisieren lässt und damit die Begründungsdiskurse, die zur Legitimierung von Handlung eingesetzt werden, als kontingente erkannt werden, dann erscheint die Geschichtsphilosophie als eine ambivalente Formation. Einerseits besteht ihre spezifische Leistung darin, durch die Konstruktion jener ‚Superzeit‘ Komplexität zu reduzieren. Andererseits – und diese ist eine der m. E. noch gültigen Diagnosen der Postmoderne – zeigt sich genau in diesem Verlangen nach Einheit ein Rest an Metaphysik.³³ Die Modernität der Geschichtsphilosophie lässt sich somit als Versuch lesen, die Herausbildung objektiv gültiger Bezugsrahmen als *Entwicklung in der Zeit* zu bestimmen, um auf diese Weise die legitimierende Macht transzendenter Begründungsmodelle durch ihre immanente Verwirklichung zu ‚retten‘.³⁴

Die Konstruktion der ‚Superzeit‘ ist zudem als funktional für die Herausbildung des Kollektivsingulars ‚Geschichte‘ zu betrachten – als zusätzlicher Stabilisierungsmechanismus.³⁵ Luhmann verweist mit Blick auf die Bildung dieses Kollektivsingulars auf die Leistung, „Inkonsistenzen als ‚Geschichte“

33 Vgl. hierfür exemplarisch Jean-François Lyotard. *La condition postmoderne: rapport sur le savoir*. Paris: Minuit, 1979 und Vattimo. *Das Ende* (wie Anm. 27).

34 Diese knappe Formulierung ist der bereits erwähnten postmodernen Lesart geschuldet. Sie bezieht sich hauptsächlich auf Hegels Geschichtsphilosophie, die in der Verwirklichung der Idee der Freiheit *in der* Geschichte und damit das, „was *ist* und ewig ist“ (Hegel. *Vorlesungen* (wie Anm. 26). S. 114) – die Vernunft –, als etwas auffasst, was zugleich im Werden begriffen ist, genau jene Vermittlung von Transzendenz und Immanenz durchführt.

35 „Mit dem Begriff ‚Geschichte schlechthin‘ wird die Geschichtsphilosophie freigesetzt, innerhalb derer die transzendente Bedeutung von Geschichte als Bewußtseinsraum und von Geschichte als Handlungsraum kontaminiert werde.“ (Reinhart Koselleck. „Geschichte, Geschichten und formale Zeitstrukturen“. *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989. S. 130-143, hier S. 130.)

zu einer Einheit zu bringen.³⁶ Als „Inkonsistenzen“ nennt er z. B. die Erneuerungen und Brüche, die im Zuge der zunehmenden Gewichtung des ‚Neuen‘ zu einer komplexeren Auffassung der linearen Zeitvorstellung führen.³⁷

Eine weitere gewichtige „Inkonsistenz“, die strukturell an die Herausbildung der ‚Geschichte‘ gebunden ist, bezieht sich auf die Erfahrung der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“. Diese „Inkonsistenz“ scheint allerdings eng mit der Geschichtsphilosophie verstrickt zu sein, denn erst wenn eine einheitliche und hegemoniale Zeitauffassung gesetzt wird, kann das Andere überhaupt als das „Ungleichzeitige“ statt als etwas ‚Eigenzeitliches‘ wahrgenommen werden. Erst durch die Annahme eines einheitlichen Bezugsrahmens kann die ‚Gegenwart des Vergangenen‘ als rückständig und primitiv gewertet werden – was zu jetzt noch aktuellen Formen der „zivilisatorischen Ungeduld“ führt.³⁸

Das Ärgernis der Geschichtsphilosophie deutet sich hier bereits an, denn es erweist sich als *ein von ihr selbst produziertes*: Die Reduktion von Komplexität führt paradoxerweise zur Steigerung von Kontingenz, denn die vermeintliche „Ungleichzeitigkeit“ stellt zunehmend die Legitimität des Fortschritts in Frage. Es handelt sich dabei um einen Nebeneffekt, welcher von der Theorie produziert, aber nicht mehr von ihr bewältigt werden kann, weil dieser Nebeneffekt als Eigenschaft einer zu beschreibenden Wirklichkeit verstanden wird. Als Antwort darauf wird ein größerer Theorieaufwand benötigt, um diese „Inkonsistenz“ zu verdecken – der wiederum diese reproduziert. Diese „*Verstärkung des theoretischen Impetus*“³⁹ soll hier nur kurz, ausgehend von drei Beispielen aus Hegels Geschichtsphilosophie betrachtet werden. Dieser Impetus zeigt sich z. B. darin, dass ‚Regulatoren‘ in dem geschichtlichen Handlungsverlauf eingebaut werden. Unter diesen kann man die „List der Vernunft“ einordnen, die Hegel darin erkennt, dass in den Kämpfen auf der Ebene des Besonderen und unabhängig von der jeweiligen individuellen Intention, immer auch das Allgemeine seiner historischen

36 Luhmann. *Die Gesellschaft* (wie Anm. 1). S. 1014. Vgl. auch Rosa. *Beschleunigung* (wie Anm. 1). S. 396-402.

37 Ausführlich in Luhmann. *Die Gesellschaft* (wie Anm. 1). S. 997-1016.

38 Vgl. dazu Hans Blumenberg. „Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie“. *Wirklichkeiten in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede*. Stuttgart: Reclam, 1999. S. 7-54, hier S. 51.

39 Rüdiger Bubner. *Geschichtsprozesse und Handlungsnormen. Untersuchung zur praktischen Philosophie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984. S. 29.

Verwirklichung näher rückt.⁴⁰ Einen weiteren ‚Regulator‘ erkennt man in Hegels Beschreibung der „welthistorischen Individuen, welche den Beruf hatten, die Geschäftsführer des Weltgeistes zu sein“⁴¹, besonders wenn man diese mit ihren literarischen Umformungen vergleicht: In diesen Umformungen erweist sich die Geschichtsphilosophie als hypostasierte Form der Komplexitätsreduktion, weil sie den Zugang zur Wirklichkeit verloren hat, zu deren Bewältigung sie als Strategie entstanden ist und deren zunehmende (theoretische) Unüberschaubarkeit als ihr Nebenprodukt verstanden werden kann.

Die von Koselleck zur Beschreibung des Verhältnisses von Erfahrung und Erwartung eingesetzte Raummetaphorik (Raum und Horizont) hat, methodisch gesehen, eine heuristische Funktion. Man kann allerdings versuchen, diese Metaphorik als eine symptomatische zu deuten: Die Voraussetzung für die moderne Temporalisierung wird in einer Dimension angesiedelt, die als räumliche veranschaulicht wird; das Primat der Zeit – und somit der Geschichte und der Geschichtsphilosophie – scheint aus einem Unbehagen am Raum hervorzugehen. Auch dieses Problem wird von Hegel ‚gelöst‘, indem er im Kapitel „Geographische Grundlagen der Weltgeschichte“⁴² die Betrachtung der verschiedenen Welteile zugleich unter einer linearen zeitlichen Entwicklungsstruktur subsumiert. Besonders deutlich wird dieses Verfahren, wenn man die ‚Problemfälle‘ Afrika und Amerika berücksichtigt. Am Ende seiner Ausführung zu Afrika schreibt Hegel:

Wir verlassen hiermit Afrika, um späterhin seiner keine Erwähnung mehr zu tun. Denn es ist kein geschichtlicher Weltteil, er hat keine Bewegung und Entwicklung aufzuweisen, und was etwa in ihm, das heißt in seinem Norden geschehen ist, gehört der asiatischen und europäischen Welt zu. [...] Was wir eigentlich unter Afrika verstehen, das ist das Geschichtslose und Unaufgeschlossene, das noch ganz im natürlichen Geiste befangen ist und das hier bloß an der Schwelle der Weltgeschichte vorgeführt werden mußte.

Wir befinden uns jetzt erst, nachdem wir dieses von uns geschoben haben, auf dem wirklichen Theater der Weltgeschichte.⁴³

40 Vgl. Hegel. *Vorlesungen* (wie Anm. 26). S. 49.

41 Ebd., S. 46.

42 Ebd., S. 105-141.

43 Ebd., S. 129. Es finden sich weitere Übergänge, die durch Nicht-Geschichte/ Geschichte gekennzeichnet werden, vgl. den Übergang von China und Indien zu Persien (ebd., S. 215).

Der Anfang der geographischen Betrachtung unterliegt dem Narrativ ‚Weltgeschichte‘; angesetzt wird dort, wo es noch nicht zur Geschichte gekommen ist – zugleich dort, wo es nie zur Geschichte kommen wird. Aus der Perspektive der eurozentrischen ‚Superzeit‘ wird die radikale Ungleichzeitigkeit nicht negiert, sondern einfach nicht als Gegenstand wahrgenommen. Eine weitere symptomatische Ausklammerung ist diejenige Amerikas:

Amerika ist [...] das Land der Zukunft, in welchem sich in vor uns liegenden Zeiten [...] die weltgeschichtliche Wichtigkeit offenbaren soll; es ist ein Land der Sehnsucht für alle die, welche die historische Rüstkammer des alten Europa langweilt. [...] Was bis jetzt sich hier ereignet, ist nur der Wiederhall der Alten Welt und der Ausdruck fremder Lebendigkeit, und als ein Land der Zukunft geht es uns überhaupt hier nichts an [...].⁴⁴

Auch hier wird das Narrativ ‚Weltgeschichte‘ als Diskriminante eingesetzt, um eine weitere Ungleichzeitigkeit zu umgehen. Die weitere Erzählung verknüpft die Betrachtung der geographischen Dimension an eine zeitlichen Abfolge: auf die „orientalische Welt“ folgt die „griechische Welt“, daraufhin die „römische“ und am Ende die „germanische“.

Dieses Primat des Nacheinander wurde schon früh zum Gegenstand der Kritik. Eine ihrer prägnantesten Formulierungen findet sich bei Ludwig Feuerbach, acht Jahre nach dem Tod Hegels:

Die Form seiner [Hegels, A.R.] Anschauung und Methode selbst ist nur die exklusive *Zeit*, nicht zugleich auch der tolerante *Raum*, sein System weiß nur von *Subordination* und *Sukzession*, nichts von Koordination und Koexistenz. Wohl ist die letzte Entwicklungsstufe immer die *Totalität*, welche die anderen Stufen in sich aufnimmt, aber da sie selbst eine *bestimmte Zeit* existenz ist und daher den Charakter der Besonderheit an sich trägt, so kann sie die andern Existenzen nicht in sich aufnehmen, ohne ihnen das Mark des selbständigen Lebens auszusaugen und damit *die* Bedeutung zu nehmen, die sie nur in ihrer vollkommenen Freiheit haben. Die Hegelsche Methode rühmt sich, den Gang der Natur zu gehen; allerdings ahmt sie die Natur nach, aber es fehlt der Kopie an dem *Leben* des Originals. [...] Die Natur verbindet mit der monarchischen Tendenz der Zeit immer zugleich den Liberalismus des Raumes. Wohl wider-

44 Ebd., S. 114.

legt die Blume das Blatt; aber wäre die Pflanze vollkommen, wenn nur auf entblättertem Stamme die Blume prangte?⁴⁵

In seinen Ausführungen präzisiert Feuerbach weiter den Unterschied zwischen Natur und Geschichte:

Die Entwicklungsstufen in der Natur haben daher keineswegs nur eine historische Bedeutung; sie sind allerdings Momente, aber Momente der simultanen Totalität der Natur, nicht einer besonderen, individuellen Totalität, die selbst wieder nur ein Moment des Universums, d. i. der Totalität der Natur ist.⁴⁶

Wenn Foucault schreibt, dass die „große Obsession des 19. Jahrhunderts [...] bekanntlich die Geschichte“ war und dagegen „unsere Zeit“ sich „eher als Zeitalter des Raumes begreifen“ ließe⁴⁷, kann dem ausgehend von Feuerbachs Hegelkritik z. T. widersprochen werden: Die Erfahrung der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“⁴⁸ führt bei Feuerbach zu einer Kritik am Primat der Zeit, welcher der Abwertung dessen diene, was als nur vermeintlich vergangene Stufe im Prozess des Fortschrittes jedoch noch koexistent ist. Das Bewusstsein für die Unhintergebarkeit der Koexistenz und des Nebeneinanders führen zu einer Aufwertung des Raumes.⁴⁹

45 Ludwig Feuerbach. „Zur Kritik der Hegelschen Philosophie“. *Kleine Schriften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1966. S. 78-123, hier S. 79.

46 Ebd., S. 80.

47 Michel Foucault. „Von anderen Räumen“. *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Hg. Jörg Dünne/Stephan Günzel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2006. S. 317-327, hier S. 317.

48 Vgl. Koselleck. *Neuzeit* (wie Anm. 1). S. 321-325.

49 Feuerbach vollzieht diese Aufwertung bezeichnenderweise durch eine kritische Lektüre des Hegelschen Bildes der Entwicklung der Blume als Analogie zur Bewegung der Dialektik: „Die Knospe verschwindet in dem Hervorbrechen der Blüte, und man könnte sagen, daß jene von dieser widerlegt wird; eben so wird durch die Frucht die Blüte für ein falsches Dasein der Pflanze erklärt, und als ihre Wahrheit tritt jene an die Stelle von dieser. Diese Formen unterscheiden sich nicht nur, sondern verdrängen sich auch als unverträglich mit einander. Aber ihre flüssige Natur macht sie zugleich zu Momenten der organischen Einheit, worin sie sich nicht nur nicht widerstreiten, sondern eins so notwendig als das andere ist, und diese gleiche Notwendigkeit macht erst das Leben des Ganzen aus.“ (Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des*

Für unseren Zusammenhang ist vorerst nur der Gegensatz von Zeit und Raum relevant, der metaphorisch als einer der politischen Formationen (Monarchie vs. Liberalismus), der Haltungen (Exklusivität vs. Toleranz) und der Bezugssysteme (Geschichte vs. Natur) verstanden wird. Feuerbach zeigt auch auf, wie in der Natur diese Gegensätze als komplementäre verstanden werden müssen, da sich in ihr Zeit und Raum verbinden. Dieses Konzept einer Komplementarität der Gegensätze kann als strukturelle Eigenschaft auch auf die Regulierung einer immer komplexer werdenden Welt übertragen werden.

Christine Weckwerth weist darauf hin, dass in dieser Aufwertung des Raumes beim „Vormärzdenker Feuerbach [...] unüberhörbar ein politisches Moment“ mitschwingt: „die Forderung nicht nur nach theoretischer, sondern auch politischer Liberalisierung des Raumes.“⁵⁰ Feuerbachs Wende zur Anthropologie und damit zum „konkrete[n], bedürfnishafte[n] Menschen in seinem wesenhaften Bezug zu seiner Um- und Mitwelt“ als „logischen Substrat[s] des natürlichen wie geschichtlich-kulturellen Prozesses“⁵¹ impliziert, durch ihre gleichzeitige politische Forderung, dass Feuerbach in seiner Kritik an Hegel keine starre Opposition von Geschichte und Natur aufstellt. Vielmehr handelt es sich dabei um eine Distanzierung von der spezifisch hegelschen Geschichtsphilosophie, wie es auch in den 1842 erschienenen *Vorläufige[n] Thesen zur Reform der Philosophie* deutlich wird.⁵²

Feuerbachs Aufwertung des Nebeneinanders verzichtet also nicht auf die geschichtliche Dimension der Handlung, fundiert diese allerdings, anthropologisch, in der Natur.

Mit dieser skizzenhaft Darstellung der Verarbeitung des Verhältnisses von Nebeneinander und Nacheinander im Lichte geschichtsphilosophischer und anthropologischer Erklärungsmodelle sollte lediglich ein Problem und

Geistes. Hamburg: Meiner, 1988. S. 4) Der Vorrang der Temporalität mit ihren Implikationen (Widerlegung, „falsches Dasein“) wird hier besonders deutlich.

50 Christine Weckwerth. *Ludwig Feuerbach zur Einführung*. Hamburg: Junius, 2002. S. 55.

51 Ebd.

52 Ludwig Feuerbach. „Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie“. *Kleine Schriften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1966. S. 124-144, v.a. S. 133f. Diese „Reform“ schwächt auch die These Marquards, nach der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Anthropologie dezidiert als Gegenprogramm zur Geschichtsphilosophie auftritt. Vgl. hierzu Weckwerth. *Ludwig Feuerbach* (wie Anm. 50). S. 85.

ein spezifischer Umgang mit diesem Problem markiert werden. Die literarischen Entwürfe von Grabbe und Büchner, die sich zeitlich zwischen Hegels Geschichtsphilosophie und Feuerbachs Hegelkritik einordnen lassen⁵³, perspektivieren ebenfalls das Problem der Temporalisierung im Verhältnis von Nebeneinander und Nacheinander und im Verhältnis von Geschichtsphilosophie und Anthropologie, allerdings in einer stärkeren Aufnahme der Kontingenzthematik.

3. Vom Nacheinander zum Nebeneinander: Grabbes *Herzog Theodor von Gothland* und *Napoleon oder die hundert Tage*

Die Handlungsstrukturen in Grabbes *Herzog Theodor von Gothland* und in seinem *Napoleon oder die hundert Tage* operieren mit ähnlichen Implikationen, wie ich sie im Kapitel 2.2 bezüglich der Funktion der Geschichtsphilosophie skizziert habe. Man kann dabei von zwei verschiedenen Verfahren der Kritik an der idealistischen Geschichtsphilosophie sprechen: Im *Gothland* werden die Grenzen der souveränen Handlung im Modus des Nacheinander, im *Napoleon* im Modus des Nebeneinander thematisiert. Beide Modelle betrachten Kontingenz als Herausforderung und als unaufhebbarer Störfaktor für Handlungen, die ihre Sinnhaftigkeit implizit oder explizit aus dem Rahmen eines geschichtsphilosophischen Legitimationszusammenhangs schöpfen.

3.1 *Herzog Theodor von Gothland*

Als Ausgangspunkt für eine Ausführung zur Krise des Nacheinander als Handlungsmodell werde ich zwei Punkte aus Grabbes Anmerkungen zu Tiecks Brief vom 6. Dezember 1822 kurz darstellen: (1) die Implikation der Spiegelmetaphorik und (2) Grabbes Antwort auf Tiecks Vorwurf der „großen Unwahrscheinlichkeit der Fabel und der Unmöglichkeit der Motive“ (W I, 5).

53 Grabbes *Gothland* ist 1822 geschrieben worden, ebenfalls auf das Jahr 1822 geht Hegels erste Vorlesung zur Geschichtsphilosophie zurück. Diese Koinzidenz ist suggestiv, soll hier aber nur bedeuten, dass die Problemlage eine gemeinsame ist.

Tiecks Urteil über Grabbes *Gothland* fällt nicht eindeutig aus und kann als Ausdruck von Faszination und Unbehagen gelesen werden.⁵⁴ Der zentrale Kritikpunkt besteht im Vorwurf, Grabbe würde im Zynismus die „letzte Wahrheit“ (W I, 4) sehen und auf diese Weise „Schein“ und „Sein“ verwechseln, denn „was er [der Zynismus, A.R.] gibt und lehrt ist auch nur Schein, ein Bedingtes, ein an sich Unnützes und Verwerfliches“, wogegen die „Wahrheit des Seins, das Echte Göttliche [...] in einer unsichtbaren Region [liegt], die ich so wenig mit meinen Händen aufbauen als zerstören kann.“ (W I, 4)⁵⁵ Diese Kritik, die in der suggestiven Formel des „unpoetischen Materialismus“ (W I, 4) mündet, wird von Tieck durch folgenden Vergleich veranschaulicht:

Ist es nicht, als wenn man, um kritisch zu zeigen, wie ein Landschaftsmaler gefehlt hätte, ihm ein Stück des Gemäldes abkratzen und in der Mitte die unnütze Leinwand zeigen, oder gar ein Loch hindurchschlagen wollte? (W I, 4)

Die Wirkung des Zynismus, der sich „als einzige und letzte Wahrheit“ gibt (W I, 4) und laut Tieck den *Gothland* durchzieht, führt zur Selbstzerstörung des Stücks – und, seiner Tendenz nach, zur Zerstörung der Kunst: Ohne den Sinn für eine „Wahrheit des Seins“ würde das ‚Abkratzen‘ eines Fehlers auf einem Gemälde nicht nur eine weiße Fläche oder eine durchbrochene Leinwand hinterlassen, sondern dadurch zugleich die Möglichkeit von Kunst negieren.⁵⁶ Was somit kritisiert wird, ist die ‚blinde‘ Zerstörungskraft eines hypostasierten Zynismus: „Eben dadurch, daß Ihr Werk so gräßlich ist, zerstört es allen Glauben an sich und hebt sich also auf.“ (W I, 5)

54 „Und das Resultat: *Ihr Werk hat mich angezogen, sehr interessiert, abgestoßen, erschreckt und meine große Teilnahme für den Autor gewonnen*, von dem ich überzeugt bin, daß er etwas viel Besseres liefern kann [...]“ (W I, 5)

55 Eine gewissen Legitimität wird dem Zynismus, allerdings in seiner Kopplung an den Humor, kurz davor zugeschrieben (vgl. W I, 3f.). Diese Kopplung, die später mit Hinweis auf die Ironie wiederholt wird (vgl. W I, 5), vermeidet die Ausartung des Zynismus in Selbstzerstörung.

56 Zu Recht merkt Ribbat an, dass man aus diesem Vergleich „die Kunstgeschichte der Moderne aufrollen könnte.“ (vgl. Ernst Ribbat. „Grabbe und Tieck. Notizen zu einem Missverständnis.“ *Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit. Beiträge zum II. Internationalen Grabbesymposium*. Hg. Detlev Kopp/Michael Vogt. Tübingen: Niemeyer 1990, S. 103-116, hier S. 114.)

Grabbe antwortet in seinen Anmerkungen auf diese Einwände. Dabei verfährt er in zwei Schritten: Zu Beginn greift er die von Tieck eingeführte Metaphorik auf, überlagert sie aber dann mit dem Topos der Poesie als „Spiegel der Natur“⁵⁷: „Man bittet daher, zu bedenken, daß ein Spiegel auch die ärgerlichste Erscheinung widergibt, ohne sich zu beflecken. Wehe dem Verfasser, wenn er wahre Empfindungen hätte angreifen oder zertrümmern wollen.“ (W I, 4, Anm. 2) Tiecks Vorwurf, Grabbe würde die form- und sinngebende Funktion der Poesie aufgeben, indem er die Poesie, als Trägerin von „Hoffnungs- und Lebenskraft“ (W I, 5), mit den „Zerstörungsprozesse[n] des Lebens“ (W I, 5) verwechselt, wird durch Grabbes Spiegelmetaphorik ausgehebelt: Wenn die „echte poetische Hoffnungs- und Lebenskraft“ (W I, 5), wie Tieck sie noch fordert, fehlt und sich stattdessen eine allseitige ‚Zerstörung‘, ‚Vernichtung‘ oder ‚Zertrümmerung‘ verselbständigt, dann kann die Literatur der Wirklichkeit weder Form noch Sinn geben, sondern lediglich ihre Form- und Sinnlosigkeit widerspiegeln. Das Anti- oder Nachidealistische an Grabbes Dramen lässt sich an dieser Stelle vorerst wie folgt formulieren: Der Kunst kommt nicht die Aufgabe zu, einem Mangel an der Wirklichkeit (sei diese Leben, sei sie Natur) durch Formgebung Sinn zu verleihen, so als ob es eine „unsichtbare Region“ (W I, 4) gäbe, in der die „Wahrheit unseres Seins“ (W I, 4) anzusiedeln sei und die als regulative Idee die Form der Kunst lenken könne. Stattdessen muss die Kunst das widerspiegeln, was Natur ist – auch in ihrer „ärgerlichste[n] Erscheinung“. Und sie tut es, „ohne sich zu beflecken“, so dass ihr daraus kein Vorwurf gemacht werden kann.

Bei einer genaueren Betrachtung scheint die Lage allerdings nicht mehr so eindeutig zu sein. Der Ton von Grabbes Anmerkungen zu Tiecks Brief ist ein programmatischer, doch die in ihnen enthaltenen Ausführungen kollidieren mit den dramatischen Verfahren, die im *Gothland* eingesetzt werden: Impliziert die Spiegelmetaphorik den Freispruch der Kunst von der ‚Schuld‘, eine sinnlose Wirklichkeit darzustellen, dann lässt sich dieser Freispruch schwer auf Grabbes Stück übertragen. Der Rückgriff auf die Spiegelmetaphorik – und der explizite Verweis auf Shakespeare lässt diese Vermutung naheliegen – könnte durchaus auch als Provokation gedeutet werden, trifft sie doch

57 Grabbes Referenz ist hier Shakespeares *Hamlet*. An dieser Stelle kann nicht ausführlich auf diesen Topos eingegangen werden. Für eine weitere Analyse vgl. den zweiten Teil von Federico Bertoni. *Realismo e letteratura. Una storia possibile*. Torino: Einaudi, 2007. Siehe v.a. S. 174-187.

auch Tieck als Shakespeare-Exegeten. Im Stück selbst scheint dagegen etwas anderes zu passieren.

In Grabbes *Gothland* wird die Abwesenheit einer transzendent gedachten Wahrheit sichtbar: Er verweist nicht auf eine unsichtbare, aber sinntragende Schicht, denn es gibt nichts, worauf zu verweisen wäre. Grabbes Werk, so könnte man an dieser Stelle sagen, zerstört nicht „allen Glauben an sich“ (W I, 5), um sich so aufzuheben, wie Tieck es gedeutet hat, sondern es zerstört den Glauben an die sinnstiftende Funktion der Kunst. Die Abkehr von einer sinngebenden Funktion der Poesie unterläuft die Kategorien der Sakralisierung der Kunst als Medium der Erkenntnis jenseits liegender Wahrheiten: Für Grabbe *konstituiert sie nicht mehr Sinn*, sondern kann vorführen, durch welche Strategien *Sinn konstruiert wird*. Diese Vorführung findet nicht, wie in Tiecks *Der gestiefelte Kater* und noch in Grabbes *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*, durch Brüche statt, die ihr Gemacht-Sein explizit thematisieren, sondern aus einem Ausreizen der zur Verfügung stehenden dramatischen Mittel: Im *Gothland* findet kein offener Bruch statt, sondern eine gezielte Übertreibung der dramatischen Verfahren, die man auch – mit Grabbe – als „Überhäufung“ bezeichnen kann. Auch hier können Grabbes Anmerkungen als Ausgangspunkt dienen. Tiecks Unzufriedenheit mit der „großen Unwahrscheinlichkeit der Fabel und der Unmöglichkeit der Motive“ (W I, 5) führt Grabbe dazu, zur Ökonomie seines *Gothlands* zu präzisieren:

Was die Unwahrscheinlichkeit der Fabel betrifft, so leidet das Stück *vielleicht* an *Überhäufung*, – die Möglichkeit der einzelnen Begebenheiten ist nicht überall weitläufig motiviert, an sich aber wohl gedenkbar. Daß der Held glaubt, der Bruder habe den Bruder erschlagen, möchte sich auch aus inneren Gründen entschuldigen, wenn denn in der dritten Szene des fünften Aktes Berdoa dem *Gothland* eine Erklärung vorhält, welche hierüber und über die Konstruktion des Ganzen, auf die *überall* Rücksicht zu nehmen ist, einen nicht unbedeutenden Aufschluß geben dürfte. (W I, 5, Anm. 3).

Wie in seiner ersten Anmerkung (vgl. W I, 4, Anm. 1) fällt auch hier auf, dass für Grabbe „*überall*“ eine Beziehung zwischen den einzelnen Teilen und dem Ganzen des Stücks besteht.⁵⁸ Das ‚Ganze‘ soll aber nicht mit der Welt

58 Was noch im Sinne des „mimetischen Illusionismus“ gedeutet werden kann, dessen Wirksamkeit „auf der Bewältigung der Spannung zwischen dem Ausbreiten einer Vielfalt von Detail einerseits und ihrer Zusammenfassung zu

als Gebilde eines sinnvollen Ganzen verwechselt werden. Der Stellenwert der Iteration auf der Handlungsebene (was Grabbe „Überhäufung“ der Fabel nennt), auf die ich in den folgenden Seiten zu sprechen kommen werde, lässt eher eine *Parodie* dieser Übereinstimmung erwarten: Wenn das Ganze sinnlos ist, dann können die einzelnen Teile nur diese Sinnlosigkeit bestätigen. Dies würde zugleich für die groteske oder tragikomische Struktur der Grabbesche Stücke sprechen.⁵⁹ Auf diese Weise wird im *Gothland* die von Grabbe in Anspruch genommene Spiegelmetaphorik ausgehebelt; am Ende scheint eher Tiecks Bild der zerkratzten und durchlöcherten Leinwand Recht zu behalten und das antiidealistische Moment in Grabbes Dramatik angemessener zu fassen: Grabbes „unpoetische[r] Materialismus“ richtet den Blick tatsächlich auf das ‚Material‘ der Kunst, ohne diesem ‚Material‘ und seiner Anordnung eine poetische Erkenntnisfunktion zuzusprechen.⁶⁰ Auf den folgenden Seiten werde ich die „Überhäufung“ besonders anhand der iterativen Struktur der Handlungsabläufe veranschaulichen.⁶¹

einem einheitlichen Ganzen andererseits“ beruht (vgl. dazu Gottfried Willems. *Anschaulichkeit. Zur Theorie und Geschichte der Wort-Bild-Beziehung und des literarischen Darstellungsstils*. Tübingen: Niemeyer, 1989. S. 153f.).

- 59 Was wiederum als Parodie des (und Abschied vom) „mimetischen Illusionismus“ gelesen werden kann: „Grabbes verschiedene Theatermodelle [...], seine Irritationen des Geschehens durch Verzerrungen in die Groteske, die Parodie, die Satire oder den ‚geschmacklosen‘ Witz, vor dem auch die Helden nicht sicher bleiben, deutet auf die von Grabbe unterschiedlich, aber insistierend gestellte Frage nach der Abbildbarkeit, die immer auch Interpretation ist, von Wirklichkeit, wenn sich dem Autor selbst die ‚Bruchstücke von vielen einzelnen Bruchstückmensch[en] [...] nicht mehr zu der einen richtigen Perspektive zusammenfügen, wenn ein Perspektivensprung, der andere Blick, der unvermutete Ausschnitt – traditionell der Komik zugeordnet – sie in etwas qualitativ Geschiedenes verändert.“ (Maria Porrmann. „Was tragisch ist, ist auch lustig, und umgekehrt“. Anmerkungen zum Komischen in Grabbes Tragödien“. *Grabbe-Jahrbuch* 6 (1987): S. 14-24, hier S. 19.)
- 60 Was zugleich auf die Modernität von Tiecks Gleichnis und Grabbes Stück verweist.
- 61 Iterationen finden sich nicht nur auf der Ebene der Handlung. Ich werde mich hier auf diese Ebene beschränken, da es mir um das Verhältnis von Handlung und Kontingenz geht. Ein Beispiel für die Iteration anderer dramatischer Verfahren soll hier noch kurz skizziert werden: Die wiederholten Unterbrechungen von Gothlands Gotteslästerung durch Donnerschläge, Sonnenschein, Blitze und Kriegsmusik (W I, 83-85) zersetzen denn Zeichencharakter dieser Ereignisse: zu

Die Zeit erschafft, vollendet und zerstört
 Die Welt und alles, was darin ist;
 Doch einen Gott, der höher als die Zeit
 Steht, glaub ich nicht; ein solcher kann nicht, darf
 Nicht, soll nicht sein und ist nicht! (W I, 129)

Die Rastlosigkeit, durch diese „Allmacht der Zeit“ bedingt, wird konstitutiv für die prekäre Lage des handelnden Subjekts in der Moderne; dabei schlägt das Pendel aus zwischen Fatalismus und Dezisionismus, ohne dass objektive Gründe für die Wahl der einen oder der anderen Variante angegeben werden könnten. Ohne Angabe objektiver Gründe ist der Ausgang kontingent: Fatalistisch kann das Subjekt vorab vor dieser „Allmacht“ und „Allgegenwart“ kapitulieren; dezisionistisch kann es sich im Sinne einer Handlungslegitimation für das Nacheinander in der „Zeit“ als Prinzip eines ziellosen Prozesses von Erschaffen, Vollenden und Zerstören entscheiden. Zugleich bezeichnen beide Varianten verschiedene Reaktionsformen auf die Kontingenzerfahrung: In der einen verzichtet man auf Handlung auf Grund der Unhintergebarkeit von Kontingenz; in der anderen zeigt sich Handlung als wiederholte Antwort auf kontingent zustoßende Ereignisse.

In Thorsten Bonackers Analyse der modernen Gesellschaft wird auf die lukácsche Formel der „transzendentalen Obdachlosigkeit“⁶² rekurriert: Die moderne Gesellschaft wird, im dialektischen Verhältnis von „Kontingenz und Dezision“, als „transzendental obdachlos“ gedeutet, „das heißt, sie kann Normen nicht mehr durch außerweltliche Bezüge rechtfertigen.“⁶³ Es ist kein Verweis mehr auf transzendente Normen, die außerhalb des Systems dessen Stabilität und Legitimität garantieren, möglich. Diese historisch generierte Unmöglichkeit führt zur Legitimationskrise der Handlung, wobei diese Krise zugleich erst Handlung als Entscheidung für eine Begründung ermöglicht.⁶⁴ Die Dialektik von „Kontingenz und Dezision“ führt zum Kern dieser

62 Goerg Lukács. *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik. Mit dem Vorwort von 1962.* München: dtv, 1994. S. 32.

63 Vgl. Thorsten Bonacker. „Die Kontingenz politischen Handelns. Adorno, Arendt und die Legitimierungsprobleme in der politischen Gesellschaft“. *Arendt und Adorno.* Hg. Dirk Auer u. a. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003. S. 286-310, hier S. 287.

64 In Anlehnung an Hannah Arendt formuliert Bonacker dieses Verhältnis wie folgt: „Denn gehandelt werden muß nur, wenn es keinen allgemein verbind-

Aporie: Die Rahmenkrise lässt die Kontingenz jeglicher Begründungsordnung sichtbar werden, zugleich aber auch die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Dezision zu ihrer Begründung.⁶⁵

Hierunter fällt auch Theodors Entscheidung für die „Zeit“ als ‚Begründung‘, wobei diese einen formalen Charakter aufweist, da sie allein auf einer Strukturhomologie zwischen fortschreitender Handlung und fortschreitender Zeit beruht, nicht aber die Vorstellung vertritt, dass sich ‚Sinn‘ durch Handeln in der Zeit entfalten oder gar bestätigen könne. Dieses durch die „Zeit“ bedingte Primat der Handlung ist zudem nicht ohne Tücken; die Erlösung durch die Tat als Moment der Freiheit kehrt sich schnell um in Unfreiheit: in Handlungs*zwang*. Ohne sinnstiftenden Bezugsrahmen kann sich das Subjekt *nur* durch seine eigene Handlung positionieren. Da diese Positionierung (als Standortbestimmung) nicht unter Rückgriff auf einen übergeordneten Standpunkt ausgeführt werden kann, muss sie sich immer von neuem selbst setzen. Dieser permanenten Selbstsetzung kommt ein

lichen Grund für das Handeln gibt. Handeln steht deshalb immer zwischen Geltung und Genese.“ (Ebd., S. 295) Dies wird von Bonacker, wieder ausgehend von Arendt, anthropologisch entwickelt: „das Faktum menschlicher Existenz, das Geborenwerden“ bringt bereits Kontingenz in die Welt, wobei es sich hier noch nicht um Handeln handelt („schließlich werden wir geboren“). Erst bei der „zweiten Geburt durch das Handeln“ findet eine Kopplung von Handlung und Kontingenz statt: „Der Handelnde setzt etwas in Bewegung, wird aktiv, interveniert, fängt an, was nicht vollständig aus dem Vorgefundenen abgeleitet werden kann und dementsprechend kontingent ist.“ (Ebd., S. 296 und darin Fußnote 21) Erst bei Arendt scheint die Anthropologie einen angemessenen theoretischen Ort für ein produktives Verständnis der seit Beginn des 19. Jahrhunderts bestehenden Aporien im Verhältnis von Handlung und Kontingenz zu definieren. Dieser These kann hier nicht nachgegangen werden, ihre gesonderte Untersuchung würde sich lohnen.

- 65 Bonacker verweist darauf, dass sich erst in der Moderne „politische Gesellschaften“ bilden, weil die Politik zum „Ort“ wird, an dem „allgemein verbindliche Normen erzeugt werden“, „an dem *kollektiv* bindende Entscheidungen getroffen werden können.“ (Ebd., S. 288f.) Die Identität solcher Gesellschaften wird symbolisch durch „Geltungsgründe“ konstituiert: „Kontingenz ist diese Symbolisierung aber insofern, als Geltungsgründe das Legitimationsproblem niemals abschließend, sondern immer nur vorübergehend lösen können.“ (Ebd., S. 294) Vgl. zur Rahmenkrise in Bezug auf Grabbes *Herrmannschlacht* Norbert Otto Eke. *Einführung in die Literatur des Vormärz*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005. S. 90.

zwanghafter Charakter zu, denn das Subjekt *muss*, durch Akte der Selbstbehauptung, wiederholt sich selbst aus sich heraus als eigenen Grund schaffen. Es bewegt sich daher immer auf dem schmalen Grad zwischen Sinn und Sinnlosigkeit.

Die „Überhäufung“ der Fabel und die Strukturhomologie zwischen ‚Zeit‘ und ‚Handlung‘ lässt sich aus diesem Handlungszwang erklären. Unüberschaubar wird die Fabel dadurch, dass sich die Intrige und der Krieg als Handlungsmuster immer wiederholen. Der für Theodor mit dem Brudermord als endgültig besiegelte Ordnungsverlust lässt alles möglich erscheinen: Die Welt wird so zum generalisierten Ausnahmezustand, der Krieg zum permanenten Karneval.

ALLE In des Gefechts Wut und Graus
 Ist wahre Freiheit und Gleichheit zu Haus!
 Dort darf man jede Pflicht verachten,
 Dort darf man sich im Blute röten,
 Dort darf der Knecht den König töten,
 Dort hört man nicht auf Gnadenflehen,
 Denn Siegen ist das Los der Schlachten,
 Oder glorreich untergehen!
 Ja, Siegen ist das Los der Schlachten,
 Oder glorreich untergehen! (W I, 150)

Die momentane und ritualisierte Aufhebung der Ordnung schafft einen Raum für das Ausleben umgekehrter Verhältnisse.⁶⁶ Dies wird hier auf den Krieg übertragen: „Dort darf der Knecht den König töten“. Was im Karneval sich allerdings auf einer symbolischen Ebene abspielte, findet im Krieg auf einer realen statt. Radikaler noch: Im *Gothland* ist der Krieg allgegenwärtig. Der Grund dafür liegt nicht nur in einer pessimistischen bzw. desillusionierten Weltanschauung, sondern der Sachverhalt lässt sich ebenfalls als Effekt des Handlungszwangs erklären: Der Krieg als (karnevalistische) Aufhebung der Ordnung entspricht einerseits der ordnungslosen Welt Theodors, andererseits öffnet er den Spielraum, worin dem Handlungszwang gefolgt werden kann. Daneben stellt die Intrige das notwendige ‚Handlungswissen‘ dar, über welches das Subjekt verfügen muss, um auf die gesteigerte Kontingenz der

66 Vgl. dazu die klassische Bestimmung des Karnevals bei Michail Bachtin. *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*. Frankfurt a. M.: Fischer, 1990. Bes. S. 32-46.

möglichen Ereignisse reagieren zu können. Schlag auf Schlag folgt auf eine Intrige Berdoas eine Theodors usw.

In der Bereitschaft zum Krieg und im Einsatz von Intrigen zeigt sich aber, dass es den Akteuren an einer langfristigen Perspektive fehlt: Die Reaktionen sind immer situativ, das Repertoire des Intriganten recht begrenzt (es wiederholen sich Verrat, Lüge, Heuchelei). Auch nachdem Theodor einsehen muss, dass er seinen Bruder aufgrund einer Intrige Berdoas getötet hat, versucht er nicht, die zerbrochene Ordnung wieder herzustellen. Im Gegenteil: Diese Einsicht radikalisiert nur seine Haltung:

GOTHLAND Reue? Reue!
 Was konnte sie mir helfen? Sie
 Ist fruchtlos!
 BERDOA *mit dem Fuße stampfend*
 Elender! Sie ist allmächtig! Sie
 Vermag was keiner, was Gott selbst nicht kann, – das
 Geschehene macht sie ungeschehen! (W I, 185)

Das Geschehene ungeschehen machen würde bedeuten, die Geschichte rückwirkend zu verändern, doch Reue findet nicht statt, weder vor den Menschen noch vor Gott:

GOTHLAND [...] Beten hieße eingestehen, daß
 Ich strafbar bin! Ich bete nicht! (W I, 186)

Reue und Gebet würden den Glauben an eine höher stehende Instanz implizieren; die Unzugehörigkeit Theodors zu jeglicher Ordnung zeigt sich in seiner Absage an jede moralische oder religiöse Rettungsvorstellung.

Erst am Ende des Stückes hört, mit der grausamen Tötung Berdoas, bei Theodor plötzlich der Handlungstrieb auf:

GOTHLAND *tritt auf*
 Der Neger wird mich nicht mehr auslachen! Eben
 Hat er verröchelt! –
Ja, und nun? Was soll
 Ich nun tun? – Eigentlich sollt ich nun gegen
 Den König Olaf, der mit großer Heeresmacht
 Mir nach dem Leben trachtet, mich verteidigen
er gähnt

aber

Das ist mir einerlei. – –

Ja ja,

Die Rache an dem Neger war

Das letzte, was mich auf der Welt

Noch interessierte;

Jetzt, da ich sie befriedigt habe, wüßt

Ich nichts mehr,

Was mich noch reizen könnte.

– Sogar des jetzigen Daseins bin

Ich überdrüssig; doch daß ich deshalb

Mich selbst entleiben sollte, dazu ist

Der Tod mir ebenfalls zu gleichgültig. –

Er steht eine Zeitlang nachlässig da; dann lehnt er sich auf den Stamm einer abgehauenen Eiche und blickt in die Gegend. (W I, 203)

Wenig später schläft er ein, wird dann von Arboga geweckt, gähnt wieder und lässt sich gleichgültig töten. Eine Pause, eine der wenigen im Stück, wird in der Regiebemerkung markiert: „eine Zeitlang“ steht Theodor „nachlässig da“. Das Nacheinander wird hier als permanente Belastung inszeniert, die moderne *Logik der Überwindung*⁶⁷ als eine der Erschöpfung. Die „Allmacht und Allgegenwart der Zeit“ folgt – mit Feuerbach gesprochen – auf diese Weise ihren „monarchischen Tendenzen“ bis zu ihren Grenzen.

3.2 Napoleon oder die hundert Tage

Auch im Falle des Nebeneinanders führen die Herrschaftsansprüche der „monarchischen Tendenzen der Zeit“ zu einem Scheitern ihrer Funktion. In einer Rezension aus dem Jahre 1831 beschreibt sich Arnold Ruge als einen, der „zu derjenigen Classe von Leuten [gehört], welche nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten und auch dann wo möglich nur bei verschlossenen Thüren sich die nöthigen Thränen erlaubt, sonst aber in der Regel lacht, wenigstens häufig ein grinsendes Gesicht zu ziehen nicht unterlassen kann.“⁶⁸ Dennoch „hat er sich genöthigt gesehen, bei Grabbe's ‚Napoleon‘

67 Vgl. Anm. 27.

68 *Blätter für literarische Unterhaltung*, Nr. 158, Dienstag, 7. Juli 1831, S. 689-690, zitiert aus *Grabbes Werke in der zeitgenössischen Kritik*. Bd. 3. Hg. Alfred Bergmann. Detmold: Merkur, 1961. S. 105-107, hier S. 105.

an einigen Stellen ebenso sorgfältig die Thür zu verschließen, als an andern das unverschämteste Gelächter zur erheben [...].⁶⁹ Dies erscheint ihm umso merkwürdiger, weil er zuvor noch mit Grabbes *Heinrich VI.* (1830) schwer ins Gericht gegangen war.⁷⁰ Seine Begeisterung („Les't den Napoleon!“) fällt jedoch nicht einseitig aus. Viele Aspekte werden als Schwächen kritisiert, allen voran die fehlende Geschlossenheit des Stücks. Dieses Urteil wird damals wie heute über *Napoleon oder die hundert Tage* gefällt. Dennoch: „Trotz offensichtlicher Schwächen bleibt *Napoleon* [...] ein grandioses Experiment.“⁷¹

Dieser „Mangel an Geschlossenheit“⁷² erinnert an die Einwände Tiecks gegen Grabbes *Gothland* – wobei, wie ich versucht habe zu zeigen, dieser Mangel eigentlich keiner ist, sondern als eine durch die „Überhäufung“ erzeugte Zersetzung des Geschlossenheitspostulats betrachtet werden sollte. Im *Napoleon* ließe sich diese These wieder bestätigen, allerdings nicht nur, weil die beim *Gothland* aufgefundenen Strukturen wiederkehren würden, sondern aufgrund einer nochmaligen Radikalisierung: Im *Napoleon* wird keine einfache „Überhäufung“ der Ereignisse inszeniert, sondern ihre Fragmentierung. Das Nacheinander, welches im *Gothland* durch die permanent nach vorne gerichtete Handlung dominiert, weicht nun einem Nebeneinander, welches die ‚Handlungszeit‘ Napoleons zu anderen ‚Zeitsystemen‘ in Konflikt geraten lässt. Dieser Aspekt wird von Maria Pörrmann stark gemacht:

Im Kontext des Dramas, das eben keine Komödie ist (aber auch keine Tragödie!), leisten diese satirischen Bourbonen- und Emigrantenszenen ein Doppelpeltes: Sie wirken durch die ihnen eignende langsam kreisende Zeit retardierend im Verhältnis zu der für die Napoleon-Handlung typischen reißenden Zeit, und als stehengebliebene, stehenbleibende Zeit charakterisieren sie die Gruppe inhaltlich. Doch sie irritieren die dramatische Spannung nicht grundsätzlich. Diese Szenen sind allesamt als Theaterauftritte inszeniert [...] Als ‚Bourbonen-Theater‘, als ein Blick auf und ein Ausschnitt von der Welt sind sie eingebettet in ein Kaleidoskop von arrangierten Einzelbildern, deren Muster aus je verschiedenen Perspektiven stammen und die sich eben nicht als Teil des

69 Ebd.

70 Vgl. hierzu ebd. S. 86-96.

71 Ladislaus Löb. *Christian Dietrich Grabbe*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1996. S. 69.

72 Ebd.

einen Ganzen unter die Zentralperspektive Stadt oder Revolution oder Krieg oder Napoleon zusammenzwingen lassen.⁷³

Die Komplexität einer Wirklichkeit, die aus verschiedenen ‚Zeitsystemen‘ besteht, ist charakterisiert durch gesteigerte Kontingenz. Waren es im *Gothland* der Tod Manfreds und der vermeintliche Brudermord, die die Krise der *einen* Weltordnung und damit einhergehend diejenige ‚Gottes‘ als Garant dieser Ordnung eingeleitet haben, kann man im *Napoleon* eine generelle Krise derjenigen Rahmen nachweisen, in denen sich Handlungen situieren lassen und aus denen diese ihre Begründung und ihre Legitimität schöpfen. Porrmann spricht diesbezüglich zu Recht von einer fehlenden „Zentralperspektive“. Die ‚Welt‘ als Totalität ist nicht mehr erfahrbar.

Das Nebeneinander statt des Nacheinander dient als Kriterium, um einen weiteren Unterschied im *Napoleon* zu markieren: Die Komplexität des Stücks lässt sich daraus erklären, dass im Vergleich zum *Gothland* der Charakter der Konflikte weniger eindeutig wird, weil diese sich mit der Unüberschaubarkeit des Realen auseinandersetzen müssen. Ein Bereich, in dem die Rahmenkrise daher exemplarisch dargestellt werden kann, ist der der politischen Handlung, weil diese unter Berücksichtigung des Nebeneinanders verschiedener ‚Zeitsysteme‘ operieren muss. Diese Form des Handelns wird dann zum Problem, wenn ihre „Normen nicht mehr durch außerweltliche Bezüge“⁷⁴ gerechtfertigt werden können. „Für politische Herrschaft bedeutet dies eine Trennung des Symbolischen vom Faktischen.“⁷⁵ Diese „Trennung“ kann ausgehend von der Krise der Begründung von politischer Herrschaft und politischem Handeln erläutert werden: „Weder der König von Gottes Gnaden noch die Natur sind legitime Referenzen für die Begründung von Herrschaft. Die symbolische Stelle der Macht, deren Besetzung in der Vormoderne durch den König beziehungsweise Fürsten die Identität des politischen Gemeinwesens verkörperte, ist leer geworden.“⁷⁶ Diese „symbolische Stelle der Macht“ ist leer, weil sie nicht mehr in einer Ordnung außerhalb des Politischen gefunden werden kann.

Die Kritik an der Geschichtsphilosophie greift hier explizit die Kategorie der Zeit an. Besonders in den Kriegsszenen wird dies deutlich: Auch wenn

73 Porrmann. Was tragisch ist (wie Anm. 59). S. 17.

74 Vgl. Bonacker. Die Kontingenz (wie Anm. 63). S. 287.

75 Ebd.

76 Ebd.

der Konflikt in einer Schlacht verdichtet wird (Waterloo), so bildet diese keine Einheit, sondern eine fragmentierte Darstellung von Einzelereignissen, die z. T. sukzessiv und z. T. als parallel betrachtet werden müssen. Die Schlacht veranschaulicht die Unüberschaubarkeit des Krieges und die Kontingenz seines Ausgangs. Die Ballsequenz in der 1. Szene des 5. Aktes steht als Beispiel für diese Unüberschaubarkeit: Es herrscht bereits Krieg, aber in Brüssel wird noch getanzt. Eine Fehllektüre steht symptomatisch für diese Situation:

HERZOG VON BRAUNSCHWEIG *springt auf* Becker, was ist das?

SCHWARZER BECKER *aus einem Fenster sehend* Ein Gewitter zieht auf.

Wieder entfernte, immer lauter werdende Töne

HERZOG VON BRAUNSCHWEIG. Gewitter? Gewitter? – Ob aber am Himmel oder auf der Erde? – Melde Wellington, ich glaube *Kanonenschüsse* zu hören.

SCHWARZER BECKER *geht zu dem Herzog von Wellington* Der Herzog von Braunschweig vernimmt *Kanonenschüsse* –

HERZOG VON WELLINGTON. Ei, woher denn? – Hält er etwa dieses Pauken oder die Donner des Unwetters dafür? – Vorwärts der Tanz! – Napoleon ist noch in Paris, oder daraus wieder nach Süden vertrieben. – Seine paar Bataillone bei Charleroi haben keine Kanonen, und unsere überstarken Avantgarden sind Blücher bei Ligny und meine Truppenteile bei Quatrebras – Vorwärts der Tanz! (W II, 428)

Die Tatsache, dass Napoleons Armee doch vor den Toren steht, zeichnet dessen Fähigkeit aus, in seinen Handlungen über die Zeit zu verfügen. Dies muss auch die Herzogin von Angoulême anerkennen, wenn sie zum König sagt: „Eure Kuriere und telegraphischen Depeschen waren stets langsamer als Er!“ (W II, 365). Aus seiner Beobachterposition heraus, beim Koordinieren der Schlacht, nennt Napoleon explizit seine Handlungsdirektive: „Die Zeit drängt, und was ihr an Länge fehlt, müssen wir durch Schnelle und Stärke ersetzen. / *Adjutant ab, – die französische Kanonade wird immer gewaltiger.*“ (W II, 449) Man kann diese Direktive als Versuch deuten, die verschiedenen Idiochronien unter die einheitliche und vereinheitlichende ‚Superzeit‘ zu zwingen. Napoleons Handlungswissen erweist sich in der Niederlage bei Waterloo allerdings als mangelhaft, denn sie ist das Ergebnis kontingenter Zusammenhänge, die vom Handlungswissen eines Einzelnen nicht mehr beherrscht werden können.

Am Ende des Stücks zeigt sich, dass keine Teleologie für Hoffnung sorgt – auch nicht nach Napoleons Niederlage:

BLÜCHER. Zum „schönen Bunde“, wie der Ort hier heißt! – – Engländer, Preußen, Generale, Unteroffiziere, Gemeine – ich kann nicht weiterrücken bis ich mir die Brust gelüftet, meine Feldmütze abgezogen, und euch gesagt habe: ihr alle, alle seid meine hochachtbaren Waffengefährten, gleich brav in Glück und Not – Wird die Zukunft eurer würdig – Heil dann! – Wird sie es nicht, dann tröstet euch damit, daß eure Aufopferung eine bessere verdiente! – – Wellington, laß deine Leute etwas rasten, – sie hatten die drückendste Arbeit – Dafür übernehmen wir so eifrig die Verfolgung, und verlaß dich drauf, sie soll unseren Sieg vollenden, wie noch keinen anderen! – Vorwärts Preußen! (W II, 459)

Die Ungewissheit der Zukunft lässt nur einen schwachen Trost zu. Als vielleicht positives Moment bleibt lediglich die Möglichkeit einer Umorganisation des Handlungswissens: Die Kontingenzbewältigung kann nicht mehr Aufgabe eines Einzelnen sein (so wie Napoleon es heroisch noch versucht hat), sondern muss auf mehrere Subjekte verteilt werden. Historische Kontingenzbewältigung wird funktional ausdifferenziert: Wenn Blücher Wellington nahelegt, seine „Leute etwas rasten“ zu lassen, dann bedeutet sein „Vorwärts Preußen!“ nicht, dass Preußen die weitergereichte Fackel des Weltgeistes übernimmt, sondern dass die Bewältigung historischer Ereignisse nur arbeitsteilig – und dies dann auch nur vielleicht – glücken kann. Es werden hier Züge eines Gegenmodells zum „welthistorischen Individuum“ sichtbar⁷⁷, welches noch das Ziel verfolgte, alleine Herr über die zeitlich diversifizierten Ereignisse zu werden. Dagegen scheint die ‚Arbeitsteilung‘ ein Modell gegenseitiger Vermittlung der verschiedenen Idiochronien zu ermöglichen, an deren Ende *vielleicht* eine gemeinsame Zeit stehen wird.

4. Zitierbare Handlung – Büchners *Danton's Tod*

Am Ende von Grabbes *Gotthland* gähnt Theodor und kurz vorm Einschlafen sagt er noch: „– Sogar des jetzgen Daseins bin / Ich überdrüssig; doch dass ich deshalb / Mich selbst entleiben sollte, dazu ist / Der Tod mir ebenfalls

⁷⁷ Vgl. dazu Eke. *Einführung* (wie Anm. 65). S. 89; vgl. auch den Beitrag von Sientje Maes in diesem Band.

zu gleichgültig. –“ (W I, 203) Die Zeichen der Erschöpfung, die durch das Ausreizen des Nacheinanders rapider Handlungsabläufe eingetreten sind, berühren sich mit denen Dantons: „Endlich – ich müßte schreien, das ist mir der Mühe zuviel, das Leben ist nicht die Arbeit wert, die man sich macht es zu erhalten.“ (WBD I, 40) Beide, Leben und Tod, scheinen in eine Sphäre der Gleichgültigkeit getreten zu sein – bei Theodor durch ein Übermaß an Handlungen, bei Danton durch einen Überdruß an Handlungen.

Eine Untersuchung der Stellen, an denen über das Handeln gesprochen wird, würde nicht nur Dantons Ambivalenz veranschaulichen, sondern auch eine dem ganzen Drama zu Grunde liegende Mehrdeutigkeit des Handlungsdiskurses. Diese wird dadurch verschärft, dass die ‚Rede über die Handlung‘ (über ihre Notwendigkeit, ihre Sinnlosigkeit usw.) in ‚Handlung als Rede‘ übergeht.⁷⁸ Am Leitfaden des Motivs des ‚Schreiens‘ kann man die Veränderung in Dantons Verhältnis zum Handeln verfolgen.⁷⁹ Es soll hier nur beispielhaft darauf eingegangen werden.

Bereits am Anfang (I. Akt, 2. Szene) wird Dantons Ambivalenz durch die widersprüchlichen Kommentare deutlich, die Camille und Hérault nach seinem Abgang austauschen. Kurz vor dem Verlassen der Szene verweist Danton auf die Motivation für sein vergangenes Handeln: „Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen gespreizte Katonen nie ansehen, ohne ihnen einen Tritt zu geben. Mein Naturell ist einmal so. *Er erhebt sich.*“ Der Rekurs auf das „Naturell“ entkräftet den politischen Begründungszusammenhang,

78 Rüdiger Campe weist nach, dass in jedem Akt eine Situation, in der „auf der Bühne nochmals eine Bühne rhetorischer Rede, eine Institution, in der Worte zu Handlungen werden“ gezeigt wird. Während im I. und im II. Akt der Jacobinerclub respektive das Nationalkonvent im Zentrum stehen (dadurch auch Robespierre, Legendre und St. Just), fokussieren der III. und der IV. Akt Danton vor dem Revolutionstribunal und auf dem Hinrichtungsplatz (vgl. dazu Rüdiger Campe. „Danton's Tod“. *Büchner Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Hg. Roland Borgards/Harald Neumeyer. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2009. S. 18-38, hier S. 34).

79 Campe geht ebenfalls auf die zentrale Stellung des Schreiens in *Danton's Tod* ein, vgl. ebd., S. 35f. Dabei verweist er auf dessen verschiedene Funktionen: das Schreien des Volkes als Legitimierung politischer Stellvertretung; als „ursprüngliche[r] Laut der Infantilität in der Not, die der Institutionierung der Sprache vorausgeht“; als Ausdruck der Spannung zwischen Einzelem und Masse im politischen Handeln. Auf den folgenden Seiten werde ich einen Aspekt des Schreiens aufgreifen, den Campe in seinen Ausführungen nicht berücksichtigt.

da Dantons „Kampf“ (WBD I, 16) nicht durch ideologische Gründe herbeigeführt wurde, sondern von ihm selbst als Ausdruck seines Wesens – nicht seines Willens – präsentiert wird. Daraufhin:

CAMILLE Laßt ihn, glaubt ihr er könne die Finger davon lassen, wenn es zum Handeln kommt?

HÉRAULT Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach spielt. (WBD I, 16f.)

Diese scheinbare Entpolitisierung durch den Rekurs auf eine anthropologische Ebene der Handlungsmotivation wird von Camille nicht ernst genommen, Hérault dagegen versteht sie im Sinne einer Disposition zum Spiel, die als solche Danton vor einer Identifizierung mit den ideologischen Anforderungen der Revolution bewahrt.

Die Forderung nach einer Handlung, die zugleich als politische Identifikation klar zu deuten sei, führt zu wiederholten Auseinandersetzungen zwischen Danton und seinen Freunden. So ist auch bei Lacroix diese Erwartungshaltung zu erkennen:

DANTON Du träumst. Sie hatten nie Mut ohne mich, sie werden keinen gegen mich haben; die Revolution ist noch nicht fertig, sie können mich noch nötig haben, sie werden mich im Arsenal aufheben.

LACROIX Wir müssen handeln.

DANTON Das wird sich finden.

LACROIX Es wird sich finden, wenn wir verloren sind. (WBD I, 32)

Dantons Antwort kann *an dieser Stelle* als Ausdruck einer fatalistischen Einstellung gedeutet werden, wie es auch der vielzitierte ‚Fatalismusbrief‘ (Büchner an Wilhelmine Jaeglé⁸⁰) nahelegt. Der Fatalismus sollte allerdings nicht als Grundlage für eine globale Deutung der Figur ‚Danton‘ oder gar des Stücks dienen. Die Überzeugung, dass Robespierre und St. Just es nicht wagen werden, Danton zu beseitigen, wird von ihm bei verschiedenen Gelegenheiten wie eine beruhigende Formel (fast wie ein Mantra) wiederholt.⁸¹

80 Vgl. Georg Büchner. *Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden. Bd. 2, Schriften, Briefe, Dokumente*. Hg. Henri Poschmann unter Mitarbeit von Rosemarie Poschmann. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker, 1992. S. 377.

81 Vgl. WBD I, 31, 40, 47.

Fatalismus einerseits, Vertrauen in die Notwendigkeit der eigenen Rolle in der Revolution andererseits scheinen sich hier noch die Waage zu halten.

Die Mehrdeutigkeit nimmt zu, wenn Danton auf Robespierre trifft (I. Akt, 6. Szene) und dessen Tugendfanatismus im Sinne einer epikureischen Philosophie als Handlung entlarvt, die nicht frei von eigenen Interessen ist, sondern Ausdruck eben jener Anthropologie, die auch Danton selbst als Legitimationsdiskurs für sich in Anspruch nimmt: „Jeder handelt seiner Natur gemäß d. h. er tut, was ihm wohl tut.“ (WBD I, 33) Durch diese Grundlegung wird die Unterscheidung von Tugend und Laster hinfällig, denn die Tugend selbst ist nicht frei von den Vorwürfen, mit denen sie das Laster schmückt. Zugleich erhebt diese Anthropologie den Anspruch auf die Begründung politischer Forderungen. Als Begründung einer toleranten Gesellschaftsform kann sie als Gegenmodell zum Absolutismus der Tugend dienen und zur Leugnung eines geschichtsphilosophisch verbürgten Sinns der Geschichte führen.

Nach dieser Unterredung findet St. Just einen Robespierre, der sich von Danton durchschaut fühlt, aber seinen Zweifeln den Riegel der Notwendigkeit des revolutionären Prozesses vorschiebt.⁸² Als Verkörperung der geschichtsphilosophisch informierten Gewalt ist St. Just radikaler als Robespierre, denn er versteht die strategische Bedeutung, die darin liegt, durch Handeln und Entscheidungen Herr über die Zeit zu sein. So ermahnt er Robespierre: „Wir werden den Vorteil des Angriffs verlieren. Willst du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir sind entschlossen.“ (WBD I, 35f.) Robespierre fügt sich, erkennt in diesem Plan wohl auch die Möglichkeit, sich desjenigen zu entledigen, der ihn durchschaut hat.⁸³ „Rasch! nur die Toten kommen nicht wieder.“ – und, etwas später: „Dann rasch, morgen. Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich seit einigen Tagen. Nur rasch!“ (WBD I, 37) Auch hier, ähnlich wie im *Napoleon*, zeigt sich ein geschichtsphilosophisch kodiertes Handlungswissen im Streben nach einer souveränen Zeitpolitik.

Im Zuge dieser Radikalisierung tritt die Zeit als Bedrohung in das Stück ein. Im Auftakt des II. Aktes wird dies in einem Zuge von Camille ausgesprochen: „Rasch Danton wir haben keine Zeit zu verlieren.“ Dantons Antwort

82 „Wer in einer Masse, die vorwärts drängt, stehen bleibt, leistet so gut Widerstand als trät' er ihr entgegen; er wird zertreten.“ (WBD I, 34)

83 Was natürlich implizit die Richtigkeit von Dantons Anschuldigungen beweisen würde.

wendet diese Warnung ironisch um: „Aber die Zeit verliert uns.“ (WBD I, 38) Das Ausbleiben einer Reaktion bei Danton wird als „Zögern“ gedeutet, so Lacroix: „Du stürzest dich durch dein Zögern in's Verderben, du reiest alle deine Freunde mit dir. [...] Du mußt dich deinem Zorn überlassen. Laßt uns wenigstens nicht entwaffnet und erniedrigt wie der schändliche Hbert sterben.“ (WBD I, 38) Der „Zorn“ wird als heilender Affekt beschworen, um aus der Apathie auszubrechen.⁸⁴

In dieser Szene lässt sich bis zu einem gewissen Punkt ein symmetrisches Verhältnis zum Dialog zwischen Robespierre und St. Just in der 6. Szene des I. Aktes nachzeichnen: In beiden kommt der Vorwurf des ‚Zauderns‘ bzw. ‚Zgerns‘ vor – so St. Just gegenüber Robespierre und Lacroix gegenüber Danton. In beiden wird die Zentralität der Zeit als Zeitdruck thematisiert: Bei St. Just als Aktion, bei Camille als Reaktion. Robespierre greift diese Zeitpolitik auf, Danton zieht sich in eine ironisch-resignative Haltung⁸⁵ zurück, die dezidiert als Gegenposition zu dieser Zeitpolitik auftritt – so ist auch seine ironische Wendung („Aber die Zeit verliert uns.“) zu verstehen.

Die am Anfang des Kapitels zitierte Passage findet hier ihren Kontext:

DANTON [...] Endlich – ich müßte schreien, das ist mir der Mühe zuviel, das Leben ist nicht die Arbeit wert, die man sich macht es zu erhalten.

PARIS So flieh Danton!

DANTON Nimmt man das Vaterland an den Schuhsohlen mit?

Und endlich – und das ist die Hauptsache: sie werden's nicht wagen. *Zu Camille*: Komm mein Junge, ich sage dir sie werden's nicht wagen. Adieu! Adieu!

Danton und Camille ab. (WBD I, 40)

Das Schreien wird als Ausdruck des Lebens, als „Arbeit“ verstanden, doch auch der Hang zur Selbsterhaltung unterliegt hier der Gleichgültigkeit, so dass sich die Mühe nicht lohnt, diese Arbeit zu verrichten.

Ähnlich wie am Ende der 2. Szene des I. Aktes wird auch hier die Ambivalenz in den Kommentaren der Zurückgebliebenen deutlich:

84 Auf die hier relevante Parallele zum *Gotthland* sowie zur Handlungsfrage bei Hamlet und Wallenstein kann ich an dieser Stelle nicht eingehen. Vgl. weiterführend Joseph Vogl. *ber das Zaudern*. Zürich/Berlin: Diaphanes, 2007.

85 „Und wenn es ginge – ich will lieber guillotiniert werden, als guillotiniert werden.“ (WBD I, 39)

PHILPEAU Da geht er hin.

LACROIX Und glaubt kein Wort von dem was er gesagt hat. Nichts als Faulheit! Er will sich lieber guillotiniert lassen, als eine Rede halten. (WBD I, 40)

Erst wenn Danton vor seinen Feinden im Revolutionstribunal steht (III. Akt, 4. Szene), fängt er an zu ‚handeln‘. Dies ist der Punkt, an dem seine Rede über die Sinnlosigkeit des Handelns in die ‚Rede als Handlung‘ übergeht:

DANTON Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, so mag es sich denn aufrichten und ihnen entgegentreten, unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich sie begraben.
Ich bin nicht stolz darauf. Das Schicksal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen sind seine Organe.“ (WBD I, 63f.)

Bezeichnenderweise findet hier eine Verschiebung statt, die die Ambivalenz noch mehr verstärkt, denn das „Gewicht“ seiner Handlungen bezieht sich auf seine *vergangenen* Handlungen, die nun in der Rede beschworen werden. Ihre Aufzählung, ihre Verdopplung durch die Sprache dient aber nicht dazu, als Handlungsersatz zur Befreiung Dantons zu führen, denn er spricht bereits als toter Mann⁸⁶: „Meine Wohnung ist bald im Nichts und mein Namen im Pantheon der Geschichte.“ (WBD I, 62) Durch seine Rede gewinnt er wiederholt den Beifall der Zuhörer, und das Gericht gerät zunehmend in Verlegenheit, so dass am Ende die Sitzung aufgehoben werden muss (vgl. WBD I, 64).

Gleich zu Beginn der 7. Szene des III. Aktes beschwert sich Lacroix bei Danton: „Du hast gut geschrien, Danton, hättest du dich etwas früher so um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders.“ (WBD I, 71) Dabei wird an das Thema des Gesprächs der 1. Szene des II. Aktes angeknüpft: War zu der Zeit Danton nicht davon überzeugt, dass sich die Mühe lohnen würde zu schreien, scheint er jetzt, wo der Tod näher rückt, doch mehr an seinem Leben zu hängen – so Lacroix’ Unterstellung. Danton reagiert darauf mit gesteigertem Nihilismus, mit der Gleichsetzung von ‚Ruhe‘ und ‚Nichts‘ (vgl. WBD I, 72). Doch die Steigerung führt den Nihilismus *ad absurdum*: „Da ist keine Hoffnung im Tod, er ist nur eine einfachere, das Leben nur eine verwickeltere, organisiertere Fäulnis, das ist der ganze Unterschied.“ (WBD

86 Vgl. Peter Szondi. *Versuch über das Tragische. Schriften I*. Hg. Jena Bollack u. a. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1978. S. 260.

I, 73) Der ersehnte Tod entlarvt sich lediglich als anderer Aggregatzustand von Materie, die dadurch nicht aufhört zu leiden.⁸⁷ Dieses Erkenntnis wird eingeleitet durch die Evokation von Julie:

O Julie! Wenn ich *allein* ginge! Wenn sie mich einsam ließe! Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöste – ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr.
Ich kann nicht sterben, nein, ich kann nicht sterben. Wir müssen schreien, sie müssen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.“ (WBD I, 73)

An dieser Stelle wird eine Veränderung in Dantons Auffassung von Handlung sichtbar. Dieses plötzliche „wir müssen schreien“ steht am diametral entgegengesetzten Pol zum Ausbleiben des Schreiens aus Langeweile und Trägheit. Auch die Rückkopplung an den Anfang des Dramas verweist auf eine Veränderung im Sinne der Bewusstwerdung dessen, was früher nur paradoxe und provokante Äußerung war: „Nein Julie, ich liebe dich wie das Grab.“ (WBD I, 13) Die Geliebte wird ebenfalls als Grab und somit als Ort der Ruhe verstanden; die Implikation dieses *mot d'esprit* ist hier allerdings noch nicht deutlich.

Aber diese Hinwendung zur Handlung, zum Schreien als Aktion, muss sich mit der Ausweglosigkeit der Situation konfrontieren. Die ‚Rede als Handlung‘ ändert daraufhin ihre Qualität. Das „Gewicht“ jeder seiner Handlungen erschöpft seine Kraft nicht im Akt der Aussage oder als Musealisierung im „Pantheon der Geschichte“, sondern wird als ‚Waffe‘ für die Nachgeborenen – für die künftigen Revolutionäre – zur Disposition gestellt. Die Fackel wird weitergereicht: „Die Sündflut der Revolution mag unsere Leichen absetzen wo sie will, mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können.“ (WBD I, 83) Kurz darauf: „Wenn einmal die Geschichte ihre Gräfte öffnet kann der Despotismus noch immer an dem Duft unserer Leichen ersticken.“ (WBD I, 84) In diesen Bemühungen Dantons kann man von einer Korrespondenz zu Campes These bezüglich der „Aktualität und Aktualisierung der Quellenbenutzung“ bei Büchner sprechen: „Das Zitat, das die Revolution und ihre Geschichte vergegenwärtigt, ist eines, das die nächste Revolution machen und ihr Geschichtewerden ermöglichen soll.“ Campe sieht darin eine Strategie

87 „Der verfluchte Satz: etwas kann nicht zu nichts werden! und ich bin etwas, das ist der Jammer!“ (WBD I, 72)

Büchners, einen „langfristigen diskursiven Aktualisierungsprozess[es] der Großen Revolution“⁸⁸ zu initiieren. Das Äquivalent dazu findet man in Dantons Reden, weil er durch sie seine vergangenen Taten für die kommende Revolution zitierbar macht. Die „fossilen Knochen“ können daher als Metapher für die Sprengkraft des Zitats gelesen werden.

Das Vertrauen in diese Strategie wird von Lacroix und Camille jedoch gebrochen. „Wir stanken bei Lebzeiten schon hinlänglich“ – so antwortet Lacroix auf Dantons Rede über den „Duft unserer Leichen“ und fährt fort: „Das sind Phrasen für die Nachwelt nicht wahr Danton, uns gehen sie eigentlich nichts an.“ Camille präzisiert diesen Eindruck, wenn er Lacroix' Verdacht konkretisiert und über Danton sagt: „Er zieht ein Gesicht, als solle es versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden.“ (WBD I, 84) Camille greift hier nicht nur Dantons Metapher der „fossilen Knochen“ auf, sondern indirekt auch eine Diskussion, die am Ende der 5. Szene des I. Aktes von Lacroix und Danton geführt und von letzterem am Anfang des II. Aktes wieder aufgenommen wird. Lacroix antwortet dort auf Dantons berühmte Analogie von Revolution und Saturn und auf sein ‚Mantra‘ („Doch, sie werden's nicht wagen.“):

LACROIX Danton, du bist ein toter Heiliger, aber die Revolution kennt keine Reliquien, sie hat die Gebeine aller Könige auf die Gasse und alle Bildsäulen von den Kirchen geworfen. Glaubst du man würde dich als Monument stehen lassen? (WBD I, 31)

Danton reagiert auf diese Frage mit einer Reihe von „Phrasen“, bis er, eingeholt von den Ereignissen, einsehen muss, dass die Bedrohung durch Robespierre zunehmend realer wird und eingesteht: „Ich bin eine Reliquie und Reliquien wirft man auf die Gasse, du hattest Recht.“ (WBD I, 38f.) Danton stilisiert sich am Ende zur „Reliquie“, zum „Monument“, aber in der Hoffnung, dass seine „fossilen Knochen“, sein ‚versteinertes Gesicht‘, nicht nur als Relikte einer Vergangenheit durch Ausgrabungen ans Licht gebracht, sondern entgegen ihrem sakralen, auratischen Charakter ‚zweckentfremdet‘ werden – als ‚Waffen‘ eben, die wiederum Handlung implizieren.

88 Campe. Danton's Tod (wie Anm. 78). S. 22. Zum Zitat als ästhetisches Verfahren bei Büchner vgl. Rüdiger Campe, „Zitat“. *Büchner Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Hg. Roland Borgards/Harald Neumeyer. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2009. S. 274-282.

Es scheint keine Garantie für das Gelingen dieser Strategie zu geben, doch allein dieses Vertrauen spricht dafür, dass die Figur Dantons sich nicht im Fatalismus erschöpft. Der Verdacht, der von Camille und von Lacroix ausgesprochen wird, verweist dabei auf die Labilität des Vorhabens, auf die Zweischneidigkeit dieser Strategie zwischen Musealisierung und Operationalisierung.

Dem „gräßlichen Fatalismus der Geschichte“⁸⁹ wird opponiert, zugleich trifft die Kritik aber auch die Positionen von Robespierre und St. Just. Man kann den Konflikt als den zwischen „Gewissenhaben“ und „Gewissensein“, zwischen anthropologischer und geschichtsphilosophischer Kodierung von Handlung begreifen. Die teleologische Auffassung der Geschichte als Prozess hin zur Verwirklichung der Freiheit impliziert eine Gefahr, die sich besonders deutlich in revolutionären Bewegungen zeigt: Die geschichtsphilosophische Konstruktion dient dort als Legitimationsdiskurs für (gewaltsames) Handeln. Die Eingliederung der eigenen Taten in den Lauf einer geschichtlichen Notwendigkeit lässt die jeweiligen Subjekte als Verkörperung des Gewissens handeln. Sie *sind* das Gewissen, denn sie erkennen die Notwendigkeit der eigenen Handlung und sind dadurch berechtigt – auch gewaltsam – zu handeln, zu urteilen und zu verurteilen. Diese Gefahr wird von Odo Marquard als „Gewissensein“ bezeichnet:

[...] die im Namen des Menschen absolut gewordene Geschichtsphilosophie [wird] perfekt mit der Eliminierung des Menschen: dieser wird ersetzt einerseits durch die, die sich als kommissarische Absolute verstehen, durch die Protagonisten, andererseits durch die Feinde.⁹⁰

Dagegen kann mit Marquard das „Gewissenhaben“ gestellt werden.⁹¹ Diese Entgegensetzung weist Parallelen zur philosophiegeschichtlich entstehenden Entgegensetzung von Geschichtsphilosophie und Anthropologie auf:

89 Büchner. *Schriften* (wie Anm. 80). S. 337.

90 Odo Marquard. „Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie“. *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie. Aufsätze*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1982. S. 13-33, hier S. 18.

91 Vgl. von Odo Marquard „Abschied vom Prinzipiellen. Auch eine autobiographische Einleitung“ und „Der angeklagte und der entlastete Mensch in der Philosophie des 18. Jahrhunderts“. Beides in Odo Marquard. *Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien*. Stuttgart: Reclam, 1981. S. 4-22 und 39-66.

[...] denn die philosophische Anthropologie: sie ist nicht nur Schwundstufe der Geschichtsphilosophie, sie ist vielmehr – auf der Grundlage einer fundamentalen Gemeinsamkeit: der Zuwendung zum Problem der Lebenswelt – ihr wirkliches Gegenteil, und zwar dadurch, daß die für sie fundamentale Frage nicht die Frage nach der Geschichte des Menschen ist, sondern die Frage nach seiner Natur.⁹²

Durch das „Gewissenhaben“ kann auf eine Distanz verwiesen werden, die es nicht erlaubt, sich mit etwas wie einem vermeintlichen ‚Gang der Geschichte‘ zu identifizieren. Diese Distanz versteht sich im Modus des Habens und verweist auf die radikale Endlichkeitserfahrung, die erst durch eine anthropologische Auffassung des Menschen (als physiologische Anthropologie im philosophischen Sinne) ermöglicht wird.⁹³ Diese Entgegensetzung wird von Marquard nochmals pointiert formuliert:

[...] wenn die Geschichtsphilosophie, wo sie radikal wird, den Menschen eliminiert, muß der Mensch seine Chancen bei ihrem Gegenteil suchen: also bei der Anthropologie, und zwar möglichst nicht erst dann, wenn die Geschichtsphilosophie „ihren Auftrag erfüllt“, ihre Schuldigkeit getan hat; denn sobald das der Fall ist, könnte es durchaus zu spät sein für die Schuldigkeit der Anthropologie.⁹⁴

Besonders deutlich wird diese Implikation des „Gewissenseins“ in der Konventsrede von St. Just am Ende des II. Aktes. Die Identifikation mit dem Gewissen als Legitimation historischer Handlung führt zur Vorstellung des Subjekts als Vollstrecker des von ihm erkannten *telos* der Geschichte. Symptomatisch ist daher der anachronistische Bezug auf den „Weltgeist“: „Der Weltgeist bedient sich in der geistigen Sphäre unserer Arme eben so, wie er in der physischen Vulkane oder Wasserfluten gebraucht.“ (WBD I, 54) Die „List der Vernunft“ wird hier aufgedeckt: Wenn der Mensch das Ziel kennt, muss die Vernunft nicht mehr im Verborgenen arbeiten.⁹⁵ Für Zögern bleibt hier keine Zeit.

92 Marquard. Schwierigkeiten (wie Anm. 90). S. 27.

93 Zum Verhältnis von Endlichkeitserfahrung und Skepsis vgl. Marquard. Abschied (wie Anm. 91). S. 15.

94 Ebd.

95 Eine Deutung der Konventsrede unter der Berücksichtigung des Verhältnisses von Beschleunigung und Revolution findet sich bei Eke. „Ja, ja, wir leben“ (wie

Der Verweis auf die Beschleunigung akzeleriert wiederum den natürlichen Vernichtungsprozess: „Ist es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geschichte rascher ist, auch mehr Menschen außer Atem kommen?“ (WBD I, 54) So wird der Vorwurf des „Zauderns“, den St. Just an Robespierre richtet, implizit zum möglichen Todesurteil. An Danton gerichtet, wird es explizit.

Diese Entgegensetzung von Geschichtsphilosophie und Anthropologie entgeht nicht der Kritik.⁹⁶ An dieser Stelle will ich kurz auf Dietmar Kamper's Einwände gegen Marquard eingehen, um dadurch Ansätze für eine Betrachtung der beiden Formationen als historisch situierbare Legitimationsdiskurse, allerdings mit einem historischen Index versehen, der sie dem Vormärz zuweist, zu gewinnen. Für Kamper ist das Problem dagegen vorerst terminologischer Natur: Marquard gehe von einem Antagonismus zwischen Geschichtsphilosophie und philosophischer Anthropologie aus, beziehe dabei aber keine klare Sprecherposition. Seine Rekonstruktion könne „weder wissenschaftsimmanent betrieben“ noch allgemein als „Philosophie“ bezeichnet werden, denn „der Sache nach handelt es sich um ein derart mit Anthropologie verquicktes Unternehmen, daß auch seine Artikulation als eine ‚Anthropologie‘, genauer vielleicht als eine ‚negative‘ oder ‚kritische‘ Anthropologie angesehen werden kann.“⁹⁷

Um Marquards Thesen weiterhin fruchtbar zu machen, wäre diese ‚Anthropologie‘ selbst wiederum zu *historisieren*.⁹⁸ Diese Historisierung hat über einen begriffsgeschichtlichen Ansatz hinauszugehen bzw. diesen um eine Historisierung der pragmatischen Funktionen von diskursiven Großformationen zu erweitern. Wenn der Blick auf die Wandlungen auf der Ebene der Wahrnehmung und Erfahrung gerichtet wird⁹⁹, dann kann man die Problemlage definieren, auf die bestimmte diskursive Großformationen ‚antworten‘: Geschichtsphilosophie und Anthropologie erscheinen somit als

Anm. 1). S. 232f. Dort wird auch auf die Implikationen der in der Rede eingesetzten Metaphorik eingegangen.

96 Vgl. Anm. 52.

97 Dietmar Kamper. *Geschichte und menschliche Natur. Die Tragweite gegenwärtiger Anthropologiekritik*. München: Hanser, 1973. S. 40.

98 Vgl. dazu Dietmar Kamper/Christoph Wulf. „Einleitung“. *Anthropologie nach dem Tode des Menschen. Vervollkommnung und Unverbesserlichkeit*. Hg. Dietmar Kamper/Christoph Wulf. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994. S. 7-12.

99 Vgl. die Ausführungen zum „inter-systemischen‘ Vermittlungsbereich“ in meiner Einleitung (oben Anm. 5).

handlungsbezogene Legitimationsdiskurse seit der Aufklärung, die jeweils verschiedene Lösungen des Kontingenzproblems anbieten; sie müssen daher *funktional*, nicht substantiell betrachtet werden.

Erinnert man sich an dieser Stelle an das Verhältnis von Zeit/Geschichte und Raum/Natur, so wie Feuerbach es in seiner Hegelkritik formuliert hat, findet man die zeitgenössische Parallele, die die Kontroverse von Kamper und Marquart kenntlich werden lässt. Die Form von Hegels

Anschauung und Methode selbst ist nur die exklusive *Zeit*, nicht zugleich auch der tolerante *Raum*, sein System weiß nur von *Subordination* und *Sukzession*, nichts von Koordination und Koexistenz. [...] Die Natur verbindet mit der monarchischen Tendenz der Zeit immer zugleich den Liberalismus des Raumes.¹⁰⁰

Dantons Toleranz und Liberalismus, sein „Gewissenhaben“ werden durch den Rekurs auf die Natur begründet, St. Just ist Agent der „*exklusiven Zeit*“, nicht monarchisch, aber totalitär.¹⁰¹

Kontingenz erscheint hier nicht so sehr als Bedrohung, sondern als Hoffnungsträgerin. Anders als bei Wallenstein oder Hamlet, die aus einem Zuviel an Kontingenz in ihren Handlungen gelähmt sind, resigniert Danton am Anfang aufgrund seines Fatalismus, weil jede Entscheidung nichts am Gang der Geschichte ändern würde. Erst die Möglichkeit der Kontingenz (in) der Geschichte öffnet einen (posthumen) Handlungsraum – so, als ob noch nicht alles bereits entschieden wäre.

Die erwähnte Parallele zwischen Feuerbachs Hegelkritik und Büchners *Danton* will nicht ihre Deckungsgleichheit behaupten. Auch die Ausführungen zu Grabbe sollen nicht unmittelbar auf Hegels Geschichtsphilosophie zurückgeführt werden. Diese verschiedenen Texte – die sich wiederum an je eigenen (philosophischen, literarischen) Traditionszusammenhängen abarbeiten – treten in einen Dialog zueinander, weil sie unterschiedliche Auseinandersetzungen mit dem Verhältnis von Beschleunigung darstellen. In Anlehnung an Schönert sollen nun kurz die Änderungen auf der Ebene der

100 Siehe Anm. 52.

101 In dieser historischen Phase steht der Rekurs auf die Anthropologie als Versprechen für Toleranz; wie sich dies nach der Durchsetzung des Sozialdarwinismus ändert, kann an dieser Stelle nicht nachgezeichnet werden.

Gattung betrachtet werden, um in Form eines Ausblicks Hinweise für eine weiterführende Untersuchung der Epochenspezifik zu liefern.¹⁰²

5. Ausblick: „Kontingenz-Gattung“ und Epochenspezifik

Die Literatur ist, so habe ich es in der Einleitung formuliert, kein ‚neutrales‘ Medium, sondern verändert sich in der Auseinandersetzung mit epochenspezifischen Phänomenen. Diese doppelte Arbeit am Gegenstand und an den tradierten Arten der Darstellung verweist auf eine Verstrickung von Inhalt und Form, die wiederum für eine Untersuchung des Verhältnisses von Handlung und Kontingenz im Vormärz drama fruchtbar gemacht werden kann. Büchners und Grabbes Dramen dienen als Leitfaden, um der Frage nach der Identifizierbarkeit dessen, was Wolfgang Preisendanz „Kontingenz-Gattungen“¹⁰³ nennt, nachzugehen.

In seiner Suche nach einer möglichen Definition von Kontingenz-Gattungen verfährt Preisendanz zuerst ausschließend: Was nicht in Betracht kommt, sind Gattungen, die nur eine „auktorial organisierte, thematisch gemachte Kontingenz“¹⁰⁴ als Prinzip und Spezifikum haben oder „nur partiell bzw. epochenweise literarische Realisation von Kontingenz sind“.¹⁰⁵ So „konterkariert“ in der antiken Komödie eine „[v]erdeckte Teleologie [...] den Schein vom Zufall als letzter Instanz bestimmter menschlicher Begebenheiten und Verhältnisse.“¹⁰⁶ Im antiken Roman verbietet „in der Regel eine verborgene Gerichtetheit die Hypostasierung des Zufalls zur Totalbestimmung“.¹⁰⁷ Auch die Tragödie, und hier rekurriert Preisendanz auf Lessings *Hamburgische Dramaturgie*, hat als Prinzip der Darstellung die Verkettung von Ursache und Wirkung und damit einhergehend die Aufgabe, „überall das Ungefähr auszuschließen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache,

102 An dieser Stelle handelt es sich nur um eine Annäherung an diese Fragestellung, an einer ausführlichen Auseinandersetzung arbeite ich (noch) im Rahmen meines Promotionsprojektes. Änderungen dieser Thesen können daher nicht ausgeschlossen werden.

103 Preisendanz, *Kontingenz-Gattungen* (wie Anm. 18), S. 451.

104 Ebd., S. 453.

105 Ebd., S. 451.

106 Ebd.

107 Ebd.

wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet.“¹⁰⁸ Diese Aspekte der Tragödie weisen darauf hin, dass in ihr sich Handlung und Kontingenz in der Regel ausschließen, denn auch dort, wo die Handlung den Anschein des „Ungefähren“ hat, muss sie auf „einen durchweg notwendigen, zielkonsistenten Nexus verpflichtet“¹⁰⁹ sein. Lessing führt seine Überlegung weiter aus, indem er den Gegensatz von Genie und Witz eröffnet und jenes zur Gestaltung der Tragödie vorsieht, diesen dagegen wie folgt charakterisiert:

Der Witz hingegen, als der nicht auf das ineinander Gegründete, sondern nur auf das Ähnliche oder Unähnliche gehet, [...] hält sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts miteinander gemein haben, als daß sie zugleich geschehen.¹¹⁰

Preisendanz identifiziert als Trägerin dieser Eigenschaften die Gattung ‚Farce‘ bzw. ‚Burleske‘. Ihre Bewegungsgesetze sind

die möglichst rapide Folge komischer Täuschungen, Mißverständnisse, Widersinnigkeiten, Überraschungseffekte, Koinzidenzen und Verwirrungen, die sich vorzugsweise zufälligen, momentanen Umständen und Konstellationen verdanken und die umso wirkungsvoller sind, je mehr sich der Eindruck der Mechanik oder der Arrangiertheit der selbstlaufenden Verwicklungen und Turbulenzen einstellt.¹¹¹

Diese Antwort auf die Frage nach einer „Kontingenz-Gattung“ führt nur indirekt zur Bestimmung einer historischen Spezifik in der literarischen Thematisierung von Kontingenz, indem man beobachtet, in welchen Epochen die Farce und die Burleske stark vertreten sind, um daraus Schlüsse auf die Prägnanz von Kontingenzerfahrung zu ermöglichen. Aus dieser Sicht – jedoch noch nicht aus gattungstypologischer Perspektive – wären Elemente aus Büchners *Danton's Tod* und *Woyzeck* oder aus Grabbes *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* und aus seinem *Hannibal* durchaus als Farce oder als Burleske zu betrachten. Um die Aussagekraft dieser Elemente zu untermauern, will ich hier den von Preisendanz ausgeschlossenen Fall derjenigen Gattungen, die nur „epochenweise die Realisation literarische[r]

108 Gotthold Ephraim Lessing: *Hamburgische Dramaturgie*. 30. Stück, zitiert nach Preisendanz. Ebd. S. 451.

109 Ebd., S. 452.

110 Lessing, zitiert nach Preisendanz. Ebd. S. 451f.

111 Ebd., S. 452.

Kontingenz“ dargestellt haben, aufnehmen. Also nicht die Frage: Welche Gattung ist privilegiert in der Darstellung und Thematisierung von Kontingenzen? sondern: Warum realisiert eine Gattung, der von ihrer Poetik her gesehen eigentlich die Kontingenz fremd wäre, ‚plötzlich‘ Kontingenz?

Meine Hypothese lautet, dass es im Vormärz die Tragödie ist – also die Gattung, die durch Schicksal und Notwendigkeit gekennzeichnet wird und sich daher als besonders kontingenzresistent erweist –, die jene „literarische Realisierung“ vollbringt, weil sie eine immanente Erosion erlebt. Dies, weil die tragenden Konflikte der Tragödie eine bedeutende Verschiebung erfahren: Die Dialektik von Schicksal und Wille wird durch die zunehmende Beschleunigung auseinandergerissen. Komische und groteske Elemente – die sich auch in der Darstellung von Grausamkeit und Gewalt wiederfinden – schleichen sich durch diesen Riss ein und verwandeln die Tragödie in eine Tragikomödie.

Aus dieser Perspektive betrachtet, erscheinen die Dramen Grabbes und Büchners als Indikatoren einer sozial-historischen Wandlung der Kontingenzproblematik, die bis hin zur Umgestaltung der klassischen Gattungsmerkmale der Tragödie durch die Aufnahme von Elementen der Farce und der Burleske führt. Dafür sprechen auch die in der Forschung anhand von Grabbes Stücken gewonnenen Spezifizierungen der Tragikomödie.¹¹² Umstritten ist ebenfalls die Bezeichnung ‚Tragödie‘ im Falle von Büchners *Danton's Tod*. In seiner Rekonstruktion der Büchnerschen Auffassung des ‚Dramas‘ verweist Campe auf dessen Shakespeare-Rezeption: „Mit der Bezeichnung ‚Drama‘ hat Büchner wohl sein [...] Verständnis der Shakespeare'schen Stücke als einer Dramatik jenseits der Einteilung in Tragödie und Komödie gekennzeichnet.“¹¹³

112 Vgl. Pörrmann. Was tragisch ist (wie Anm. 59).

113 Campe. *Danton's Tod* (wie Anm. 78), S. 31. Büchners Shakespeare-Rezeption erscheint durch die Romantik vermittelt, aber z. B. auch durch Grabbes *Napoleon oder die hundert Tage* und durch Tiecks Komödien gebrochen (vgl. ebd., S. 32). Auch Grabbes Shakespeare-Rezeption spielt hier eine besondere Rolle. Zu Büchners *Danton's Tod* als Farce vgl. Müller. Theater als Geschichte (wie Anm. 13). S. 175: „Thema des Stückes ist Relativierung, Aushöhlung und radikale In-Frage-Stellung des im Stück präsentierten Tragödienprojektes.“ Müller führt am Ende die Kontingenz als „Leitbegriff der Moderne“ an, ohne dies weiter auszuführen (vgl. ebd. S. 181). In meiner Deutung der Zitatpraxis als Öffnung eines Handlungsraumes weiche ich von der Deutung Müllers ab.

Um diese Hypothese zu bekräftigen, wäre ein Vergleich mit den Restaurationsversuchen der Tragödie durch Friedrich Hebbel gewinnbringend. Daran könnte gezeigt werden, wie im Realismus die Kontingenz einen anderen Stellenwert einnimmt und welcher Aufwand an literarischen Strategien und theoretischen Konstruktionen notwendig wird, um über das Ärgernis der Kontingenz Herr zu werden, statt sich von ihr – wie bei Grabbe und Büchner – produktiv affizieren zu lassen.

Was die Philosophie Hegels versucht hat zu bändigen und was in den Dramen Grabbes und Büchners die Form der Tragödie angegriffen hat, bleibt als Herausforderung und als Problem bestehen:

Mir kommt die Hegelsche Philosophie vor wie das Christentum. Aus dem Gefasel der Theologen sollte man schließen, daß nach der Genugtuung Christi und der Tilgung der Erbsünde die Menschen notwendig hätten besser werden müssen; sie sind aber so schlecht als sie früher waren. Ebenso wäre natürlich, daß, nachdem Hegel die letzten Gründe und den notwendigen Zusammenhang alles Wissens und Seins gelehrt, die Wirkungen davon sich in den speziellen Doktrinen zeigen müßten. Sie sind aber sämtlich auf der Stufe geblieben auf der sie vor Hegel waren. Die Notwendigkeit hat auf die Zufälligkeiten keinen Einfluß geübt, und um die Zufälligkeiten eben wäre es uns zu tun.¹¹⁴

114 Franz Grillparzer. *Sämtliche Werke. Ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte.* Bd. 3. Hg. Peter Frank/Karl Pörnbacher. München: Hanser, 1964. S. 1156 (Tgb. 3851, 1846).

Sientje Maes (Leuven)

Figurationen der Macht

Grabbes Napoleon-Drama als Projektionsfläche neuer
sozio-politischer, philosophischer und bühnentechnischer
Denkansätze

Eine Zeit in Umbruch

Die Sehnsucht nach erinnerter Größe

„Größe ist, was wir nicht sind.“¹ Mit diesem Schlagwort fasst Burckhardt die Grundstimmung des deutschen Vormärz in ihrem Kern: Vor dem Hintergrund des vergangenen Heroismus der Napoleonischen Kriege wird die Periode zwischen dem Wiener Kongress und der gescheiterten Märzrevolution als eine Zeit der ‚Lücke‘² erlebt, die nur durch Banalität und Zerrissenheit gefüllt werden kann. „Mit Napoleons Ende ward es mit der Welt, als wäre sie ein ausgelesenes Buch, und wir ständen, aus ihr hinausgeworfen, als die Leser davor, und repetirten und überlegten das Geschehene.“³ Der deutsche Vormärz kennzeichnet sich mit anderen Worten als eine ereignis- und zukunftslose Zeit, in der nur noch rückblickend nach Sinn und Größe gesucht werden kann. In Reaktion auf diese Unbedeutendheit der Zeit wendet sich die Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in großer Zahl dem Napoleon-Mythos, als exemplarischer Verkörperung erinnerter Größe, zu. Nach dem Ende der Befreiungskriege, in denen Napoleon noch als

-
- 1 Jacob Burckhardt. *Weltgeschichtliche Betrachtungen*. Erläuterte Ausgabe. Hg. Rudolf Marx. Stuttgart: Kröner, 1987. S. 209.
 - 2 Christian Dietrich Grabbe. *Napoleon oder die hundert Tage. Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden*. Band II. Hg. Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Bearbeitet von Alfred Bergmann. Emsdetten: Lechte, 1961. S. 315-459. Hier: S. 458. Im Folgenden im laufenden Text mit Akt- und Versangabe nach dieser Ausgabe nachgewiesen.
 - 3 Christian Dietrich Grabbe. „Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“. *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden*. Band IV. Hg. Akademie der Wissenschaften in Göttingen Bearbeitet von Alfred Bergmann. Emsdetten: Lechte, 1966. S. 91-101. Hier: S. 93.

Erzfeind der Nation und „Vatermördergeist“⁴ gebrandmarkt wurde, nahm das Interesse an einer nationalen Positionierung zum französischen Besatzer in der Form einer anti-napoleonischen Publizistik grundsätzlich ab, was eine positive Hinwendung zum Napoleon-Mythos ermöglichte. Damit wird der eine Mythos für den anderen eingetauscht: Aus der Enttäuschung über das Scheitern des Mythos einer harmonisch vereinigten deutschen Monarchie unter preußischer Führung, dem die Feindbildkonstruktion um Napoleon ursprünglich gedient hat, entsteht ein neuer Mythos um den ehemaligen Nationalfeind selbst. Als „kontrapräsentischer Stellvertreter“⁵ in epigonalen Zeiten entwickelt sich Napoleon dabei zur „Chiffre von Größe schlechthin“⁶, dessen Janusköpfigkeit es ermöglicht, ihn zugleich als „Bannerträger des politischen Liberalismus“⁷ sowie als Sinnbild romantischer Sehnsucht zu charakterisieren. Diese Janusköpfigkeit ist dabei der Napoleon-Figur eigen und kennzeichnet zugleich die zerrissene Erinnerung, die die Französische Revolution hinterließ, da der anfängliche Enthusiasmus, der den Sturz des *Ancien Régime* und die Überwindung des Absolutismus begleitete, sich nach der Terrorherrschaft der Jakobiner in allgemeinen Abscheu verwandelte.

Diese dramatische Entgleisung der ursprünglichen Ideale Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit löste eine anti-aufklärerische Stimmung aus, die von kollektiven Angstgefühlen genährt wurde. Der beschleunigte Fall der „als unerschütterlich geltenden Säulen der rechtlichen und politischen Ordnung“⁸ bezeichnete laut Stolleis nicht nur den Abschied von den äußerlichen Zügen des *Ancien Régime*, sondern implizierte zugleich eine grundsätzliche Veränderung der kollektiven Psyche, wobei die Legitimität der Herrschaft nicht länger sakral vermittelt war, sondern durch einen ‚homo novus‘ gesetzt wurde.

-
- 4 Heinrich von Kleist. „Katechismus der Deutschen“. *Sämtliche Werke und Briefe*. Band II. Hg. Helmut Sembdner. München: Hanser, 1993. S. 350-360. Hier: S. 354.
- 5 Barbara Beßlich. *Der deutsche Napoleon-Mythos. Literatur und Erinnerung 1800 bis 1945*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2007. S. 171.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd. S. 172.
- 8 Michael Stolleis. *Geschichte des öffentlichen Rechts in Deutschland. Staatsrechtslehre und Verwaltungswissenschaft 1800-1914*. Band II. München: C.H. Beck, 1992. S. 128.

Ein Revolutionsgeneral bürgerlicher Herkunft setzte sich eigenhändig eine neugeschaffene Kaiserkrone auf, schloss sich durch eine kurzerhand abgepresste Staatsheirat einer alten Dynastie an, ernannte Könige, Fürsten und Großherzöge, goss ein Füllhorn neuer Titel und Würden über seine Anhänger aus und suchte für sich und seine Familie die Aura der alten Herrschafts- und Heilzeichen.⁹

Grabbes Napoleon als vormärzliches Taten-Genie mit kompensatorischer Kraft

Mit Napoleons Auftritt wird das traditionell historisch und religiös verankerte Machtmodell der Erbmonarchie, das unter dem Schutz von Gottes Gnade eine beruhigende Ausstrahlung besaß, radikal vom Tisch gewischt. Was bleibt, ist ein politisches und rechtliches Machtvakuum, das Napoleon ausnutzt, um sich als „Prototyp des selbstschöpferischen Genies“¹⁰ aufwerfen und seine eigenen Traditionen stiften zu können. In seinem Drama *Napoleon oder die hundert Tage* greift auch C.D. Grabbe bei der Charakterisierung seines Protagonisten auf den Genie-Diskurs zurück, indem er eine Napoleon-Figur auftreten lässt, die sich selbst ausdrücklich als genial betrachtet und präsentiert: „Alle die Leute mit all ihren Generalen, den alten, tollen Blücher vielleicht ausgenommen, beben nicht vor Frankreich, wie es jetzt ist, sondern vor meinem Genie.“ (III,3).

Es handelt sich dabei aber nicht um einen anachronistischen Rekurs auf die Rhetorik des Sturm-und-Drang, sondern um das Anwenden und Verarbeiten eines historisch heterogenen Diskurses, auf eine solche Weise, dass diese die Ambivalenz und Spezifität des Vormärz-Kontextes illustriert. Im Gegensatz zu seinen (romantischen) Vorgängern verwendet Grabbe den Genie-Begriff nicht länger im Sinne des absolut autonomen und erhobenen Subjekts, sondern als Protestmittel gegen die Unbedeutendheit der eigenen Zeit; in der genialischen Stilisierung eines mythischen Helden versucht er „dem jugendlichen Traum von Größe und schöpferischer Kraft in einer als klein und steril empfundene Epoche“ Gestalt zu geben.¹¹ Dass Grabbes

9 Ebd.

10 Barbara Beßlich. *Der deutsche Napoleon-Mythos* (wie. Anm. 5). S. 172.

11 Jochen Schmidt. *Die Geschichte des Genie-Gedankens 1750-1945. Band 2: Von der Romantik bis zum Ende des Dritten Reichs*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1985. S. 63.

Rückgriff auf den Genie-Diskurs mit einer Verschiebung der romantisch-idealistischen Implikationen des (selbst-)schöpferischen Ideals einhergeht, zeigt sich zum Beispiel in Grabbes Verwendung der Prometheus-Figur. Anders als bei Goethe erscheint bei Grabbe ein ‚anderer‘ Prometheus, der nicht mehr auf Grund seiner menschlichen Kraft und Hybris zum passiven Erleiden und Anschauen der Welt verurteilt ist, sondern gerade umgekehrt, auf Grund der gesellschaftlichen Passivität und Mutlosigkeit die ihn umringt, nicht mehr zum Handeln imstande ist: „Hier hingeschmiedet, ein anderer Prometheus, den Geier im Herzen. Hingeschmiedet nicht von der Kraft und Gewalt, sondern von der Überzahl der Schwachen und Elenden.“ (I,4)

Das Bild des vormärzlichen Genies geht mit anderen Worten aus einer Frustration der eigenen Zeit gegenüber hervor und hat daher, im Vergleich zum autonomen romantischen Genie, eine kompensatorische Funktion bekommen. So wird der Genie-Diskurs bei Vormärz-Autoren wie Grabbe in den Dienst ihrer antibürgerlichen Gesinnung gestellt und soll durch Kontrastwirkung die Passivität und Borniertheit des vormärzlichen Bürgertums unterstreichen. Denn obwohl sich im Vormärz unter Führung der Schriftsteller des Jungen Deutschland eine literarisch progressive Tendenz entwickelte, die für politisch engagierte Autoren plädierte, die „keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind“¹², führte dies nicht zu einer tatsächlichen Emanzipation des Bürgertums. Statt sich am ursprünglich angestrebten Ideal der bürgerlichen Freiheit zu orientieren, interessierte sich die Mehrzahl der Bürger mehr für ihr Eigentum und zog sich zurück „in die kleine Gemeinschaft der Großfamilie“, wo sie „sich begnügte mit den Verhältnissen, so wie sie [waren]“, fern von politischen Utopien oder demokratischen Protesten.¹³ In Reaktion auf die beklagte gesellschaftliche Stagnation und mangelnde Tatkraft („statt an Taten, zehrt man jetzt an Erinnerungen!“ (I,4)) wird in Grabbes Drama das Bild des Sinn konstituierenden ‚Taten-Genies‘ eingeführt, das sich selbst ‚setzt‘ und legitimiert, ohne auf die Autorität eines Gedankens, einer Idee oder einer (überpersönlichen) Transzendenz zu verweisen:

12 Heinrich Heine. *Sämtliche Werke*. Band VI. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1861. S. 225.

13 Helmut Koopmann. Zitiert in: Norbert Otto Eke: *Einführung in die Literatur des Vormärz*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005. S. 15.

NAPOLEON: [...] Künftig läßt du in jedem offiziellen Schreiben, das ‚Wir‘ und das ‚von Gottes Gnaden‘ aus. Ich bin ich, das heißt Napoleon Bonaparte, der sich in zwei Jahren Selbst schuf, während jahrtausendlange erbrechtliche Zeugungen nicht vermochten, aus denen, die sich da scheuen, meine Briefe anzurühren, etwas Tüchtiges zu schaffen. (III,3)

Indem Grabbe seine Napoleon-Figur, vor dem Hintergrund ihres nahenden Untergangs, auf den der Titel des Stücks schon vorausdeutet, sich selbst als selbstschöpferische, gottgleiche Urkraft präsentieren lässt, vermischt er in ihr die romantische Idee des absoluten und autonomen Subjekts, das „sich selbst als seyend setzt“¹⁴, mit einem vormärzlichen Zeitbewusstsein und Relativitätssinn. Die Selbstsetzung von Grabbes Napoleon kann daher in diesem Kontext als genialische Provokation in einer Zeit reiner Passivität gelesen werden. Evoziert wird eine Reminiszenz an die Selbstsetzung des Fichte’schen Ichs, die als eine äußerste Form der Geniekonzeption zu begreifen ist. Wo aber die Genie-Ideologie im autonom schöpferischen Fichte’schen Ich eine letzte Steigerung erreicht, indem es nicht nur „unabhängig von anderen aus sich, sondern sich selbst als ich erschafft“¹⁵, verrät Napoleons Selbstsetzung in Grabbes Drama eine vormärzliche Perspektive, indem der romantische Genie-Kult zwar noch evoziert, zugleich aber unterminiert und verworfen wird. Die Identität von Selbstsetzung und Tathandlung, die Napoleon und Fichte aus vormärzlicher Perspektive miteinander verbindet, wird hier *ad absurdum* geführt und in ein die Realität verneinendes megalomanisches Denken und Wollen verwandelt.

Dass die vormärzliche Wiederaufnahme des Genie-Diskurses eine notwendige, den kontemporären Bedürfnissen und Tendenzen angemessene Rekonzeptualisierung des Genie-Begriffes impliziert, folgt laut Jochen Schmidt nicht zuletzt aus dem sich langsam aufdrängenden sozialen und politischen Engagement, das mit einer dezidierten Absage an die Innerlichkeit und Idealität der Kunstperiode einherging, welche die Vorstellung vom autonomen Genie hervorgebracht hatte.¹⁶ Die Idee des selbstschöpferischen gottgleichen Subjekts, das zeigt, „dass Geschichte von großen Individuen gemacht wird und sich nicht etwa an Machtansprüchen oder an

14 Johann Gottlieb Fichte. *Sämtliche Werke*. Band I. Berlin: Veit und Comp., 1945. S. 97.

15 Jochen Schmidt. *Die Geschichte des Genie-Gedankens 1750-1945* (wie Anm. 11). S. 383.

16 Ebd. S. 64.

Konfessionsstreitereien entzündete“¹⁷, erscheint für Grabbe nur noch als ein überholtes Wunschbild, das aus der Perspektive der liberal-progressiven Intellektuellen wie Heine letztendlich zum Untergang führen soll:

Napoleon und Fichte repräsentiren das große unerbittliche Ich, bey welchem Gedanke und That eins sind, und die kolossalen Gebäude, welche beide zu konstruieren wissen, zeugen von einem kolossalen Willen. Aber durch die Schrankenlosigkeit dieses Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zu Grunde, und die Wissenschaftslehre, wie das Kaiserreich, zerfallen und verschwinden eben so schnell, wie sie entstanden.¹⁸

Indem Grabbes Napoleon-Figur in ihrer Selbst-Definition nur auf sich selbst als Legitimation eigener Autorität verweist, bricht sie radikal mit der Monarchie und dem *Ancien Régime*. Mit diesem Akt festigt sie sich zwar als säkulare Autorität, behält aber zugleich eine religiöse Dimension, indem sie sich als göttlicher Ersatz benimmt und auch so betrachtet wird („Er ist groß und gütig – ist ein Gott.“ (I,4)). Die Vermischung von säkularen und religiösen Assoziationen, aus der Grabbes Napoleon-Figur konstruiert wird, macht aus ihr eine höchst ambivalente und paradoxe Figur, die die Heterogenität des Vormärz widerspiegelt und sich auf Diskurse beruft, die er eigentlich verwirft. Damit illustriert Grabbe die spezifische Ambivalenz des Genie-Kults im 19. Jahrhundert: Der Genie-Kult im 19. Jahrhundert

zeugt von einer Haltung, die noch nicht auf Absolutsetzungen verzichten kann und daher, prinzipiell unterminiert, wie sie besonders deutlich bei Grabbe erscheint, irrationalistisch delirierend Absolutismen neuer Art schafft, nachdem die alten der kritischen Vernunft zum Opfer gefallen sind.¹⁹

Dass in der sich säkularisierenden Gesellschaft des 19. Jahrhunderts der Genie-Kult allerdings mit religiösen Metaphern verbunden bleibt, weist schließlich darauf hin, dass er auch noch im Vormärz als eine Art weltliche Religion und Ersatz der sich lösenden religiösen Bindungen funktioniert.

17 Helmut Koopmann. „Napoleon – Mythos? Legende? Geschichte?“. *Napoleons langer Schatten über Europa*. Hg. Marion George/Andrea Rudolph. Dettelbach: J.H. Röhl, 2008. S. 423-438. Hier: S. 434.

18 Heinrich Heine. *Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, zitiert in: Koopmann: Napoleon (wie Anm. 21). S. 433-434.

19 Jochen Schmidt. *Die Geschichte des Genie-Gedankens 1750-1945* (wie Anm. 11). S. 73-74.

Die Welt als Theater

Als Grabbe um 1830 an seinem Napoleon-Drama arbeitet, liegt die Napoleonische Besatzungsherrschaft bereits eine Zeit zurück und läuft die literarische Memoirenflut um den Napoleon-Mythos schon viele Jahre auf höchsten Touren. Im Gegensatz zu den lyrischen und erzählerischen Verarbeitungen des Napoleon-Stoffes ermöglicht das Medium Theater es Grabbe, Napoleon unvermittelt ins Bild zu bringen und agieren zu lassen. Anders als seine dramaturgischen Zeitgenossen tendiert Grabbe dabei nicht zu den populären Josephinendramen oder St.-Helena-Tragödien, sondern fokussiert er auf den Aufstieg und Untergang Napoleons, was damals eine gewagte und abweichende Annäherungsweise an den mythischen Stoff bezeichnete. Außerdem unterscheidet Grabbe sich von seinen Vorgängern, weil er den Stoff nicht aus einer rückblickenden Perspektive behandelt, sondern die Vergangenheit als Gegenwart inszeniert. Grabbes Napoleon-Drama fungiert mit anderen Worten als „ideengeschichtliche Folie“, durch die „eine vergangene Zukunft“²⁰ präsentiert wird. Am Ende des Dramas lässt Grabbe – enttäuscht über den Ablauf der Juli-Revolution 1830 – seinen Napoleon in einem Abschiedsmonolog Europa eine unbedeutende Zukunft prophezeien:

Statt eines großen Tyrannen, wie sie mich zu nennen belieben, werden sie bald tausend kleine besitzen, – statt ihnen ewigen Frieden zu geben, wird man sie in einen ewigen Geistesschlaf einzulullen versuchen, statt der goldenen Zeit, wird eine sehr irdene, zerbröckliche kommen, voll Halbheit, albernem Lugs und Tandes, – von gewaltigen Schlachtthaten und Heroen wird man freilich nichts mehr hören, desto mehr aber von diplomatischen Assembléen, Convenienzbesuchen hoher Häupter, von Comödianten, Geigenspielern und Opernhuren- – bis der Weltgeist ersteht, an die Schleusen rührt, hinter denen die Wogen der Revolution und meines Kaisertums lauern, und sie von ihnen aufbrechen läßt, daß die Lücke gefüllt werde, welche nach meinem Austritt zurückbleibt (V,7).

Obwohl Grabbes Napoleon-Drama keine expliziten Verweise auf die Gegenwart des deutschen Vormärz enthält, wird hier offensichtlich auf die aktuelle Situation des 1815 neu gegründeten Deutschen Bundes um 1830 angespielt.

20 François Genton. „Vom einen Mythos zum anderen. Zu Grabbes *Napoleon oder die hundert Tage* (1831)“. *Napoleons langer Schatten über Europa*. Hg. Marion George/Andrea Rudolph. Dettelbach: Röhl, 2008. S. 279-292. Hier: S. 280.

Das Machtvakuum, das Napoleon zunächst zur titanischen Selbstüberhebung ausnutzte, wird nach seinem Fall zum Streitobjekt reaktionärer, liberaler sowie nationalistischer Kräfte, ohne dass eine von ihnen imstande war, die Lücke wirklich zu füllen.

Die tragische Zeit der großen titanischen Ausnahmesubjekte, die die Geschichte machten und in sie eingreifen konnten, kommt laut Grabbe damit definitiv zu ihrem Ende. Indem Grabbe seine Napoleon-Figur sich am Ende des Stücks darüber beschweren lässt, dass in der sich ankündigenden bürgerlichen Gesellschaft mit ihren „diplomatischen Assembléen“²¹ statt Heroismus Mittelmäßigkeit und „Halbheit“ zur Norm erhoben wird, bringt er seine eigene Frustration über seine Gegenwart zum Ausdruck. Gemessen an der historischen Größe der Napoleon-Epoche erscheint diese Gegenwart ihm „mehr toll als groß“²², da sie heroischer Tatkraft keinen Raum mehr lässt und den Geschichtsverlauf auf den Verlauf eines (theatralen) Spiels zurückzuführen scheint. Die kontingente Welt scheint in diesem Sinne nichts mehr als eine Art Welttheater zu sein, in dem „Comödianten, Geigenspieler und Opernhuren“ ihr momentanes Glück versuchen, bevor sie wieder zwangsläufig im Kreislauf der Geschichte untergehen (General, mein Glück fällt – Ich falle nicht (V,7)).

Die barocke Idee der Welt/der Politik als theatrales Glücks- und Lustspiel ist für alle Dramen Grabbes konstitutiv und wird auch im Napoleon-Drama mehrmals aufgegriffen. Indem Grabbe in seinem „aktuellen“ Napoleon-Drama auf Metaphern und Themen aus dem vor-aufklärerischen Barock zurückgreift, kritisiert er zugleich die Kontingenz und Transparenzlosigkeit der eigenen Zeit. Grabbe verwendet mit anderen Worten das „Bildarsenal der barocken Emblematik“, „um aus ihrem Geiste eine Allegorie der zertrümmerten, doch unerlösten Wirklichkeit zu entwerfen.“²³ Das Zurückgreifen auf Elemente aus vergangenen Epochen funktioniert somit

21 Ebd.

22 Christian Dietrich Grabbe. „Grabbe an Louise Christiane Clostermeier (25. Juni 1831)“. *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden*. Band V. Hg. Akademie der Wissenschaften in Göttingen Bearbeitet von Alfred Bergmann. Emsdetten: Lechte, 1970. S. 341-342. Hier: S. 342.

23 Ralf Schnell. „Zur Tradition des barocken Trauerspiels bei Grabbe und Hebbel“. *Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit. Beiträge zum II. Internationalen Grabbe-Symposium 1989*. Hg. Detlev Kopp/Michael Vogt. Tübingen: Niemeyer, 1990. S. 11-25. Hier: S. 24.

zugleich als Illustrations- und Kompensationsstrategie der vormärzlichen ‚Lücken‘-Zeit.

So lässt sich Grabbes Napoleon-Drama, auf Grund des Transzendenzverlustes (und des daraus hervorgehenden Hangs zur Übertheatralisierung der Figuren), der das Dramenkonzept grundsätzlich bestimmt, mit der Gattung des barocken Trauerspiels verbinden:

Die Vorstellung einer schicksalhaften Transzendenz, die allein Tragik noch verbürgen könnte, ist bei Grabbe – wie zuvor schon beim barocken Trauerspiel – abgelöst durch die Immanenz menschlicher – und das bedeutet: ebenso planvoller wie intriganter – Ratio.²⁴

Da die transzendente Basis ihrer Macht fehlt, sind Grabbes politische Protagonisten Napoleon und Ludwig XVIII. auf säkulare Legitimationsstrategien angewiesen, um ihre (schwankende) Autorität geltend zu machen. Um den Mangel an einer Art innerlichen Verbundenheit zwischen der göttlichen Transzendenz und dem weltlichen Souverän zu kompensieren, haben sie das Bedürfnis, ihre Macht in spektakelhaften Demonstrationen explizit veräußerlicht und bestätigt zu sehen. In diesen gezielt inszenierten Legitimationsakten werden die Bereiche des Politischen und des Ästhetischen miteinander vermischt, um auf diese Weise das Verlorene zu maskieren und im Theatralischen wiederzugewinnen. Sowohl die bourbonische Königsfamilie (I,2) als auch Napoleon (IV,1) selbst verbinden die Legitimation ihrer politischen Autorität mit deren Theatralität, indem sie ihre politische Macht in einem theatralischen Spektakel performativ zu bestätigen versuchen.

Indem Grabbe in seinem Napoleon-Drama das Wechselverhältnis zwischen Theatralität und (politischer) Legitimität ins Zentrum stellt und damit nicht nur über die Theatralität der Welt, sondern auch über die Theatralität des eigenen Stücks reflektiert, stellt das Trauerspiel nicht nur als dramatische Gattung eine Verbindung zu Grabbes Metaphorik des Welttheaters her; als dramaturgisches Konzept, als Form des Theaters, das sich „als Spiel [reflektiert], indem es die eigene theatrale Rahmung thematisiert, ausstellt und ausspielt“²⁵, ermöglicht es überdies neue Lesarten und Einsichten in

24 Ebd. S. 16.

25 Bettine und Christoph Menke. „Tragödie-Trauerspiel-Spektakel. Drei Weisen des Theatralen“. *Tragödie-Trauerspiel-Spektakel*. Hg. Bettine Menke/Christoph Menke. Berlin: Theater der Zeit, 2007. S. 6-15. Hier: S. 7.

das Wechselverhältnis zwischen Fiktionalität bzw. Theatralität und Politik. Diese Einsichten werden nicht nur in aktuellen Theorien²⁶ behandelt und diskutiert, sondern sind auch für einen innovativen Blick auf Grabbes heterogenes Vormärz-Drama, das sich auf der Grenze von religiös-absolutistischen und modern-transzendenzlosen Machtfigurationen und Selbstinszenierungen entwickelte, konstitutiv und erhellend. Der Fokus auf Theatralität als politische Legitimationsstrategie zeigt nämlich, wie in einer transzendenzlosen kontingenten Zeit mit bedeutungslosen Akteuren, wie seine Zeit von Grabbe erlebt wird, Theatralität als Surrogat für eine heroische Welt funktioniert, die es nicht mehr gibt.

Zerfall traditioneller Herrschaftsformen

Das Ancien Régime als leere Präsenzkultur

Im ersten Akt seines Napoleon-Dramas schildert Grabbe, wie die sozialpolitische Situation Frankreichs um 1814, während Metternich auf dem Wiener Kongress die Stabilität Europas nach den Napoleonischen Kriegen zu gewährleisten versucht, sich zum idealen Nährboden eines zweiten Napoleonischen Griffes nach der Macht entwickelt. Enttäuscht über die Banalität und Ereignislosigkeit der eigenen Zeit, die vom königlichen Bourbonen-Geschlecht exemplarisch verkörpert wird, herrscht ein nostalgisches Verlangen nach Heroismus, das nur noch in ausgehöhlten höfischen Zeremonien evoziert werden kann. Statt ihre Macht performativ zu bestätigen und zu verstärken, wird die bourbonische Präsenzkultur nämlich zum Sinnbild der eigenen Machtlosigkeit. Die gegenseitige Abhängigkeit von Theatralität und Legitimität der politischen Herrschaft, die im absolutistischen Ritual der ästhetischen Selbstinszenierung traditionell zum Ausdruck kam, gerät jetzt ins Ungleichgewicht und führt so zu einer komischen Brechung der evozierten Machtdemonstration:

26 Vgl. u. a.: Uwe Hebekus (Hg.). *Das Politische. Figurenleben des sozialen Körpers nach der Romantik*. München: Fink, 2003. Albrecht Koschorke (Hg.). *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2007. Bettine und Christoph Menke (Hg.). *Tragödie-Trauerspiel-Spektakel* (wie Anm. 31). Bettine Menke. *Das Trauerspiel-Buch. Der Souverän – das Trauerspiel – Konstellationen – Ruinen*. Bielefeld: transcript, 2010.

ERSTER BÜRGER: Still! Still! Die hagere Dame auf der rechten Seite ist Frau des Bockgesichts, – sie selbst steht unter der Jesuitenkutte, er steht unter ihrem Pantoffel, der König steht unter ihm, und Frankreich unter allen zusammen.

ZWEITER BÜRGER: Mönchskutte als unsere Krone, Weiberpantoffel unser Szepter, und Schwächlinge, die sich davon beherrschen lassen, unsere Tyrannen! – – Diese Prozession mit ihren Pfaffen, – und der Kaiser mitten unter dem Generalstabe zu Pferde an den Linien der Sieger dahinfliegend – Vergleiche!²⁷

Die gescheiterte Zeremonie, die die Form einer Bourbonen-Satire annimmt, verrät hinter den Fassaden geregelter Ordnung Störungen und Risse, die zentrale Bedeutung für das kulturelle Selbstverständnis einer neuen Zeit gewinnen. Die höfische Zeremonie, in der die Herrschaftsgegenwart mit symbolischen Mitteln vor Augen geführt werden soll, wird zur Kontrafaktur des Rituals, wobei der König, Ludwig XVIII., den Verfall jener Autorität verkörpert, die der Souverän gerade in Momenten der Krise an den Tag zu legen hat. Indem die bourbonische Königsfamilie in den Kommentaren einiger Zuschauer auf reine Körperlichkeit und Materialität reduziert wird, verliert sie jede Beziehung zur Transzendenz, die sie noch zu evozieren versucht. Die traditionellen Machtsymbole wie Krone und Zepter werden durch unbedeutende Alltagsgegenstände ersetzt, so dass die ganze Zeremonie einen ironischen Unterton erhält und ins Lächerliche und ins Banale versinkt. Dieser Gestus der Distanz und der komischen Brechung, den Grabbe in der Beschreibung der Bourbonen-Familie anwendet, gibt dieser Szene laut Lothar Ehrlich „einen ausgesprochenen Spiel-Charakter“: „Reale Geschichte erscheint als eine Möglichkeit unter anderen, die historischen Figuren spielen insofern eine auch austauschbare Rolle. Geschichte als Spiel, Geschichte als Theater, vor allem als Komödie.“²⁸

Mit dem Verschwinden der Bourbonen-Monarchie eröffnet sich erneut ein Machtvakuum, in dem verschiedene gesellschaftliche Gruppierungen aufeinanderstoßen. Die schnelle Aufeinanderfolge von Herrschaftsformen zwischen 1789 und 1815, die die politische Instabilität Frankreichs seit dem

27 Grabbe. *Napoleon oder die hundert Tage* (wie Anm. 2). S. 339.

28 Lothar Ehrlich. „Grabbe und Büchner. Dramaturgische Tradition und Innovation“. *Grabbe und die Dramatiker seiner Zeit* (wie Anm. 23). S. 169-186. Hier: S. 182.

Beginn der Revolution widerspiegelt, wird an Hand der Figur der naiven Nichte des alten Gärtners kritisiert:

DIE NICHTE: Vor einem Jahre muß' ich ja das erste Kapitel des kaiserlichen Katechismus auswendig lernen, und Napoleon anbeten. Weißt du, wie du mir drohstest, als ich bei dem Aufsagen stotterte?

DER ALTE GÄRTNER: Vor einem Jahre, Kind! – Jetzt schreiben wir 1815.

DIE NICHTE: So – 1814 und 1815, das ist der Unterschied. – Es geht wohl mit den Herrschern, wie mit den Blumen – jedes Jahr neue. – Ach, sieh da meine wieder grünende Ulme! (II,1)

Die „Nicht-Zeit des Gartens“²⁹, der die Naturgeschichte der Aristokratie widerspiegelt, steht dabei im scharfen Kontrast zur großen Geschwindigkeit, mit der sich alles, auf politischer sowie technischer Ebene, im Drama bewegt.

Das Machtvakuum des Ausnahmezustands

Die Zeit nach dem definitiven Fall der Bourbonen-Dynastie stellt sich als Ausnahmezustand heraus, in dem nicht nur die Rechtsstaatlichkeit, sondern die Existenz des Staates selbst bedroht ist. Bevor Napoleon seinen Eroberungsmarsch zum zweiten Mal angefangen hat, versuchen ultrarevolutionäre und radikale Gruppierungen das Machtvakuum und den rechtsfreien Raum auszunützen, um sich als neue Souveräne aufzuwerfen, ihre eigenen Gesetze zu schaffen und ihren politischen Willen auf diese Weise durchzusetzen.

Der Souverän, sei es ein Monarch, Despot oder Tyrann, Herrscher, Diktator oder Autokrat, sei es die Nation, das Volk oder die Masse, autorisiert sich selbst legitimer- oder illegitimerweise dazu, die existierende Rechtsordnung teils oder ganz außer Kraft zu setzen, geltende Gesetze zu brechen und unrechtlche oder außerrechtliche Maßnahmen zu ergreifen, um Notstandsgesetze in Kraft zu setzen.³⁰

29 Jürgen Fohrmann. „Die Ellipse des Helden“. *Grabbes Welttheater. Christian Dietrich Grabbe zum 200. Geburtstag*. Hg. Detlev Kopp/Michael Vogt. Bielefeld: Aisthesis, 2001. S. 119-136. Hier: S. 121.

30 Tomislav Zelic. „Ausnahmezustände in frühmodernen Geschichtsdramen von Kleist, Grabbe und Büchner“. *Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaft* 17 (März 2010). Unter: <http://www.inst.at/trans/> [URL: http://www.inst.at/trans/17Nr/6-8/6-8_zelic17.htm; Stand: 19.08.2010].

In der ersten Szene des dritten Aufzugs zeigt Grabbe an den Beispielen des materialistischen und opportunistischen Schneidermeisters und des Radikalrevolutionärs Jouve, wie sich dieser Ausnahmezustand sehr schnell in die Terrorherrschaft der letzten Revolutionsjahre verwandelt. Während der Schneidermeister unter dem Schlagwort „neue Regierung, neue Kleider“³¹ die Instabilität und den andauernden Wandel der Machtpositionen aus opportunistischen Gründen anfeuert, wird er wegen seiner politischen Hypokrisie, mit der er „die Fahne auf der einen Seite weiß, auf der anderen dreifärbig trägt und sie nach dem Winde schwingt“³², von Jouve eigenhändig ermordet. Das gleiche Schicksal wird einige Momente später auch einem Krämer zuteil, da auch er die politische Instabilität zu seinem persönlichen Vorteil zu nutzen versucht:

EIN KRÄMER: (tritt mit seiner Frau aus dem Gewölbe) Liebe Frau, laß die weißen Kokarden, die sie wegwerfen, morgen mit dem Frühesten aufsuchen, und sorgfältig in einen Koffer packen – Vor einem Jahre macht' ich es ebenso mit den dreifarbigigen, habe drei Koffer davon voll und pass' auf, ich setze sie jetzt reißend ab. (*Ruft.*) Hier dreifarbigigen Kokarden, das Stück zu einem Sous!

JOUVE: Hund, du wagst die Farben der Nation zu verkaufen? – Du kommst meiner Laune gelegen! (*Zu seinen Leuten.*) Nehmt ihm die Kokarden! (*Wieder zu dem Krämer.*) Dir schaff' ich dafür das Trikolor umsonst: sieh, diese Faust ballt sich unter deiner Nase, und du wirst weiß, – jetzt erwürgt sie dich und du wirst blau wie der heitere Himmel, – nunmehr zerstampf' ich deinen Kopf, und du wirst rot vor Blut. (III,1)

Mit dieser „Allegorisierung der Revolution“³³ zeigt Grabbe, wie die momentane Rechtlosigkeit es für Individuen wie Jouve ermöglicht, die Masse zu manipulieren und ihre eigenen Gesetze zu schaffen. Die Volksmasse, die Grabbe als neue dramatische Figur auf die Bühne bringt, erscheint dabei als „politische Ungestalt“³⁴, unvorhersehbar und gewalttätig, und hat sich offensichtlich noch nicht zu einer geschichtsbildenden Kraft entwickeln können:

31 Grabbe. *Napoleon oder die hundert Tage* (wie Anm. 2). S. 379.

32 Ebd.

33 Barbara Beßlich. *Der deutsche Napoleon-Mythos* (wie. Anm. 5). S. 254.

34 Vgl. Joseph Vogl. „Politische Ungestalt“. *StaatsSachen/Matters of State: Fiktionen der Gemeinschaft im langen 19. Jahrhundert*. Hg. Arne De Winde/Sientje Maes/Bart Philipsen. Heidelberg: Synchron, [erscheint im Frühjahr 2012].

Die kollektiv formierte Menge ist anarchistisch, putschistisch, gewalttätig. Sie ist instabil, hilflos, momentanen Suggestionen und Blendungen ausgeliefert, ohne Identitätsprofil, stets zu nicht berechenbaren sadistisch-destruktiven Akten fähig und auf voyeuristischen Lustgewinn erpicht.³⁵

Zugleich aber setzt die tragi-komische Allegorisierung der Revolution den barocken Diskurs weiter durch, indem sie in dem ausgesprochen theatralen und unvorhersehbaren Charakter des inszenierten Machtkampfes die Idee der Geschichte als ‚Glücksspiel‘, das sich jederzeit in die eine oder andere Richtung entfalten kann, wieder aufgreift. Grabbes Rückgriff auf die voraufklärerische Metaphorik dient dazu, die Auswüchse der Aufklärung, die sich in dieser Terrorherrschaft vollziehen, zu kritisieren. Innerhalb dieser politischen Ausnahmesituationen scheint der Zufall über Leben und Tod zu entscheiden, so dass dem Verlauf des Geschehens keine Logik mehr zu Grunde liegt. Wie im tragischen Schicksal des Schneiders und des Krämers gezeigt wird, bilden Glück und Unglück die zwei Seiten derselben Medaille, die als ‚Ersatz-Entscheidungsinstanz‘ in die Luft geworfen wird.

Wie der Streit um das von den Bourbonen hinterlassene Machtvakuum illustriert, versteht Grabbe die Geschichte in erster Linie als ein sich selbst generierendes Machtspiel, als ein andauerndes (gewalttätiges) Zerstören und Herstellen unterschiedlicher Machtverhältnisse auf dem Felde der Politik. Innerhalb dieses diskontinuierlichen Prozesses, dessen Verlauf von momentanen, nicht kausal erklärbaren Aktionen und Reaktionen bestimmt wird, ist es laut Grabbe die Aufgabe der großen Geschichtsheroen, neue Sinn-Perspektiven zu kreieren:

Sie stellen eine Formierungsenergie dar, welche destruktiv auflösend und konstruktiv-ordnend verfährt. Sie sind stets Teilnehmer des Glücksspiels ‚Geschichte‘, vermögen aber auf Grund von Machtkalkül, Regelwissen und nicht regelhaft faßbarer kairosartiger Situationspragmatik eine Zeitlang erfolgreich zu agieren, ehe diese durch sie geschaffene Ausnahmesituation wieder durch den Regelfall mit seiner starken Betonung der repetitiven – mediokreren Bewegungen abgelöst wird.³⁶

35 Harro Müller. „Subjekt und Geschichte. Reflexionen zu Grabbes Napoleon-Drama“. *Christian Dietrich Grabbe 1801-1836. Beiträge zum Symposium 1986 der Grabbe-Gesellschaft*. Hg. Werner Broer/Detlev Kopp. Tübingen: Niemeyer, 1987. S. 96-113. Hier: S. 102.

36 Ebd. S. 101.

Der heroische Moment, in dem die großen Individuen im Geschichtsspiel aktiv sind und eingreifen können, ist jedoch immer in der Zeit beschränkt und zum Vergehen verurteilt. Die Geschichte nimmt damit in Grabbes Augen die Form eines im Grunde zyklischen Verlaufs an, der zu unterschiedlichen Zeitpunkten durch das momentane persönliche Eingreifen von Ausnahmesubjekten zeitweilig unterbrochen wird. Die Geschichtsheroen können mit anderen Worten ihr Glück im Geschichtsspiel zwar versuchen, sie bestimmen aber dessen Spielregeln nicht. Im Gegensatz zum idealistisch-humanistischen Geschichtsprojekt enthält die Geschichte Grabbe zufolge keinen durchgängigen Sinn und sie lässt sich weder kausalanalytisch noch intentional erklären. Da Grabbes Geschichtskonzeption sowohl zyklische Züge wie Zufälligkeiten miteinander vereinigt, kreierte er laut Harro Müller ein äußerst ambivalentes und paradoxes Geschichtsbild, das das nicht aufhebbare Dilemma zwischen Kontingenz, Macht, Funktion und Sinn darstellt, ohne eine Synthese zu bieten:

Zwei sich begrifflich wechselseitig ausschließende Geschichtskonzeptionen – Geschichte als qualitativer, interaktiver Prozeß mit Eingriffsmöglichkeiten für große Einzelne und Geschichte als quantitativer subjektloser Prozeß – werden ästhetisch so präsentiert, daß die Paradoxie sichtbar bleibt. Dem Rezipienten wird keine Chance etwa für – ironisch angelegte – Entparadoxierungsspiele gelassen.³⁷

Für eine heroische Ausnahmefigur wie Napoleon kommt es also darauf an, den (vorübergehenden) heroischen Moment zu schaffen und zu nutzen und „ganz Frankreich seine unbestrittene Autorität aufzuerlegen und ein Loyalitätsgefühl in seinen Untergebenen zu erwecken, das scheinbar völlig selbstlos und von Dauer ist“.³⁸ Als selbsterklärter Souverän nutzt er dazu den Ausnahmezustand aus, indem er sich paradoxerweise über die Rechtsordnung setzt, zu der er zugleich gehört, um die Absolutheit und Legitimität seiner politischen Autorität gewährleisten zu können.

37 Ebd. S. 110.

38 Edward McInnes. „Grabbe und das Geschichtsdrama“. *„Fechte der Satan, wo Kaufleute rechnen!“* Hg. Winfried Freund/Karl-Alexander Hellfaier. *Grabbe-Jahrbuch* 1 (1982): S. 17-24. Hier: S. 20.

Das Spektakel als Legitimierung absoluter Autorität

In der dritten Szene des dritten Aufzugs, wenn die Bourbonen geflüchtet sind und er die Macht ergriffen hat, verkündet Grabbes Napoleon seinen Anspruch auf absolutistische Selbstbestimmung mit dem Schlagwort: „Ich bin ich, das heißt Napoleon Bonaparte, der sich in zwei Jahren Selbst schuf“ (III,3). Die Überlegenheit und Genialität, die Grabbe seiner Napoleon-Figur mit dieser selbstvergötternden Aussage zuschreibt, gründet, wie gesagt, an erster Stelle in Napoleons Tatkraft, die ihn von seinen handlungsunfähigen Vorgängern unterscheidet. Dass sich seine Genialität gerade im Dezisionismus vollzieht, wird von Grabbes Napoleon selber suggeriert („Käm' es auf das bloße Talent, und nicht auf die Tatkraft an, durch welche es in Bewegung gesetzt wird, so wäre Berthier statt meiner Kaiser der Franzosen“ (IV,2)) und kann zweifelsohne als kritischer Hinweis auf die ereignislose Aktualität seiner Zeit betrachtet werden. Indem das entscheidende Kriterium von Napoleons politischer Legitimität in seiner Entschlusskraft situiert wird, arbeitet das Drama Carl Schmitts Definition von Souveränität vor, wonach derjenige souverän ist, „der über den Ausnahmezustand entscheidet“.³⁹

Obwohl Napoleon sich als „politischer und historischer Selbsterschaffer“ von seinen handlungsunfähigen absolutistischen Vorgängern, „deren traditionelle Herrschaftsform auf der von Gottes Gnade gegebenen Majestät des Königs gründet“⁴⁰, absetzen will, greift auch er, im Moment der offiziellen Bestätigung seiner politischen Souveränität, auf die absolutistische Ästhetisierung des Politischen zurück. In der ersten Szene des vierten Aufzugs, in der Napoleon eine zusätzliche Charte beschwören lässt, wird die ganze Szene als ein großes theatrales Spektakel eingerahmt:

Paris. Das Marsfeld. Eine große, mit rotem Sammet überzogene Bühne ist im Hintergrunde errichtet. Mitten auf derselben der Thronszitz des Kaisers, – ringsum, amphitheatralisch geordnet, die Sitze der Pairs und der Deputierten. Kanonen donnern, Truppen und Nationalgarden ziehen auf. Volk überall. Jouve im blauen Frack darunter.

[...]

DIE DAME. Sehen, sehen Sie! Pairs, Deputierte, Senatoren setzen sich auf ihre Plätze! – Welche prächtige Mäntel sie tragen!

39 Carl Schmitt. *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*. Berlin: Duncker & Humblot, 1985. S. 11.

40 Zelic. Ausnahmezustände (wie Anm. 30).

JOUVE. Und da steigt Bonaparte auf das Gerüst mit seinen gleichfalls aufgeputzten Ministern.

DONNERNDES GESCHREI DER TRUPPEN UND DES VOLKES. Hoch lebe der Kaiser!

DIE DAME. Er ist wahrlich ein großer Mann.

JOUVE. Er verstand, auf unsren Nacken sich zu erheben.

DIE DAME. Wie Sie sagen? – Wie ernst-majestätisch er blickt.

JOUVE. Solang er weiß, daß ihn die Menge anblickt. Zu Hause ist er nach den Umständen mürrisch, lustig, schwatzhaft, wie jeder andere. Geht er aus, so überlegt er, wenn er in Zweifel ist, erst mit dem Komödianten Talma Miensspiel und Faltenwurf.

Für sich.

's ist ja doch alles Komödie – Es wird nächstens schwer halten Theaterprinzessinnen von echten zu unterscheiden.

[...]

DIE DAME. Der Kaiser hebt die Hand in die Höhe und beschwört die Akte!

JOUVE. Und die Pairs und Deputierten der Wahlkollegien äffen ihm nach.

DIE DAME. Das Volk erhebt sich – Wir müssen auch schwören –

[...]

DAS VOLK. Wir beschwören die Konstitution und die additionelle Charte!

JOUVE. Madame, Madame, – wir schwören mit!

DIE DAME. Ist's Zeit? – Was die Dienstmagd da prächtige Straußfedern trägt
– (IV,1)

Die Bestätigung und Verstärkung seiner politischen Autorität und Legitimität, auf die Napoleon mit der theatralen Inszenierung seines politischen Handelns zielt, scheint sich selbst zu untergraben. Auf Grund der Übertheatralisierung des Geschehens wird Napoleons politische Selbstlegitimierung von Jouve als „Komödie“ entlarvt, wobei es schwer wird, „Theaterprinzessinnen von echten zu unterscheiden.“ (IV,1)

Die Verschränkung von Theaterrolle und Realrolle, auf die Jouve hier hinweist, war schon für die frühromantische Komödie Tiecks konstitutiv. Wo bei Tieck aber die Rolle über sich selbst als Rolle spricht und sich dabei ihrer fiktionalen Existenz bewusst ist, wird die fiktionale Bedingtheit der Existenz der Protagonisten bei Grabbe aus einer externen Perspektive kommentiert und kritisiert. Im Gegensatz zu Tiecks romantischer Komödie, in der das sprechende Ich durch Übersetzung des Selbstbewusstseins ins Ästhetische potenziert wird, wird die inszenierte Selbsterhebung von Grabbes Protagonisten durch die kritische externe Perspektive als Fiktion entlarvt. Wo der Frühromantiker in der dramatischen Selbst-Reflexion „sein ironisches

Weltverhältnis, das in der Wirklichkeit immer nur angestrebt werden kann: die Verbindung des In-der-Welt-Seins mit dem Über-der-Welt-Stehen⁴¹ realisiert und so die Souveränität des romantischen Ichs bestätigt, distanziert Grabbe sich von einem solchen Gebrauch der Ironie, indem er durch ironische Brechung die (fingierte) Souveränität seiner Protagonisten nicht bestätigen, sondern untergraben will. Die ironische Parekbase – das Aus-der-Rolle-Fallen – präfiguriert hier den Einbruch realer Geschichte, der dem Spiel wirklich ein Ende setzt und die politischen Fiktionen von der ‚politischen Ungestalt‘ (Vogl) des Machtvakuumms auflösen lassen wird.

Der Radikalrevolutionär durchschaut, wie Napoleons scheinbar traditionsdurchbrechende Politik dem „Tausch und der Wiederholung“⁴² unterliegt und sich als der „alte Brei in neuen Schüsseln“ (IV,1) und Wiederkehr des Immergleichen präsentiert, wobei auf jedes Ende wieder ein Anfang folgt. Napoleons Entscheidung, seine Macht vom französischen ‚Volk‘ mit der Beschwörung einer Chartre vollziehen zu lassen, spiegelt tatsächlich Napoleons Janusköpfigkeit wider, denn das ganze Spektakel stellt sich als doppeldeutig und widersprüchlich heraus. Einerseits untergräbt er in dem Beschwörungsakt der Chartre seine eigene Behauptung, dass „Charten und Konstitutionen zerreibarer sind als das Papier, auf welches man sie druckt“ (IV,1), andererseits „schafft er damit zwar die bourbonische Monarchie, samt Feudalismus und Klerikalismus ab, richtet aber zugleich sein von ihm bereits einmal wiedererrichtetes französisches Kaisertum ein weiteres Mal in der Tradition des fränkischen Kaisers Karl dem[!] Großen wieder ein.“⁴³

Napoleons apokalyptischer Fall

In diesem Beschwörungsakt wird mit anderen Worten gezeigt, wie die Relativität des in den Geschichtslauf eingreifenden selbstschöpferischen Genies, für das Napoleon sich selbst ausgibt, nicht nur auf der Handlungsebene,

41 Peter Szondi. „Friedrich Schlegel und die romantische Ironie. Mit einer Beilage über Tiecks Komödien“. Ders. *Schriften II*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1978. S. 11-31. Hier: S. 29.

42 Sieglinde Grimm. „Das Allgemeine im Subjektiven: Revolution des Bewußtseins im Theater des Vormärz“. *Literatur und Politik in der Heine-Zeit. Die 48'er Revolution in Texten zwischen Vormärz und Nachmärz*. Hg. Hartmut Kircher/Maria Klanska. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 1998. S. 83-98. Hier: S. 88.

43 Zelic. Ausnahmezustände (wie Anm. 30).

sondern ebenfalls in der dramaturgischen Gestaltung des Dramas impliziert wird. Durch ästhetische Verfahren wie das Spiel im Spiel oder das Theater auf dem Theater werden historische und politische Ansprüche auf absolute Souveränität ebenfalls relativiert.⁴⁴ Diese innerästhetische Relativierung des absoluten Machtanspruchs kennzeichnet schon den Titel des Stücks, in dem auf Napoleons Untergang vorausgedeutet wird.

Der Titel relativiert so die Zentralperspektive auf das historische Subjekt, er zitiert den Mythos des omnipotenten Herrschers und spannt ihn auf sein Ende hin; die Rückkehr des heroischen Ausnahme-Helden aus dem geschichtlichen Exil und seine endgültige Niederlage auf dem Schlachtfeld bei Belle Alliance sind in diesem Titel zusammengedacht [...].⁴⁵

Indem Grabbes Napoleon in seinem Beschwörungsakt auf den absolutistischen Diskurs zurückgreift, entpuppt schließlich auch er sich, genau wie Ludwig XVIII., als eine Art Widergänger und Wiederholungstäter, der von Zitaten und Erinnerungen lebt. Schon bei seinem ersten Auftritt fragt er sich, ob der Zeitgeist titanische Ausnahmesubjekte überhaupt noch zulässt, ob „die Canaille nicht zu klein ist, um Größe zu fassen“, oder ob er nicht nur so riesenhaft erscheint, „weil sie so niedrig war“ (I,4). In einer Welt der „Schwachen und Elenden“ (I,4) scheint sogar die Macht eines „anderen Prometheus“ (I,4) „nicht mehr absolut, sondern nur noch relativ erklärbar“.⁴⁶

Die Relativierung von Napoleons absolutistischem Machtanspruch wird außerdem im dramaturgischen Aufbau des Stücks widergespiegelt. Obwohl das Stück nach ihm benannt ist, wird der Dramenverlauf, im Vergleich zu Grabbes früheren Werken, bedeutend weniger von der Figur des Titelhelden bestimmt. Das Stück beginnt zum Beispiel nicht mit dem Auftritt Napoleons (er tritt erst in der letzten Szene des ersten Aktes auf), sondern mit einem panoramatischen Blick auf eine Massenszene aus dem Pariser Alltagsleben:

Vieles Volk treibt sich durcheinander, darunter Bürger, Offiziere, Soldaten, Marktschreier, Savoyardenknaben und andere. Die sprechenden Personen halten sich im Vordergrund auf. Vitry und Chassecoeur sind zwei abgedankte Kaisergardisten. (I,1)

44 Ebd.

45 Norbert Otto Eke. „Alle Ehre deiner Narbe: Die Spur des Körpers im Werk Grabbes“. *Grabbes Welttheater* (wie Anm. 29). S. 71-102. Hier: S. 94.

46 Barbara Beßlich. *Der deutsche Napoleon-Mythos* (wie Anm. 5). S. 251.

Die dramaturgische Technik der Panorama-Perspektive, bei der die Szene zunächst in ihrer Totalität gezeigt und danach auf einzelne Figuren oder Elemente fokussiert wird, wird von Grabbe häufig angewendet, um die unterschiedlichen Massenszenen ins Bild zu bringen oder individuelle Handlungen in einem größeren Rahmen zu situieren. Massenszenen wie die Marktszenen (I,1), die Konflikte auf der Straße (III,1), die politischen Machtdemonstrationen (I,2; IV,1) oder die fragmentarischen Schlachten-szenen (V,1-V,6) machen insgesamt ungefähr siebzig Prozent des Dramen-verlaufs aus, während nur dreißig Prozent Mono- oder Dialogszenen ent-halten. Dieses Ungleichgewicht zeigt schon, wie der Held langsam in den Hintergrund verschoben wird, da er nicht länger als Einziger die absolute Macht beanspruchen kann, sondern unter Einfluss der sich entwickelnden Interessen der unterschiedlichen Gesellschaftsgruppen (wie der der Revolutionäre und der der Liberalen) Mitspieler in seinem Machtspiel dulden muss.

Das angewendete Panoramabild ermöglicht es Grabbe außerdem, „eine widersprüchliche, chaotische Welt, die nicht eindeutig beschreibbar oder analysierbar ist“⁴⁷, dramaturgisch zu reflektieren. Diese Technik, die schon von Anfang an im Drama verwendet wird, wird beim Schauplatzwechsel zum Schlachtfeld von Waterloo Ende des vierten Aktes noch intensiviert, um die sich chaotisch hin- und her bewegenden kämpfenden Armeen aus der Vogelperspektive beschreiben zu können:

Die preußische Armee auf dem Rückzug. Blücher, eine lange irdene Pfeife rau-chend, Gneisenau neben ihm, im Hintergrund zu Pferde auf einem Hügel. Linie und Landwehr, hin und wieder in Schwadronen oder Kompanien geord-net, meistens aber aufgelöst, reiten und marschieren durcheinander. Artillerie-züge und Fuhrwerke jeder Art darunter. Auf den Kanonen und Wagen liegen und sitzen Verwundete und Gesunde. Jeden Augenblick stürzen Marode. Aus der Ferne unterbrochener Kanonendonner. Alles eilt vorwärts.(V,2)

Grabbes dramaturgische Verwendung des Panoramas, die den Leser dazu auffordert, eine „immer größere Menge von Dingen in immer kürzeren Zeiträumen zu synthetisieren“⁴⁸, geht aus der Entwicklung des Panoramas

47 Edward McInnes: Grabbe und das Geschichtsdrama (wie Anm. 38). S. 20.

48 Albrecht Koschorke. „Das Panorama. Die Anfänge der modernen Senso-motorik um 1800“. Zitiert in: Robert Pfeffer. „...beneidenswerte Chocks...“ – die dynamische Dramatik von Grabbes *Napoleon oder die hundert Tage*“. *Grabbe-Jahrbuch* 23 (2004): S. 62-75. Hier: S. 66.

als neuer Kunstform im 19. Jahrhundert hervor. Das Panorama, das als Medium mit dem historischen Napoleon verbunden war, da er dessen propagandistischen Wert erkannte und seine Schlachtszenen zu den populärsten Panorama-Motiven der Zeit gehörten, leistete eine innovative Entgrenzung des abgebildeten Objekts, indem es im Gegensatz zu „der kleinräumigen Rahmenoptik der Aufklärung für eine simultan erfassbare Großräumigkeit optierte.“⁴⁹ Somit spiegelt das Medium des Panoramas die modernen Weltverhältnisse wider und fordert den modernen Betrachter dazu auf, Synthesisierungsfähigkeiten beim Wahrnehmen zu entwickeln. Das neue Medium ersetzt damit als Wahrnehmungsdispositiv den Guckkasten, der am Anfang von Grabbes Napoleon-Drama symbolisch zerschlagen wird:

DER AUFRUFER BEI DEM GUCKKASTEN: Und hier, meine Damen und Herren, die große Völkerschlacht bei Leipzig – Schauen Sie: da die bemoeseten grauen Türme der alten Stadt, – da die alte Garde zu Fuß, voran der Tambourmajor, mit dem großen Stab, wie er ihn todverhöhrend lustig in die Luft wirft, – hier die alte Garde zu Pferde, im gelben Kornfelde haltend, wie ein Pfeil, der abgeschossen werden soll. – Dort die braven Linientruppen schon im Gefechte. Hier die preußischen Jäger mit den kurzen Flügelhörnern –

VITRY UND CHASSECOEUR: O Preußen und Patronen!

DER AUFRUFER BEI DEM GUCKKASTEN: – und da im Regen, unter dem Galgen, den er verdient, der Blutsauger, der jämmerliche korsische Edelmann, jetzt entflohen vor dem gerechten Zorne seines rechtmäßigen Fürsten, Ludwigs des Achtzehnten, der meuchelmördrische Bonaparte –

VITRY: Wer sagt das?

CHASSECOEUR: Schurke, mehr wert war Er, als alle deine Ludwigs, – wenigstens zahlte er den vollen Sold.

VITRY: Den Kaiser laß ich nicht beschimpfen! Entzwei den Guckkasten! (I,1)

Der Übergang von Napoleons Auftritt in Paris zu den Schlachtszenen bei Waterloo geschieht übrigens äußerst abrupt. Dieser diskontinuierliche Szenenwechsel kennzeichnet die ganze Beschreibung der Schlacht und reflektiert Grabbes ambivalente Geschichtskonzeption, in der Zufall und momentane Eingriffe den Geschichtsverlauf zeitweilig bestimmen. Die Schlacht stellt für Napoleon den heroischen Moment dar, in dem er sein Glück versuchen kann und, dem „imperialen Führer-Gefolgschafts-Prinzip“ folgend,

49 Pfeffer, „...beneidenswerte Chocks...“ (wie Anm. 48). S. 66.

„das destruktive Potential des Volkes benutzt, um daraus für sich Machteffekte zu erzielen.“⁵⁰

Am Anfang des Schlachtendramas wirft der französische Kaiser sich daher laut Zelic nicht nur als absolut souveräner, sondern auch als autochthoner Autokrat auf. Um seine führende Rolle zu unterstreichen, wird die Kette von ‚Licht-Metaphern‘ (Blitz, Glanz, Sonne, Strahlung), mit denen Napoleon vom Dramenanfang an assoziiert wird, im apokalyptischen Schlussstück intensiviert. Napoleon erscheint als das führende, energiegeliche Licht, das die dunklen Köpfe der Masse aufklären soll. Die Sonne, die den Helden bei Austerlitz noch strahlen ließ, ist aber jetzt die Sonne, die verblendet und zum Untergang führt. Am Ende des Stücks, wenn Napoleons ‚Spiel‘ definitiv ausgespielt ist, muss er das Schlachtfeld unter Drohung der preußischen und englischen Truppen verlassen. Obwohl Napoleon mit seiner Flucht letztlich durch die Mittelmäßigkeit der Verhältnisse eingeholt wird, während das soldatische Kollektiv sich noch einmal für das Heroentum des imperialen Führers opfert, weigert er sich, das Scheitern seines Absolutheitsanspruchs einzusehen:

CAMBRONNE: Gegenüber nahen die Engländer, seitwärts die Preußen – Es ist
Zeit, daß du fliehst, oder daß –

NAPOLEON: Oder?

CAMBRONNE: Imperator, falle!

NAPOLEON: General, mein Glück fällt – Ich falle nicht (V,7)

Mit diesem letzten Rückgriff auf die Metapher der politischen Herrschaft als ‚Glücksspiel‘ hat sich nicht nur der sinnlose Lauf der Geschichte als Wiederkehr des Immergleichen, sondern zugleich auch der Dramenverlauf zyklisch geschlossen. Genau wie sich Vitry in der ersten Szene des ersten Aufzugs nostalgisch erinnert, wie „Vater Veilchen um die Welt spielte, und sie seine Croupiers waren“, hat Napoleon in der Schlacht mit den Preußen und Engländern gewettet und verloren. Jetzt sind andere Spieler an der Reihe, um ihr momentanes Glück auf dem Roulette des Lebens zu versuchen.

50 Eke. „Alle Ehre deiner Narbe“ (wie. Anm. 45). S. 91.

Robert Leucht (Zürich)

Entschärfte Gegenbilder

Staatswissenschaft und Utopie (1845-1855)

Ein staatlich-dichterisches Bild hat nur dann einen Sinn und einen Einfluss, wenn dadurch die Entfernung der Wirklichkeit von einem Ideale recht anschaulich hervortritt.

Robert von Mohl, 1845¹

I.

Die Rede von der ‚Utopielosigkeit des 19. Jahrhunderts‘ ist in der Literaturwissenschaft beinahe sprichwörtlich geworden: In seinem Überblickswerk *Gegenwelten* kommt Götz Müller zu dem Schluss, dass es „[i]m 19. Jahrhundert [...] keine deutsche literarische Utopie von Rang“ gebe.² Auf einen ähnlichen Befund stoßen wir in Wolfgang Biesterfelds Studie *Die literarische Utopie*, in der das Fehlen von deutschsprachigen Utopien, besonders während der Jahrhundertmitte, in zweifacher Weise begründet wird: Zum einen habe der Marxismus dazu geführt, dass alternative Gesellschaftsmodelle mit ökonomischen Mitteln berechnet, nicht mehr aber in der Literatur imaginiert würden. Zum anderen sei die Utopie in die Phase ihrer praktischen Erprobung getreten, womit die Siedlungsprojekte der Frühsozialisten, Robert Owens Musterkolonie ‚New Harmony‘ im amerikanischen Indiana oder Etienne Cabets texanisches ‚Ikarien‘ angesprochen sind.³ Auch Hiltrud Gnüß Befund in

1 Robert von Mohl. „Die Staats-Romane. Ein Beitrag zur Literatur-Geschichte der Staatswissenschaften“. *Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft* 2 (1845): S. 24-74, S. 25.

2 Götz Müller. *Gegenwelten. Die Utopie in der deutschen Literatur*. Stuttgart: Metzler, 1989. S. 143. Diesen Befund ergänzt Müller dadurch, dass die literarische Utopie in diesem Jahrhundert zu einem Instrument politischer Agitation wird und an literarischer Substanz verliert. Ähnlich argumentiert: Anton Berentsen. „*Vom Urnebel zum Zukunftsstaat*“. *Zum Problem der Popularisierung der Naturwissenschaft in der deutschen Literatur (1890-1910)*. Berlin: Oberhofer, 1986. S. 211.

3 Wolfgang Biesterfeld. *Die literarische Utopie*. Stuttgart: Metzler, 1974. S. 53f.

Utopie und utopischer Roman weist auf einen Mangel an Utopien zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Eine Erklärung sieht sie darin, dass das epochentypische Interesse am psychisch komplexen Einzelindividuum mit der für Gesellschaftsutopien kennzeichnenden Konzeption des Subjekts als Element des Ganzen nur schwer zu vereinbaren sei; andere Gattungen wie der Künstler-, Bildungs- und Entwicklungsroman wären in den Vordergrund getreten.⁴

Wenn sich auch die Erklärungen, warum es im 19. Jahrhundert keine oder nur wenige deutschsprachige Utopien gibt, voneinander unterscheiden – die Utopie sei aus dem Feld der Literatur abgewandert (Biesterfeld) beziehungsweise von anderen Gattungen verdrängt worden (Gnüg) – sind sich die genannten Studien in der Beobachtung eines ‚utopielosen 19. Jahrhunderts‘ doch einig.

Neu zu überprüfen wäre dieser Befund anhand der von Robert N. Bloch 2002 neu herausgegebenen *Bibliographie der Utopie und Phantastik*, in der für den Zeitraum von 1800 bis 1900 immerhin mehr als 500 Gattungstexte, einschließlich deutscher Übersetzungen von anderssprachigen Werken, genannt sind. In eine Geschichte der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts wurden die meisten dieser Texte ebensowenig integriert wie die Wirkungsgeschichte, die beispielsweise Etienne Cabets *Voyage en Icarie*, 1840/1842 auf Französisch, 1847 auf Deutsch erschienen, Samuel Butlers utopischer Roman *Erewhon* (1872) oder Edward Bulwer-Lyttons *The Coming Race* (1871) im deutschsprachigen Raum entfaltet haben.⁵

4 Hiltrud Gnüg. *Utopie und utopischer Roman*. Stuttgart: Reclam, 1999. S. 127-136, 127. Richard Saage widmet den Utopien des 19. Jahrhunderts in seiner Studie einen eigenen Abschnitt. In seiner komparatistisch angelegten Arbeit wird nur eine deutschsprachige Utopie (Theodor Hertzkas *Freiland*) genannt, alle anderen Texte sind aus der englisch- und französischsprachigen Literatur (Werke von Henri Saint-Simon, Robert Owen, Charles Fourier, Etienne Cabet, Edward Bulwer-Lytton, William Morris, H. G. Wells und Edward Bellamy). Richard Saage. *Politische Utopien der Neuzeit. Mit einem Vorwort zur zweiten Auflage: Utopisches Denken und kein Ende? Zur Rezeption eines Buches*. 2. Aufl. Bochum: Winkler, 2000. S. 203-289.

5 Über die Publikationsdaten der *Voyage en Icarie* informiert der ohne Autorenangabe versehene Anhang der folgenden Textausgabe: Etienne Cabet. *Reise nach Ikarien*. Materialien zum Verständnis von Cabet zusammengestellt von Alexander Brandenburg und Ahlrich Meyer. Aus dem Französischen übersetzt von Wendel-Hipper. Neudruck der Ausgabe Paris 1847. Berlin: Karin Kramer, 1979. S. 547f., S. 571. Hinweise zur deutschsprachigen Cabet-Rezeption,

Wo für das 19. Jahrhundert von einem Mangel an deutschsprachigen Utopien gesprochen wird, wird aber noch etwas anderes allzu leicht vergessen: Wenn die Utopie in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts auch keineswegs zu den dominanten oder ästhetisch hervorstechenden Gattungen gehört, so fällt doch auf, dass sie in verschiedenen Disziplinen und zeitgenössischen Debatten häufig als ein Reflexionsgegenstand auftaucht: in Texten des Marxismus⁶, in historiografischen und sozialwissenschaftlichen Studien⁷, besonders aber in Arbeiten der Staatswissenschaft.⁸ Anders gesagt: Die Gattung der Utopie und ihre bis in die Frühe Neuzeit zurückreichende Tradition werden um die Jahrhundertmitte in verschiedenen Zusammenhängen, von verschiedenen Seiten und das heißt mit verschiedenen Interessen aufgegriffen und reflektiert. Ziel dieses Beitrags ist es, diese sich durch verschiedene Bereiche verästelnde Diskursspur zu verfolgen und an jenem Punkt, an dem sich der intensivste und systematischste Versuch einer Erforschung der Gattungstradition beobachten lässt, genauer zu unter-

beispielsweise bei Heinrich Heine und Wilhelm Weitling, finden sich in: Auguste Cornu. *Karl Marx – Friedrich Engels, Leben und Werk*. Bd. 1. Berlin: Aufbau, 1954. S. 381-395. Zu Bulwer-Lytton vgl. die Einleitung von David Seed in: Edward Bulwer-Lytton. *The Coming Race*. Middletown, Connecticut: Wesleyan University Press, 2005. S. XIII-LIIL. Zu Samuel Butler vgl. das Nachwort von Bernd Gräfrath in: Samuel Butler. *Erewhon oder Jenseits der Berge*. Frankfurt a. M.: Eichborn, 1994, S. 367-386.

- 6 Karl Marx. *Das Manifest der kommunistischen Partei. Kommentierte Studienausgabe*. Hg. Theo Stammen/Alexander Classen. Paderborn: Fink, 2009.
- 7 Theodor Mundt. *Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neueren Entwicklungen und Problemen*. 2. verbesserte und vermehrte Aufl. Leipzig: Voigt und Günther, 1856. Dieses Werk erschien erstmals 1844. Lorenz von Stein. *Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich: von 1789 bis auf unsere Tage*. Bd. 2: *Die industrielle Gesellschaft. Der Sozialismus und Kommunismus in Frankreich von 1830 bis 1848*. München: Drei Masken, 1921. Dieses Werk erschien erstmals 1850. Von Stein behandelt Cabets *Voyage en Icarie* (S. 439-449) sowie Saint-Simon (S. 133-213) und Fourier (S. 232-339).
- 8 von Mohl. Die Staats-Romane (wie Anm. 1); Robert von Mohl: *Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographien dargestellt*. Bd. 1. Erlangen: Ferdinand Enke, 1855. S. 167-214. J. Held. Staatsroman. *Das Staatslexikon. Encyklopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände*. Hg. Karl von Rotteck, Karl Welcker. Bd. 13. 3. umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Aufl. Leipzig: Brockhaus, 1865. S. 604-617. Dieses Werk erschien erstmals 1834 und in einer zweiten Auflage 1845.

suchen⁹: in den Arbeiten des Staatswissenschaftlers Robert von Mohl (Teil II). In einem abschließenden Teil (III) gilt es, Überlegungen anzustellen, welche Rückschlüsse die aufgewiesene Utopie-Reflexion für das Profil der Staatswissenschaft zulässt, und welche Konsequenzen sich aus der Verschiebung der Utopie in den Bereich der Wissenschaft für die Utopie ergeben.

II.

1845 erscheint in der *Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft* ein fünfzig Seiten langer Artikel mit dem Titel *Die Staats-Romane. Ein Beitrag zur Literatur-Geschichte der Staatswissenschaften*.¹⁰ Sein Autor, der zunächst in Tübingen und später in Heidelberg tätige Staatswissenschaftler Robert von Mohl (vgl. auch den Beitrag von Charlotte A. Lerg), möchte mit ihm die Aufmerksamkeit des Fachpublikums auf eine „Reihe von Schriften“¹¹ lenken, um die sich die Staatswissenschaften bislang „wenig zu kümmern pflegt[en]“.¹² Ausgehend von den „Schriften Platons“¹³, die von Mohl der hier konstituierten Gattungsreihe nur vorbehaltlich zuordnet, entwirft der Artikel einen Bogen, der von Thomas Morus' 1516 erschienener *Utopia* – ihr misst er den „Werth einer Musterschrift für eine ganze Gattung“¹⁴ bei – über Franz Bacos *Neu Atlantis*, Campanellas *Sonnen-Stadt*, Jakob Harringtons *Oceana*, D. Vairasses *Histoire des Severambes*, Fénelons *Telemach*, die *Reise nach der Insel Caphar Salama* eines unbekanntenen Autors, Morellys *Schiffbruche der schwimmenden Inseln*, Hallers Romantrilogie *Usong, Alfred, Fabius*

9 Zwei Aufsätze, die sich mit der Gattung Utopie im 19. Jahrhundert beschäftigen, dabei aber auch die Auseinandersetzung mit ihr rekonstruieren, sind: Raymond Ruyer. „Die Utopien der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. *Der utopische Roman*. Hg. Rudolf Villgrader/Friedrich Krey. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973. S. 231-240; Werner Michler. „Das Glück, der Staat und die Tugend. Zur Problematik literarischer Utopien in der Gründerzeit“. *Glück und Unglück in der österreichischen Literatur und Kultur*. Hg. Pierre Béhar. Bern: Peter Lang, 2003. S. 99-128.

10 Vgl. von Mohl. *Die Staats-Romane* (wie Anm. 1).

11 Ebd. S. 24.

12 Ebd. S. 24.

13 Ebd. S. 27.

14 Ebd. S. 35.

und *Cato* sowie Texten von Fourier und Saint-Simon bis hin zu Cabets *Reise nach Ikarien* reicht.¹⁵

Dass von Mohl seinen Gegenstand aber nicht nur freilegt, sondern ein Stück weit auch konstituiert, lässt sich daraus ersehen, dass er die Inhalte der einzelnen Texte verschiedentlich aufeinander bezieht und somit ein zusammenhängendes Objekt erst erzeugt: Cabet, so behauptet von Mohl, habe seine Ideen aus Morus' *Utopia* und Vairasses *Histoire des Severambes* entnommen; Campanella habe einen Großteil seiner Gedanken bei Platon und Morus entliehen, und Vairasse sei eine „verheimlichte Quelle“, aus der Fourier und Cabet schöpfen.¹⁶

Zehn Jahre später wird von Mohl sein Projekt einer Traditionsbildung der ‚Staatsromane‘ noch einmal aufgreifen: In seinem dreibändigen Werk *Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften* findet sich als Unterkapitel eine überarbeitete Version des Artikels von 1845. Allerdings hat sich von Mohls Textkorpus hier nicht nur verdoppelt, hinzugekommen ist auch eine Klassifizierung von zwei Arten von ‚Staatsromanen‘:¹⁷ solchen, die einen Staat frei erschaffen, und anderen, die bestehende Einrichtungen idealisieren. Zur ersten Gruppe zählt der Autor neben einer Reihe antiker Werke, genannt werden Sokrates, Xenophon, Hekataios, Jambulos, Euhemeros und Theopompos, wiederum Morus' *Utopia* und die schon 1845 erwähnten Werke Cabets, Campanellas, Bacons, Harringtons, Vairasses, Morellys, sowie Andréas *Beschreibung des Staates Christiansstadt*, Foignys *Erlebnisse von Jacob Sadeur*, Beringtons *Denkwürdigkeiten Gaudentio's von Lucca*, vorbehaltlich Klimms *Unterirdische Reise*, Swifts *Gulliver* sowie Fontenelles *Geschichte der Ajaoier*, de la Bretonnes *Entdeckung in der Südsee* und das Werk eines unbekanntenen Autors mit dem Titel *Die glückliche Nation oder der Staat von Felicien*.¹⁸

15 Die Schreibung der Titel und Autorennamen entspricht von Mohls Schreibung, vgl. ebd. S. 40, S. 41, S. 44, S. 46, S. 50, S. 51, S. 53, S. 71.

16 Vgl. von Mohl. *Die Staats-Romane* (wie Anm. 1). S. 47, S. S. 43, S. 61.

17 Zu diesem systematischen Aspekt vergleiche auch: von Mohl. *Die Staats-Romane* (wie Anm. 1). S. 27. In seinen posthum herausgegebenen Lebenserinnerungen verweist von Mohl auf das Kapitel über die ‚Staatsromane‘ als einen der stärksten Teile seiner dreibändigen Arbeit. Robert von Mohl: *Lebenserinnerungen von Robert von Mohl, 1799-1875*. Bd. 1. Stuttgart, Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt, 1902. S. 277.

18 Vgl. von Mohl. *Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften* (wie Anm. 8). S. 178f., S. 183, S. 192, S. 199. Die Schreibung der Titel und Autorennamen entspricht auch hier der Schreibung von Mohls.

Zur zweiten, kleineren Gruppe zählt von Mohl die schon 1845 genannten Werke *Königreich Ophir*, *Telemach* und Hallers Romantrilogie, sowie Xenophons *Cyropädie*, Anton Le Grands *Scydromedia*, Ramsays *Reisen des Cyrurs*, Abbé Terrassons *Sethos*, eine Schrift des Polenkönigs Stanislaus Lescinczky und *Das Jahr 2440* von Louis-Sebastien Mercier.¹⁹

Von Mohls Arbeiten stellen sicher die systematischsten, wenn auch nicht die einzigen Versuche dar, die zur Jahrhundertmitte unternommen werden, um eine Gattungstradition des ‚Staatsromans‘ beziehungsweise – in der heute üblicheren Terminologie – eine Gattungstradition der Utopie zu bilden: In der dritten Auflage des von Karl von Rotteck und Karl Welcker herausgegebenen Staatslexikons, dessen voller Titel *Das Staats-Lexikon. Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände* lautet, findet sich ein Artikel zum ‚Staatsroman‘, der den Kanon, den von Mohl 1855 vorschlägt, noch einmal aufruft.²⁰ Ein weiteres Beispiel stellt das Kapitel *Der Utopismus* aus Theodor Mundts 1844 erschienener *Geschichte der Gesellschaft in ihren neueren Entwicklungen und Problemen* dar. Mundt entwirft hier eine Textreihe, die sich mit der von Mohls zwar größtenteils überschneidet, er fasst sie aber unter einem anderen Namen zusammen, wodurch sie auch in ein anderes Licht getaucht wird. Mundt spricht nämlich nicht von einer Tradition des ‚Staatsromans‘, sondern von einer des ‚Utopismus‘. Er nennt Werke von Plato, Morus, Campanella, Harrington, Baco, Daniel de Foë, Hall, Fenelon, Morelly, Rétif de la Bretonne, Abbé de St. Pierre, Saint-Simon, Fourier und Owen.²¹ Die drei zuletzt genannten zeitgenössischen Autoren werden von Mundt mit Morus, Campanella und Bacon in Beziehung gesetzt und somit als Sozialisten beschrieben, die in der Tradition des ‚Utopismus‘ stünden. Ähnlich wie von Mohl verknüpft also auch Mundt zeitgenössische sozialistische Texte mit Werken der Frühen Neuzeit; anders als bei von Mohl zielt diese Verknüpfung aber hier auf eine *explizite* Abwertung des Sozialismus: Teil der Tradition des ‚Utopismus‘ zu sein, bedeutet für Mundt, Ideen zu ver-

19 Vgl. von Mohl. *Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften* (wie Anm. 8). S. 204f., S. 209.

20 Held. Staatsroman (wie Anm. 8). S. 604-617. Über die Entstehung des Lexikons informiert: Hans Zehntner. *Das Staatslexikon von Rotteck und Welcker. Eine Studie zur Geschichte des deutschen Frühliberalismus*. Jena: Fischer, 1929.

21 Mundt. *Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neueren Entwicklungen und Problemen* (wie Anm. 7). S. 208-214. Mundt nennt außerdem anders als von Mohl auch Friedrich Schlegels *Lucinde* und Wilhelm Heinses *Ardinghella und die glückseligen Inseln*.

folgen, die realitätsfern und illusionär sind. Erst vor dem Hintergrund von Mundts Terminologie und mit Blick auf die zwischen ihm und von Mohl sich einstellende Diskrepanz, das beinahe identische Textkorpus zum selben Zeitpunkt unter verschiedenen Bezeichnungen zu führen, erklärt sich die Strategie hinter von Mohls Traditionsbildung: Von Mohl geht es darum, eine Gattungstradition, die sowohl marginalisiert als auch unter Druck geraten ist, einer Neubewertung zu unterziehen und für seine Disziplin zu reklamieren. Um das zu erreichen, muss er den in der Mitte des 19. Jahrhunderts negativ besetzten, als Gattungsbezeichnung seit dem 18. Jahrhundert aber üblich gewordenen Begriff der ‚Utopie‘ meiden²² und ihn durch den schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbürgten Terminus des ‚Staatsromans‘ ersetzen.²³

Bei von Mohls Zeitgenossen Theodor Mundt und wenige Jahre später auch bei Karl Marx verbinden sich mit den Begriffen ‚Utopie – Utopismus – utopisch‘ nämlich durchwegs pejorative Vorstellungen: die der Träumerei, des mangelnden Realitätssinns und der Unwissenschaftlichkeit. In Marx’ *Manifest der kommunistischen Partei* etwa lesen wir 1848 über die Schüler der Frühsozialisten den folgenden Satz: „Sie träumen noch immer die versuchsweise Verwirklichung ihrer gesellschaftlichen Utopien, Stiftung einzelner Phalanstere, Gründung von Home-Kolonien, Errichtung eines kleinen

22 Das *Historische Wörterbuch der Philosophie* vermerkt, dass Utopie „[i]m 18. Jh. [...] eine Gattungsbezeichnung für viele ähnliche Werke [ähnlich der *Utopia* des Thomas Morus; RL] [wird],“ (Hg. Joachim Ritter/Karlfried Gründer/Gottfried Gabriel. Bd. 11. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1971-2007. S. 510). Vgl. auch: Ludwig Stockinger. *Ficta Respublica. Gattungsgeschichtliche Untersuchungen zur utopischen Erzählung in der deutschen Literatur des frühen 18. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer, 1981. S. 100-112. Lucian Hölscher hingegen datiert die Verwendung des Begriffes ‚Utopie‘ als Gattungsnamen später: Er sieht einen solchen Gebrauch erst durch einen Lexikonartikel aus dem Jahr 1846 bestätigt: Lucian Hölscher. „Utopie“. *Utopian Studies* 7/2 (1996): S. 1-65, S. 14. ‚Utopie‘ meinte im 18. Jahrhundert ähnlich wie heute nicht ausschließlich eine literarische Gattung.

23 Über den Begriff des ‚Staatsromans‘ informiert: Helge Jordheim. *Der Staatsroman im Werk Wielands und Jean Pauls. Gattungsverhandlungen zwischen Poetologie und Politik*. Tübingen: Niemeyer, 2007. S. 1-8. Jordheim erwähnt die Nennung des ‚Staatsromans‘ in Gottscheds *Versuch einer kritischen Dichtkunst* von 1751.

Ikariens – “.²⁴ Von Mohls Strategie, das Begriffsfeld der ‚Utopie‘ zu umgehen, ist deshalb ein Hinweis darauf, dass der Begriff des ‚Staatsromans‘ und jener der ‚Utopie‘ in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr deckungsgleich sind. ‚Utopie‘ meint zur Jahrhundertmitte nurmehr die Träume von und Erfindungen einer anderen Gesellschaft unabhängig davon, ob eine solche in einem Roman (beispielsweise bei Cabet) oder aber als Traktat (beispielsweise bei Saint-Simon, Fourier oder Owen) vorgestellt wird. ‚Utopie‘ ist zu dieser Zeit sowohl ein pejorativer als auch ein von einer Gattungsbezeichnung im engeren Sinne losgelöster Begriff. Für von Mohls Projekt einer zumindest teilweisen Rehabilitierung der Gattung ist er aufgrund dieser semantischen Implikationen völlig ungeeignet.

Fragt man nun, wodurch von Mohl eine Rehabilitierung der Gattung eigentlich gerechtfertigt sieht, stößt man im Verlauf des Artikels zunächst auf vereinzelte Hinweise, an dessen Ende aber dann auf eine systematisch ausgearbeitete Antwort. Auf den letzten zehn Seiten seines Artikels unterscheidet von Mohl explizit zwischen einem Nutzen, den der ‚Staatsroman‘ einerseits „für das Leben“²⁵ und andererseits für die Wissenschaft haben könne. Einen unmittelbaren Gewinn „für das Leben“ stellt von Mohl dem ‚Staatsroman‘ zwar in Abrede, gesteht ihm mit Blick auf die Gegenwart aber zu, „den verschiedenen socialistischen Schulen einen grossen Theil ihrer Gedanken und Vorschläge [ge]liehen [zu haben]“²⁶. Der Staatswissenschaftler hält es weiter für möglich, „dass erst itzt die eigentliche Würksamkeit des Staats-Romans recht begänne.“²⁷ Die ungeheure Volte, die von Mohl mit dieser Aussage gegen den Sozialismus führt, besteht in der Behauptung, dass die „socialistischen Schulen“ ihre Ideen nicht mit Blick auf die soziale Wirklichkeit formuliert hätten, sondern aus einer literarischen Tradition schöpften. Damit ist nichts Geringeres impliziert, als dass der Sozialismus, der sich in jener Zeit, in der von Mohl als Staatswissenschaftler tätig ist, mehr und mehr zu einer politischen Kraft formt, eine ‚wirklichkeitsferne‘ Bewegung sei. Von Mohl, der nur wenige Jahre später auch als liberaler Politiker in der

24 Marx. *Das Manifest der kommunistischen Partei* (wie Anm. 6). S. 94. Weitere Belegstellen für die negative Verwendung des Begriffsfeldes finden sich bei: Hölscher. *Utopie* (wie Anm. 22). S. 27-30.

25 von Mohl. *Die Staats-Romane* (wie Anm. 1). S. 61.

26 Ebd. S. 62.

27 Ebd. S. 62.

Nationalversammlung tätig sein wird²⁸, nähert sich an dieser Stelle seiner Argumentation – wenn er auch weniger explizit vorgeht – der Position Mundts an, der gemäß der gegenwärtige Sozialismus in einer Tradition der Utopie (im pejorativen Sinne) stehe.

Die eigentliche Rehabilitierung des ‚Staatsromans‘ erfolgt erst dort, wo von Mohl nach dessen Bedeutung für die Wissenschaft fragt: Um diese zu ermitteln, muss von Mohl noch eine zusätzliche Unterscheidung treffen, wenn er fragt, welchen Gewinn die Wissenschaft zum einen aus der „Kritik“ der ‚Staatsromane‘ und zum anderen aus ihren „positiven Vorschlägen“ ziehe. Besonders gewinnbringend setzt von Mohl die Kritik der ‚Staatsromane‘ an: Ihre wissenschaftliche Bedeutung sieht er darin, dass sie einen „Beitrag zur klaren und allseitigen Erkenntniss des Eigenen“²⁹ leisteten. Auffällig ist, dass von Mohl dem ‚Staatsroman‘ in aller Deutlichkeit eine Erkenntnisfunktion zuordnet, während er an dieser Stelle durch die sehr offen gehaltene Formulierung einer „Erkenntniss des Eigenen“ aber zunächst keinerlei Hinweise darauf gibt, was denn der Gegenstand dieser Erkenntnis sei. Eine Seite später präzisiert von Mohl, dass uns die Kritik der ‚Staatsromane‘ zu Einsichten in jene Probleme führe, die auch die Staatswissenschaften beschäftigten, mitunter jene des modernen Rechtsstaates:

Mag es auch sein, dass die Kritik solcher Dinge bedeutend leichter fällt, als das Bessermachen; und ist es freilich eine wohlfeile Grossmuth, auf das Papier die herrlichsten Paläste, bedeckte und geheizte Strassen, lucullische Tafeln für Alle hinzuzaubern: so gibt doch all dieses zum Denken Veranlassung, und wir werden namentlich unmittelbar zu der tiefsten Untersuchung, welche sich die Staatswissenschaft setzen kann, geführt, nämlich: ob der ganze Grundgedanke unseres modernen Rechtsstaates, die vereinzelt und vereinzelt Selbstsucht, wirklich das letzte Wort ist, welches die gebildete Menschheit zu sagen weiss?³⁰

Die eigentliche Relevanz des ‚Staatsromans‘ erkennt von Mohl also darin, dass er Erkenntnisse über eben jene Gegenstände hervorzubringen vermag, die in den Zuständigkeitsbereich der Staatswissenschaften fallen. Zwar wird

28 Zu von Mohls Leben vgl.: Erich Angermann. *Robert von Mohl 1799-1875. Leben und Werk eines altliberalen Staatsgelehrten*. Neuwied: Luchterhand, 1962 (Politica. Abhandlungen und Texte zur politischen Wissenschaft, Bd. 8).

29 von Mohl. Die Staats-Romane (wie Anm. 1). S. 64.

30 Ebd. S. 65; Vgl. von Mohl. *Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften* (wie Anm. 8). S. 202.

der ‚Staatsroman‘ mit Blick auf seine formale Gestalt zunächst außerhalb der „zünftige[n] Wissenschaft“³¹ platziert (von Mohl unterscheidet ihn eingangs, weil er einen Gedanken „in einem Bilde verkörpert“, von jenen Schreibweisen, die einen Gedanken „als Dogma schulgerecht erweisen“³²), hinsichtlich seiner Erkenntnisfunktion aber wird er als eine der Wissenschaft hilfreiche Möglichkeit ernst genommen; als ein Ausgangspunkt, um die Sinnhaftigkeit des modernen Rechtsstaats zu hinterfragen.³³

Die Bedeutsamkeit des ‚Staatsromans‘ als einer Gattung, die auch den Staatswissenschaften dienlich sein kann, hebt von Mohl noch einmal hervor, wenn er nun im Anschluss auch die „positiven Vorschläge“ der ‚Staatsromane‘ auf ihre wissenschaftliche Bedeutung hin prüft. Der Staatswissenschaftler kommt zu dem Ergebnis, dass diese „positiven Vorschläge“ besonders dann von Relevanz wären, wenn sie nicht auf eine „bloße Veränderung in den Staatsformen“, sondern mehr noch auf eine „Umgestaltung der Gesellschaft“ abzielten.³⁴ Wo letzteres der Fall sei,

wäre denn unzweifelhaft der sociale Inhalt der Staats-Romane ein gar nicht unbedeutendes Gährungsmittel auch für die strenge Wissenschaft, wenn es demselben gelänge, die Antwort auf diese oder jene bestrittene oder noch gar nicht gelöste Frage gleich durch eine vollständige lebensvolle Schilderung eines bestimmten Zustandes zu geben.³⁵

Verglichen mit dem Gewinn, den sich von Mohl aus der Kritik der ‚Staatsromane‘ verspricht, hat sich die Bedeutung der Gattung für seine Disziplin hier noch einmal potenziert: Denn offenbar vermag der ‚Staatsroman‘ nicht nur Einsichten in die Gegenstände der Staatswissenschaft zu befördern, sondern er vermag auch Antworten auf von ihr nicht gelöste oder umstrittene Fragen zu geben.

31 von Mohl. Die Staats-Romane (wie Anm. 1). S. 24.

32 Ebd. S. 25.

33 Noch bevor von Mohl am Ende des Artikels präzisiert, dass die Erkenntnisfunktion des ‚Staatsromans‘ staatswissenschaftlich relevant sei und diese explizit bezeichnet, liefert der Text vereinzelt Hinweise, dass die Gattung unser Beurteilungsvermögen schärfe: Vgl. von Mohl. Die Staats-Romane (wie Anm. 1). S. 25, S. 26, S. 40.

34 von Mohl. Die Staats-Romane (wie Anm. 1). S. 65.

35 Ebd. S. 66f.

Nur in Andeutungen gibt von Mohl seinen Lesern Auskunft darüber, wie genau beziehungsweise wodurch genau es dem ‚Staatsroman‘ denn gelinge, eine solch eminente Bedeutung zu entfalten. Zwei Hinweise lassen sich seiner Argumentation entnehmen: Zum einen erkennt er, wie schon seine Unterscheidung zwischen einer „blose[n] Veränderung in den Staatsformen“ gegenüber einer „Umgestaltung der Gesellschaft“ nahelegt, besonders in jenen ‚Staatsromanen‘ ein Erkenntnispotenzial, die „auf einem ganz andern Grundsatz“ beruhen.³⁶ Im Sinne von Mohls heißt das: Je mehr die in einem ‚Staatsroman‘ vorgestellte Gesellschaft von einem gegenwärtigen Gesellschaftsmodell abweicht, desto höher wird dessen Erkenntnispotenzial veranschlagt:

Zur Erwägung dieser Uebelstände, zur scharfen Auffassung der einzelnen Züge dient nun aber unzweifelhaft die Schilderung einer Einrichtung, welche alle diese Vortheile und Nachtheile [der bestehenden Gesellschaft; RL] nicht hat, weil sie auf einem ganz andren Grundsatz, dem der auf das wirkliche Bedürfnis beschränkten Cooperation beruht.³⁷

In von Mohls Argument, dass sich die Erkenntnis über die realen Verhältnisse umso mehr vertiefe, je deutlicher der ‚Staatsroman‘ von ihnen abweiche, ordnet sich auch die Schlusswendung des Artikels ein, in der er, die „talentvolle[n] Schriftsteller“ apostrophierend, die Bedingungen nennt, unter denen sich auch die Wissenschaft der Gattung noch viel mehr zuwenden wird:

Er [der talentvolle Schriftsteller; RL] stelle mit scharfem Griffel den Leiden und Mängeln unserer geselligen und staatlichen Zustände die Schilderung eines vernünftigen besseren Zustandes gegenüber, z. B. unserer Selbstsucht einen kräftigen Gemein Sinn, unserer missvergnügten Tadellust ein ernstliches positives Würken, unseren noch vielfach unverständigen Staatseinrichtungen ehrliche und verständige Maassregeln. Vor Allem fasse er das Loos der ärmeren und unterdrückten Klassen ins Auge und suche uns eine Organisation der Arbeit vorzuführen, welche den bisherigen leider noch wenig erprobten Mitteln noch weitere, beifallwürdige beifügt. Er zeige, dass ein Volk nicht nöthig habe, seine Gesittung und Persönlichkeit seiner Bürger aufzugeben um das sachliche Wohl seiner Massen zu erkaufen; sondern dass es eine Vermittlung

36 Ebd. S. 64. An einer anderen Stelle heißt es, die „von einem andern Standpunkte“ ausgehen (S. 63).

37 von Mohl. Die Staats-Romane (wie Anm. 1). S. 64.

und Aussöhnung zwischen den Höhen der Gesellschaft und ihrer Grundlage gebe. [...] Dann, dies wagen wir vorauszusagen, wird es seiner Utopia weder an Beifall noch an Wirkung fehlen, und er wird auch die Wissenschaft zwingen, sein Werk ihren bedeutenden Schätzen beizuzählen.³⁸

Neben dem Abrücken von den vorhandenen Zuständen („er stelle gegenüber“) betont von Mohl zum anderen die bereits erwähnte formale Gestaltung der ‚Staatsromane‘ als einen Aspekt, aus dem die staatswissenschaftliche Relevanz der Gattung resultiere. An keiner Stelle seines Artikels konkretisiert der Staatswissenschaftler seine eingangs geleistete Differenzierung des ‚Staatsromans‘ als einem „in einem Bilde verkörpert[en]“ Gedanken gegenüber einem „in einem Dogma schulgerecht“ erwiesenen weiter, doch erkennt von Mohl gerade in jener *nicht* schulgerechten Form der Darstellung doch ein besonderes Potenzial:

Hier nun dient offenbar nicht nur ein gerader Angriff auf diese Zustände zur Erweckung von Gedanken und Gewissen; sondern auch, und vielleicht mehr noch, fordert die Vorführung eines Bildes von einer ganz entgegengesetzten Einrichtung der Gesellschaft eine ernstliche Erwägung und Entschlüsse heraus.³⁹

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich von Mohl von den ‚Staatsromanen‘ zweierlei verspricht: zum einen, Erkenntnisse über Gegenstände der Staatswissenschaften, zum anderen, dass er in ihr offen gebliebene Fragen beantworten könne. Diese Potenziale der Gattung sieht von Mohl aufgrund zweier Voraussetzungen gegeben: aufgrund der Möglichkeit des ‚Staatsromans‘, Einrichtungen vorzustellen, die „auf einem ganz andern Grundsatz“ beruhten, sowie aufgrund des Umstands, dass er Gedanken „in einem Bilde“ zeigen könne.

Von Mohls Hoffnung, dass der ‚Staatsroman‘ ein Mittel der Klärung auch (staats)wissenschaftlicher Fragen sein könnte, lässt sich auch daran ablesen, dass er seinen ersten Überblick über die Gattung in einer Zeitschrift platziert, deren erklärtes Programm ein *wissenschaftlicher* Zugang zum Staatsleben ist. Im Vorwort der 1844 neu gegründeten *Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaften* fordert von Mohl gemeinsam mit den anderen fünf Herausgebern

38 Ebd. S. 73. Diese Stelle ist die einzige, an der von Mohl von Utopia anstelle des ‚Staatsromans‘ spricht.

39 von Mohl. Die Staats-Romane (wie Anm. 1). S. 64.

programmatisch, „eine wissenschaftliche Erörterung der sämtlichen Aufgaben des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens“ zu leisten.⁴⁰

Bemerkenswert ist von Mohls Position, in der Gattungstradition des ‚Staatsromans‘ einen Ratgeber auch für wissenschaftliche Fragen zu sehen, nicht zuletzt deshalb, weil in einem anderen zeitgenössischen Diskurs, im Marxismus, ein fast gegenläufiger Standpunkt vertreten wird. Wenn auch Marx im *Manifest der kommunistischen Partei* keineswegs dieselbe Gattungstradition im Blick hat wie von Mohl, ist doch zu beobachten, dass dort die Werke von Fourier, Saint-Simon und Cabet, auf die sich auch von Mohl bezieht, genannt und in das Licht des Vorwissenschaftlichen getaucht werden.⁴¹ Marx’ Abwertung der Frühsozialisten lässt sich auch als eine Strategie der Selbstplatzierung lesen: Denn seine Position stimmt insofern mit der von Mohls überein, als auch er einen wissenschaftlichen Zugang zu gesellschaftlichen Fragen fordert; doch sei es, gemäß Marx, erst dem historischen Materialismus gelungen, anstatt von einer besseren Gesellschaft zu träumen, wissenschaftliche Einsicht in die Logik der Geschichte zu gewinnen und eine bessere Gesellschaft so auch tatsächlich herbeizuführen. Saint-Simon, Fourier, Owen, Cabet und ihre Schüler wären lediglich die Vorgeschichte zu dieser Wissenschaft. Während also der Weg zu einer besseren Gesellschaft bei von Mohl im Sinne einer Erkenntnisfunktion sehr wohl über den ‚Staatsroman‘ führen kann, wertet Marx – wohlgerne – ein Segment dieser Tradition zur selben Zeit als unwissenschaftlich und damit zugleich als überholt ab.⁴²

III.

Den eingangs zitierten Befund eines weitgehend ‚utopielosen‘ Zeitraums differenzierend, lässt sich in der Jahrhundertmitte also ein ebenso systematischer wie nachhaltiger⁴³ Kanonisierungsprozess beobachten, dessen

40 Robert von Mohl u. a.: „Vorwort“. *Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft* 1 (1844): S. 3-6, S. 3.

41 Marx. *Das Manifest der kommunistischen Partei* (wie Anm. 6). S. 92-94.

42 Über die Verwendung des ‚Utopie-Begriffs‘ in den Staatswissenschaften und im Marxismus informiert auch: Birgit Affeldt-Schmidt. *Fortschrittutopien. Vom Wandel der utopischen Literatur im 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Metzler, 1991. S. 56-96.

43 Sowohl von Mohls Vorstellung, dass sich ‚Staatsromane‘ dadurch auszeichnen, Gegenbilder zur Wirklichkeit zu entwerfen, als auch sein Textkorpus (neben

Gegenstand die Gattung der Utopie ist, die von Mohl unter die Bezeichnung ‚Staatsroman‘ stellt. Einige Fragen, die sich an diese Beobachtung anschließen, lauten: Welche Rückschlüsse lässt *erstens* die nachgezeichnete Kanonisierung des ‚Staatsromans‘ sowie *zweitens* die durch von Mohl vorgenommene Funktionszuweisung an den ‚Staatsroman‘ auf die Disziplin der Staatswissenschaft zu, und welche Konsequenzen ergeben sich daraus *drittens* für den ‚Staatsroman‘?

Erstens: Von Mohls Vorgehen, den ‚Staatsroman‘ für die Disziplin der Staatswissenschaft zu reklamieren, ist in enger Verbindung mit der Ausrichtung seines dreibändigen Werkes *Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften* zu sehen, in das, um es zu wiederholen, auch sein Artikel von 1845 Aufnahme findet. Der Anspruch dieses Werkes besteht darin, eine möglichst umfangliche Sichtung aller für die Disziplin der Staatswissenschaft relevanten Literatur zu leisten. In den Worten des von Mohl-Monographen Erich Angermann handelt es sich um ein „Sammelwerk alten Stils“⁴⁴, um drei „mehr oder minder lose zusammenhängende Monographien“⁴⁵, in denen sich Quellen aus so verschiedenen Bereichen wie der allgemeinen Staatslehre, politischen Ökonomie, Bevölkerungslehre und Statistik, sowie dem positiven Staatsrecht und Völkerrecht versammelt finden.⁴⁶ Deshalb ist es wichtig festzuhalten, dass die ‚Staatsromane‘ den Staatswissenschaften keineswegs ein exklusiver Ausgangspunkt ihrer Konstituierung sind, vielmehr handelt es sich um ein Interesse, das im Sinne einer breit angelegten Perspektive *auch* den ‚Staatsromanen‘ gilt. Das Aufgreifen *auch* dieser Gattung illustriert, dass die Staatswissenschaft zur Jahrhundertmitte zu ihrer Konstituierung zunächst ein sehr weites Terrain vermisst.

Zweitens: In der spezifischen Funktionszuweisung, die der liberale Staatswissenschaftler gegenüber dem Staatsroman vornimmt, erweist sich die Staatswissenschaft auch als eine von politischen Motiven bestimmte Wissenschaft. Das wird besonders augenfällig, wo von Mohl auf einen Text seiner eigenen Gegenwart zu sprechen kommt, auf Cabets *Reise nach Ikarien*, dessen französische Erstausgabe die Zensur nur deshalb passieren konnte,

heute vergessenen Texten stehen solche, die zum Kanon gehören: Morus, Bacon, Campanella, Andrea, Mercier und Cabet) haben bis in die aktuelle Utopieforschung hinein gewirkt.

44 Angermann. *Robert von Mohl* (wie Anm. 28). S. 80.

45 Ebd. S. 77.

46 Vgl. ebd. S. 78f.

weil sie ohne Verfasserangabe und als Reisebericht getarnt publiziert wurde: Cabets ideologisch umstrittenen Roman zu loben, weil er im Sinne der von Mohl'schen Konzeption des ‚Staatsromans‘ einen „ganz andren“ Bau der Gesellschaft vorstelle und der Wissenschaft deshalb als Erkenntnisquelle diene, heißt in von Mohls Schreibgegenwart nichts anderes, als diesen Text über einen, wenn auch elaborierten Umweg seiner politischen Stoßkraft zu entheben. Die in der *Reise nach Ikarien* vertretene, dem Liberalismus aber entgegengesetzte kommunistische Vorstellung von Gütergemeinschaft wird als Erkenntnisgewinn für die Wissenschaft, aber als realpolitisch indiskutabel gezeigt.

Drittens: Daran anschließend ist festzustellen, dass in der Art und Weise, in der von Mohl, den ‚Staatsroman‘ zu rehabilitieren versucht, nicht nur eine positive Neuberwertung, sondern zugleich der Versuch seiner Domestizierung zu erkennen ist. Wenn der Staatswissenschaftler, wie gezeigt wurde, zu dem Schluss kommt, dass der ‚Staatsroman‘ seine Erkenntnisfunktion erhalte, weil er „einen *ganz andern* Bau der bürgerlichen Gesellschaft darzustellen suche[n]“⁴⁷ und weil er einen Gedanken „in einem *Bilde*“ verkörpere, kurz gesagt dadurch, dass er der Wirklichkeit ein fiktives Gegenbild gegenüber stellt, bedeutet das zwar, spezifische Potenziale der Gattung hervorzukehren, es bedeutet aber auch, die in den ‚Staatsromanen‘ entworfenen Gesellschaftsmodelle zu einem (staats)wissenschaftlichen Denkspiel zu zähmen. In eine pointierte These gefasst, lässt sich festhalten: In dem Augenblick, in dem die Staatswissenschaft den ‚Staatsroman‘ für sich reklamiert, um vom „großen Kontrast“ zu lernen, versucht sie auch, die politische Subversivität der Gattung still zu stellen. Es handelt sich um die Rehabilitierung einer Gattung, deren Preis ihre politische Entschärfung ist.

Um zum Beginn zurückzukehren: Die Rede von der ‚Utopielosigkeit des 19. Jahrhunderts‘ hat zweifellos ihre Berechtigung im Sinne einer Rede von „schlechten Zeiten für die Utopie“, zumal die Gattung um die Jahrhundertmitte nicht nur im literarischen Feld, sondern auch in den Wissenschaften (Staatswissenschaft, Historiografie) sowie im Marxismus (während der Durchsetzungsphase des wissenschaftlichen Sozialismus) unter Druck steht. Gleichzeitig aber vermag es nicht mehr zu befriedigen, diese Rede noch einmal zu wiederholen. Vielmehr gilt es, die auffällig häufigen und auffällig agonalen diskursiven Verhandlungen der Utopie erst zu entdecken, zu analysieren und als ein noch ungeschriebenes Kapitel der Utopiegeschichte auch zu

47 von Mohl. Die Staats-Romane (wie Anm. 1). S. 25 (Hervorhebung R.L.).

zeigen. Dort, wo die Utopie, wenn auch in pejorativer Rede, außerhalb der Literatur aufgegriffen und/oder verworfen wird, erweist sie sich als ein von verschiedener Seite umkämpfter Gegenstand, an dem sich nicht zuletzt auch die Konfliktlinien der Jahrhundertmitte rekonstruieren lassen.

Christoph Schmitt-Maaß (Basel)

Kultur erzählen

Von der Volkskunde und Völkerkunde zur Culturhistorie

Dieser realistische, volkstümliche Trieb ist es namentlich auch, was der sogenannten Dorfgeschichte und dem enthusiastischen Beifall, den dieselbe bei unserm Publicum erlangt hat, ihre eigentliche literar- und culturgeschichtliche Bedeutung verleiht.¹

[...] da es für den gebildeten Verstand kaum möglich ist, ein wirkliches ernsthaftes Interesse an dieser kleinen dürftigen Welt [der Dorfgeschichte] zu nehmen – es müßte denn aus kulturgeschichtlichem Gesichtspunkt geschehen, womit wir uns dann aber sofort auf einen ganz anderen Boden stellen, nämlich auf den Boden der Wissenschaft – [...].²

I. Vorüberlegungen

Die beiden vorangestellten Mottos bezeichnen eine Spannung: der Vormärz-Literat und -Literaturhistoriker Robert Prutz betraut 1856 die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts populär werdende literarische ‚Dorfgeschichte‘ mit einer ‚culturgeschichtlichen‘ Aufgabe; nur drei Jahre später spricht er einzig der sich institutionalisierenden ‚Culturhistorie‘ die Fähigkeit zu, diese Aufgabe zu bewältigen. Zum Ausdifferenzierungsprozess innerhalb von Modernisierungsvorgängen, die auch auf die Literatur des frühen 19. Jahrhunderts durchschlagen³, rechnet die Aushandlung von Wissenskompetenzen im Feld von (älterer) Literatur und (sich neu institutionalisierenden) Geistes- und

-
- 1 Robert Prutz. „[Rezension von] Melchior Meyr: Erzählungen aus dem Ries“. *Deutsches Museum* 6 (1856): S. 257-259, hier S. 257.
 - 2 Robert Prutz. *Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848-1858*. Leipzig: Günther, 1859. Tl. 2. S. 242.
 - 3 Vgl. Jörg Schönert. „Zur Kategorie der Modernisierung in kultur- und literaturgeschichtlicher Rekonstruktion“. Jörg Schönert. *Perspektiven zur Sozialgeschichte der Literatur. Beiträge zu Theorie und Praxis*. Tübingen: Niemeyer, 2007. S. 43-62.

Sozialwissenschaften.⁴ Als Folge dieses Ausdifferenzierungsprozesses ist in Vergessenheit geraten, dass auf der einen Seite ein heutzutage eher als ‚biedermeierlich‘ geltender Autor wie Berthold Auerbach mit seinen *Schwarzwälder Dorfgeschichten* (erschieden seit 1843) zum einen durchaus Anspruch auf Thematisierung von sozialpolitischen Konflikten erheben konnte⁵ (die die Literatur des Vormärz auszeichnet), zum anderen Volkskunde betrieb (indem er via Detailrealismus Informationen zu Topographie, Brauchtum und Dialekt mitteilte). Auf der anderen Seite erfuhr auch der später von den Nationalsozialisten in Anspruch genommene Wilhelm Heinrich Riehl mit seinem Entwurf zu einer ‚Culturhistorie‘ nicht nur eine zwiespältige Rezeption als ‚Gründungsvater‘ der deutschen Volkskunde und Kulturgeschichtsschreibung⁶; sondern er wurde auch als der literarische Autor geschätzt, der er im Vormärz für den ‚socialen Roman‘ hatte sein wollen.⁷

Die zeitlich eng beieinander liegenden Zitate von Robert Prutz erhellen folglich einen dialektischen Prozess, wie er für die Mitte des 19. Jahrhunderts signifikant ist: Literatur kann volkskundliche Aufgaben übernehmen, und umgekehrt wird die ‚Culturhistorie‘ mit literarischen Aufgaben betraut. Die (noch) instabilen disziplinären Grenzverläufe werden durchkreuzt von Wissensfeldern: Beide beanspruchen die Bereitstellung eines Wissens, das heutzutage als ‚ethnographisches Wissen‘ deklariert wird.

Im Folgenden werde ich diese Dialektik in drei Schritten analysieren: Einen einleitenden Überblick über die institutionellen Entwicklungen vorausschickend, werde ich zunächst Auerbachs Dorfgeschichte *Die Frau Professorin* (1846) interpretieren und anschließend Riehls ‚culturgegeschicht-

4 Vgl. Claus-Michael Ort. „Vom ‚Text‘ zum ‚Wissen‘. Die literarische Konstruktion sozio-kulturellen Wissens als Gegenstand einer nichtreduktiven Sozialgeschichte der Literatur“. *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der „Theoriedebatte“*. Hg. Lutz Danneberg/Friedrich Vollhardt. Stuttgart: Metzler, 1992. S. 409-441.

5 Margarita Pazi. „Berthold Auerbach – dem jüdischen Autor der deutschen Dorfgeschichte zum 100. Geburtstag“. *Neue Deutsche Hefte* 29 (1982): S. 95-109, hier S. 97.

6 Andrea Zinnecker. *Romantik, Rock und Kamisol: Volkskunde auf dem Weg ins Dritte Reich – die Riehl-Rezeption*. Münster/New York: Waxmann, 1996 (Internationale Hochschulschriften 192).

7 Vgl. Viktor Geramb. *Wilhelm Heinrich Riehl. Leben und Wirken (1823-1897)*. Salzburg: Müller, 1954. S. 165f.

liche“⁸ Novelle *Die Dichterprobe* (1865). Eine konzentrierte Lektüre der ausgewählten Texte soll aufzeigen, dass beide Autoren die Entstehungsbedingungen ihrer Texte *im* Text und *als* Text bewusst reflexiv im Sinne einer Poetologie entfalten und zwar im Gefüge einer vordisziplinären Wissenspoetik.

Diesen letzten Punkt möchte ich näher erläutern, da er das zentrale Anliegen meiner Untersuchung darstellt: Zwischen 1830 und 1860 formieren sich eine ‚Poesie des Volkes‘ wie auch eine ‚Poesie für das Volk‘; Wissensvermittlung und ästhetische Gestaltung gehen Hand in Hand; Volks- und Völkerkunde wie auch ‚Culturhistorie‘ beanspruchen ästhetische Geltung. Dieser universelle Anspruch, als Vorstellung von der Romantik her wohlvertraut, entfaltet im Vormärz angesichts disziplinärer Ausdifferenzierungsprozesse eine poetologische Reflexionsebene. Das haben bereits die Zeitgenossen festgestellt⁹: So bestritt der Pädagoge und Theologe Hermann Kahle (1829-1879) im Nachmärz den politischen, nicht aber den volkkundlichen Anspruch Auerbachs.¹⁰ Dessen Hauptaugenmerk liege nicht auf der Schilderung sozialer Realitäten, vielmehr zeichne die Auerbachischen Dorfgeschichten ein „poetische[s] Interesse[.]“ aus.¹¹ Und Robert Prutz insistiert

8 Im Folgenden werde ich den Begriff „Culturgeschichte“/„culturgeschichtlich“ in der älteren Schreibweise verwenden, um den noch ungesicherten disziplinären Status zu kennzeichnen.

9 Verkürzt gesagt bringt die (konservative) zeitgenössische Literaturhistorie die (konservative) Culturhistorie mit ihrer Deutung des dritten Standes als „Stützen der Throne und der Gesellschaft“ in Opposition zur (liberalen) Volksliteratur mit ihrer Deutung der Bauernschaft als „zurückgebliebene, [...] erstarrte Culturmenschen“; vgl. Friedrich Alexander Theodor Kreyßig, *Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Literar- und culturhistorische Studien*. Berlin: Nicolai, 1871. S. 143-145. Diese unterschiedlichen, politisch motivierten Sichtweisen resultieren aus der Unkenntnis der zunehmenden Verarmung der Landbevölkerung vor 1848. Auch Auerbachs Dorfgeschichten partizipieren nicht an der „sozialkritischen Pauperismusliteratur des Vormärz“ (Hans-Joachim Ruckhäberle/Helmuth Wildhammer, *Roman und Romantheorie des deutschen Realismus*. Kronberg/Ts.: Athenäum, 1977. S. 61).

10 Hermann Kahle, *Claudius und Hebel nebst Gleichzeitigem und Gleichartigem. Ein Hilfsbuch zum Studium deutscher, besonders der volksthümlichen Sprache und Litteratur, sowie eine Handreichung zum Eintritt in die Geschichte derselben. Für Seminaristen, Lehrer und alle Freunde der Volksstimme, Volkssprache und Volksschrift*. Berlin: Wiegandt und Grieben, 1864. S. 315.

11 Kahle, *Claudius* (wie Anm. 10). S. 315.

1859 rückblickend: „die Dorfgeschichte ist keine naive Frucht, sondern ein Kind der Reflexion“.¹²

Was hier von den Zeitgenossen angesprochen ist und von der häufig einseitig politisierten älteren Vormärzforschung weitgehend übersehen wurde, ist das *innerliterarische Reflexionspotential der Vormärzliteratur*. Neben dem historischen Roman und der Dorfgeschichte erleben Volkskunde und Völkerkunde bzw. Kulturhistorie im Vormärz publizistischen Aufschwung.¹³ Beide Tendenzen sind Ausdruck eines gewandelten Bewusstseins, das sich an der Schnittstelle von Poesie und Wissenschaft Bahn bricht und sich zwischen 1815 und 1848 emanzipieren und von einem Segment des literarischen Buchmarktes zur Universitätswissenschaft werden will. Dies lässt sich am Beispiel von Berthold Auerbach und Wilhelm Heinrich Riehl belegen. Die genannten Autoren betreiben in Personalunion literarische und volkskundliche Forschung und entwickeln parallel in Literatur- und Wissenschaftstheorie ihre Analyse- und Darstellungskategorien, wie sie auch auf eine breitenwirksame Vermittlung dieses Wissens zielen. Detailrealismus ist Kulturhistorie und historischem Roman, Volkskunde und Dorfgeschichte gemeinsam, ebenso der exponierte Status, den sie jeweils der Sprachlichkeit einräumen. Durch Reflexion der Erzählverfahren anhand verbaler Darstellungstypen (also durch orale Codierung des zur Darstellung kommenden volkskundlichen Wissens) vermitteln die Autoren Brauchtum und Arbeit als Kulturpraktiken, die keinesfalls peripher sind, sondern erlauben, aus dem scheinbar marginalen „Alltäglichen“ die einschneidenden „Culturergebnisse“¹⁴

12 Prutz. *Deutsche Literatur der Gegenwart* (wie Anm. 2). Tl. 2, S. 232.

13 Zwischen 1750 und 1850 expandiert die Volks- und Völkerkunde. Ersch listet für ‚allgemeine und vergleichende Völkerkunde‘ für den Zeitraum von 1800 bis 1830 die etwa dreifache Titelzahl gegenüber dem Zeitraum 1750 bis 1800 auf; für „Culturgegeschichte der Menschen“ hingegen (bedingt durch Herders Begriffsprägung) verschiebt sich das Verhältnis zugunsten des Aufklärungszeitalters, das etwa die vierfache Menge von Titeln gegenüber dem Zeitraum zwischen 1800 bis 1830 aufweist; vgl. Johann Samuel Ersch. *Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern*. Leipzig: Brockhaus, 1827. Bd. 4, Nr. 1394-1419 (Völkerkunde) und Nr. 358-567 (Culturgegeschichte). Zudem beinhaltet jeder Ländereintrag einen eigenen Unterabschnitt „Gesch.[ichte] d.[er] Cultur“.

14 Aaron Bernstein. „Ein alltägliches Gespräch“. *Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender auf das Jahr 1861*. Leipzig: Keil, 1860. S. 135-150, hier S. 143.

herauszuarbeiten. Dass ihren Schriften jeweils ein poetologischer Aspekt zu eigen ist, dass sie also nicht einfach ‚Realität‘ in Schrift ‚übersetzen‘, sondern diesen Transfer im Medium der Dichtung zu reflektieren vermögen, zeichnet ihre Schriften als ‚Literatur‘ aus. Die Literatur der Jahre zwischen 1815 und 1848 wäre dann entgegen den Einordnungen der älteren Vormärzforschung nicht länger ein vornehmlich politisches, sondern ein poetologisches Phänomen, also eine durch neue Wissensformationen erzwungene Form der poetischen Selbstreflexion, und zwar mit den Mitteln der Poesie selber, und nicht etwa vermittelt literaturtheoretischer Explikationen.¹⁵ Ziel einer solchen ‚Poeseologie‘¹⁶ wäre folglich die Darstellung der veränderten Bedingungen im Medium der Literatur: ‚Dichtung‘ stellt sich und ihre Verfahrensweisen angesichts disziplinärer Ausdifferenzierungsprozesse dar.¹⁷

II. Zur Dialektik von Volkskunde, Völkerkunde und Kulturhistorie

Hervorgegangen aus der Statistik und Staatenkunde der Aufklärung, bedeutete ‚Volkskunde‘ (wie ‚Völkerkunde‘; beide Begriffe wurden synonym gebraucht) seit 1780 primär Landesbeschreibung mit dem Ziel, durch Volkszählungen u.ä. die Verwaltung und Wirtschaft des absolutistisch regierten

-
- 15 Selbstreflexivität von Literatur hatte bereits der Romantik dazu gedient, die Autonomie des Literatursystems abzusichern. Die Vormärzliteratur wird durch neue Wissensformationen, v.a. aber durch die technischen (und dadurch bedingt: durch die gesellschaftlichen) Entwicklungen genötigt, Funktion und Funktionalisierung von Literatur in Bezug auf andere Teildiskurse zu thematisieren. Am Beispiel der Eisenbahn habe ich das verdeutlicht; vgl. Verf. „Nach der Freiheit Paradiesen/Nehmen wir den raschen Zug“ (Lenau) Dialektik der Bahnreise im Dienste von Freiheit, Demokratie und Militärstrategie – Wahrnehmungen durch und Auswirkungen auf die Poetologie der Vormärz-Literatur“. *Reiseliteratur im Vormärz – Neue Wege, andere Perspektiven*. Hg. Christina Ujma. Jahrbuch Forum Vormärzforschung 13 (2008): S. 31-43.
- 16 Dies wäre die korrekte deutsche Wortbildung aus dem griechischen ποίειν. Im Weiteren wird aber der durchgesetzte Konventionsbegriff der Poetologie verwendet; vgl. Wilfried Barner. „Poetologie? Ein Zwischenruf“. *Scientia Poetica* 9 (2005): S. 389-399.
- 17 Vgl. Sandra Pott. *Poetiken. Poetologische Lyrik, Poetik und Ästhetik von Novalis bis Rilke*. Berlin/New York: de Gruyter, 2004; Dieter Burdorf: *Poetik der Form. Eine Begriffs- und Problemgeschichte*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2001.

Staates zu optimieren. Johann Gottfried Herders *Volkslieder* (1778) prägten den Begriff jedoch um und erweiterten ihn um die v.a. für die Romantiker relevanten Bedeutungen des ‚Nationalen‘, ‚Naturgegebenen‘, ‚Ursprünglichen‘, das man im historisch Überlieferten eines Volkes (Mythologie, Poesie, Märchen, Sagen oder Volkslieder) zu finden vermeinte.¹⁸ Der Begriff der Volks- oder Völkerkunde wird also von den Staatswissenschaften entlehnt und in den literarischen Bereich übertragen. Mit Aufkommen der Industrialisierung entstand zudem ein historisches Bewusstsein, das die als ‚ursprünglich‘ verstandenen Elemente der Kultur durch Archivierung zu retten versuchte.¹⁹ Zugleich stellte dieses ‚Ursprüngliche‘ einen scheinbar unveränderlichen Gegenpol zur tiefgreifenden wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Veränderung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dar.

Ungeklärt blieb in dieser Zeit das Verhältnis von Volks- und Völkerkunde zur Culturgeschichte, einem Neologismus des frühen neunzehnten Jahrhunderts. Die *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände* von 1831 hält exemplarisch drei mögliche Definitionen von Culturgeschichte fest: Nach Christoph Meiners würde die „Geschichte der Menschheit [...] nichts andres sein als die Naturgeschichte der Menschenspecies, mit Culturgeschichte und Ethnographie verknüpft.“ Nach einer zweiten Definition sei „die Geschichte der Menschheit nichts Andres, als was man sonst Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts genannt hat, zu welcher sich die Geschichten der Wissenschaften und Künste, der Erfindungen, Verfassungen, Religionen u.s.w. wie Theile zum Ganzen verhalten“ würden. Nach einer dritten Definition verhalte sich die Geschichte der Menschheit zur Culturgeschichte „wie die Universal= zur Specialgeschich-

18 Vgl. Franz-Josef Deiters. „Das Volk als Autor? Der Ursprung einer kulturgeschichtlichen Fiktion im Werk Johann Gottfried Herders“. *Autorschaft. Positionen und Revisionen. DFG-Symposium 2001*. Hg. Heinrich Detering. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2002. S. 181-201.

19 Ein solches historisches Bewusstsein begegnet seit Rousseaus erstem „Discours“ von 1754, entfaltet seine eigentliche Wirkung aber erst in der Spätaufklärung, v.a. aufgrund der zu diesem Zeitpunkt ins öffentliche Bewusstsein dringenden industriellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Realitäten; vgl. aus literaturwissenschaftlicher Perspektive: Harro Segeberg. *Literatur im technischen Zeitalter. Von der Frühzeit der deutschen Aufklärung bis zum Beginn des ersten Weltkriegs*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1997. v.a. S. 52ff.

te.²⁰ Die Aufteilung der Culturgeschichte in Volkskunde (als Herausarbeitung von kulturellen Alleinstellungsmerkmalen eines Volkes) oder Völkerkunde (als Herausarbeitung der gemeinsamen kulturellen Grundlage aller Menschen) erfährt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine zunehmende Radikalisierung (Evolutionismus, Kreationismus).

Verbunden mit dem nationalen Archivierungsauftrag bildeten die beiden scheinbar deskriptiven, in Wahrheit jedoch hochpolitischen Disziplinen der Volks- oder Völkerkunde sowie der Culturgeschichte die Grundlage für die institutionalisierten Universitätsfächer, die sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts herausbildeten. Zwei Daten markieren diesen Prozess: die Gründung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg 1852 mit seinen kulturgeschichtlichen Sammlungen durch Hans von und zu Aufseß sowie 1859 Wilhelm Heinrich Riehls Versuch, „Volkskunde als Wissenschaft“ zu etablieren.²¹

Die ursprünglich gegen den nationalstaatlichen Absolutismus in Stellung gebrachte liberal-bürgerliche Volks- bzw. Völkerkunde wandelt sich im Laufe dieser Entwicklung zu einer Kontrollinstanz: So schreibt Wolfgang Menzel 1859 anlässlich einer Rezension von Riehls *Kulturstudien aus drei Jahrhunderten*, dass die Volkskunde ein Instrument der Herrschaftsausübung sei, da sie die „Wiederkehr des Natürlichen nach erschöpfter Unnatur“ ermögliche.²² Für Riehl wird sich die „Wissenschaft vom Volk“ in ein „Herrschaftswissen“ über „das Volk“ wandeln, das Kontrolle zum Ziel hat.²³ Und Robert Prutz verteidigt noch 1859 die „Eleganz und Vornehmheit des Tones“ von Riehls Münchner Vorlesung zur *Volkskunde als Wissenschaft*, die sich an die „feinste[...] und auserlesenste[...] Gesellschaft der Stadt“ richte.²⁴

20 [Anonym]. Lemma „Menschheit“. In: *Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. In zwölf Bänden*. Reutlingen: Fleischhauer & Spohn, 1831. Bd. 7. S. 289-290, hier S. 290.

21 Riehl selber hatte Staatswissenschaft studiert und wurde 1859 von König Maximilian II. zum Professor für Staatswissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München berufen.

22 [Wolfgang Menzel]. „Kulturgeschichte. [Rezension zu] *Kulturstudien aus drei Jahrhunderten*. Von W. H. Riehl“ [...]. *Cottas Literaturblatt [zum Morgenblatt für die gebildeten Stände]* 28 (1859): S. 109-112, hier S. 112.

23 Wilhelm Heinrich Riehl. *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik*. 4 Bde. Stuttgart: Cotta, 1851-1869.

24 R.[obert] P.[rutz]. „Literatur und Kunst“. *Deutsches Museum* 9 (1859): S. 68-70, hier S. 70.

Diesem programmatischen Wandel entspricht ein geändertes Verhältnis von Literatur und Politik zwischen 1830 und 1860. Die Literatur des Vormärz reagiert bekanntlich auf die veränderte historische und gesellschaftliche Situation nach der Umgestaltung Europas durch die napoleonischen Kriege mit Revisionen ihres Literaturprogramms. Heine hat diesem Vorgang mit dem Stichwort vom ‚Ende der Kunstperiode‘ einen Namen gegeben. Die Literatur zwischen 1830 und 1848 sondiert nun intensiver als je zuvor zwei Terrains: das der Geschichte (historischer Roman) und das der Zeitgeschichte (sozialer Roman, Dorfgeschichte). Das Interesse am Historischen eint Vormärz und Romantik, nach der gescheiterten Revolution von 1830 wird dieses entrückte Sujet zum biedermeierlichen Rückzugsort; das Interesse an der eigenen wie der fremden Ethnographie eint Vormärz und Realismus, wobei letzterer die pittoresken Elemente in den Vordergrund rücken und die aktuellen Brennpunkte ausblenden wird. Robert Prutz versuchte 1845 die neu aufkommenden politischen und strukturellen Bedingungen von Literatur mit der idealistischen Position der Kunstautonomie zu verbinden. Mit Blick auf die zunehmend marktdominierende Unterhaltungsliteratur fordert Prutz keineswegs eine Rückkehr zum „Schöne[n], Wahre[n], Göttliche[n]“²⁵, vielmehr erkennt er die Dichotomie von Unterhaltungs- und ‚ästhetischer‘ Literatur als Folge geänderter Produktions- und damit auch Rezeptionsbedingungen. Es sei nicht einzusehen, „warum nur das Gemeine unterhaltend sein soll und warum immer die Grazien gähnen müssen“ (204). Unter Berufung auf Horaz fordert Prutz, dass jegliche Literatur ihren Stoff finde in der „Geschichte unsers Volkes, [der] Wirklichkeit unserer Zeit, [...] unsre[r] Sitten, [...] unsre[r] Landschaften, unser[m] eigenste[n] Dasein“ (207f.). An der eigenen Gegenwart (Zeitroman) wie an der eigenen Geschichte (Historienroman) hätten sich die Dichter zu orientieren, da es in Deutschland noch am „Volksromane“ mangle (211). Als gelungene Beispiele für Volksliteratur empfiehlt er Immermanns *Münchhausen*, Alexis’ *Cabanis*, Schuselkas *Karl Gutherz*, Gotthelfs *Erzählungen* und (besonders nachdrücklich) Auerbachs *Dorfgeschichten* (207f.).

Prutz und zahlreiche andere räumen der Literatur ihrer Zeit einen volkshuldlichen Stellenwert ein, wenn sie sie als Volksliteratur beschreiben: Sie

25 Robert Prutz. „Ueber die Unterhaltungsliteratur insbesondere der Deutschen“. Ders. *Kleine Schriften zur Politik und Literatur*. Merseburg: Garcke, 1847. Bd. 2, S. 166-212, hier S. 173.

sei Literatur *für* das Volk wie Literatur *aus* dem Volk gleichermaßen. Die Gleichsetzung von Volksliteratur mit Volkskunde und Kulturhistorie – die Annahme also, dass die Literatur der Gegenwart Quellen des Volkslebens beinhaltet – führt im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer zunehmenden Überfrachtung des Volkskunde- und Volksliteraturbegriffs, zugleich aber auch zu einer Distanzierung in Folge der disziplinären Institutionalisierung.

Dass Literatur als Volkskunde gelten kann, dass Kulturhistorie als Literatur rezipiert werden kann, möchte ich im Folgenden anhand zweier Textbeispiele unter der Überschrift ‚Kultur erzählen‘ darlegen. Zum einen werde ich Berthold Auerbachs Dorfgeschichte *Die Frau Professorin* (1846) analysieren. An ihr werde ich demonstrieren, dass sie nicht nur als Erzählung des Volkes, sondern auch für das Volk konzipiert und rezipiert wurde. Zudem reflektiert sie ihren ‚volkskundlichen‘ Charakter in der formalen Gestaltung. Zum anderen werde ich mich mit Wilhelm Heinrich Riehls culturgeschichtlicher Novelle *Die Dichterprobe* (1867) auseinandersetzen, die dem Nachmärz entstammt, der zugleich aber ein ‚literarischer‘ Charakter eignet. Auch in ihr wird die Reflexion der formalen Gestaltung auf der Textebene eingezogen.

III. Literatur als Volkskunde: Berthold Auerbachs Dorfgeschichte *Die Frau Professorin* (1846)

1846 in der *Urania* erschienen, ist Berthold Auerbachs Dorfgeschichte *Die Frau Professorin* planmäßig durchkonstruiert: Die Figur des Vormärz-Revolutionärs dominiert in Form des Collaborators Reihenmaier Eingang und Ende der Novelle. Sie ist zugleich aber auch die Spiegelfigur zur marienhaften Erscheinung des Schwarzwälder Dorf Mädchens Lorle, der eigentlichen Protagonistin. Als ‚Abstractum‘ reflektiert Reihenmaier nicht nur auf den Zusammenhang von Literatur und Volkskunde, sondern ermöglicht die Analyse des durch diesen Zusammenhang bereitgestellten Wissens unter dem Stichwort der Oralität. Der Collaborator wird damit zu einer poetologischen Spiegelfigur für die Prämissen von Auerbachs Narration, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

Schon der erste Auftritt Reihenmaiers ist von Auerbach in Kontrast zur ‚Volkstümlichkeit‘ des Wadeleswirtes arrangiert. Reihenmaier wird zu Beginn der Novelle durch seine zahlreichen lateinischen Zitate als Bildungsbürger etabliert, der sich angesichts der Naturschönheit schwört: „ihr

Bücher sollt mir nicht zwischen die Beine laufen in der freien Natur“.²⁶ Analog zum Maler, der einem schlichten Abbildrealismus naheifert, nimmt der Collaborator sich vor, angesichts des „frische[n] Leben[s]“ (288) ein „Märchen“ zu schreiben – und nicht etwa Volkskunde zu treiben. So naturalisiert er zu Beginn der Novelle das am Bach liegende Dorf als „Wasserungeheuer“; will die „stille Natur“ des Volkes und dessen „vegetables Dasein“ seiner Berufung als „Geistesfürst[.]“ gemäß ins „[T]ranscendente, [S]upranaturalistische“ erheben (288). Reihenmaier entwickelt seine (in den Worten des Malers Reinhard) „Fuhrmannsphilosophie“ (289) von den „undulierenden“ und „wellenförmigen“ Wegen der Natur, an der sich die „Philosophie der Geschichte“ zu orientieren habe, statt eine „logische Linie“ zu entwickeln (289). Und tatsächlich gestaltet auch Auerbach den Einstieg seiner Novelle als allwissender Erzähler in kunstvollen erzähltechnischen Vor- und Rückgriffen, die gleichsam Reihenmaiers ‚Theorie‘ zu exemplifizieren scheinen, rasch aber (und damit der klassischen Novellentheorie folgend) einem linearen und dichotomischen Aufbau folgen.

Diese Konstellation von Natur und Kultur nutzt Auerbach, um im weiteren Fortgang der Novelle romantische Imagination und vormärzlichen Protorealismus zu kontrastieren. Nur cursorisch sei darauf verwiesen, dass Zensur (S. 291), Pauperisierung (S. 326), fehlende Sozialfürsorge (S. 318), Umweltverschmutzung durch Industrialisierung (S. 309), Kommunistenthätigkeit wie Demagogenverfolgung (S. 328, S. 336) und Alkoholismus (S. 368) immer wieder von den dörflichen ProtagonistInnen thematisiert werden, dass also von einer ‚idyllischen‘ Naturschilderung und einer ‚realistischen‘ Stadtdarstellung nicht die Rede sein kann. Bereits ganz zu Beginn thematisiert etwa der Wadeleswirt die staatliche Verschwendungssucht, die politische Repression und die Zwangsrekrutierungen als unrechtmäßig (S. 291f.), worauf er vom Maler Reinhard zum Schweigen gebracht wird mit den Worten: „Hat man denn nirgends mehr Ruhe vor der verdammten Politik?“ (S. 291), während der Collaborator dem Wirt bescheinigt, „ein Bürger

26 Berthold Auerbach. „Die Frau Professorin. Erzählung“. *Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1847*. Leipzig: Brockhaus, 1847. S. 283-446, hier S. 287. Im Folgenden unter Angabe der Seitenzahl im Text zitiert. Da bislang keine historisch-kritische Ausgabe von Auerbachs Werken vorliegt und die späteren von ihm verantworteten Ausgaben zahlreiche Überarbeitungen aufweisen, zitiere ich hier nach dem Erstdruck.

der Zukunft“ (S. 292) zu sein.²⁷ Reinhard und Reihenmaier erscheinen zu Beginn der Novelle als Vertreter einer materialistischen und einer romantischen Betrachtungsweise; gegen Ende der Novelle ist der Romantiker Reihenmaier zum engagierten Vormärzler geworden, der für seine politischen Überzeugungen Ansehen und Anstellung riskiert, während der anfängliche Materialist Reinhard zum Opportunisten wird, der am kleinstädtischen Residenzhof Anstellung findet. „O Romantik! Wo bist du?“ (S. 312) – die Suche Reihenmaiers nach der ‚blauen Blume‘ führt zur Sektion von Schmetterlingen und Blumen, deren lateinische Benennung der Collaborator immer kennt (S. 306, S. 315). Erst mit dem Weggang Reihenmaiers aus dem Dorf und seiner Rückkehr in die Stadt ist der Maler Reinhard „alle störsame Reflexion“ (S. 336) los geworden; auf dem von Reinhard gefertigten Bild erhält freilich der Collaborator auch seinen Platz, und zwar als Volkskundler, der ein gerade gehörtes Volkslied aufzeichnet (S. 337).

Was als ‚Natur‘ und ‚natürlich‘ erscheint, ist also das Produkt einer diskursiv ausgehandelten Imagination, die mit Blick auf die Figurenkonstellation des Textes über zweigliedrig organisierte Gegensatzpaare funktioniert. Der Volkskundler, als der der Collaborator sich versteht, tritt mit dem Ziel an, eine ‚reine‘, ‚volkstümliche‘ Kultur zu archivieren. Dass diese ‚Ursprünglichkeit‘ wenig mehr als romantische Illusion ist, illustriert der Umstand, dass der Maler Reinhard das ganze Schwarzwalddorf allabendlich um sich sammelt und mit „allerhand schnurrigen Geschichten von seinen Fahrten in Oberitalien und Tyrol“ (S. 296) zu unterhalten versteht. Der Collaborator, zu Beginn der Novelle überzeugter Romantiker, spielt die „blaue Blume der Romantiker“ (S. 298) aus, wenn er wünscht, „ohne alle Reflexion zu sein, im vollen Genuß des Nichtwissens.“ (S. 298) Die „Gedankenhetzjagd“ (S. 298) nach der „schaffenden Triebkraft alles Lebens“ (S. 298), nach den Ursprüngen der Kultur, beraubt den Volkskundler hingegen der unmittelbaren Erfahrung. Die von Reihenmaier in Buchform mitgebrachte „Sammlung Volkslieder“ (S. 310) sowie der Vortrag fremder Volkslieder durch Reinhard vor den Dorfbewohnern, die die Lieder gleich in das eigene Repertoire übernehmen (S. 321), gelten Reihenmaier als „vollständige Romantik“ (321); und auch die lokalen Sagen, von den Einheimischen als „Sachen für Kinder“ und

27 Gemäß seiner Typenzeichnung vertritt der Collaborator zu Beginn der Novelle auch freiheitlich-liberale Positionen, wie sie für die Romantik typisch sind (vgl. S. 323). Die Festanstellung des Malers am Residenzhof wird vom Collaborator als Anlegen eines „Hundband[s]“ bezeichnet (S. 357).

„Aberglauben“ apostrophiert (S. 317), finden den begeisterten Zuspruch des Volkskundlers Reihenmaier, der sie zugleich mit „kulturgeschichtlichen Bemerkungen“ (S. 339) versteht – so dass er gar nicht bemerkt, wie ihn die Dorfbewohner mit erfundenen Sagen und parodistischen Liedern aufziehen.²⁸ Vielmehr versucht er, „durch die Theilnahme an dem Kirchgange [...] die Grundlage zur Gemeinsamkeit des Dorflebens“ (S. 304) zu erfahren – als ‚teilnehmende Beobachtung‘ macht dieses Konzept (mit theoretischen Ansprüchen überfrachtet) im 20. Jahrhundert wieder Karriere.²⁹

Reihenmaiers volkskundliche Deutungen treffen nicht auf das Einverständnis der Einheimischen: Lorle etwa „war doch ärgerlich, daß er [Reihenmaier] alle Worte im Munde herumdrehe und immer etwas anderes daraus mache, als sie gewollt hatte.“ (S. 392) Wo seine Deutungen eine kulturgeschichtliche Dimension annehmen (wenn er etwa Lorle als „Typus des Urmenschlichen“ deutet, 401), verfehlen sie den Gegenstand oft völlig. Reihenmaier, der – nach Abfassung seines politischen Traktats, das ihn die Anstellung kostet – sicher ist, „nicht zum Schriftsteller zu taugen“ (S. 440), entwirft eine von Rousseau inspirierte politische Theorie, die „die Wiedergeburt der Menschheit durch die reine Natur“ (S. 435) begründet und sich von allen „Culturbestrebungen“ (S. 435) absetzt. Das Festhalten am dialektischen Verhältnis von Natur und Kultur bei gleichzeitiger Kenntnisaufnahme der sozialen und politischen Umwälzung weist Reihenmaier seinerseits eben nicht als ‚Typus‘ aus, sondern demonstriert das Fortwirken älterer Modelle (Romantik) bei gesteigertem Gegenwartsbewusstsein (Vormärz).

Hinzu tritt noch das Darstellungsproblem: Während das „Gesetz der Volkspoese [...] die tiefste Wirkung oft bloß durch das einfache Substantiv“ (S. 300) macht, sucht der Volkskundler nach einer unmittelbaren, nichtreflexiven und dennoch präzisen Sprache. Im Gespräch mit den Einheimischen erweist sich aber auch die Schwierigkeit des Informationserwerbs. Statt einen volkskundlichen Fragenkatalog systematisch abarbeiten zu können, schweift die Erzählung der Befragten immer wieder ab – Auerbach führt diese

28 Eine häufige Parodie romantischer Positionen in der vormärzlichen Literatur; vgl. Wolfgang Seidenspinner. „Reisende in Volksartikeln“ oder Kritik der Feldforschung. Frühe Volkskunde im Spiegel literarischer Rezeption bei Jean Paul und Autoren des Vormärz“. *Jahrbuch für Volkskunde* N.F. 14 (1991): S. 196-214, v.a. S. 208.

29 Vgl. Brigitta Hauser-Schäublin. „Teilnehmende Beobachtung“. *Methoden und Techniken der Feldforschung*. Hg. Bettina Beer. Berlin: Reimer, 2003. S. 33-54.

Abschweifungen im Text selber vor, wenn etwa im ersten längeren Gespräch zwischen Lorle und Reinhard letzterer nach zahlreichen Abschweifungen Lorles deren Erzählung wieder zur Ordnung ruft: „Ihr habt mir was erzählen wollen?“ (S. 303)

Zum Darstellungsproblem rechnet auch die Wiedergabe von Dialekten: gleichwohl Auerbach seine Erzählung durchgehend auf Schriftdeutsch verfasst hat (bei der einzigen längeren dialektalen Sentenz handelt es sich um ein Hebel-Zitat, S. 410), und nur einige wenige, mit erläuternden Fußnoten versehene mundartliche Begriffe und Wendungen für Lokalkolorit sorgen, reflektiert der Text selber die Problematik einer allzu breiten Dialektverwendung. So wird sich etwa Reinhard auf der Hochzeitsreise bewusst, dass „die ganze Welt der Reflexion [...] keine rechte Heimat im Dialekte hatte“ (S. 381), dass also der ‚wissenschaftliche‘ mit dem künstlerischen Anspruch auf der Darstellungsebene in Konflikt gerät.

Diese poetologischen Reflexionen Auerbachs, die er im Rahmen der Novelle ebenso ausspricht wie in seiner poetologischen ‚Programmschrift‘ *Schrift und Volk*³⁰, beziehen die Ebene der mündlichen Darstellung mit ein. Die „Dichotomie von Mündlichkeit und Schriftlichkeit“³¹ prägt die gesamte Novelle; mehr noch: über sie wird die Rolle mündlichen Wissens und dessen Transformation in Literatur thematisiert.³² Wie bereits aufgezeigt, sind Reinhard und Reihenmaier die einzigen, die Volkslieder darbieten; und die Sagen und Märchen, die Reihenmaier den Dorfbewohnern abzulauschen meint, sind nicht mehr als aus dem Stegreif erfundene „Schelmereien“ (S. 318). Vor allem nach dem Weggang Lorles aus der Stadt erweist sich der fundamentale Unterschied zwischen dem mündlich tradierten Wissen auf dem Land und dem kognitiven Wissen in der Stadt. Lorle ist in der Stadt nahezu vollständig isoliert, einzig die aus dem Dorf mitgebrachte Magd Bärbel ermöglicht einen (wenngleich nach außen abgeschlossenen) Interaktionsrahmen. In der „fremden Welt“ (S. 391) der Stadt bemerkt Lorle, wie man sie durch Erziehung „dumm macht“ (S. 411):

30 Berthold Auerbach. *Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's*. Leipzig: Brockhaus, 1846.

31 Renate Mace. „Die Darstellung und Bewertung mündlichen Wissens in Auerbachs Dorfgeschichte *Die Frau Professorin*“. *Mündliches Wissen in neuzeitlicher Literatur*. Hg. Paul Goetsch. Tübingen: Narr, 1990 (Script-Oralia 18). S. 37-49, hier S. 43.

32 Vgl. Paul Goetsch. „Mündliches Wissen in neuzeitlicher Literatur“. *Mündliches Wissen* (wie Anm. 31). S. 17-35, v.a. S. 30-35.

nur eine allgemeine Bildung mag auch hier bestimmte Anknüpfungen finden lassen, denn sie verbindet mit Menschen, die auf fernen Bahnen wandelnd, doch dieselben allgemeinen Lebenseindrücke, dieselben Interessen in sich hegen. Lorle dünkte sich selber oft erschreckend verstandesarm, ihr Scharfblick und ihre Klugheit konnte sich nur offenbaren, wenn sie von Bekannten, von Menschen sprechen konnte; zu Hause war sie viel klüger gewesen. (417)

Auerbach reflektiert in der Figur Lorles den Gegensatz von subjektivem, interaktionsbezogenem Erfahrungswissen und abstraktem, objektbezogenem Faktenwissen. Da es dem „Naturkind“ (S. 358) – und gegen ihre Entmündigung als Kind durch Reinhard wehrt sich Lorle zu Beginn ihrer Ehe noch (S. 411) – an sozialer Interaktion mangelt, offenbaren sich im Gespräch Lorles Bildungslücken, die ihrem Ehemann nun als Mangel erscheinen. Besonders im Gespräch mit dem Prinzen, den sie als ebenbürtig anspricht, da sie sich als Kinder gesehen haben sollen, erweist sich die subjektbezogene Kommunikationssituation, in deren Rahmen Lorle soziale Missstände als Erfahrungswissen ansprechen kann. Mit diesem letzten Versuch, ihr Wissen im vertrauten Gespräch mitzuteilen, scheitert zugleich die Integration Lorles in die durch kognitives Wissen geprägte Gesellschaft. Reinhard's herbe Kritik an ihrer ‚Unwissenheit‘ sowie sein gehäuftes Fortbleiben führen zu einer sozialen Isolation, in deren Folge Lorle nur noch „halbe Worte“ (S. 429) findet und schließlich in „kindliche[s] Stottern“ (S. 400) verfällt. Indem sich Reinhard zunehmend entzieht, verhindert er die Entwicklung subjektbezogener Verknüpfungspunkte, die eine Transformation des mündlichen zum abstrakten Wissen ermöglichen könnten.³³ Mündliches und kognitives Wissen erweisen sich in der Novelle Auerbachs als unvermittelbar; so reist Lorle (ohne freilich die Ehe annullieren zu lassen) alleine in ihr Dorf zurück, wo sie zur sozialen Wohltäterin und zur „Frau Professorin“ wird.

Kritisch zu fragen bleibt, ob Auerbach den Rezipientenkreis seiner Dorfgeschichten richtig einschätzte. Mit ihren lateinischen Zitaten und den poetologischen Reflexionen scheint *Die Frau Professorin* weniger auf den dörflichen Leserkreis ausgerichtet, als vielmehr auf das städtische Bürgertum mit seiner Erfahrung der Verstädterung, Industrialisierung etc., für das die Dorfgeschichte ein anachronistisches Gesellschaftsmodell darstellt, das bruchlos in den Realismus integriert werden konnte. Unter diesen Voraussetzungen vermittelt Auerbachs Novelle einer bürgerlichen Leserschaft die Probleme

33 Vgl. Mace. Darstellung und Bewertung (wie Anm. 31). S. 47.

interaktionsgebundenen subjektbezogenen Wissens und entfaltet zugleich poetologisch im Rahmen von Kultur und Natur eine Reflexion über die Entstehungsbedingungen seiner *Dorfgeschichten*.

IV. Culturhistorie als Literatur: Wilhelm Heinrich Riehls culturgeschichtliche Novelle *Die Dichterprobe* (1865)

Den Anspruch, Kultur zu erzählen, erheben aber auch Andere für andere Disziplinen und Erzählformen: etwa für die ‚Culturhistorie‘, die mit Wilhelm Heinrich Riehl einen namhaften ‚Gründungsvater‘ aufweisen kann. Riehls culturhistorische Erzählung wird zugleich zum Mittel, die Erzählkunst zu reflektieren. *Die Dichterprobe*³⁴, die als „Epilog“ Riehls *Neues Novellenbuch* von 1867 abschließt, reflektiert exemplarisch den Zusammenhang von Poetologie und Wissenskultur, erweist aber zugleich die Persistenz des ästhetisch-poetologischen Diskurses nach 1848.

Gerahmt wird die Novelle durch die Fiktion einer geselligen Dichterrunde, in der Richard Märker den methodischen Ansatz seiner Culturhistorie begründet (der Parallelen zu Riehls eigenen Positionen aufweist). Beseelt durch den Sechszwanziger Neroberger, einen Wiesbadener „Zukunftswein“ (S. 392) – eine politische Interpretation drängt sich geradezu auf³⁵ – erzählt Märker, wie er den ‚Erfolg‘ seiner *Chronik von Hohen-Iseneck* vor Ort mittels einer „Forschungsreise“ (S. 426) habe überprüfen wollen. Diese Chronik habe er geschrieben, da er als Kind im „Isenecker Thal [...] gar frische, fröhliche Tage verlebt“ hatte und nun dieser „weltverlassenen Gegend“ (S. 394) ein dauerhaftes literarisches Gedächtnis sichern wolle: „Wo mir eine wirkliche Geschichte nicht reich und glänzend genug schien, da wob ich neue Fäden ein [...], als ob ich den Text der ächtesten Urkunde wortgetreu wiedergäbe.“ (S. 394f.) So habe er, angeregt durch den Namen

34 Wilhelm Heinrich Riehl. „Die Dichterprobe“. *Neues Novellenbuch*. Stuttgart: Cotta, 1867. S. 389-444. Im Folgenden mit Angabe der Seitenzahl im Text zitiert.

35 Vgl. Hubert Hecker. „Wilhelm Heinrich Riehl und die Revolution auf dem Lande (1848/49)“. *Nassauische Annalen* 111 (2000): 331-384. Auch die Hinweise auf Proudhon (S. 413) und den frühen Kommunismus (S. 412), die durch die Figur Märkers mit Sympathie betrachtet werden, erlauben eine politische Interpretation.

der Grafenlinde, eine Legende erfunden, die von der schicksalhaften Verbindung zwischen einem Grafen und einer Köhlerstochter berichtet, „weil Niemand so wußte, warum er [der Baum] so hieß und ein Kohlenschuppen neben der Linde stand“ (399).

Wie Auerbach sein Schwarzwalddorf Nordstetten, so habe er seine Isenecker „Novellen-Staffage fast nur gezeichnet, um die Landschaft malen zu dürfen.“ (S. 396) Die literarische Wirkung bleibe aber beschränkt; einzig der Abdruck im *Hinterbrunner Wochenblatt*, das auch in Iseneck gelesen wird, habe dem örtlichen Pfarrer – wie dieser in einem ironischen Brief an Märker mitteilt – tiefere Kenntnisse über den Ort vermittelt, als sie selbst die Einheimischen besäßen. Märker beschließt, nach Iseneck zu reisen, um zu überprüfen, ob seine Chronik „vom Volksmund aufgenommen, selbst wieder Volkssage wurde[]“ (S. 397), ob er zu jenen „großen Poeten“ rechnet, „welche recht eigentlich in den Volksmund kommen?“ (S. 395) Er hofft auf einen ähnlichen Rezeptionserfolg wie Heine mit seiner *Lorelei* oder Kleist mit seinem *Kätchen von Heilbronn*.

„[D]er Bildungsatmosphäre des Eisenbahnwagens zweiter Klasse entronnen“ (S. 401), macht sich der Kulturpessimist Märker auf den Weg durch den scheinbar urwüchsig-naturhaften Wald von Iseneck.³⁶ Der Tagelöhner Kaspar Broß begleitet ihn ein Stück des Weges, unterbricht aber die kulturhistorischen Deutungen des wandernden Kulturhistorikers und Volkskundlers (etwa von Orts- und Flurnamen, von Tracht und Mundart) mit dem Hinweis, dass einzig das Verhalten die Menschen unterscheide, beispielsweise die Frage, ob sie Obdach und Almosen gewährten oder sich mit Hunden gegen Umherziehende schützten. „Burggeschichten“ seien nur etwas „für die alten Weiber“ (411), woraus Märker schließt, dass er vor Ort „noch nicht ganz volksthümlich geworden sey.“ (S. 411) Den Dialog zwischen Märker und Broß gestaltet Riehl als Kommunikationsverweigerung: Den einzelnen Ausführungen Märkers hält Broß jeweils ein apodiktisches Urteil entgegen: „Das eine Thal war früher ritterschaftlich‘, fuhr ich [Märker] fort, ‚das andere bischöflich‘ – ‚ist mir Alles gleich‘, schalt mein Begleiter [Broß] ein“ (S. 405), usf. Der kommunikative Zusammenbruch ist, wie weiter unten zu

36 Zu Riehls ‚Philosophie des Wanderns‘ vgl. Kirsten Wiese. *Erwanderte Kulturlandschaften. Die Vermittlung von Kulturgeschichte in Theodor Fontanes ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg‘ und Wilhelm Heinrich Riehls ‚Wanderbuch‘*. München: Utz, 2007 (Kulturgeschichtliche Forschungen, Bd. 28). S. 126-131.

zeigen sein wird, Signum eines poetologischen Wissens um die Grenzen der Kulturhistorie.

Märkers volkskundliche Fragen interpretiert der (steckbrieflich gesuchte) Broß irrtümlich als ‚Spionage‘ (S. 408), wohingegen Märker darauf beharrt, dass „zwischen den Volksstudien eines Poeten und eines Gendarmen“ fundamentale Unterschiede bestünden (S. 410). Diese Volksstudien sind romantisch verklärt, etwa wenn der Protagonist aus Gründen der Atmosphäre das heruntergekommenere Gasthaus vorzieht, aber erfahren muss, dass die in seiner Chronik geschilderten, darin stattgefundenen Ereignisse sich an einem ganz anderen Ort zugetragen haben. Es sei jedoch, wie er dem beleidigten Gastwirt erklärt, „poetische Notwendigkeit“ (S. 423), die Protagonisten „poetisch [...] zu zwingen“ (S. 423). Der Wirt begegnet seinen volkskundlichen und geographischen Ausführungen jedoch mit einer „vernichtende[n] historische[n] Kritik“ (S. 426). Märker rettet sich, indem er die Literatur gegen die Volkskunde ausspielt: Keiner der ortsansässigen Bauern kann mit dem Namen Friedrich Schillers etwas anfangen, so dass Märker durch seine „geheimnißvolle[.] überlegene[.] Bildung“ (S. 437) den argumentativen Sieg davonträgt.

Dennoch ist Märker auch um Dokumentation bemüht, etwa bei der Aufzeichnung von Dialekten (S. 416). Letztlich gelingt es ihm aber, sein ethnographisches Scheitern – seine Chronik ist im Ort nicht nur weitgehend unbekannt, sondern auch sachlich falsch – in einen literarischen Sieg zu verwandeln: Durch seine „Forschungsreise“ (S. 426, S. 442) habe er zwar „mit meinen alten Stoffen [...] kläglich bestanden“, dafür aber „besaß ich einen neuen Stoff“ (S. 440) – nämlich die Geschichte des inzwischen tragisch zu Tode gekommenen Kaspar Broß. Dessen Schicksal will er zu einer culturgeschichtlichen Novelle umarbeiten (S. 440), rückt dann aber von seinem Plan ab, „da vielmehr eine Novelle ganz anderer Art schon fertig vorlag, wenn ich nur getreu erzählte, wie ich gestern auszog, um meine Geschichten von Hohen-Iseneck im Volksmunde zu suchen und diese zwar nicht fand, wohl aber ungesucht eine neue Geschichte von Hohen-Iseneck, deren dulddener [!] Held nicht jener Spitzbube [Broß] war, sondern *ich selber*.“ (S. 440)

Damit endet die Binnenerzählung, und der Rahmenerzähler kommentiert, dass Märker erst durch seine scheinbar enttäuschende ‚Forscherreise‘ „ein vollgültiges Zeugnis seines Dichterberufes gefunde [sic!]“ habe (S. 443). Da Märker jedoch kurz darauf verstorben sei, komme ihm (dem Rahmenerzähler) nun die Aufgabe zu, dieses „Zeichen des geborenen Poeten“ (S. 444) von der mündlichen Erzählung in die Schriftform zu transformieren, wenn-

gleich mit dieser Transformation die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Wissensvermittlung verloren gehe.

Als „Epilog“ (so der Untertitel) beschließt *Die Dichterprobe* nicht nur Riehls *Neues Novellenbuch*, sondern reflektiert im Medium der culturgeschichtlichen Novelle ihre eigenen Konstitutionsbedingungen und Gestaltungskriterien. Durch die sorgfältige Rahmung, die diese Novelle von Riehls zahlreichen übrigen unterscheidet³⁷, verfügt der heterodiegetische Erzähler zudem über eine Distanz zum homodiegetischen, die eine Beobachtung zweiter Ordnung ermöglicht. Die Erzählung Märkers bewegt sich in genau jenem formalen Rahmen, den auch Riehl für seine kulturhistorische Novellen gesetzt hat: Kürze („zwei Zigarren lang“, S. 394), gesellschaftswissenschaftliche Relevanz („Die Literaturhistoriker mach [sic!] es umgekehrt wie die demokratischen Politiker [...]. Der Eine blickt von unten hinauf und merkt nicht, was oben geschieht, der Andere von oben hinab und ahnet nicht, was unten vorgeht.“, S. 392f.), historisch-anthropologische Dimension (er habe die „Novellen-Staffage fast nur gezeichnet, um die Landschaft malen zu dürfen“, S. 396). Riehl zeichnet das Bild einer literarischen Entwicklung, die sich mit einer anthropologisch-poetischen Erkenntnisleistung verknüpft („mit Natur-Heimweh und Natur-Poesie beginnt der Jüngling, mit Menschen-Heimweh und Menschen-Poesie schließt der reife Mann“, S. 396); diese steht in diametralem Gegensatz zum Wissen, das der Binnenerzähler den Einheimischen zuschreibt: Je klarer also Märker erkennt, dass poetische Gestaltung und Kulturhistorie ineinandergreifen müssen, desto mehr muss er sich von der Illusion eines ‚ursprünglicheren‘ Wissens bei den Dorfbewohnern verabschieden. Auch seine Wahl des historisch ‚falschen‘, aber malerischeren Gasthauses erweist sich nicht nur als Illusion, sondern als kulturpoetische Reflexion über die Grenzen eines von der Malerei aufoktroierten Wahrnehmungsmusters, dem der niederländische und der deutsche Genremaler Piloty und Schenck den Namen leihen (S. 415). Einzig die Begegnung mit der empirischen Wirklichkeit einerseits und deren poetische Gestaltung im Prozess der mündlichen Erzählung, wie sie sich auf der Wanderschaft zwischen zwei oder mehr Wanderern ergibt (so seien ihm durch „diese[n] eintägige[n] Fußmarsch so zu sagen unter den Beinen“ die Begegnungen und daraus resultierenden Gespräche „gleich wieder zur

37 Vgl. Jerzy Kalazny. *Unter dem „bürgerlichen Wertehimmel“. Untersuchungen zur kulturgeschichtlichen Erzählprosa von Wilhelm Heinrich Riehl*. Frankfurt a. M. u. a.: Lang 2007, S. 175.

Novelle geworden“ (S. 442), verbürgen die erfolgreiche culturgeschichtliche Gestaltung des Gegenstands. Gehen und Erzählen erweisen sich somit als „strukturbildende Faktoren des Geschichtenerzählens“³⁸, und weniger das in Schriftform transformierte mündliche Wissen der Einheimischen als vielmehr der Aspekt der mündlichen Kommunikation als solcher formiert die Poetologie der Culturgeschichte. Riehls Novelle demonstriert und reflektiert somit gleichermaßen die Bedeutung der Mündlichkeit für sein Modell von Culturgeschichte.

V. Poetologie der Volkskunde, Völkerkunde und Culturhistorie

Die im Rahmen des Modernisierungsprozesses erfolgte disziplinäre Ausdifferenzierung culturgeschichtlicher Forschung verband sich mit der Hoffnung auf gesamtgesellschaftliche Umwälzungen. Das findet seinen Ausdruck nicht zuletzt im *Brockhaus Conversations-Lexikon* von 1834, zu dessen Mitarbeitern Theodor Mundt, Arnold Ruge und Karl August Varnhagen von Ense rechneten und das die liberalen Ideen des Vormärz durch Lemmata wie ‚Bewegung‘ und ‚Reaction‘ popularisiert. Das Nachwort formuliert den expliziten Anspruch, in dieser „aufgeregten Zeit“³⁹ einen Überblick zu bewahren durch die „umfassende Bearbeitung der Zeitgeschichte in all ihren Beziehungen auf gesellschaftliche Verhältnisse, Politik und Literatur“.⁴⁰ Weiter heißt es: „Die Richtung dieses Werks, überall wo es die großen Zeitfragen berührt, ist daher liberal im besten Sinne“.⁴¹ Folgerichtig findet sich auch im ersten Band von 1832 unter dem Lemma „Deutsche Literatur“ ein Hinweis auf die Rolle der Literatur für das Wissen: Infolge der neugewonnenen, politisch begründeten Aufmerksamkeit, die der deutschen Literatur zukomme, versammelten sich „neben beachtungswerthesten Stimmen Einzelner das seichteste Wissen“⁴², zumal „das literarische Leben der Völker [...] als eine

38 Kalazny. *Wertehimmel* (wie Anm. 37). S. 107

39 [Redaktion]. „Nachwort“. *Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur*. 4 Bde. Leipzig: Brockhaus, 1832-1834. Bd. 4. S. III-VIII, hier S. V.

40 Redaktion. Nachwort (wie Anm. 39). S. VI.

41 Redaktion. Nachwort (wie Anm. 39). S. VII.

42 [anonym]. Lemma „Deutsche Literatur“. *Conversations-Lexikon* (wie Anm. 39). Bd. 1, S. 623-638, hier S. 635. Im Folgenden nachgewiesen durch Seitenzahl im laufenden Text.

nothwendige Frucht“ (S. 624) aus dem Volk hervorgehe, was sich „zu keiner Zeit augenfälliger dargethan [habe] als in der unsrigen.“ (S. 624) Nach der Julirevolution sei die „elegisch-subjective“ Literatur von einer „plastisch-objectiven“ (S. 624) verdrängt worden, bei gleichzeitiger Dominanz der Epik über die Lyrik. Durch das „Geschrei der Parteien“ (S. 625) sei die deutsche Gegenwartsliteratur zwar poetisch verarmt, habe sich aber – gleichsam zum Ausgleich – auf die Sammlung von Volksliedern und des Volksglaubens konzentriert (S. 628), die das als pedantisch empfundene „Studium der Philosophie und der alten Sprachen“ (S. 627) ersetzen.

Im Bereich der Literatur ist also die Volkskunde angesiedelt und deren Aufgabe ist nicht etwa auf die Wiedergabe ‚altvorderer Gemütlichkeit‘ limitiert, sondern per se politisch motiviert. „Die zunehmende[.] Wanderlust unserer jungen poetischen Welt“ mache jedoch nicht zwingend aus jedem Wanderstab einen ‚Mosesstab‘ (S. 628); daher will der Verfasser des Lexikonartikels „vor jener Einseitigkeit [...] warnen, die durch solche kleine Schildeereien der Natur und des Menschenlebens sich ebenso mit der Poesie abzufinden meint, wie ein großer Theil unserer Maler mit kleinen Genrebildchen die höchsten Aufgaben der bildenden Kunst gelöst zu haben sich einredet.“ (S. 629)⁴³

Dass die Literatur (auch jene vor und auch noch kurz nach 1848 entstandene) Wissen transformiert und transportiert, ist in der Forschungsliteratur häufig bemerkt worden. Den letztzitierten Hinweis im *Conversations-Lexikon* ernst zu nehmen, heißt jedoch auch, nach dem Wissen der ‚Literatur‘ (im entdifferenzierten Sinne) um ihre Konstitutionsbedingungen zu fragen. Keinesfalls erschöpft sich daher der dichterische Umgang mit der Erfahrung der Volks- und Völkerkunde wie der Culturhistorie in der Imitation wissenschaftlicher Gelehrsamkeit oder deren erzähltechnischen Einholung – vielmehr scheinen Volkskunde wie Culturhistorie in besonderem Maße geeignet, den Blick auf die Transformationsprozesse von Mündlichkeit in Schriftlichkeit zu lenken: Nicht nur, dass sich Literatur und Volkskunde bzw. Culturhistorie um 1848 in einem historischen Ausdifferenzierungsprozess befinden – vielmehr eignet diesem im Wandel befindlichen Bewusstsein ein spezifisch poetologisches Moment. Dieses vermittelt sich über das Moment der Sprachlichkeit / Schriftlichkeit – und gestaltet diese Reflexion inhaltlich wie formal. Da sie eher untergründig thematisiert wird bzw. auf

43 Als gelungenes Beispiel gilt dem Verfasser Gustav Schwab, weil dessen Werke des „wahren Volkslebens und Volksglaubens [nicht] entbehrt[en]“ (630)

formaler Gestaltungsebene, ist sie in der Forschungsliteratur wenig präsent. Das Wissen, das beide Autoren in den analysierten Textbeispielen präsent halten, besteht folglich weniger in der literarischen Transformation volkskundlichen Wissens als vielmehr in der Thematisierung der Konstitutionsbedingungen von Literatur angesichts der (auch disziplinären) Ausdifferenzierungstendenzen der Moderne. Poetologisch-rhetorische Fragen stehen folglich im Mittelpunkt auch der Disziplin-Genese außerhalb der Literatur, während das Thema der Abbildung von Wirklichkeit (Photographie-Debatte) von Auerbach und Riehl nicht als das dringlichste aufgefasst wird.

Mit ihrer poetologischen Reflexion ist freilich auch der Wirkungsanspruch beider Autoren beschnitten: Beide Novellen sind weniger ‚Literatur fürs Volk‘, sondern – zumindest partiell auch – Literatenliteratur, die innerliterarisch eine Verständigung über die gewandelten Aufgaben von Literatur angesichts einer gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, technischen und wissenschaftsgeschichtlichen Umbruchsituation erreichen möchte.

Charlotte A. Lerg (München)

Amerika-Forschung im Vormärz

Eine politische Wissenschaft¹

Nach Amerika ging, wer zu Hause keine Chancen mehr sah, wer mit dem Gesetz in Konflikt geraten war oder sein Glück machen wollte. Während des Vormärz war die junge Republik jenseits des Atlantiks für viele Deutsche in den unterschiedlichsten Zusammenhängen ein Thema. Der fremde, exotische Kontinent faszinierte den Dichter, das ferne, idealisierte Ziel lockte den Auswanderer und die republikanische Realität der föderativen Freistaaten forderte Akademiker wie Politiker gleichermaßen heraus. Eine Untersuchung des wissenschaftlichen Umgangs mit Amerika verlangt daher zunächst eine Kontextualisierung, um die Bedeutung der Thematik in den deutschen Staaten zu jener Zeit zu beleuchten. Hinzu kommt, dass während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in vielen Bereichen gerade erst begonnen wurde, die Grenzen von Wissenschaftlichkeit klarer abzustecken und auch das Verhältnis von Wissenschaft und Politik intensiv neu verhandelt wurde. Anhand der deutschen Amerika-Forschung während des Vormärz lassen sich damit zwei wesentliche Prozesse nachvollziehen: Zum einen die Verwissenschaftlichung eines populären Themas; zum anderen die Politisierung, die mit diesem Prozess einherging. Sie greifen ineinander, denn nicht selten wurde sowohl in der Öffentlichkeit als auch von den Aufsichtsorganen der Regierungen die wissenschaftliche Beschäftigung mit Amerika an sich, aufgrund einer latent radikalen Aufladung, bereits als politisches Statement ausgelegt. Andererseits waren es gerade die Arbeiten der so genannten ‚politischen Professoren‘, etwa zum amerikanischen Staatssystem und Verfassungsrecht, die das Themenfeld während des Vormärz zusehend politisierten.

Warum Amerika?

In Deutschland habe man sich während des Vormärz, so wurde später oft kritisiert, angesichts der desolaten politischen Situation ins ‚Theoretisieren‘

1 Für eine Vielzahl interessanter Gespräche, die mir bei der Ausarbeitung dieses Artikels sehr geholfen haben, danke ich Dr. Helena Tóth.

geflüchtet. Die den Deutschen zugeschriebene „Gewohnheit, dem Gedanken die Ehre zu geben“, weil ihnen „die Realität des Staatslebens fehlte“², so Arnold Ruge, wurde im Verlauf des Vormärz immer deutlicher negativ wahrgenommen. Gerade im Vergleich mit den Vereinigten Staaten schienen Defizite in besonderem Maße hervorzutreten. Die Deutschen hielten sich für „die wissenschaftlich weitest vorgeschrittene Nation der Welt“³, die „durch ihre Wissenschaft alle übrigen Nationen überragen“⁴. Andererseits beneidete man die Amerikaner um ihre Unbefangenheit und ihren Praxissinn, denn für viele deutsche Beobachter schien das politische System der USA ohne eine nennenswerte theoretische Untermauerung zu florieren. Neben Anschauungsmaterial und Argumentationshilfe in politisch brisanten Fragen bot somit der Blick über den Atlantik auch Impulse für das Verhältnis von Wissenschaft und Politik. Während des Vormärz nämlich wurde immer öfter der Ruf nach einer anwendbareren Wissenschaft laut. Es sei wichtig, schrieb Friedrich von Raumer schon 1811,

daß man den Gelehrten nicht vom Staat absondert, den Beamten nicht durch eine unbillige Last gewöhnlicher Geschäfte ausdörre, vielmehr Einer wie der Andere im Geschäft auf die Wissenschaft, in der Wissenschaft auf die lebendige, sich gestaltende Welt hinblicken.⁵

Raumer selbst war 1811 in Breslau gerade zum Professor berufen worden, nachdem er mehrere Jahre in der preußischen Staatskanzlei unter Karl August von Hardenberg an dessen Reformpolitik mitgearbeitet hatte. Raumers Studienfreund Karl Solger ermahnte ihn in seinem Gratulationsschreiben, er

-
- 2 Arnold Ruge 22.7.1848. *Stenographische Berichte über die Verhandlungen der deutschen constituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main und Stuttgart*. Hg. Franz Wigard. 9 Bände. Frankfurt a. M.: Sauerländer, 1848-49. Bd. 2. S. 1101.
 - 3 Hermann Abeken. *Die Republik in Nord-Amerika und der Plan einer demokratisch-republikanischen Verfassung in Deutschland*. Berlin: Nicolai'sche Buchhandlung, 1848. S. 32.
 - 4 Julius Goebel (Hg.). „Die Gründung einer deutsch-amerikanischen Universität. Eine Denkschrift von Karl Follen“. *Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter* (1922/23): S. 56-76, hier S. 59.
 - 5 Friedrich von Raumer. „Über die Verfassung der Behörden im preußischen Staate“ (1811). *Vermischte Schriften*. Hg. Friedrich von Raumer. 3 Bände. Leipzig: Brockhaus, 1852-1854. Bd. 1. S. 221.

möge auch als Professor „ja recht praktisch bleiben“⁶. In der breit aufgefächerten Debatte um Funktionalität und akademische Bildung während des Vormärz, in deren Folge sich die Staatswissenschaft entwickelte, war Amerika nur ein Thema unter vielen, das jedoch auf Grund seiner politischen Brisanz und seiner öffentlichen Präsenz eine besondere Wirkmacht entfaltete. So klagte der spätere Präsident der ersten deutschen Nationalversammlung, Heinrich von Gagern, 1827 resigniert in einem Brief an seine Brüder:

[U]nd mit unserer ganzen deutschen Gelehrtenrepublik sind wir eine politische Null geblieben, während die jungen, amerikanischen Staaten fast durch alle Kategorien hindurch uns jeden Tag beschämen.⁷

Ausweitung des Interesses

Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatte der amerikanische Kontinent zunehmend das Interesse von Naturforschern, Geologen und Geographen geweckt – nach Georg Forster war Alexander von Humboldt aufgrund der Publikationen zu seiner Amerikareise (1799-1804) der bekannteste unter ihnen. Die erste Welle eines deutschen Interesses an amerikanischer Politik und Gesellschaft folgte der Unabhängigkeitserklärung 1776. Zwar überwog in jener Zeit die Begeisterung für den romantisierten Freiheitskampf, und vorerst fanden die genauen Hintergründe und Zusammenhänge kaum Beachtung, doch mit den Ereignissen der 1770er Jahre begann sich das Amerikabild in Deutschland bereits zu politisieren. Die Ratifizierung der US-Verfassung 1788/89 hatte in Europa eine „zweite, politische Entdeckung Nordamerikas“ zur Folge.⁸

Es sei, so urteilte eine zeitgenössische Quelle, „praktisch keine deutsche Familie ohne ihren amerikanischen Korrespondenten, der sie zur Revolu-

6 Friedrich von Raumer. *Lebenserinnerungen und Briefwechsel*. 2 Bände. Leipzig: Brockhaus, 1861. Bd. 1. S. 227.

7 Heinrich von Gagern an seine Brüder Maximilian und Moritz 29.11.1827. *Deutscher Liberalismus im Vormärz. Heinrich von Gagern Briefe und Reden 1815-1848*. Hg. Paul Wentzcke. Göttingen: Bundesarchiv und die Hessische Historischen Kommission, 1959. S. 81.

8 Rolf Engelsing. „Deutschland und die Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert. Eine Periodisierung“. *Welt als Geschichte* 18 (1958): S. 138-156, hier S. 139.

tion aufhetzt“.⁹ Angesichts der sich schnell professionalisierenden (Massen-) Auswanderung gab es in den deutschen Staaten kaum jemanden, der nicht einen Verwandten, Freund oder zumindest entfernten Bekannten hatte, der nach Amerika gezogen war. Auswanderer schrieben nach Hause, und eigens zu diesem Zwecke eingerichtete Periodika wie *Der deutsche Auswanderer* oder die *Allgemeine Auswanderer Zeitung* veröffentlichten Briefe und machten ihre Inhalte so einem größeren Publikum zugänglich. In ihren Berichten thematisierten die Emigranten auch das politische System der neuen Welt. Oft nutzten sie die englischen Termini, um Institutionen und Prozesse zu beschreiben, die in ihrer alten Heimat nicht bekannt waren.¹⁰ So konfrontierten sie ihre Familien und Freunde erstmals mit der Realität von politischen Konzepten wie *selectmen*, *representation* oder *state assembly*. Von den Regierungen der deutschen Staaten wurde dieser Transfer mit Argwohn beobachtet, so dass selbst einfache Auswanderungsratgeber und Reiseberichte, wie sie zu jener Zeit in großen Auflagen publiziert wurden, politisch verdächtig erschienen. Nicht zuletzt war es aber gerade dieser radikale ‚Beigeschmack‘, der – im politisch repressiven Klima des Vormärz – Publikationen aller Art zu Amerika für das Publikum besonders reizvoll machte. Das galt zu einem gewissen Grad auch für die Wissenschaftler. Freilich war nicht jeder, der sich mit dem Land jenseits des Atlantiks befasste, revolutionär gesinnt.¹¹ Doch Studien zur bürgerlichen Verfassung und dem – augenscheinlich funktionsfähigen¹² – föderativen System in den USA standen in heftigem Kontrast zu der Enttäuschung und Ernüchterung im deutschen Bund nach dem Wiener

-
- 9 Jörg-Detlef Kühne. „Die Bundesverfassung der Vereinigten Staaten in der Frankfurter Verfassungsdiskussion 1848/49“. *Grundlagen transatlantischer Rechtsbeziehungen im 18. und 19. Jahrhundert*. Hg. Wilhelm Brauneder. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1991. S. 165-188, hier S. 168.
- 10 Jörg Nagler. „Politisches Exil in den USA zur Zeit des Vormärz und der Revolution 1848/49“. *Deutschland und der Westen*. Hg. Jürgen Elvert, Stuttgart: Steiner, 1993. S. 267-294, hier S. 281f.
- 11 Siegmund Skard. *The American Myth and the European Mind*. Philadelphia: A. S. Barnes, 1961. S. 30; Vgl. auch ders. *American Studies in Europe. Their History and Present Organization*. Philadelphia PA: University of Pennsylvania Press, 1958. S. 228.
- 12 Konflikte wie die *Nullification* Debatte 1822/23 wurden in Deutschland kaum ernstlich rezipiert. Allein die Sklaverei erkannten Beobachter richtig als eine Bedrohung für den amerikanischen Bundesstaat. Seinen Vorbildcharakter verlor das föderative System der USA letztlich mit dem Bürgerkrieg.

Kongress. Die politische Dimension des wachsenden Interesses an den Vereinigten Staaten in den deutschen Wissenschaften lässt sich auch an dem beachtlichen Anstieg akademischer Veröffentlichungen und universitärer Veranstaltungen zu diesem Thema erkennen, der an die politisch unruhigen Zeiten der Jahre 1819, 1830 und 1848 gekoppelt war.¹³

Selbst ein Leopold von Ranke wollte sich dieser neuen Tendenz nicht entziehen und änderte im Wintersemester 1847/48 den Titel einer seiner Vorlesungen von *Neue Zeit seit der Mitte des 18. Jahrhunderts* in *Neue Zeit seit der Gründung der nordamerikanischen Freistaaten*. In der neuen Fassung räumte er dem amerikanischen Staat und seiner Entwicklung gut die Hälfte der ganzen Veranstaltung ein.¹⁴ Aus Vorlesungsverzeichnissen geht hervor, dass an den 17 größten deutschsprachigen Universitäten zwischen 1820 und 1870 etwa 250 Veranstaltungen Amerika explizit im Titel erwähnten, über die Hälfte davon beschäftigten sich ausschließlich mit den USA, vorwiegend mit historischen Themen.¹⁵ Grund für diese Titelwahl war in vielen Fällen allerdings auch der Effekt des Neuen und Unbekannten, den eine Referenz auf die Vereinigten Staaten versprach – schließlich wurden die Hochschullehrer noch nach der Anzahl der Studenten in ihren Veranstaltungen bezahlt.¹⁶

Die Begeisterung beschränkte sich nicht auf die gebildeten Kreise, sondern erstreckte sich auch in die Gesellschaftsschichten, die traditionell an öffentlichen Diskursen weniger teilnahmen. Grund war hier nicht nur die direkte oder indirekte Berührung mit der Auswanderung, die das Interesse schürte, sondern auch die fortschreitende Alphabetisierung.¹⁷ Erste öffentliche Bibliotheken und vereinfachte Produktionsmethoden für Bücher schufen eine neue Leseöffentlichkeit. Amerikaneromane etwa von Karl Postl, dem Österreicher, der ab 1826 unter dem Pseudonym Charles Sealsfield veröffentlichte, wurden begeistert gelesen ebenso wie Reisebeschreibungen, allen voran Gottfried Dudens *Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten*

13 Skard. *American Studies* (wie Anm. 11). S. 277.

14 Eberhard Kessel. „Rankes Auffassung der amerikanischen Geschichte“. *Jahrbuch für Amerikastudien* 7 (1962):S. 19-52, hier S. 25.

15 Österreich und die Schweiz sind hier nicht eingerechnet. Vgl. Skard. *American Studies*. S. 225; Ders. *American Myth* (beide wie Anm. 11). S. 29.

16 Skard. *American Studies* (wie Anm. 11). S. 216.

17 Rolf Engelsing. *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*. Stuttgart: Metzler, 1973. S. 90ff.

Nordamerikas aus dem Jahr 1829.¹⁸ 1.500 verkaufte Exemplare allein in der ersten von mindestens vier rasch aufeinander folgenden Auflagen weisen auf eine weite Verbreitung hin.¹⁹ Amerikanische Autoren wie Ralph Waldo Emerson, Henry Wadsworth Longfellow oder James Fennimore Cooper fanden bewundernde Rezensenten zum Beispiel in der *Allgemeinen Literatur Zeitung* oder dem *Morgenblatt für die gebildeten Stände*, aber auch in der *Allgemeinen Auswanderungszeitung*.²⁰ Immer wieder meldeten sich kritische Stimmen zu Wort. Männer wie Ludwig Gall, Wilhelm Grisson und Gustav Körner²¹, die ein realistischeres Bild von Amerika zu zeichnen suchten, hatten mit ihren Werken jedoch nicht annähernd den kommerziellen Erfolg eines Gottfried Dudens.²² Peter Brenner spricht angesichts dieses Phänomens von einer „Absorption der gegenläufigen Erfahrung durch einen optimistischen Erwartungsdruck“.²³ Tatsächlich hielt man negative Berichte über Amerika nicht selten für Propaganda der eigenen Regierung.²⁴

Der oft verklärte Blick über den Atlantik machte die USA zur idealen Projektionsfläche für Gesellschaftsutopien und politische Zukunftsvisionen unterschiedlicher Couleur. Konzepte für ein „Neu-Deutschland in Amerika“

-
- 18 Gottfried Duden. *Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas*. Elberfeld: Lucas, 1829.
 - 19 Gottfried Duden. *Die nordamerikanische Demokratie und das v. Tocqueville'sche Werk darüber, als Zeichen des Zustandes der theoretischen Politik & Duden's Selbstanklage wegen seines amerikanischen Reiseberichts, zur Warnung vor fernem leichtsinnigen Auswandern*. Bonn: Weber, 1837. S. 95.
 - 20 Morton Nirenberg. *The Reception of American Literature in German Periodicals 1820-1850*. Heidelberg: Winter, 1970. S. 95.
 - 21 Ludwig Gall. *Meine Auswanderung nach den Vereinigten-Staaten in Nord-Amerika im Frühjahr 1819 und meine Rückkehr nach der Heimath im Winter 1820*. Trier: F.A. Gall, 1822; Gustav Körner: *Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der westlichen Staaten Nord-Amerikas. Ein Schriftchen für den gebildeten Auswanderer*. Frankfurt a. M.: Karl Körner, 1834; Wilhelm Grisson: *Beiträge zur Charakteristik der Vereinigten Staaten von Nord- Amerika*. Hamburg: Perthes-Besser&Mauke, 1844.
 - 22 Erst Ferdinand Kürnbergers 1855 erschiener Roman *Der Amerika-Müde* über die Rückkehr einer Gruppe gescheiterter Auswanderer kann in seiner Verbreitung mit Dudens Werk verglichen werden. Ferdinand Kürnberger. *Der Amerika-Müde. Amerikanisches Kulturbild*. Frankfurt a. M.: Meidinger, 1855.
 - 23 Peter Brenner. *Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reiseberichten des 19. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer, 1991. S. 132.
 - 24 Ebd. S. 117.

waren keine Seltenheit. Klar politisch motiviert waren etwa die Pläne Heinrich Ginals und seines Beglückungsvereins für die kommunistische Siedlung Teutonia in Pennsylvania in den 1830er Jahren oder auch verschiedene Versuche, einen sozialistischen Turnerstaat zu gründen.²⁵ Am anderen Ende des politischen Spektrums organisierten Adelsvereine Landkäufe und träumten etwa von Texas als feudaler Kolonie.²⁶ So vermengte sich die Auswanderung auf eigenwillige Weise mit quasi-kolonialistischen Bestrebungen, die auch in der Paulskirche Fürsprecher fanden.

Untersuchungsschwerpunkte und Forschungsansätze

Gerade weil das Thema Amerika derart weit verbreitet war, unterstrichen diejenigen, die ihre Beiträge als akademische Studien verstanden, den besonderen Charakter ihrer Arbeit. Mit „verdoppelten wissenschaftlichen Anstrengungen“ wollte Friedrich von Raumer durch sein zweibändiges Werk über die *Vereinigten Staaten von Nordamerika* zu einem besseren Verständnis beitragen.²⁷ Für ihn bedeutet dieser Anspruch ausführliche Recherchen, vervollständigt durch eine Rundreise, Gespräche mit amerikanischen Staatsmännern sowie die umfangreiche Verwendung von Primär- und Sekundärquellen aus Amerika und Europa. Auch Samuel Ludwigh erklärte in seiner Abhandlung über *Die Licht und Schattenseiten Republikanischer Zustände*:

[E]in solches Land muss unbedingt in jedem denkenden Menschen Interesse erwecken. Und wahrlich, es giebt kein Land auf Erden, das man länger und schärfer beobachten muss, um es einigermaßen richtig zu kennen; kein Land, das den flüchtigen Beobachter im Wesentlichen des Volkslebens mehr täuscht; kein Land, das bei Schilderung der Zustände mehr Erfahrung, mehr Ruhe und Gewissheit erheischt, als eben die Republik der Ver. Staaten.²⁸

25 Stefan von Senger und Etterlin. *Neu-Deutschland in Nordamerika. Massenauswanderung, nationale Gruppensiedlung und liberale Kolonialbewegung 1815-1860*. Baden-Baden: Nomos, 1991. S. 206.

26 von Senger und Etterlin. *Neu-Deutschland* (wie Anm. 25). S. 214ff.

27 Friedrich von Raumer. *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika*. 2 Bände. Leipzig: Brockhaus, 1845. Bd.1. S. VIIf.

28 Samuel Ludwigh. *Licht und Schattenseiten Republikanischer Zustände. Skizziert von Samuel Ludwigh während seiner Reise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1846/47*. Leipzig: Wilhelm Jurany, 1848. S. V.

Im Laufe des Vormärz wuchs die Zahl der Verfasser, die Amerika aus erster Hand kannten; sei es durch Emigration, etwa nach den Karlsbader Beschlüssen, oder, wie Raumer, durch eine Forschungsreise. Expeditionen, die bis zum 18. Jahrhundert eher in den Natur- und Geowissenschaften üblich gewesen waren, wurden immer öfter auch aus politischem oder rechtswissenschaftlichem Interesse unternommen.²⁹ Friedrich List oder Friedrich von Rönne suchten Anregungen in Wirtschaftsfragen, andere beschäftigte die Lehre vom Gefängniswesen, die Pönologie. Besonders Letztere gab immer häufiger Anlass zu Reisen. Der berühmteste Vertreter dieser Gefängnisinspektoren bleibt Alexis de Tocqueville, aber auch Friedrich von Raumer, Ludwig Tellkamp und Nikolaus Julius widmeten dieser Thematik besondere Aufmerksamkeit und gaben ihr Interesse am Strafsystem als einen entscheidenden Reisegrund an.³⁰

Ein anderer Ansatz in der Auseinandersetzung mit Amerika stützte sich auf die abstrakte Analyse der Verfassung und Gesetzgebung, ohne eigene Feldforschung, was den wissenschaftlichen Stellenwert und Anspruch dieser Werke nicht minderte, ganz im Gegenteil, wie etwa das Beispiel Robert von Mohls zeigt. Sein *Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika* ist eine der, wenn nicht die wissenschaftlich fundierteste Studie über die USA während des Vormärz. 1823 erschienen, lange vor Raumer und noch vor Tocquevilles großem Werk *De la Démocratie en Amérique*, zu einer Zeit, als in den deutschen Staaten noch „gänzliche[r] Mangel an einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Gegenstandes“ herrschte.³¹ Damit, so hieß es in der Festschrift zu seinem 70. Geburtstag, sei Mohl, der spätere Justizminister der Provisorischen Zentralgewalt der Frankfurter Nationalversammlung,

29 Peter Brenner. *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989. S. 445.

30 *Verzeichnis der Bibliothek des Dr. [Nicolaus] Julius. Verzeichnis einer während vierzig Jahren in Europa und Amerika zusammengebrachten Bibliothek welche viele seltene Werke, insbesondere über Alterthümer und die Literaturen der Spanier, Italiener, Franzosen, der Briten und der Urbewohner Amerika's enthält. So wie aus den Gebieten der Heilkunde, der Armenfürsorge und Wohltätigkeits-Anstalten, der Schulen, der Gefängnis-kunde und verschiedene Zweige der Statistik. Welche in Berlin am 21. October 1850 öffentlich versteigert werden soll*. Berlin: Staatsbibliothek, 1850.

31 Ernst Meier. „Robert von Mohl“ *Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft* 34.3 (1878): S. 431-528, hier S. 446.

nicht nur der Erste gewesen [...], der das Verfassungsrecht der nordamerikanischen Union wissenschaftlich und systematisch bearbeitet hat, sondern [der] auch durch Bezeichnung der Quellen und Hilfsmittel Anderen die Bahn für ähnliche Forschungen geebnet [hat].³²

Klaus von Beyme vergleicht den Ansatz in den verfassungsrechtlichen Schriften Mohls mit der heute im englischsprachigen Raum als „comparative government“ bekannten Methodik, bei der man durch das Vergleichen verschiedener Regierungssysteme allgemeine Strukturen zu erkennen sucht, um abstrakte Systeme zu konstruieren. In diesem Sinne, so Beyme weiter, könne man Mohl als einen der ersten Politikwissenschaftler sehen (vgl. auch den Beitrag von Robert Leucht).³³ Tatsächlich wurde Mohl, ein studierter Jurist, auf einen der ersten Lehrstühle für Staatswissenschaft an die Universität Tübingen berufen. Die bekanntesten Vertreter dieser sich neu formierende Disziplin waren meist Juristen oder Historiker, die jedoch jeweils die traditionellen Ansätze ihrer Fächer modifizierten. In Abgrenzung von der klassischen Geschichte, die in jener Zeit noch stark auf die Antike und das Mittelalter fokussiert war, beschäftigte man sich mit den Regierungen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, so dass die neue Republik jenseits des Atlantiks ins Blickfeld rückte. Friedrich von Raumer erntete unter seinen Fachkollegen immer wieder Kritik für seine gegenwartsnahe Ausrichtung. Unter Juristen kamen neue Impulse besonders aus dem Staats- und Verfassungsrecht (vgl. ergänzend auch den Beitrag von Chenxi Tang zum Völkerrecht), was unter den politischen Umständen durchaus brisant sein konnte.³⁴

Ein weiterer Vorläufer der Staatswissenschaft war die Statistik, die schon Ende des 18. Jahrhunderts verbreitet war. Nicht wie die heutige Statistik eng

32 Johann Rütimann. *Kirche und Staat in Nordamerika. Festschrift für Robert von Mohl*. Zürich: Birkli, 1871. S. IIf.

33 Klaus von Beyme. *Robert von Mohl. Politische Schriften. Eine Auswahl*. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1966. S. XXI.

34 Der Kasseler Jurist Friedrich Murhard wurde 1845 festgenommen, weil er im *Staats-Lexikon* den Mangel einer dem amerikanischen Bundesgerichtshof vergleichbaren Institution im Deutschen Bund beklagt hatte. Die kurhessische Regierung verhängte vier Monate Haft und 300 Reichstaler Geldstrafe. Vgl. Herbert Schäfer. „Friedrich Murhard – Geschichte einer politischen Verfolgung“. *Friedrich und Karl Murhard. Gelehrte Schriftsteller und Stifter in Kassel*. Kassel: Weber und Weidemeyer, 1988. S. 14-35, hier 14.

der Mathematik verwandt, sondern als ein „hybrid of present-day History, Political Geography and Political Science“³⁵ war sie prädestiniert, sich einer neuen Nation wissenschaftlich anzunähern. Ähnlich der heutigen Landeskunde griff die Statistik damit letztlich dem vor, was im 20. Jahrhundert für Nordamerika die Amerikanistik oder die Amerika-Studien werden sollten:

Der Versuch, [...] die traditionellen methodischen und institutionellen Grenzen [...] durchzubrechen[sic] und die wissenschaftliche Beschäftigung mit Amerika als interdisziplinäre Kulturwissenschaft zu begründen.³⁶

Quellengrundlage und Strukturbildung

Wenn Mohl auch der erste gewesen sein mag, der sich Amerika mit einem staatswissenschaftlichen Ansatz genähert hatte, so war das Thema zuvor nicht völlig unbearbeitet gewesen. Mit dem Werkzeug der Statistik hatte es um die Jahrhundertwende bis zum Beginn der Napoleonischen Kriege erste Studien zu Amerika gegeben, die als Grundlagen für die Amerika-Forschung des Vormärz nicht zu unterschätzen sind. Der kleinen Gruppe um Christoph Daniel Ebeling, dem „father of German scientific research on North America“, ging es – dem Ziel der Statistik entsprechend – um eine enzyklopädische Darstellung des Landes, seiner Gesellschaft und seiner Kultur.³⁷ Ebelings eigenes Werk, das unvollendet blieb, nicht zuletzt weil es dermaßen umfassend angelegt war, ist das beste Beispiel.³⁸ Direkte Informationen aus der neuen Welt waren noch sehr lückenhaft, und so galt es zu allererst,

35 August Arnold. *Einleitung in die Staatslehre durch tabellarische und vergleichende Darstellung von sieben neuen Verfassungen, der englischen von ..., [sic] nordamerikanischen von 1787, französischen von 1791, spanischen von 1812, französischen von 1814, norwegischen von 1814, belgischen von 1831 und Untersuchungen über die wichtigsten Fragen, die bei den neueren Verfassungsentwürfen zur Sprache kommen*. Berlin: Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1849, S.V; Vgl. Skard: *American Studies in Europe* (wie Anm. 11), S. 218.

36 Martin Christadler. „Vorwort“. *Amerikastudien – Theorie, Geschichte, interpretatorische Praxis*. Hg. Ders./Günther Lenz. Stuttgart: Metzler, 1977. S. 5.

37 Horst Dippel. *Germany and the American Revolution, 1770-1800: A Sociohistorical Investigation of Late Eighteenth-Century Political Thinking*. Stuttgart: Steiner, 1978. S. 56.

38 Christoph Daniel Ebeling. *Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika*. 7 Bde. Hamburg: Bohn, 1795. Bd. I.

Materialien und Quellen zugänglich zu machen. Gerade darin liegt das Verdienst dieser frühen Werke. Materialsammlungen wie Wilhelm Dohms *Materialien zur Statistik* von 1785 enthielten neben der Unabhängigkeitserklärung auch die bekanntesten Texte Thomas Paines sowie einzelne Erwidierungen darauf.³⁹ Gemeinsam mit Dietrich Hermann Hegewisch aus Kiel gab Ebeling von 1795 bis 1797 *Das Amerikanische Magazin* heraus. Es war die erste Zeitschrift, die sich ausschließlich Amerika widmete.⁴⁰ Neben Artikeln über Wirtschaft, Klima, Geschichte und Politik enthielt jedes Heft mehrere Rezensionen – fast ausschließlich zu amerikanischen Büchern, die sich vermutlich größtenteils Ebeling über den Atlantik hatte kommen lassen.

Nach dem Ende der Napoleonischen Kriege bildeten sich verschiedene Zeitschriften mit einer ähnlichen Ausrichtung wie einst die Publikation Ebelings.⁴¹ Besonders das Magazin *Atlantis* legte seinen Schwerpunkt auf die Veröffentlichung von Materialien aus den Vereinigten Staaten und deren Übersetzung⁴² und trug damit zu der Grundlage bei, auf der sich die wissenschaftliche Arbeit zu Amerika weiterentwickeln konnte.

Die meisten Primärtexte und Quellen aus den USA fanden ihren Weg nach Deutschland jedoch über den Umweg französischer Übersetzungen. Bei der ersten deutschen Version der Unabhängigkeitserklärung, die diesseits des Atlantiks entstand, lässt sich klar die französische Version als Grundlage erkennen.⁴³ Aber für die Wissenschaftler war eine deutsche Version der Quellen ohnehin nicht zwingend. Die *Federalist Papers* erschienen zum Beispiel erst in den 1860er Jahren auszugsweise auf deutsch, waren aber dennoch weit verbreitet in der Amerika-Forschung des Vormärz. Das abwertende Urteil Robert von Mohls über die französische Übersetzung des Textes macht

39 Ebd. S. 34.

40 Dietrich Hermann Hegewisch und Christoph Daniel Ebeling (Hg.). *Das Amerikanische Magazin oder authentische Beiträge zur Erdbeschreibung, Staatskunde und Geschichte von Amerika, besonders aber der vereinten Staaten.* (1795-97).

41 Volker Depkat. *Amerikabilder in politischen Diskursen. Deutsche Zeitschriften von 1789 bis 1830.* Stuttgart: Klett, 1998. S. 177.

42 *Atlantis. Journal des neusten und wissenschaftlichsten aus dem Gebiete der Politik Geschichte, Geographie, Statistik, Culturgeschichte und Literatur der nord- und südamerikanischen Reiche mit Einschluss des westindischen Archipelagus* (1826-27). Vgl. Depkat. *Amerikabilder* (wie Anm. 41) S. 181.

43 Willi-Paul Adams. „German Translations of the American Declaration of Independence“. *Journal of American History* 85 (1999): S. 1325-1349.

deutlich, dass selbst englische Originale erhältlich waren und auch gelesen und verstanden wurden.⁴⁴

Seit den 1820er Jahren wurden neben amerikanischen Autoren aus der Literatur zunehmend auch Verfasser akademischer und politischer Schriften in Deutschland rezipiert. Die *Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und die Gesetzgebung des Auslandes* bot eine wichtige Plattform für Rezensionen zu US-Publikationen. Darüber hinaus gab es darin eine ausgewiesene Sparte zum nordamerikanischen Staatsrecht. Deutsche Professoren und Politiker wie Heinrich Zachariä, Robert von Mohl und Carl Anton Mittermaier veröffentlichten hier ebenso wie Wissenschaftler und Entscheidungsträger aus den USA, sowohl deutsche Emigranten, etwa Francis Lieber oder Karl Follen, als auch prominente Amerikaner wie Bundesrichter Joseph Story. Besonders häufig nutzten Beiträger dieses Forum, um ihre Kollegen und Leser durch Rezensionen auf Neuerscheinungen in Europa und Amerika aufmerksam zu machen. Eugen Doll bemerkt dazu:

Truly admirable, however, was the critical and intelligent scrutiny which translations and originals alike found at the hands of reviewers. [...] It is revealing to consider the productions of the day in terms of reviews, and to see how firmly the critical foundations of Amerikakunde were being laid in terms of German scholarship.⁴⁵

Gerade das staatswissenschaftliche Interesse an den USA in Deutschland übertraf in seinem Umfang die zeitgenössische Amerika-Forschung in den meisten übrigen europäischen Staaten während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.⁴⁶ In Periodika wie der *Kritischen Zeitschrift* oder auch Friedrich Murhards Publikation *Allgemeine Politische Annalen* (1821-24) entstand der Grundstock eines „Kommunikationszusammenhang[s] von Wissenschaftlern und Gelehrten“⁴⁷, die ein Interesse an Amerika teilten. Damit war frei-

44 Erich Angermann. *Robert von Mohl. 1799-1875. Leben und Werk eines altliberalen Staatsgelehrten*. Neuwied: Luchterhand, 1962. S. 32.

45 Eugen Edgar Doll. „American History as interpreted by German Historians from 1770- 1815“. *Transactions of the American Philosophical Society* 38 (1948): S. 421-526. S. 446.

46 Skad. *American Studies* (wie Anm. 11). S. 231.

47 Heinz Gollwitzer. „Ideologische Blockbildung als Bestandteil internationaler Politik im 19. Jahrhundert“. *Historische Zeitschrift* 201 (1965): S. 306-333, hier S. 321.

lich noch keine neue Disziplin geschaffen; aber dem Thema ‚Amerika‘ kam zweifelsohne eine zentrale Stellung im (staats-)wissenschaftlichen Diskurs zu, an dem sich vorwiegend Juristen und Historiker beteiligten.

Die Wissenschaftssoziologie unterscheidet vier Phasen bei der Herausbildung eines wissenschaftlichen Spezialgebiets.⁴⁸ Im Vormärz hatte die Beschäftigung mit den USA die erste Phase, in der sich Forscher aus völlig unterschiedlichen Zusammenhängen einem bestimmten Thema zuwenden, bereits durchlaufen. In den Entwicklungen zwischen 1820 und 1860 lassen sich eindeutig die Merkmale der zweiten Phase erkennen; neben dem „Kommunikationsnetzwerk“ eine zunehmende Konzentration von Wissenschaftlern aus bestimmten Feldern – hier Historiker und Juristen, dann Staatswissenschaftler. Selbst erste Indikatoren der dritten Phase („Gruppenbildung“) zeichneten sich ab. Damit blieb als letzter Schritt nur die Institutionalisierung noch aus, die sich allerdings erst knapp hundert Jahre später mit dem Einzug der Amerika-Studien in den deutschen Universitäten nach dem 2. Weltkrieg endgültig vollziehen sollte.

Analog zu dem wissenschaftlichen Umgang mit den USA trat die politische Dimension der Thematik immer stärker in den Vordergrund. Da die junge Republik den überwiegend monarchischen Regierungen der deutschen Staaten ohnehin suspekt war, potenziert sich bei ihrer Betrachtung die allgemein im Vormärz um sich greifende Politisierung der Wissenschaften, wobei sich selbst für frühere Übersetzungsarbeiten politische Motive nicht völlig ausschließen lassen. Für ein Standardwerk wie David Ramseys *History of the American Revolution*, das immer wieder in der Literatur zu Amerika zitiert wurde, hatte bereits 1794 Georg Forster im Auftrag des Berliner Verlegers Christian Friedrich Voss eine deutsche Übersetzung geliefert. Bedenkt man die liberale Einstellung des Verlegers und die republikanischen Neigungen des Übersetzers, liegt schon hier ein politischer Hintergrund des Projekts nahe.⁴⁹

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts kann als „eine der folgenschwersten Wendezeiten in der ganzen Geschichte des deutschen Hochschulwesens“ gelten.⁵⁰ Nachdem die Rufe nach Veränderung immer lauter geworden

48 Peter Weingart. *Wissenschaftssoziologie*. Bielefeld: Transcript, 2003. S. 45f.

49 Willi-Paul Adams. „German Translations of the American Declaration of Independence“. *Journal of American History* 85 (1999): S. 1325-1349, hier S. 1332.

50 Charles McClelland. „Die deutschen Hochschullehrer als Elite 1815-1850“. *Deutsche Hochschullehrer als Elite. 1815-1945*. Hg. Klaus Schwabe. Bop-

waren, fand ein Wandel der praktischen Abläufe und des gesellschaftlichen Anspruchs der Universitäten statt. Damit änderte sich auch die Rolle des wissenschaftlichen Lehrers. Aus dem unabhängig forschenden Privatgelehrten einerseits und dem nur auf die formalisierte Vermittlung ausgerichteten „schulmeisterischen Pedanten“ andererseits entwickelte sich der Professor im Staatsdienst, der eigenständige Forschung und öffentliche Lehre verbinden sollte.⁵¹ Aus dieser Umdeutung ergab sich jedoch nicht selten der Zwiespalt zwischen freier Wissenschaft und Loyalität gegenüber der Regierung. Hinzu kam, dass Universitäten Studenten wie Professoren über die Grenzen der Einzelstaaten hinaus zusammenbrachten und somit als wichtige Foren des Austauschs dienten. Das politische Potential, das damit sowohl inhaltlich als auch logistisch an den Universitäten vorhanden war, ließ Regierungen schnell Verdacht schöpfen. Die Karlsbader Beschlüsse 1819 richteten sich außer gegen Publizisten in besonderem Maße gegen Professoren und Akademiker. Die Vorgänge um die Göttinger Sieben 1837 sind nur ein Beispiel für das gespannte Verhältnis von Staat und Universität. Durch eine Professionalisierung der Hochschullehrerausbildung entstand ein neuer, wenn auch noch recht vager „Maßstab der Wissenschaftlichkeit“, der Akademikern beachtliche Autorität verschaffte. Unter diesen Voraussetzungen waren Professoren sowohl in ihrem Selbstbild als auch in der öffentlichen Wahrnehmung eindeutig politische Akteure und der Typus des ‚politischen Professors‘, gewann zusehends an Bedeutung. Sie galten als „eine Werteelite, in dem sie als Wissenschaftler moralische und politische Normen verkündeten, ja vorzuleben suchten.“⁵² Sie entwickelten sich zu einer Führungsschicht

part a. R.: Boldt, 1988. S. 27-54, hier S. 29; Denis Sdvizkov setzt die Bedeutung der preußischen Bildungsreform für Deutschland gar mit der Bedeutung der Industrialisierung für Großbritannien gleich (*Das Zeitalter der Intelligenz. Zur vergleichenden Geschichte der Gebildeten in Europa*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006. S. 78).

- 51 Helmuth Pleßner. „Zur Soziologie der modernen Forschung und ihrer Organisation in der deutschen Universität.“ *Versuche zu einer Soziologie des Wissens*. Hg. Max Scheler. München, Leipzig: Duncker & Humblot 1924. S. 407-425, hier S. 417; McClelland. „Hochschullehrer“ (wie Anm. 50). S. 29 und S. 50.
- 52 Schwabe. *Hochschullehrer als Elite* (wie Anm. 50). S. 16; vgl. auch: Kurt Lenk. „Elite‘ – Begriff oder Phänomen?“ *Aus Politik und Zeitgeschichte* 42 (1982): S. 27-37.

innerhalb des ohnehin gesellschaftlich dominanten Bürgertums und fungierten als ‚Sprachrohr‘ dieser politischen Klasse.⁵³

Männer wie Karl von Rotteck oder Carl Theodor Welcker brachten ihre wissenschaftliche Arbeit direkt mit ihren politischen Bestrebungen in Verbindung. Für sie waren Überlegungen zur Staatslehre nicht theoretische Abstrakta, sondern hatten einen unmittelbar normativen Charakter.⁵⁴ Das Rotteck-Welckerscher *Staats-Lexikon* ist geradezu emblematisch für diese Verwobenheit von wissenschaftlichem Diskurs und politischem Anspruch.⁵⁵ Es gilt bis heute als ein kanonisches Werk des süd-westdeutschen Liberalismus im Vormärz. In Bezug auf Studien zu den USA fällt auf, dass gerade die Artikel, die sich direkt oder indirekt mit Amerika befassten oder es zumindest substantiell in der Argumentation anführten, im Laufe der drei Auflagen zwischen 1834 und 1856 am stärksten überarbeitet wurden. In der Ausgabe von 1843 etwa übersetzte Friedrich Murhard die Passage der Unabhängigkeitserklärung, die dem Volk das Recht zusprach, seine Regierungsform „zu verändern oder abzuschaffen“ [„to alter or to abolish“], noch wörtlich.⁵⁶ In einer überarbeiteten Version von 1847 wurde daraus „das Recht [die Regierung] zu stürzen“.⁵⁷ Zum einen war die wiederholte Überarbeitung sicherlich dem noch stetig wachsenden Detailwissen über die ferne Republik geschuldet, zum anderen aber zeigt sich hier, dass der Blick über den Atlantik gerade in politisch heiklem und umstrittenem Kontext eine Rolle spielte.

53 McClelland. „Hochschullehrer“ (wie Anm. 50). S. 35; Vgl. auch Wilhelm Füßl. *Professor in der Politik. Friedrich Julius Stahl (1802-1861)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1988. S. 9.

54 Wolfgang Dippel. *Wissenschaftsverständnis, Rechtsphilosophie und Vertragslehre im vormärzlichen Konstitutionalismus bei Rotteck und Welcker*. Freiburg: Lit, 1989. S. 44; Vgl. auch Horst Ehmke. *Karl von Rotteck, der „politische Professor“*. Karlsruhe: C. F. Müller, 1964.

55 *Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften*. Hg. Carl Theodor Welcker/Karl von Rotteck. 12 Bände. Altona: Johan Friedrich Hammerich, 1845-1848.

56 Friedrich Murhard. „Nordamerikanische Revolution“. *Staats-Lexikon* (wie Anm. 55). Bd. 3. S. 351.

57 Adams. „German Translations“ (wie Anm. 49). S. 1334.

„Amerika“ als Thema der politischen Professoren

Die Mehrheit der prominenten Amerikawissenschaftler des Vormärz entsprach klar dem Typus des ‚politischen Professors‘ und viele von ihnen wurden 1848/49 in die Nationalversammlung gewählt. Es wäre allerdings zu kurz gegriffen, das Interesse an Amerika einer bestimmten politischen Richtung zuzuordnen. Zu den zentralen Figuren gehören prominente Vertreter des süd-westdeutschen Liberalismus wie Robert von Mohl, „der das amerikanische Staatsrecht am besten kennt“⁵⁸, die beiden Heidelberger Juristen Carl Solomon Zachariä und Carl Anton Mittermaier, die die *Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes* herausgaben, sowie der Jurist Friedrich Murhard aus Kassel. Ebenso einflussreiche Publikationen kamen von eher konservativen Preußen wie den Berliner Historikern Friedrich von Raumer und Carl Josias Bunsen, die beide zeitweise auch im diplomatischen Dienst waren. Darüber hinaus wäre noch Francis Lieber zu nennen, dessen Schriften in Deutschland gut bekannt waren, obgleich er bereits Anfang der 1820er Jahre in die USA ausgewandert war.⁵⁹ Auch der konservative Katholik Franz Josef Buß aus Baden, der Philosophie und

58 Carl Anton Mittermaier über Mohl in einem Brief an Francis Lieber 21.10.1844. Francis Lieber Papers. Box 57. Huntington Library Pasadena.

59 Christian Carl Josias Bunsen. *Die Deutsche Bundesverfassung und ihr eigenenthümliches Verhältnis zu den Verfassungen Englands und der Vereinigten Staaten. Zur Prüfung der Entwurf des Siebzehn. Sendschreiben an die zum Parlamente berufene Versammlung.* [Flugschrift] Frankfurt a. M.: Hermann 1848 [auch London 1848]; Francis Lieber. *Manual of Political Ethics.* Bd. 1. Boston: Charles C. Little & James Brown, 1838; Ders. „Englische und französische Freiheit“. *Die englische Staatsverfassung in ihrer Entwicklung nach der neuesten Schrift von E. S. Creasy.* Hg. Carl Anton Mittermaier. Heidelberg: Mohr, 1849; Robert von Mohl. *Das Bundes-Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.* Stuttgart/Tübingen: Cottasche Buchhandlung, 1824; Friedrich Murhard. *Völkssouveränität im Gegensatz der sogenannten Legitimität.* Kassel: Bohné, 1832; Friedrich Raumer (Hg.). *Leben und Briefwechsel George Washingtons nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet.* 2 Bde. Leipzig: Brockhaus, 1839. Ders. *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.* 2 Bde. Leipzig: Brockhaus, 1845; Friedrich Wilhelm Zachariä. „Ueber Europa's Zukunft“. *Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes.* 4 (1832): S. 305-377; Ders. „Constitution der Vereinigten Staaten (Nordamerika)“ *Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes.* 8 (1836): S. 1-34.

Rechtswissenschaft, aber auch Medizin studiert hatte, veröffentlichte zu den USA. Er war zwar entschieden kritischer als die meisten anderen und wies explizit darauf hin, dass er von seiner „der nordamerikanischen vielfach entgegen gesetzten Staatsansicht“ aus argumentierte, was ihn aber nicht daran hinderte, zwei detaillierte und bis in die 1860er Jahre viel zitierte Untersuchungen zum amerikanischen Staatsrecht zu veröffentlichen.⁶⁰

Sie alle teilten jedoch eine moderate Grundeinstellung und positionierten sich rechts und links des Zentrums. Die radikalen Demokraten und Republikaner hingegen glaubten zwar, direkte Anknüpfungspunkte in den USA zu finden, ihre Bezugnahme ging jedoch selten über Rhetorik hinaus. Mit den französischen Verhältnissen kannten sie sich besser aus, aber kaum jemand von ihnen hatte sich, wie etwa Mohl, Mittermaier oder Raumer, während des Vormärz ernsthaft mit der politischen Situation der USA auseinandergesetzt – nicht zuletzt, weil der Anteil tatsächlicher Professoren unter den Radikalen beträchtlich geringer war. Entsprechend enttäuscht und ernüchtert waren viele Republikaner und Demokraten, wie Carl Schurz, Julius Fröbel oder Friedrich Hecker, die nach dem Scheitern der Revolution 1848/49 in die USA flüchteten und mit der Realität des Ideals konfrontiert wurden. Otto Zirckel, einst selbst „glühend für freie Institutionen“, der 1849 einen offenen Brief aus dem amerikanischen Exil schrieb, riet mit Blick auf die radikalen Demokraten in Deutschland:

Es würde für diese jungen Weltverbesserer sehr heilsam sein, wenn man sie auf einige Jahre nach Amerika sendete, sie würden mit ganz anderen Ideen nach ihrem Vaterland zurückkehren.⁶¹

Keiner der politisch moderateren Vertreter, die sich im Vormärz intensiver mit den USA befassten, favorisierte erstlich eine direkte Übertragung ihres

60 Franz Josef Buß. *Über die Verfassungs-Urkunde der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Historischer Theil, nach Story's Commentarien bearbeitet.* Leipzig: Hinrichs, 1838. S. XXVI; Ders. *Vergleichendes Bundesstaatsrecht von Nordamerika, Teutschland und der Schweiz. Das Bundesstaatsrecht der vereinigten Staaten Nordamerika's nach J. Story's Commentaries in the Constitution of the United States.* Karlsruhe: Macklot, 1844.

61 Otto Zirckel. *Die Demokratie und die socialen Verhältnisse Nord-Amerika's, verglichen mit den neuesten derartigen Bestrebungen in Europa und einige Notizen über die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten.* Halle: Schmidt, 1849. S. 7f.

politischen Systems auf Europa. Sie alle hielten es nicht nur für wenig ratsam sondern für schlicht unmöglich und legten ausnahmslos in ihren Arbeiten die Gründe dar. Die Verschiedenartigkeit der historischen Zusammenhänge spielte dabei ebenso eine entscheidende Rolle wie die geographischen und sozialen Gegebenheiten des anderen Kontinents. Das Argument gegen die Übertragbarkeit des fremden Systems legte der preußische Mathematikprofessor Wilhelm Albert Kosmann in einer Rede vor der Nationalversammlung dar und schloss mit einem Bild:

Nun, meine Herren, sie nehmen ihr gesamtes Capitalvermögen zusammen, [...] und geben es einem Baumeister ihnen ein Haus zu bauen, und hören von diesem Manne [...] er wolle ihnen ein Haus bauen, nach einem Systeme, das bisher hier nicht üblich gewesen, dass er zwar zugestehen müsse, der Boden sei nicht passend, klimatische und andere Verhältnisse könnten ihm Hindernisse in den Weg legen, indessen glaubte er doch das Haus werde stehen, obwohl er auch zugeben müsse, dass es einstürzen könne, was würden sie zu einem solchen Baumeister sagen?⁶²

Angesichts ihres „inneren Zwiespalt[s] zwischen Bewunderung und Resignation“, den Horst Dippel als „symptomatisch“ für das Amerikabild gerade der Liberalen bis 1848 diagnostiziert⁶³, waren sie bemüht, die Unterschiede anzuerkennen und gleichzeitig geschickt auszuwählen und Parallelen zu ziehen, um die Einsichten für ihre Argumentation nutzbar zu machen. In „geeignete Verbindung gebracht“, erklärt der preußische Jurist Robert von der Goltz 1848, könne die Amerika-Forschung „die trefflichsten Materialien zu einem dauerhaften deutschen Verfassungsbau“ liefern.⁶⁴

62 Wilhelm Albert Kosemann 23.6.1848. *Stenographische Berichte* (wie Anm. 2). Bd. 1. S. 510.

63 Horst Dippel. „Vorbild Amerika? Die Diskussion um die amerikanische Verfassung in Deutschland im Vormärz“. *Amerika. Entdeckung. Eroberung. Erfindung*. Hg. Winfried Herget. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, 1995. S. 179-196, hier S. 190.

64 Robert von der Goltz. *Ideen über die Reorganisation des Deutschen Bundes und der deutschen Staats-Verfassungen, nebst einer Skizze zu einer Verfassungs-Urkunde für den Deutschen Bund*. Berlin: Decker, 1848. S. 4.

Argumentative Anwendung im politischen Diskurs

Am häufigsten wurde die amerikanische Realität für Argumentationen ins Feld geführt, in denen es um die Ausdifferenzierung föderativer Systeme ging. In seinem Eintrag zum Stichwort ‚Bund‘ im *Staats-Lexikon* nutzte Carl Theodor Welcker explizit und ausschließlich die USA, um das Konzept eines Bundesstaates zu erklären.⁶⁵ In der Staatstheorie des Vormärz wurden die Konzepte von Staatenbund und Bundesstaat noch grundsätzlich verhandelt und über Kategorisierung und systematische Unterscheidungskriterien gestritten. Gerade diejenigen, die mit dem Deutschen Bund unzufrieden waren, maßen diesen Fragestellungen besonderes Gewicht bei. Handelte es sich beim Deutschen Bund von 1815 bereits um einen Bundesstaat oder war er letztlich nur ein Staatenbund? Wie viel Macht sollte der Zentralgewalt zudedacht werden, welche Souveränitäten behielten die Einzelstaaten und welche Rolle und Position hatten die Bürger oder das Volk? Föderative Lösungen hatten schon lange Tradition im deutschen Staatsdenken, und die Konföderation deutscher Staaten im Mittelalter hatten Alexander Hamilton and James Madison beim Verfassen der *Federalist Papers* – besonders Nr. 19 – als Anschauungsmaterial gedient.⁶⁶ Es kann daher keineswegs von einem einseitigen Transfer die Rede sein.⁶⁷ Die Realität des föderalen Systems in den USA hatte jedoch eine besondere Wirkmacht für das politische Denken in Deutschland. Die überwiegende Mehrheit der Publikationen und Pamphlete, die am Schnittpunkt zwischen Wissenschaft und Politik erschienen, sowohl während des Vormärz als auch im direkten Umfeld der Revolution, befassten sich mit Föderalismus. Robert von Mohl griff schon 1823 in diesem Zusammenhang erstmals das amerikanische Beispiel auf, später folgten unter anderen Welcker, Buß und Bunsen.⁶⁸ In der Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten föderativer Organisation zogen einige Autoren sogar

65 Carl Theodor Welcker: „Bund, Bundesverfassung“. Rotteck/Welcker: *Staats-Lexikon* (wie Anm. 55). Bd. 2. S. 712.

66 Alexander Hamilton/James Madison/John Jay. *The Federalist Papers* [1787-1788]. Hg. Gary Wills. New York: Bantam Books, 1982, S.106-111.

67 Michael Dreyer. *Föderalismus als ordnungspolitisches und normatives Prinzip. Das föderative Denken der Deutschen im 19. Jahrhundert*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1987.

68 Vgl. Carl Josias Bunsen, Franz Josef Buß und Theodor Welcker (wie Anm. 59, 60 und 65).

historische Parallelen zwischen der Entwicklung der amerikanischen Verfassung und den ihr vorausgegangen *Articles of Confederation*, um den Schritt zu illustrieren, der in ihren Augen aus dem Deutschen Bund einen Bundesstaat machen würde. So erklärte etwa der langjährige preußische Gesandte in Washington, Friedrich Ludwig Rönne, 1848:

Ich glaube nämlich, dass wir uns bei der Bildung der deutschen Bundesverfassung die amerikanische Bundesconstitution als Muster und Vorbild dienen lassen müssen. [...] Die Vereinigten Staaten unter den Conföderationsartikeln boten im Wesentlichen dasselbe Bild wie die deutschen Bundesstaaten unter der bisherigen Bundesverfassung.⁶⁹

Der Effekt, der mit einer rhetorischen Amerikareferenz einherging, darf freilich nicht unterschätzt werden. Doch anders als die Republikaner und Demokraten konnten bedeutende Vertreter der moderateren Lager, dank ihrer Studien zu den USA während des Vormärz, geschickter und komplexer auf die USA Bezug nehmen und Auslegungen präsentieren, die den eigenen politischen Zielen förderlich waren. Viele Vertreter der politischen Mitte nutzten etwa die Vereinigten Staaten in ihrer Argumentation für die konstitutionelle Monarchie, wie sie die meisten von ihnen, rechts wie links des Zentrums, als Ergebnis der Umwälzungen anstrebten. Alexander Ziegler, ein ausgebildeter Jurist, den sein Interesse für Sprachen nach Nordamerika geführt hatte, behauptete 1848 sogar, man brauche

wahrlich nur die Wahl des Präsidenten in eine programmatische Sanction umzuändern, ihm eine eiserne Krone aufsetzen und das constitutionelle Königthume in den vereinigten [sic] Staaten würde fertig sein.⁷⁰

Dieser Umgang mit dem amerikanischen Beispiel verdeutlicht, dass es sich hier nicht um ein bloßes rhetorisches Stilmittel handelt oder um den Versuch ging, ein Modell zu übertragen, sondern dass vielmehr gezielt Aspekte

69 Rönne 28.4.1848 zitiert nach John Hawgood. *Politische und Wirtschaftliche Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und der deutschen provisorischen Central-Regierung zu Frankfurt am Main 1848-49*. Diss. Heidelberg, 1928. S. 32.

70 Alexander Ziegler. *Republikanische Licht- und Schattenseiten oder Republik in Deutschland und in den Vereinigten Staaten von Amerika*. Dresden: Arnold'sche Buchhandlung, 1848. S. 65ff.

herausgegriffen wurden, um sie als Anschauungsmaterial und Argumentationshilfe ins Feld zu führen.⁷¹ Bei Diskussionen um Republik und konstitutioneller Monarchie etwa, wurde das präsidiale System hinterfragt und es wurden Parallelen zu Wahlmonarchien gezogen. Grundlegende Unterschiede im Verständnis von Volkssouveränität und Repräsentation gieren dabei ins Hintertreffen, wurden dafür aber in einem anderen Kontext umfassend thematisiert, um ein völlig anderes Anliegen zu untermauern. Mohl untersuchte etwa in einem Artikel von 1844, ob mit Hilfe von Repräsentation die „Neigung zur allmählichen Uebertreibung des Grundsatzes der Volksherrschaft“ zu zügeln sei.⁷²

Selbst wenn der ursprüngliche Impetus, sich während des Vormärz mit den USA zu beschäftigen, nicht bei allen Akteuren explizit politisch gewesen sein mag, wurden die Ergebnisse dieser Untersuchungen spätestens in den Debatten der Nationalversammlung größtenteils von eben jenen Akteuren argumentativ instrumentalisiert. Auf diese Weise machte man den Republikanern und Demokraten ihren „[rhetorischen] Trumpf“ ‚Nordamerika‘ streitig,⁷³ konnte sich aber, wenn es opportun war, den Anschein von Radikalität geben, den eine Erwähnung Amerikas zu evozieren vermochte.

Ein ähnliches Phänomen ist beim Umgang mit dem Konzept ‚Revolution‘ festzustellen. Das zwiespältige Verhältnis der Liberalen im Vormärz zur Französischen Revolution lässt sich vor allem auf zwei Gründe zurückführen. Der Terror des Schafotts und die extremen Auswüchse der späten Revolutionsjahre hatten Schock und Abscheu bei vielen Zeitgenossen hervorgerufen, die sich auch in den folgenden Generationen noch nicht verloren hatten. Darüber hinaus waren die Revolutionskriege und bald darauf die Napoleonischen Kriege, die man in den deutschen Staaten klar als Angriffskriege empfand, im Namen *der* Revolution geführt worden. Als 1830 eine weitere Revolution von Frankreich ausgehend Europa zu erschüttern begann, fühlten sich die Frankreichkritiker in ihrer Skepsis bestätigt. Trotzdem

71 Vgl. dazu jetzt Charlotte A. Lerg: *Amerika als Argument. Die deutsche Amerika-Forschung im Vormärz und ihre politische Deutung in der Revolution von 1848/49*. Bielefeld: Transcript, 2011.

72 Robert von Mohl. „Entwicklung der Demokratie in Nordamerika und der Schweiz“. *Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes*. 16 (1844). Abdr. in Robert von Mohl. *Staatsrecht, Völkerrecht und Politik*. 3 Bde. Tübingen: Mohr, 1860-69. Bd. 1 [1860]. S. 493-535, hier S. 493.

73 Victor Jacobi. „Die Republik, wie in Nordamerika, so in Deutschland?“ *Zweite Beilage des Leipziger Tagblatt* 265 (1848): S. 1.

sehnten sich viele nach politischem Wandel. Sie sahen die Notwendigkeit einschneidender Veränderungen, fürchteten sich jedoch vor Radikalisierung und Terror. Wer sich unter diesen Voraussetzungen für Umwälzungen und Revolution aussprechen wollte, war folglich darauf angewiesen, anderswo als im Nachbarland Legitimation zu suchen. Sowohl der konservative Friedrich von Raumer als auch der linksliberale Friedrich Murhard blickten in ihrer Beurteilung und Klassifizierung von Revolution nach Amerika.⁷⁴ Bezeichnenderweise lagen beide in ihrer Argumentation sogar auf einer Linie mit dem reaktionären Metternichberater Friedrich von Gentz. In seiner Schrift über den *Ursprung und die Grundsätze der Amerikanischen Revolution, verglichen mit dem Ursprunge und den Grundsätzen der Französischen* unterschied er in Anlehnung an Edmund Burke die „defensive“ Revolution jenseits des Atlantiks von der „offensiven“ Revolution in Frankreich.⁷⁵ Während die Amerikaner nur die Verteidigung legitimer Rechte zum Ziel gehabt hätten, sei es in Paris um den Umsturz bestehender Ordnungen gegangen.⁷⁶ Historische Narrative zur amerikanischen Unabhängigkeit betonten immer wieder den ruhigen, geordneten, gar elitären Charakter des Umwälzungsprozesses in den Vereinigten Staaten. Friedrich Murhard beschrieb, wie die Kolonisten „fern aller Anmaßung [...] nur Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden im Namen der Amerikaner“ gefordert hätten.⁷⁷ Carl Möhring fragte seine Kollegen in der Paulskirche:

[W]issen Sie, meine Herren, wer diese amerikanische Republik gegründet hat? Männer mit grauen Haaren, Männer die großes Vermögen, ein reiches Einkommen auf dem Spiele hatten.⁷⁸

74 Friedrich von Raumer. *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* (wie Anm. 27). Bd. 2. S. 272; Friedrich Murhard: „Nordamerikanische Revolution“. *Staats-Lexikon*. Hg. Rotteck/Welcker (wie Anm. 55) Bd. 11 (1848). S. 346.

75 Friedrich Gentz. „Der Ursprung und die Grundsätze der Amerikanischen Revolution, verglichen mit dem Ursprunge und den Grundsätzen der Französischen“. 2 Teile. *Historisches Journal* (Mai und Juni 1800): S. 1-96, und S. 98-140, hier S. 134.

76 Ein Definitionsstreit, der letztlich auf ähnliche Weise auch in Amerika selbst geführt wurde, wo die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Auseinandersetzungen zwischen der alten *Whig*-Elite und den neueren Demokratiebewegungen gekennzeichnet war.

77 Murhard. „Nordamerikanische Revolution“ (wie Anm. 56). S. 344.

78 Carl Möring 21.6.1848. *Stenographische Berichte* (wie Anm. 2). Bd. 1. S. 433.

In Abgrenzung von Frankreich war das zentrale Anliegen, in Umbruchphasen Ordnung zu wahren, darin waren sich die Konservativen und die Liberalen einig. Für sie bot das amerikanische Beispiel den Reiz von romantisiertem Freiheitskampf ohne den realen Schrecken des französischen *Terreur*.

Umgewichtungen bei der Auslegung der US-Verfassung in Deutschland müssen im Kontext der politischen Situation gesehen werden. Murhards Artikel zu ‚Revolution‘ im *Staats-Lexikon* habe, so Norbert Fuchs, „mehr über seine Ideale und seine Vorstellungen als über die wirklichen Verhältnisse“ ausgesagt.⁷⁹ Diese gezielte Auswahl, situationsbezogene Interpretation und argumentative Anwendung amerikanischer Konzepte im politischen Diskurs war jedoch nur möglich, weil ihr eine grundlegende wissenschaftliche Beschäftigung mit der Thematik vorausgegangen war. Das Politische an der Amerika-Forschung des Vormärz war die argumentative Nutzung des Beispiels ‚Amerika‘ nicht etwa durch die radikalen Republikaner oder die überzeugten Demokraten, sondern durch ‚politische Professoren‘ unter den moderateren Liberalen. Sie instrumentalisieren ihre eigenen staatswissenschaftlichen, juristischen und historischen Untersuchungen zu den USA, um politische Konzepte wie Föderalismus, Revolution oder Republik in der öffentlichen Debatte zu schärfen und zu differenzieren und um sich gegen radikalere Interpretationen aus Frankreich zu verwahren. Dass sie sich dabei auch den Mythos und idealen Nimbus des fernen Landes zu Nutzen machten, steht außer Frage. Damit verblieb der Amerika-Forschung im Vormärz, trotz ihrer meist liberal-konservativen Vertreter, immer ein Hauch von politischer Radikalität.

79 Norbert Fuchs. *Die politische Theorie Friedrich Murhards 1778-1853. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liberalismus im Vormärz*. Diss. Erlangen-Nürnberg, 1973. S. 306.

Arne Koch (Waterville)

Transnational Zoographies

Colonial Goods, Taxidermy, and Other Repercussions

Wer sich [über Säugetiere] ausführlich belehren will, findet Hand- und Lehrbücher genug, welche ihn in verständlicher oder dunkler Weise mehr berichten können, als er vielleicht selbst wünscht. *Unser* Zweck ist, das Leben des Leibes und der Seele, das Leben des ganzen Thieres kennen zu lernen [...].¹

Any careful discussion of the history and popularization of science and knowledge in Germany would simply be incomplete without considering the larger than life persona of Alfred Edmund Brehm (1829-1884). Without too much exaggeration, the name Brehm is perhaps among the most recognizable in modern German culture. A household name still today, the majority of scholars in the far reaches of German Studies will to some extent be aware of at least a handful of Brehm's accomplishments. If not on account of Brehm's undertakings as ornithologist, cultural geographer, or as director of the Hamburg Zoo before Carl Hagenbeck's reign, scholars' familiarity with Brehm will as a minimum stem from the opus magnum forever linked to his family name: *Brehms Illustriertes Thierleben*. In its various colorful reincarnations, this thirteen-volume zoological encyclopedia has been listed, ever since its original six-volume edition in 1864, among the most widely read and popularized texts of its kind in Germany and beyond. Affecting in various ways not only future cohorts of zoologists and educators (among them Heinrich Dathe and Bernhard Grzimek) but also literary luminaries, including Alfred Döblin, Gerhart Hauptmann, Franz Kafka, and Paul Celan, Brehm's influence on the popular and cultural imagination of entire generations has actually been compared by some to that of his contemporary Karl Marx.² Despite general agreement that *Brehms Thierleben* can no longer be

1 Alfred E. Brehm. "Ein Blick auf das Leben der Gesamtheit". *Brehms Thierleben. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Kolorirte Ausgabe*. Leipzig: Bibliographisches Institut, 1884. 7.

2 See Andreas Schulze. "Belebrung und Unterhaltung". *Brehms Tierleben im Spannungsfeld von Empirie und Fiktion*. Munich: Utz, 2009. 29ff. Here: 41, 48, 40.

regarded as a scientifically appropriate study of animals, still today, for many readers, his masterpiece continues to serve as an educational and equally entertaining introduction to the greater *world* of animals.³ Ongoing translation projects as well as a myriad of illustrated and digitized editions, lest one forgets a variety of special volumes focused on select animal groups, together highlight Brehm's enduring popularity. Roger Willemsen's 951-page 'selection' of animal tales from the *Thierleben* in 2006 or his subsequent, much shorter, twenty-page booklet for young readers (*Für die Kleinsten*) in 2008 may serve as two exemplary publications that continue to spark the interest of scholars and general audiences in Brehm's life work.⁴ And while such a steady posthumous publication flood of Brehm's oeuvre has spurred a variety of inquiries into Brehm's monumental project – ranging from simplifying celebratory to discretely semiotic to far more insightful intercultural readings⁵ – our critical attitudes require a far more careful consideration of the presence and function of what readers might today view as the deficiencies of Brehm's zoological practice or what some would define as non-scientific, even non-appropriate elements in Brehm's project.

As a study of zoological writings from the period between 1847 and 1864 in which Brehm's ethnographic, literary and zoographic penchants came together as interconnected, marketable tales for readers engaged in processes of constructing a sense of national and personal identities, this article

Schulze also provides a useful biographical sketch for readers not familiar with Brehm (15ff.). See also Andreas W. Daum. *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848-1914*. Munich: Oldenbourg, 1998. 241.

- 3 This essay applies the traditional reference to non-human animals as 'animals' for the purpose of maneuvering more smoothly through complex issues in this discussion of Brehm.
- 4 *Die schönsten Tiergeschichten aus Brehms Tierleben*. Ed. Roger Willemsen/Klaus Ensikat. Frankfurt a. M.: Fischer, 2006; *Brehms Tierleben für die Kleinsten*. Ed. Roger Willemsen/Klaus Ensikat. Frankfurt a. M.: Fischer, 2009.
- 5 See Hans-Dietrich Haemmerlein. *Der Sohn des Vogelpastors*. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt, 1985; Sebastian Schmideler. "Das Leben der Vögel (1861) – Zur Anthropomorphisierung bei Tiervater Alfred Brehm (1829-1884)". *Kodikas/Code. Ars Semeiotica* 28 (2005): 345-378; Sibylle Benninghoff-Lühl. "Das Reich der Tiere und ihr Interpret (zu Alfred Brehm)". *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*. Ed. Alexander Honold/Klaus R. Scherpe. Stuttgart: Metzler, 2004. 36-40.

considers therefore initially the question by what means vastly different accounts could introduce provincial German readers to a 'scientific' view of the 'natural' and 'exotic' world of North Africa and other parts of the globe. Via comparison of Brehm's Africa expeditions from 1847 until 1852, published originally as *Reiseskizzen aus Nord-Ost Afrika* (1853; subsequently as *Brehms Reisen im Sudan. 1847 bis 1852*), with his *Ergebnisse einer Reise nach Habesch* (1863) and the *Illustriertes Thierleben*, this article probes just how ethnographers' and zoologists' adaptive borrowing from different popular and scientific genres as well as frequent intertextual references and insertions of translations (fairy tales; travel writings from other national traditions, etc.) helped facilitate readers' simultaneous glances at the inside and the outside.

Zoology and ethnography in the 1840s and 1850s were still often interchangeably viewed as natural sciences and natural history respectively and even assigned to the medical and philosophical faculties at many German universities. This absorption came despite the fact that Berlin and Breslau had already created professorships in zoology as early as 1811 and that many disciplines followed a move toward a methodologically refined empiricism.⁶ Not unlike Brehm, contemporary zoographers, among them Lorenz Oken, Carl Christoph Vogt and Emil Adolf Roßmäßler (with whom Brehm subsequently published *Die Tiere des Waldes* in 1867 and whom he both thanks for their positive reviews of his *Thierleben* in his introduction to the first edition in 1864 – Brehm's acknowledgement was no longer included in the second edition) as well as popular 'ethnographers', including Wilhelm Heinrich Riehl and Wilhelm Raabe, fulfilled important mediating functions in a process of popularizing scientific fields beyond the confines of higher education (for transfers into narrative prose in this situation of popular 'mixture', see Christoph Schmitt-Maaß's contribution in this volume).

What role then, for example, did the semblance of ethnographic authenticity play in the process of narrating a variety of "contact zones"?⁷ How

6 See Andreas Daum. "Wissenschaft and Knowledge". *Germany 1800-1870*. Ed. Jonathan Sperber. Oxford, New York: Oxford University Press, 2004. 152.

7 I apply Mary Louise Pratt's term "contact zone" in reference to "the space of imperial encounters [...] in which peoples geographically and historically separated come into contact with each other and establish ongoing relations, usually involving conditions of coercion, radical inequality, and intractable conflict." (Mary Louise Pratt. *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*. London: Routledge, 2008. 8).

could Brehm's narratives create the necessary comprehensible input for their "Laienpublikum"?⁸ And what was the ultimate material and ideological impact of these tremendously popular accounts on the German public?

Informed by scholarship on systems of ethnography, on animal studies as well as on German (post)colonialism, this article argues thus principally that Brehm's increasingly popular tales of exotic locales, soon included in high circulation magazines such as *Die Gartenlaube*, in the end stand out not so much for their cultural engagement and educational-formative representation of human Otherness and difference.⁹ Instead, what makes Brehm's works most remarkable is their simultaneous and until now unnoticed popularization of non-human animals – both exotic and domestic – as part of a discursive formation of 'Germanness' and a European self-understanding.¹⁰ This article highlights in this context the extent in which readers find themselves wondering, given the sheer abundance of animal observations alongside a pervasive absence of humans, whether Brehm's travels constitute a failed foray into ethnography¹¹; or whether he intentionally shifted the

-
- 8 I freely adopt Stephen Krashen's applied linguistic notion of 'comprehensible input' to underscore how a process of acquiring knowledge requires comprehensibility and a set of relatable references. See Stephen Krashen. *Explorations in Language Acquisition and Use*. Portsmouth: Heinemann, 2003. Brehm must have developed his own sense for such an input theory when he acknowledged the following in an 1864 letter to a contemporary ornithologist in Mecklenburg: "Wer das Laienpublikum haben will, muß es ihm recht machen." (Quoted in Daum. *Wissenschaftspopularisierung* (FN 2). 257).
- 9 Excerpts from Brehm's writings not only appeared in *Die Gartenlaube* as early as 1858 ("Zwei Weihnachtsabende", "Eine Rose des Morgenlandes") and continued to be featured through 1877 ("Wildschafe der Steppe", "Jagden in der Steppe"), but they were also included in other popular family magazines such as *Aus der Heimath* (1859) as well as scientific periodicals, such as the *Ornithologisches Zentralblatt* (1862), *Meyers Universum* (1863), and *Globus* (1864). See Alfred E. Brehm. *Kleine Schriften. Mit 26 Abbildungen auf 8 Tafeln*. Leipzig: Bibliographisches Institut, 1921. 7.
- 10 See Daum. *Wissenschaftspopularisierung* (FN 2). In his seminal study of the popularization of science, Daum systematically underscores the preponderance of natural-scientific knowledge and its wide political implications in Germany. Regrettably, questions regarding Brehm's dual emphasis on humans and animals are absent not only in his discussion of *Brehms Thierleben*. Cf. 257ff.
- 11 For a discussion of a similar minimization of a human presence in Africa in Dutch and British accounts, see Pratt. *Imperial Eyes* (FN 7). 56ff.

narrative emphasis from humans to animals in order to strategically stage his explorations as a preparatory text for audiences of his later animal tales. What will ultimately be revealed in place of such seeming opposites is how the modes of perception of a German audience for both Brehm's human and animal subjects were affected through his works by almost interchangeable modes of ethnographic and zoographic representation.¹² As a result, Brehm's works raise central questions about the synchronic and diachronic reception of his views on animals as humans and vice versa, all of which culminated in a distinct sense of superiority shared by Brehm and a receptive German audience. What impact this perception may then have had on ensuing German discourses on race, nation, and colonial expansion will be a final consideration of this article as it looks at Brehm's contemporary relevance in widely publicized events in Germany and the United States.

Ethno-Zoographies: Borderlessness of Text and Species

In part because of the overlooked discourse on national identity in Brehm's works, more broadly designed approaches to the *Thierleben* must draw for comparison on Brehm's surprisingly interrelated writings in which he explores the proximity of ethnographic and zoological narratives. His 1855 *Reiseskizzen aus Nord-Ost Afrika* as such combine a range of familiar narrative practices for a broad reading audience occupied, at the time, by a continuing intra-national process of constructing a sense of self.¹³ In approaching

12 Much of the enduring appeal of Brehm's *Thierleben* and his subsequent animal narratives stems largely from his anthropomorphizing characterizations of animals. His zoological sketches of exotic and domestic animals alongside ethnographic accounts from Africa, Asia, and Europe all contributed to setting him apart as an early behavioral scientist. A discussion, however, of the extent in which Brehm's sweeping characterizations of humans and animals may have been a conflation of 1830s and 1840s satirizing physiognomies and hard science will not be the focus of this article.

13 To a large degree, the conservative reaction to the revolutionary efforts of 1848 had forced an intensification of identificatory processes among the reading public. As I argue elsewhere, these processes are widely seen as "products of pseudo-scientific yet authoritative narratives [...] generated through intricate descriptive processes that relied heavily on reader's double exposure to narrative and visual 'truths' about Germany and the world." See Arne Koch. "The

Brehm's travel account then, the question of how Brehm could render successfully the exotic world of North Africa to his provincial German audience is one directly related to the central function of the semblance of ethnographic authenticity in processes in which humans were related to readers by means of animal characteristics. What could readers gain in regards to his treatment of non-European humans from what has been investigated as the anthropomorphization of animals – or as Brehm beautifully puts it in this article's epigraph, “[...] das Leben des Leibes und der Seele, das Leben des ganzen Thieres kennen zu lernen [...]”?¹⁴ Brehm's gradually successful narratives about exotic lands, peoples, and animals, soon plagiarized by writers like Karl May¹⁵ and, in due course, adapted by high circulation illustrated magazines¹⁶, in the end stand out for more than just an experimental engagement with human Otherness and cultural difference.

Instead, Brehm's travels to Northern Africa as well as his subsequent sojourns to the Middle East, Scandinavia and Asia reveal an until now under researched attempt at depicting, even popularizing a seeming *borderlessness* between humans and animals. This borderlessness is notable even if done originally for purposes far removed from most of the ecocritical or animal rights ambitions articulated both in present day fringe politics and

World According to the Region; or How to Read the Globe as a Familiar Text”. *Globalizing Literature and Culture in German-Speaking Europe: Theory and Practice*. Ed. Elke Frederiksen/Katrin Komm. Oxford, New York: Berghahn (forthcoming). Brehm's travel accounts thus directly relate to popular projects like Wilhelm Heinrich Riehl's and *Die Gartenlaube's* “Land und Leute”-series that commenced in the 1850s. For a related historical sketch of the “liberal and democratic impulses [after 1848 for] a broad movement to professionalize the popularization of science” see also Andreas Daum. *Wissenschaft* (FN 6). 158.

14 See Schmideler. *Anthropomorphisierung* (FN 5). 345ff. What may appear on the surface as a psychologization of animals dating back to the Enlightenment, in Brehm's case merely serves to extend his ethology as accessible to his audience. Behavioral scientists, including Klaus Immelmann, have for that reason argued that Brehm had a true engagement with animals' psychology.

15 See Fritz Maschke. “Karl May und Alfred Brehm”. *Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft* 7 (1971): 19-21; Helmut Lieblang. “‘Der Inhaber dieses Buiruldu ...’ Alfred Edmund Brehms Orient in Karl Mays Frühwerk”. *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft* (1997): 232-271.

16 See FN 9.

in cultural theory.¹⁷ After all, even a nineteenth-century animal advocate like Brehm, who struggled to rebuff the Eurocentricity of a Judeo-Christian world, had to stop well short of suggesting anything that would approximate a notion of present-day animal rights. While Brehm concludes his introductory chapter on *Säugethiere* with remarks that implicitly condemn humans' abuse of animals ("[...] traurig, daß der Mensch vergessen kann, daß die höheren Thiere sehr wohl zwischen guter und schlechter Behandlung unterscheiden lernen!"), he does so in the end only to set up what resembles a liturgical finale as to why animals fully deserve to be used (and dominated) by humans whom he places prominently as God's creation and thus worthy rulers at the very top of the food chain: "Aber nicht bloß die wenigen Haustiere, welche hier aufgeführt wurden, müssen dem Menschen zollen mit Leib und Leben [...]."¹⁸

To focus in that case exclusively on Brehm's *Tiergeschichten*, as some have done, to underscore through a chain of semiotic appropriations¹⁹ but a vast number of examples of how Brehm humanized or anthropomorphized animals, in order to conclude that present-day depictions in the media and in *Sachliteratur* continue his *Vermenschlichung*, seems futile and predictable at best. As such, even efforts to salvage this anthropomorphization as something potentially constructive for its utility of fostering a bond between mankind and nature seems simply a little too idealistic.²⁰ In both cases, readers encounter merely confining principles that stop well short of considering how Brehm utilized both humans and animals as subjects. Yet, precisely

17 On the theoretization and politicization of animal rights, see the following influential studies: *Zoologies. The Question of the Animal*. Ed. Cary Wolfe. Minneapolis: University of Minnesota Press, 2003; *Animal Rights. Current Debates and New Directions*. Ed. Carl Sunstein/Martha Nussbaum. Oxford: Oxford University Press, 2004; Donna Harraway. *When Species Meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 2008.

18 *Brehms Thierleben* (FN 1). 35, 36.

19 Schmideler (FN 5) outlines biomorphic, poetomorphic, sociomorphic, scientiamorphic, and mythomorphic examples for Brehm's *Leben der Vögel* (1861) and other representative texts.

20 Much of the marketing campaign for the 2006 Willemsen edition idealized Brehm's humanization of animals in this way. See in contrast Christine Gerhardt's argument against "the pitfalls of idealism" (178) of this sort. Christine Gerhardt. "The Ethics of Animals in Kafka and Adorno". *New German Critique* 97/33.1 (Winter 2006): 159-178.

this shared position as subject is central for understanding Brehm's explorations as ethnographer and zoologist because, in the end, the lamented moral valuations in Brehm's animal and travel accounts together with his personal statements of sympathy and antipathy for animals and humans alike more often than not have readers perceive animals as approximate to humans and vice versa. By looking therefore first at the introduction to Brehm's *Reise-skizzen* and afterwards at select passages from his *Thierleben*, the proximity of humans and animals becomes more evident and ultimately leads toward evaluating its potential function within a more broadly conceived formational process – a process which left ample room for both a creation of a sense of 'Germanness' and as well as for transnational postures.

It is quite easy to imagine how Brehm's journeys provided him with so much rich material for adventurous tales and scientific treatises. Brehm, not unlike other travelers before and after him, encouraged and inspired in different ways to adapt the well-known image prominently employed by Susanne Zantop, namely the arm-chair colonizers and explorers of German-speaking Europe.²¹ Brehm brought back to Europe what became to many readers "a new world so near to [everyone]", as the American journal *The Popular Science Monthly* declared in an 1885 obituary for Brehm.²² For readers in Brehm's native Thuringia, for example, it was thus feasible to imagine as near and comprehensible what was in reality far away and for many German readers impenetrable – ethnographic novelties and zoological particularities were equally foreign lands for provincial German audiences. A need for comprehensibility explains in part why Brehm himself always readily acknowledged to have relied on previously published accounts for his *Reiseskizzen* and the *Thierleben*.²³ While the latter, as a proclaimed natural-scientific account, methodologically necessitated the authority and credibility created by path breaking ornithologists and famous crocodile hunters, the ethnographic practice of his day of quoting at length from long gone travels might strike modern-day readers possibly as odd. These previous journeys, however,

21 Susanne Zantop. *Colonial Fantasies: Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770-1870*. Durham: Duke University Press, 1997. 99.

22 "Sketch of Dr. Alfred E. Brehm". *The Popular Science Monthly* 27 (June 1885): 263-268, 264.

23 See Alfred E. Brehm. *Brehms Reisen im Sudan. 1847-1852*. Ed. Helmut Arndt. Stuttgart: Edition Erdmann, 1983. S. 44; "Aus dem Vorworte zur ersten Auflage". *Brehms Thierleben* (FN 1).

were equally indispensable for any serious ethnographer as they underscored expertise with established and reliable cultural experiences and expectations as well as with their scientific – and therefore objective – engagement with their subjects.

Partly with help of such older accounts and through time-honored devices created throughout the eighteenth and earlier-nineteenth centuries by means of endo-ethnographic practices, provincial readers could make sense of the unknown before the proverbial competition for a place in the sun occupied nearly everybody's mind in Germany.²⁴ For the self-stylized *Tiervater* Brehm, who was zoologist, explorer, and hunter in one, as many of his photographs and portraits that accompany his works illustrate, it must have been clear that his works could evoke “images as distorted re-activations of collective memories [that] thematise and preserve what is virtually present in the (sub)consciousness and memory of people.”²⁵ Popular science and popular literature were thus strategically connected for the ambitious goal of reaching the broadest possible audience. An excerpt from a letter to his father all too clearly articulates Brehm's proud aspirations: “Der Name Brehm soll mit Gottes Hülfe recht berühmt werden...”²⁶ And while Brehm's early *Reiseskizzen* may not have accomplished this ambitious goal, his travels from 1847 to 1852 enabled him at least to break ground for a zoological-literary

-
- 24 Brehm followed established ethnographic practices by juxtaposing his observations with those recorded often long before him by other travelers. Through intertextual reference to or direct insertion of, for example, widely discussed accounts by Arnold von Harff (*Pilgerfahrt* 1860) and Karl Richard von Lepsius (*Denkmaeler aus Aegypten* 1849) he relied and built on recognizable and established narrative patterns. For a general discussion of the authority of ethnographers as travelers as well as the role of older accounts, see Birgit Tautz. *Reading and Seeing Ethnic Differences in the Enlightenment: From China to Africa*. New York: Palgrave Macmillan, 2007. 117ff. For a discussion of the role of endo-ethnographic practices in this process of generating authority, see Koch. *How to Read the Globe* (FN 13).
- 25 Peter Wagner. “Introduction: Ekphrasis, Iconotexts, and Intermediality – the State(s) of the Art(s)”. *Icons – Texts – Iconotexts. Essays on Ekphrasis and Intermediality*. Ed. Peter Wagner. Berlin: de Gruyter, 1996. 1-40, here: 37.
- 26 Bernhard Schneider. “Drei Briefe von A.E. Brehm und Carl Bolle im Zusammenhang mit dem Entstehen des *Thierleben*, geschrieben im Jahre 1861 von Leipzig aus”. *Veröffentlichungen Naturkundemuseum Leipzig* 5 (1988): 51-64 (Quoted in Schmideler. *Anthropomorphisierung* (FN 5). 353).

project via the by then ubiquitous and marketable genre of ethnographic storytelling.

Brehm's reflections in the *Thierleben* and the *Reiseskizzen* underscore to what extent the scientific fields of ethnography/zoology and the literary practice of storytelling had long been inherently linked rather than juxtaposed as contraries. Brehm expressly notes the ethnographer's self-understanding as writer and entertainer. Importantly, such a self-understanding did not conflict with the ethos of the scientific subject; that is scientists' desire to be objective, what Daston and Galison define as searching for a "truth-to-nature"²⁷ still fell squarely within acceptable practices of aesthetically transforming the truth's representation. And whereas, historically speaking, this duality outwardly began to fade in the late 1800s with the ascent of science as "a conservative ideology"²⁸, the indistinguishability of narrative conventions in ethnography and literature should not be viewed as a reinvention by late-twentieth-century scholars. Clifford Geertz suggests in this context that "anthropological writings are themselves interpretation [...]. [T]hey are, thus, fictions; fictions in a sense that they are 'something made.'"²⁹ It remains crucial, however, not to misread these theories in a way that turns ethnography into fiction. As Camilla Mortensen argues: "The idea that ethnography is re-creation and an interpretation of an actual event or culture is far different from the idea that ethnography deals with things not actually real."³⁰

Several of the general ideas about a possible combination of ethno-zoographies first surface in Brehm's *Vorwort* to the *Reiseskizzen*. Readers can immediately make out the traveler as a self-declared expert who announces with some confidence that he may have gained access to his subjects, even membership:

27 Lorraine Daston/Peter Galison. *Objectivity*. New York: Zone Books, 2007. 55ff.

28 Daum. *Wissenschaft* (FN 6). 161.

29 Clifford Geertz. *The Interpretation of Cultures*. New York: Basic Books, 1973. 15. Others who persuasively examine ethnography's fictionality include James Clifford. "Introduction". *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. Ed. James Clifford/G.E. Marcus. Berkeley: University of California Press, 1986. 1-26. 6f. and Mary Louise Pratt. "Fieldwork in Common Places". *Writing Culture*. 27-50, esp. 35f.

30 See Camilla Mortensen. "(Eco)Mimesis and the Ethics of the Ethnographic Presentation". *Journal of American Folklore* 118/47 (2005): 105-120, 112f.

Meine Mitteilungen sind die eines schon fast Eingebürgerten. In der langen Zeit meines Aufenthaltes daselbst habe ich gelernt, Beschwerden, welche dem Neuling unerträglich scheinen, erträglich zu finden, ein Volk, mit welchem er sich nicht befreundend kann, zu achten, und Gegenden, welche für ihn Orte des Schreckens sind, ihren Reiz abzulauschen. Das Schwere, was ich erdulden mußte, das Entsetzliche, was ich gesehen habe, das Betrübende, was ich kennenlernte, gebe ich unverhüllt; aber ich habe mich auch bemüht, das wirklich Erhabene in treuen Umrissen zu zeichnen. Ich spreche von den Lastern und Untugenden der Nordostafrikaner, verschweige aber auch ihre Tugenden nicht. [...] Der einzige Zweck, welchen ich bei meiner Arbeit zu erreichen gesucht habe, ist *strenge Wahrheit dessen, was ich erzähle*. Es ist möglich, daß ich mich hier und da, vielleicht betrogen von meiner individuellen Anschauungsweise, geirrt habe; wissentlich habe ich aber niemals eine Unwahrheit berichtet. (emphasis in original)³¹

Most people will quickly extract bits and pieces from this excerpt to place Brehm squarely within an ethnographic tradition that increasingly drew on a mid-nineteenth-century literary self-understanding. Almost paradigmatic in its implicit audience address and its reliance on established ethnographic parameters of narration, Brehm's introduction culminates in a playful combination of ethnographic-scientific accuracy with the fictionality and half-truths of literary narration. Brehm thus readily declares his awareness of a tension between the deception of his "individuellen Anschauungsweise" alongside the reporting of scientific truths – a Rankean notion of *wie es eigentlich gewesen*. It is possible, even expected, for the narrator to bestow great importance upon his engagement with his objects, to the point of highlighting the excruciating pains which he had to endure. Particularly because of Brehm's emphasis on the unsightliness of his hardships and his adventures – an unsightliness, however, he never fully elaborates in his account – one might instead distinguish in this account a prefiguration of the early poetic realist program of *Verklärung*, which maintains the fundamental idea of being able to mimetically represent the world. Brehm eagerly underscores the "*strenge Wahrheit dessen, was ich erzähle*." Despite explicit declarations of the verisimilitude of Brehm's ethnographic reporting, scientific accuracy now openly appears side-by-side with and even as fiction.³²

31 *Brehms Reisen* (FN 23). 30-31.

32 For an insightful discussion of the constructed nature and the poetics of ethnography, see Paul Atkinson. *The Ethnographic Imagination. Textual Construction of Reality*. London: Routledge, 1990. 35-56.

Eventually, this quality evolved into a central element in comparable renderings in the popular press. And while Brehm's *Reiseskizzen* thereby readily underscore how narrators would not only cross borders between genres but also between fact and fiction, as ethnographic content grew into a popular element of realist narration, it remains crucial for present-day readers to unearth the underlying ideological elements that surface in his *Reiseskizzen* and in the later *Thierleben*. For it is within Brehm's concentration on the unabashed truth of showing human vices in Egypt and among Sudanese tribes ("Ich spreche von den Lastern und Untugenden der Nordostafrikaner") that he begins to generate the complicated image of humans. To be fair to Brehm and any claims that this article may stake about his ethnographic projects, his descriptions of northeastern Africa do not significantly alter previously established and abundantly investigated practices. Readers may already be familiar with older accounts about the Sudan by Arnold von Harff, James Bruce, Ludwig Burckhardt, to name a few, or with other related research, for example, about the *Gartenlaube's* illustrations of Egyptian harems³³, or, more generally speaking, in terms of ethnographic theories, about the "modes of perception and representation" in narratives of Self and Other since the Enlightenment.³⁴ Still, what stands out as most intriguing about Brehm's project is the effortlessness with which he eventually moves from humans to animals in this particular ethnographic project; thus confusing his readers, on more than one occasion, as to which subject he might be referring to at a given time.

What commences in his *Reiseskizzen*, for example, quite poetically-transfigured with Brehm's arrival in Alexandria – "Das Märchenland der Tausendundeinen Nacht liegt vor uns", as he writes³⁵ – quickly evolves into an all too recognizable and for present-day sentiments always unsettling nineteenth-century social-Darwinist, male Eurocentric depiction of natives ("Ureinwohner").³⁶ After first upholding the established ethnographic

33 Cf. Antje Harnisch. "Der Harem in Familienblättern des 19. Jahrhunderts: Koloniale Phantasien und Nationale Identität." *German Life and Letters* 51/3 (1998): 325-341.

34 Cf. Tautz. *Reading and Seeing* (FN 24).

35 *Brehms Reisen* (FN 23). 44.

36 Gender is a dominant category throughout Brehm's writings but shall not be further considered in this reading. Especially in his brief depictions of family structures in the *Reiseskizzen* but also in the *Thierleben* men are, on more than one occasion, hierarchically elevated and described as the only ones capable of training animals: "Nur Männer können Thiere erziehen; dies beweisen oder

practices of his times to the tee and describing objectively, maybe in unexpectedly positive fashion, harvest rituals, artistic peculiarities, economic and political achievements, clothing customs, social structures and preferences for hair styles³⁷, Brehm's journey further south and deeper into central parts of Northern Africa brings with it a notable shift. While still continuing detailed descriptions of human subjects, readers now cannot help but detect an increasing sense of moral righteousness and superiority in the tone of Brehm's observations as the native population's behavioral and social characteristics begin to preoccupy the ethnographer: Lies, betrayal and stealing; laziness and foolishness. As attributes and behavioral traits here applied for humans, comparisons with content and structure of his *Thierleben* suggest that it is now the taxonomic mind of the zoographer in conjunction with the poetic qualities of the narrator that clearly open up with Brehm's arrival in Chartoum:³⁸

Schon seit mehreren Jahrhunderten haben sich die Ureinwohner des Sudan [...] vermischt, weshalb man von einer reinen Rasse nicht mehr sprechen kann. [...] Sie sind im Grunde genommen kerngute Menschen [...] aber die Sudanesen lügen, betrügen und stehlen, wo sie nur können; sie sind sinnlichen Genüssen sehr ergeben, faul, leichtsinnig, arbeitsscheu und liederlich [...] Ich will es versuchen, noch einmal seine Verteidigung zu übernehmen, indem ich einen großen Teil seiner Sünden dem Einflusse des Klimas zuschiebe. [...] Der Europäer kennt die Macht des heißen Klimas, er kennt die Folgen der Verweichlichung seines Körpers: und dennoch beugt er beiden selten vor; um wieviel weniger wird dies der Sudanese tun!³⁹

Far from its very descriptive entirety, which goes on in excess of four pages, this passage was thus not selected to make a point about how Brehm's mid-nineteenth-century narrative may have continued *or* prefigured racializing

bewiesen alle Mopse, dies zeigen die Hunde und Katzen einsamstehender Frauen oder Jungfrauen; sie sind regelmäßig verzogen, nicht erzogen." *Brehms Thierleben* (FN 1). 24.

37 See Kirsten Belgum. "A Nation for the Masses: Production of German Identity in the Late Nineteenth-Century Popular Press". *A User's Guide to German Cultural Studies*. Ed. Scott Denham et al. Ann Arbor: University of Michigan Press, 1997. 166.

38 See Joachim Illies. *Zoologie des Menschen. Entwurf einer Anthropologie*. Munich: dtv, 1977. 40-41.

39 *Brehms Reisen* (FN 23). 128, 132-133.

accounts that tangibly culminate in the prominent chasm between European Self and African Other.⁴⁰ Obviously, these and other forms of denigrating images led notably to what Alexander Honold has termed the “‘Rückwirkung’ der Exkursionen.”⁴¹ As merely one example of Brehm’s non-scientific, certainly unsystematic, yet popular and thus educational-formative influence on the bourgeois collective images of man and nature⁴², the repercussion of these images is not limited to serving the reinforcement of classifications of humans and animals which dates back to the Enlightenment.⁴³ Images such as these instead also continued to presage what some have identified as an ideological foundation for later imperial conquest and dominance.⁴⁴

Of particular interest to this article’s inquiry is then to emphasize just how the mode of perception of German-speaking audiences for both Brehm’s human and animal subjects were effected by essentially interchangeable modes of representation in ethnography and zoography. It does not suffice merely to acknowledge that Brehm intertwined descriptive passages with first-person narration and impressionistic accounts as well as detailed zoological explanations with travel and adventure tales.⁴⁵ Instead, readers must recognize, how at times outwardly scientific, at other times completely removed from even a semblance of science, Brehm plays with his *Reiseskizzen* as he already begins to veer into his later fortitude of classifying and minutely describing various “Reihen”, “Ordnungen”, Familien”, and “Sippen”⁴⁶ – prefiguring

40 This and other examples from Brehm’s *Reiseskizzen* support what Pratt has identified as “standard apparatuses of travel writing [that] produce non-European subjects for the domestic audience of imperialism. [...] [T]he initial ethnographic gesture is the one that homogenizes the people to be subjected, produced as subjects, into a collective *they*, which distills down even further into an iconic *he* (= the standard adult male specimen).” Mary Louise Pratt. *Imperial Eyes* (FN 7). 62.

41 Alexander Honold. “Das Fremde verstehen – das Verstehen verfremden: Ethnographie als Herausforderung für Literatur- und Kulturwissenschaft”. *Trans: Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1 (September 1997): n.p.

42 See Daum. *Wissenschaftspopularisierung* (FN 2). 413ff.

43 See Alexander von Humboldt. *Personal Narrative of a Voyage to the Equinoctial Regions*. Translated by Helen Maria Williams. London: Longman, 1822. Vol. 1. vii.

44 See Zantop. *Colonial Fantasies* (FN 21). 9ff.

45 See, for example, Daum. *Wissenschaftspopularisierung* (FN 2). 257.

46 See *Brehms Thierleben* (FN 1). 1ff.

more than just the spirit of his *Thierleben*. Thus almost a decade before formally recording endless animal taxonomies for his *Thierleben* – which in Brehm’s mind had potentially less appeal for a wider audience because of its singular scientific-educational draw and thus had him underscore the educational *and* entertaining at the outset of that work – Brehm experiments with humans as his subjects. And although Brehm’s *Reiseskizzen* do not make use of visual caricatures or parodying visual clichés in the representation of his human subjects, Brehm is nonetheless on his way toward this lifetime project of studying animals by animalizing, at least categorizing in zoological fashion, various human animals through verbal representations, including Africans, Europeans, and, more specifically, Germans. The accompanying lithographic illustrations of the *Reiseskizzen* are mostly notable for the absence of humans and thus never really intensify the “dynamic relationships between image and text” that Martina Lauster discusses for social relations in scientific discourses of mid-nineteenth-century sketches.⁴⁷ Important in light of questions regarding identity politics then is how Brehm’s account over time repeats these taxonomic distinctions of humans, between European humans and other human subjects. In short, Brehm’s taxonomy hierarchically sets Europeans as *less animal* than non-Europeans. Brehm leaves no doubts about this crucial distinction:

Der Mensch gleicht in jenem Lande auch in körperlicher Hinsicht *den übrigen Säugetieren* in höherem Grade, als der auf Unkosten des Körpers geistig verfeinerte Europäer. Das Kind wächst *wie ein Tier* auf; ungewohnt an sorgsame Pflege und Wartung, kriecht es in wenigen Monaten im Sand herum und lernt seine Glieder viel eher gebrauchen als ein Kind europäischer Eltern. *Wie dem Tier* sind ihnen viele Krankheiten, welche unsere Kleinen dem Grabe zuführen, fremd: wird es aber von einer Krankheit befallen, dann teilt er auch die

47 Martina Lauster. *Sketches of the Nineteenth Century. European Journalism and its Physiologies, 1830-50*. New York: Palgrave Macmillan, 2007. 20. Brehm’s visual illustrations in the first edition of his *Thierleben* had similar neutral content. In part, the disjuncture between text and image came from the fact that these illustrations by Robert Kretschmer were based either on Brehm’s notes (“nach dem Leben gezeichnet”) or, as was more often the case, they were simply re-illustrations of already broadly circulated images from Richard Carl Illner or various *Brockhaus* encyclopedias. Kretschmer had previously worked for the *Illustrierte Zeitung* and also illustrated the travel account of Herzog Ernst II of Saxony-Coburg to Egypt in 1861.

Hinfälligkeit eines kranken Tieres. Er unterliegt einer Krankheit, welche der Europäer leicht übersteht. (emphasis in original)⁴⁸

Readers who follow Brehm can now begin to properly situate Europeans and, among them, Germans since the narrative also accounts for distinguishing characteristics for various European “Ordnungen” as “Fremde” and “Landsleute.”⁴⁹ These positions are fully articulated vis-à-vis Brehm’s human African subjects *as* animals, and also infantilized as children.⁵⁰ Brehm’s outwardly suggestion of the proximity of animal and human and with it the inability of children to avoid certain health dangers ultimately leads to a less than veiled juxtaposition of nature and civilization. His African human subjects – “wie ein Tier” – may not get sick as often as Europeans, but should they ever get sick it is their lack of civilized care (“Pflege und Wartung”) that will prevent them from overcoming their certain demise. In an interesting process, Brehm’s ethno-zoographic project thus leaves room for two coexisting modes of categorization, namely one of a gradation from more-to-less-animal and one that distinctly contrasts human vs. animal. And it is precisely at that point of Brehm’s excursions that his project contributes elements to an idea of Germanness found and reinforced far beyond the narrow confines of the nation⁵¹, beyond “Deutschlands Gaue”, as Brehm explicitly notes.⁵²

Kolonialwaren: From Taxidermy to Human Trafficking

Notwithstanding the focus of Brehm’s accounts on images of difference and on extra-territorial realms, it does not by default culminate in an expression of aggressive notions to colonize. Instead, throughout his *Reiseskizzen*, Brehm returns to include the far away experience of being German as something that could *involve* transterritorial parameters, however, not unavoidably in order to *replace* these as “a potential extension of the nation.”⁵³ Although not all of Brehm’s ethnographic examples include references to

48 *Brehms Reisen* (FN 23). 160.

49 *Ibid* 163.

50 See Tautz. *Reading and Seeing* (FN 24). 19ff.

51 *Ibid* 33.

52 *Brehms Reisen* (FN 23). 33.

53 *Belgium. For the Masses* (FN 34). 174.

what is German, they do materialize frequently as shared moments with fellow travelers from Germany. Still, the experience is never one that is defined narrowly by national or ethnic parameters. Brehm's experiences are therefore more often than not different from the familiar discourse of the ethnographic "Land und Leute"-series in the *Gartenlaube* and other illustrated magazines in which Germanness became a transterritorially expanded idea.⁵⁴ And not unexpectedly, Brehm's observations increasingly began to involve in this process the proximity of animal and human during his excursions. One of the more memorable moments in which Brehm reflects explicitly on his "nach der Heimat schweifenden Gedanken" takes place one Christmas evening deep in the Sudanese jungle during an elephant hunt. Animals of all kinds quickly become a part of an imagined German Christmas festivity where nature provides an unusual chorale and on top of it bestows Brehm and his fellow hunters with exotic riches and holiday presents:

Uns hatte niemand einen Christbaum angezündet, aber der Urwald selbst wollte uns Weihnachtsfreuden beschenken. [...] [E]ine *Elefantenherde* [...], *Löwen* [...], ein *Nilpferd* [...], einige *Scherenschnäbel* [...], *Eulen*, die *Hyänen* heulten im Chor und Silberglöckchen gleich erklang das Gezirp der tropischen *Grillen* oder *Zikaden* harmonisch durch das allgemeine Chaos der Stimmen und Töne. Das war die Musik der Urwälder in der heiligen Weihnacht; die Freude, gerade heute zuerst die Elefanten zu hören, war unser Weihnachtsgeschenk. (emphasis in original)⁵⁵

During this and similar episodes, Brehm not only downplays or entirely eliminates any human presence in his account. Instead, he chooses to underscore the anthropomorphized characteristics of animals as positive and enriching features that inherently clash with human-led celebrations he had previously enjoyed in civilized and Christian cities in Europe. It is a noteworthy juxtaposition of nature/animals and civilization/humans to experience Christmas "mitten im Urwald" instead of "unbekannt in der großen Stadt": "Ich weiß es, welcher von beiden Christabenden würdiger gefeiert worden ist. Den

54 See Koch. How to Read the Globe (FN 13).

55 See *Brehms Reisen* (FN 23). 309-310. For an excellent analysis of similar accounts of German travelers reporting about the Christmas festivities in the Brazilian jungle, see Kirsten Belgum. *Popularizing the Nation. Audience, Representation, and the Production of Identity in Die Gartenlaube, 1853-1900*. Lincoln: University of Nebraska Press, 1998. 28ff.

einen in Madrid kann nicht einmal die Erinnerung zu einem erträglichen Bilde umgestalten [...].⁵⁶ While one may return to the well-known tension between nature and civilization, this contrast highlights above all the sometimes unwanted realization of the proximity of humans and animals.

Examples such as the Christmas festivities in Sudan, in which humans are simply absent or, at best, non-European humans are reduced to animals, then continue throughout Brehm's roughly 400-page long account as well as in posthumously published lectures about his various continental excursions to Lapland, Siberia and Hungary.⁵⁷ For instance, Brehm goes on elaborately to compare slave practices to animal herding ("mehr gestoßen und gepeinigt, als eine Herde Vieh") and the seizing of human slaves to fierce attacks of tigers on their prey ("Tigern gleich").⁵⁸ As noted before, throughout Brehm's reductive narration readers begin to encounter in this way important prefigurations for his subsequent *Thierleben*, as human characteristics are described as analogous to non-human animal behavior and by means of expressions of antipathy, sympathy or even moral valuations. Fleeting expressions of empathy for African slaves, however, that Brehm may have had – and he does articulate at least a few⁵⁹ – pale in comparison to his virtually enthusiastic animalization of slaves alongside the killings of innocents: "Vor ihren Augen schlachtet man Weib und Kind, Vater und Mutter; selbst die *unschuldigen Haustiere* werden erbarmungslos niedergestochen."⁶⁰ Aside from his disturbingly matter-of-fact observations about the slaughter of children, which for Brehm appear not entirely different from his own slaying of crocodiles, antelopes, lions and other wildlife for the express purpose of export to German zoos and natural history museums, readers cannot help but note here the strong compassion that Brehm embeds. It is a feeling of empathy, however, that is for "innocent domestic animals" only, thus setting up yet again the stage for what would prominently feature in the later *Thierleben* as an anthropomorphization of animals through emotions and human traits.

56 Alfred E. Brehm. "Zwei Weihnachtsabende". *Kleine Schriften* (FN 9). 319.

57 See Alfred E. Brehm. *From North Pole to Equator: Studies of Wild Life and Scenes in Many Lands*. Ed. J. Arthur Thomson, translated by Margaret Thomson. London: Blackie and Son, 1896.

58 *Brehms Reisen* (FN 23). 182, 181.

59 Ibid 188.

60 Ibid 181-182 (emphasis added).

One additional example from the *Reiseskizzen* may serve at this point as a final illustration to document just how Brehm's ethnographic practices provided readers with essential narrative and intertextual connections to his later influential animal studies – to show more than just the ideological repercussions of his excursions, since Brehm's *Reiseskizzen* reveal just how his experimentation with humans *as* animals helped him approach animals via human-like qualities. What surfaces in the end is what one might call a predominantly material aspect of the excursions. This orientation leads Brehm in due course to refocus his efforts “eifrig an der gehörigen Verpackung [s]einer Schätze.”⁶¹ Significantly, Brehm's trip to Africa concludes with an almost audible sigh of relief to have been rewarded safely with an “Anblick [...] des ersehnten Vaterlandes”, all the while fulfilling the principal charge of delivering “[s]eine Bestien [...] einem [ihm] von Berlin entgegengesandten Tierwärter.”⁶² Among Brehm's *beasts*, readers encounter an array of living and dead zoological *Kolonialwaren*: *Nilgänse, Kraniche, Affen, Kamele*, and more. Together, this bounty of exotic animals – a definitive Other compared with his readers' known world of European animals – eventually reappeared in Brehm's zoological taxonomy of his *Thierleben* alongside domestic *Hauskatzen* and *Schoßhunde* as the approximation of humans and animals was revisited by Brehm.

Similarly extensive quotes are to be found throughout Brehm's *Thierleben* that further underscore how all of these exotic animals eventually were relayed to readers through Brehm's anthropomorphizing lens. A representative example may therefore serve to illustrate the narrative and scientific relation between Brehm's ethnographic and zoographic systems. It is, for example, Brehm's depiction of camels which not only draws attention to the wealth of anthropomorphizing elements, but also offers a glance at the dynamics in which the exotic (Other) is brought closer (and ultimately domesticated/dominated) via comparison with common, mostly domesticated European animals:

[Dem Kamel] gegenüber ist ein Ochse ein achtenswertes Geschöpf, ein Maultier, das sämtliche Untugenden aller Bastarde in sich vereinigt, ein gesittetes, ein Schaf ein kluges, ein Esel ein liebenswürdiges Tier. Dummheit und Bosheit sind gewöhnlich Gemeingut; wenn aber zu ihnen noch Feigheit,

61 Ibid 374.

62 Ibid 375.

Störrigkeit, Murrköpfigkeit, Widerwille gegen alles Vernünftige, Gehässigkeit oder Gleichgültigkeit gegen den Pfleger und Wohltäter und noch hundert Untugenden kommen, die ein Wesen sämtlich besitzt und mit vollendeter Fertigkeit auszuüben versteht, kann der Mensch, der mit solchem Vieh zu tun hat, schließlich rasend werden. Dies begreift man, nachdem man selbst vom Kamel abgeworfen, mit Füßen getreten, gebissen, in der Steppe verlassen und verhöhnt worden ist, nachdem einen das Tier tage- und wochenlang stündlich mit bewunderungswerter Beharrlichkeit und Ausdauer geärgert, nachdem man Besserungs- und Zuchtmittel erschöpft hat.⁶³

While this particular character study of camels directly speaks to the blurred lines between humans and animals in Brehm's works in particular, as readers will recall the earlier excerpt in which Brehm animalized his human Sudanese subjects, it is equally interesting for this reading, how exotic animals, particularly as imported animal goods, expose the potential impact of Brehm's attitudes toward *images* of humans and animals. It also begins to address the question just how these images might have shaped an audience's perception in general.

The Endurance of Distorted Images, or: Continuing the Sale of Ethno-Zoography

While mostly ideologically connected to Brehm's explorations, it was just ten years after the publication of his *Thierleben* that Carl Hagenbeck – by then already an acquaintance of Brehm – proudly presented his first *Völkerschau* in various German zoos, thus turning Brehm's *Tierhandel* into a form of *Menschenhandel* featuring members of the Sudanese people Brehm had encountered during his journey.⁶⁴ Even a brief glance at *images* associated with human and animal exhibits since the mid-1800's instantly weakens persistent claims of innocence or ignorance linked to the use of ethnographic and prevailing racist *images* that until today interconnect ethnography

63 *Brehms Thierleben* (FN 1). 67. Other exotic animals, for example gorillas, monkeys, hyenas, and wild cats are introduced in similar fashion. For an in-depth discussion of Brehm's use of cats, see my monograph *Furry Friends and Feline Demons: A German Cultural History of Cats* (forthcoming).

64 Carl Hagenbeck. *Von Tieren und Menschen*. Leipzig: Paul List, 1967. 44f.

and zoography.⁶⁵ *Images*, in the broadest sense of the word *imago*, whether visually or ekphrastically generated, encompass thus – as one can draw on a range of definitions – *a vivid description* or *a reproduction* and obviously *a picture*. In often multiple ways a part of what W.J.T. Mitchell categorizes as graphic, optical, perceptual, mental, and verbal, an *image* “not only ‘mediates’ our knowledge [...], but obstructs, fragments and negates that knowledge.”⁶⁶ Intended (ekphrastic-verbal) or actual (graphic) *images* then in essence become part of a Genettian *paratext* or a micro-preface prior to further verbal explorations, precisely in ways that pictorial illustrations are more than an adjunct to media reports, even if the message is still to be dialogically established.⁶⁷ These images become a part of the message – whether or not their meaning is ever fully worked out. *Images* are more than innocent attractions to a text.

Ekphrastic descriptions, pictorial illustrations and performative acts alike – similar to manipulating headlines – must for that reason be approached as quasi-rhetorical devices steering audiences *a priori* in distinct directions. For that reason, Brehm used many of these verbal-visual illustrations in his *Reis-eskizzen* and *Thierleben* alike. Instead of merely addressing evolving intentions behind images of humans and animals the focus has to be on what has remained the same over time: namely, the capacity to manipulate audiences.

65 A number of recent controversial events and exhibits can be said to relive the problematics of human-animal relations encountered in Brehm's works. A four-day event of exhibiting African artisans and food stands side-by-side with animals in the Augsburg Zoo in 2005, for example, resulted in widely publicized outcries to stop the exhibit based on the fact that it created but one dominating image: that people of color were dehumanized as/among animals. At the time, the zoo director's apparent inability to understand the project's objectionability as part of a long history of exhibiting the exotic is somewhat perplexing, as the images that most people did see when confronted by the Augsburg project and similar displays were so close to the past business of exhibiting pre-colonial and colonial cultures. In re-creating the old ways of the *Völkerschau*, zoo exhibits such as the one in Augsburg merely re-presented (in the sense of repeating) visual and performative images of animalized Otherness.

66 See W.J.T. Mitchell. *Iconology, Image, Text, Ideology*. Chicago, London: University of Chicago Press, 1986, 9-10; W.J.T. Mitchell, *Picture Theory*. Chicago, London: University of Chicago Press, 1994. 188.

67 See Gerard Genette. *Paratexts: Thresholds of Interpretation*. Translated by Jane E. Lewin. Cambridge: Cambridge University Press, 1997.

Images like the ones generated by Brehm and others since have played and continue to play a crucial role in selling ideas, ideologies, desires, and, on a more explicitly material level, commercial products. Precisely this latter commercial success – of selling products and images – is where Brehm’s legacy resurfaces still today. The tradition of selling Otherness goes back in time to include family magazines and Brehm’s *Reiseskizzen* alike, in which ethnographic and zoological images were not the exception but the rule. Aside from opening up additional questions about the reception of Brehm’s views on animals as humans and vice versa, questions which Hagenbeck and his heirs have brought to the forefront, one can conclude for certain in the context of this essay, however, that a distinct sense of superiority throughout all of Brehm’s observations must have found a receptive and willing audience.

His egotistical superiority may have been initially a narrative necessity in the *Reiseskizzen*, as popular mid-nineteenth-century tales so often depicted superior German adventurers as their heroes. Consequently, readers will today recognize many facets in Brehm’s account that echo the common chauvinist tone of other mid-nineteenth-century ethnographers (Wilhelm Heinrich Riehl and many others) and their elevation of German ‘culture’ as superior vis-à-vis the depicted backward ‘civilizations’.⁶⁸ And while one would be hard-pressed to argue that the sense of superiority in Brehm’s *Reiseskizzen* served any expansionist purposes at all, it did in part contribute to an inward perspective and the German audience’s engagement with its own sense of self that included to a large degree the question of national cohesiveness that became increasingly prominent in the late-1840s.⁶⁹ Brehm’s tales, however, went a notable step further by subjugating men *and* beast to his superior will. As the successful German explorer, hunter, and scientist, Brehm had overcome on his journeys all trials of unhuman realms populated by a mix of human-like animals and animal-like humans – to show to his German readers, for better and for worse, “wie nahe, wie innig verbunden wir, als die höchststehenden Säuger, mit den übrigen sind, denen wir unser Joch auferlegt haben.”⁷⁰

68 For the *Begriffsgeschichte* of the notions ‘culture’ and ‘civilization’, see Chenxi Tang’s contribution in this volume.

69 See Koch. How to Read the Globe (FN 13).

70 *Brehms Thierleben* (FN 1). 37.

Karin S. Wozonig (Davis)

Psychosomatik und Literatur

Ernst von Feuchtersleben zur Diätetik der Seele

Einleitung

Im Jahr 1837 begann der Arzt und Dichter Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806-1849) mit der Veröffentlichung von Aufsätzen über die Abwendung körperlicher Übel und Krankheiten durch die Kraft des Geistes. Die Texte erschienen in loser Folge ab 2. Jänner 1837 in der populärmedizinischen *Wiener Gesundheits-Zeitung* (1836-1840)¹, der erste Teil davon unter dem Titel „Beiträge zu einer Diätetik der Seele“, danach nur noch „Zur Diätetik der Seele“ betitelt. Im Jahr darauf wurden die Aufsätze als Buch in einer ersten Auflage von 1.000 Stück gedruckt. „Ich darf wohl hoffen [...], daß man die drei Buchstaben ‚zur‘ auf dem Titelblatte, die nicht umsonst da stehen, berücksichtigen werde“, vermerkt Feuchtersleben im Vorwort zur zweiten Auflage des Buchs. Im vorliegenden Beitrag wird der Titel des Texts dem entsprechend auch nicht wie so oft in der Sekundärliteratur zu *Diätetik* verkürzt, sondern vollständig zitiert. Denn gerade das „Zur“ verweist auf das Experiment, das Unfertige, das Unabgeschlossene des Texts, das im Zusammenhang von Wissenskonfigurationen von Bedeutung ist.² Zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen erlebte *Zur Diätetik der Seele* die fünfte Auflage und begründete den Ruf Feuchterslebens als Pionier der Psychosomatik.

Feuchterslebens Buch steht in der Tradition populärwissenschaftlicher Werke der Zeit, einer Zeit, in der die Beschäftigung mit dem Leib-Seele-Zusammenhang zu massenhafter Textproduktion führte. *Zur Diätetik der Seele* ist nicht als Lehrbuch angelegt, sondern wendet sich an den selbstbeobachtenden Menschen, den medizinischen Laien, der an sich die Leiden der Zeit, Weltschmerz und Hypochondrie, bemerkt und nach einer Anleitung sucht, wie er ihnen entgegenwirken kann. „Andeutend“ sei sein Text

1 Digitalisat der ÖNB unter der URL: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=pog>.

2 Wenn nicht anders angegeben, zitiere ich nach der 2. Auflage Wien: Gerold, 1841.

und die Textkomposition „rhapsodisch“ (assoziativ, improvisierend), so hält Feuchtersleben fest und bedient sich einer aufklärerischen Reflexionsprosa, die eine wichtige Rolle bei der Konstruktion des modernen Subjekts spielte. Wie in der Folge zu zeigen sein wird, kann *Zur Diätetik der Seele* als Spur einer vormärzlichen Subjektivierung (Foucault) und Subjektivation (Butler) gelesen werden, als Zeugnis für die Verhüllung von Mechanismen der Herrschaft und als Anleitung für das bürgerliche Subjekt, sich gegenüber der (aber nicht in Gegnerschaft zur) Gesellschaft zu sehen.³ Die in der zeitgenössischen Rezeption bemerkte befreiende und freisetzende Kraft der Seelendiätetik Feuchterslebens beruht darauf, dass die Schrift Anweisungen enthält, wie der Einzelne die sozialen Regeln und Normen, denen er unterworfen ist, inkorporieren kann, ohne seinem Körper und seiner Seele damit Schaden zuzufügen bzw. wie er bereits vorhandene Schäden ausgleichen und beheben kann.

Zur Diätetik der Seele kann formal und inhaltlich als exemplarisch für die grundlegende Veränderung von Wissensordnungen in der Zeit zwischen 1800 und 1850 betrachtet werden. Der Autor Ernst von Feuchtersleben ist nicht nur Arzt und Psychologe, er ist auch Dichter und Literaturkritiker. In seiner Seelendiätetik spielt die Literatur eine bedeutende Rolle. Im Haupttext und im Tagebuch, das den Anhang des Buchs bildet, sind die Lektüre und ihr Zusammenhang mit der seelischen Verfassung abgehandelt. Für die Frage nach den Wissenskulturen des Vormärz ist der Text Feuchterslebens von besonderem Interesse, denn er nimmt Teil an mehreren Diskursen, die sich im Umbruch befinden. Neben dem Wissen – im Speziellen – der Medizin, der Naturwissenschaften und der Literatur zwischen Weimarer Klassik, Romantik und poetischem Realismus wird durch die Erfahrung der revolutionären Ereignisse von 1848 ein verdecktes politisches Wissen an die Oberfläche des Texts gespült. Wir sehen in Feuchterslebens Variationen zum Thema seelische Gesundheit die Formation einer experimentellen Anthropologie, die die Schwellenzeit der Jahrzehnte um 1800 prägt. Sie ist Bestandteil einer Diskurs-Schnittmenge, die an der in dieser Zeit stattfindenden Verfestigung von individuellen und überindividuellen Wissenskonzepten Anteil nimmt und Diagnose und Therapie zugleich zu sein versucht.

3 Vgl. Andreas Reckwitz. *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2006.

Der Hintergrund der Textentstehung ist ein persönlicher. Es sind die Selbstmorde seines Vaters und seines engsten Freundes, des Dichters und Zensors Johann Mayrhofer, die Feuchtersleben dazu veranlassen, seine Aufmerksamkeit der psychischen Gesundheit seiner Zeitgenossen zu widmen. Daneben ist es seine eigene Hypochondrie, der er sich durch das Schreiben stellt, womit er sich eine Schreibtherapie verordnet, wie er sie in *Zur Diätetik der Seele* anregt.⁴ Feuchtersleben ist von dem Erfolg des Buchs überrascht und erkennt, dass sein persönliches Anliegen zugleich ein aktuelles Thema aufgreift. Er schreibt in den „Autobiographischen Mittheilungen für die K.K. Akademie der Wissenschaften in Wien (19. Jänner 1849)“:

Bei dieser Gelegenheit darf ich wohl auch des Einflusses erwähnen, [den] ein kleines [...] Buch [...] zu meiner Verwunderung, auf die Lesewelt ausübte. [...] mit Überraschung erlebte ich die Wirkung, die von diesen bescheidenen Blättern ausging, [...] und daß das Büchlein im Laufe von 10 Jahren 5 Auflagen erlebte. Aus den vielfachen Äußerungen und Zuschriften, die mir über dasselbe zukamen, entnahm ich zu meiner eigenen Belehrung, daß in bewegten Zeitläufen, im Stillen oft gemeinschaftlich gewisse Adern in den Gemüthern pulsiren, die, von einem treuen Untersucher an sich selbst bemerkt, berührt und getroffen, die Schwingungen sich plötzlich einander mittheilen, und einen Zustand zur Erkenntniß bringen, der allen Einzelnen gemeinsam war, ohne ausgesprochen worden zu sein.⁵

Auch Rezensenten und Kommentatoren wie die Lyrikerin und Journalistin Betty Paoli (1814-1894) begründen den Erfolg dementsprechend mit der Zeitdiagnose, die in dem Buch enthalten sei. Paoli macht die Gebundenheit Feuchterslebens an seine Zeit zur Grundlage einer Würdigung, die 1867 in der *Neuen Freien Presse* erscheint.⁶ „Um die [Bedeutung Feuchterslebens]

4 Elfriede Rabe spricht wegen dieser Zusammenhänge davon, dass es sich bei *Zur Diätetik der Seele* um „Bekennnisdichtung“ handle. Vgl. Elfriede Rabe. *Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Versuch einer Würdigung seines Lebens und Schaffens*. Diss. Wien, 1932. S. 151; vgl. auch Moritz Necker. „Ernst Freiherr v. Feuchtersleben, der Freund Grillparzer’s“. *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft*. 3 (1893): S. 63-93, hier S. 86.

5 Ernst von Feuchtersleben. *Sämtliche Werke und Briefe*. Kritische Ausgabe herausgegeben von Hedwig Heger. Bd. 6, Teil 1. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2002. S. 272.

6 *Neue Freie Presse*, 11. April 1867. Wiederabdruck in: Betty Paoli. *Gesammelte Aufsätze*. Eingeleitet und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon.

aber vollkommen zu würdigen, muß man sich in die Zeit zurückversetzen, in die seine Entwicklung fiel, sich die Hindernisse vergegenwärtigen, die ihr entgegenstanden“⁷, bemerkt Paoli, die Feuchtersleben persönlich kannte. Ein anonymer Rezensent der 6. Auflage des Buchs sieht 1850 eine Verbindung zwischen der Einsicht in die Bedrohungen der seelischen Gesundheit und der Kenntnis sozialer und politischer Formationen als Grundlage für das Verständnis der Gegenwart:

Denn eine so auffallend große Anerkennung muß auf einem Bedürfnis der Gegenwart beruhen, welches zum allgemeinen Verständnis zu bringen für eine richtige Auffassung unserer Epoche mindestens ebenso nothwendig ist, als die tägliche Erläuterung der staatlichen und administrativen Fragen.⁸

Der Bedarf nach populärer Vermittlung des neuen naturwissenschaftlichen Wissens einerseits und die Thematik der politisch motivierten Einschränkung persönlicher Entwicklung andererseits haben in der Zeit vor 1848 *Zur Diätetik der Seele* zum Bestseller gemacht. Nach 1848 wird die Aktualität bezüglich seiner vormärzlichen Entstehungszeit durch eine neue Bedeutungsschicht überschrieben. Der Rezensent von 1850 erkennt:

Denen aber, die noch an der Vergangenheit unserer Zustände kranken, wird dieses Buch erst jetzt von praktischem Nutzen, wo das Ganze wieder lebendig geworden, in welches sich zu versenken es das einzelne Selbst auffordert, wo Staaten, Völker und Menschheit aufgehört haben bloß Begriffe zu sein, und ein weiter Spielraum für Kopf, Herz und Hand geworden, um die „Kraft des Geistes über die Misere des Stoffes“ zu erproben.⁹

Wien: Verlag des Literarischen Vereins, 1908. S. 147-160. (Aus einem Brief des Anthroposophen Emil Bock an Karl König, 26.7.1956: „Ich selber bin einmal auf höchst lebendige, ja fast aufregende Art auf Feuchtersleben gestoßen. Das war, als ich mich mit der Gegenwartsinkarnation des ‚Mönches von Chartres‘ beschäftigte, die ich ja schließlich in der Wiener Dichterin Betty Paoli fand. Diese geistvolle Frau hat viele Essays geschrieben, darunter einen ganz köstlichen über Feuchtersleben.“ Emil Bock. *Briefe*. Stuttgart: Urachhaus, 1968. S. 169.)

7 Paoli. Feuchtersleben (wie Anm. 6). S. 147.

8 Anonym. „Kritisches Portefeuille“. *Lloyd*, 17.7.1850: S. 1. Für den Feuilletonteil ist in dieser Zeit Leopold Kompert verantwortlich.

9 Ebd. S. 2. Der Rezensent zitiert aus dem Vorwort zur fünften Auflage.

Feuchtersleben betrachtet die (vorübergehende) politische Ermächtigung des bürgerlichen Subjekts als Erweiterung der inneren Erfahrung seiner Seelendiätetik durch öffentliche Tätigkeit. Erst nach 1848 ergibt sich im großen Rahmen die Möglichkeit, das umzusetzen, was er in *Zur Diätetik der Seele* als zentralen Aspekt für die Erhaltung der seelischen Gesundheit betrachtet: Tätigkeit zum Wohle der Gemeinschaft. Autor und Rezensenten betonen aber auch die Individualität und die bleibende Gültigkeit des Inhalts der Seelendiätetik, und tatsächlich wirkt das Buch über die Zeit von 1848 hinaus in anthroposophischen Kreisen bis heute. Neben der Lesart, dass es sich bei *Zur Diätetik der Seele* um einen typischen Text seiner Zeit handelt, ist auch jene möglich, Feuchtersleben sei aufgrund dieses Buchs der Begründer der Psychosomatik und ein Vorläufer Sigmund Freuds.¹⁰ Moritz Necker bemerkt am Ende des 19. Jahrhunderts:

Schon durch seine in den Naturwissenschaften wurzelnde Bildung, durch seine besondere Neigung [...] die Brücken zwischen Gehirn und Bewußtsein, Psychologie und Physiologie zu finden, ist er ein moderner Mensch, wie nur je einer.¹¹

Wann immer die normierende und ermächtigende bzw. entmachtende Wirkung der Zuschreibungen „gesund“ und „krank“ in den Blick kommt, sind historische Perspektivierungen erhellend, besonders aber bei der Beschreibung subjektiver Leiden wie der der Hypochondrie und Melancholie, die in *Zur Diätetik der Seele* thematisiert werden.¹²

10 Vgl. Karl Pisa. *Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Pionier der Psychosomatik*. Wien u. a.: Böhlau, 1998. S. 9f.; Vgl. auch Karin S. Wozonig, „Emanzipation des Geistes! Die Dichterin und Journalistin Betty Paoli und Ernst von Feuchterslebens Seelendiätetik“. *Vor Freud. Therapeutik der Seele vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. Tagungsband der Wiener Gespräche zur Sozialgeschichte der Medizin 2006. Hg. Carlos Watzka/Marcel Chahrouh. Wien: Haus der Ärzte, 2008. S. 139-152.

11 Moritz Necker. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben (wie Anm. 4). S. 89.

12 Vgl. auch Edward Shorter. *Moderne Leiden. Zur Geschichte der psychosomatischen Krankheiten*. Reinbek: Rowohlt, 1994. S. 15: „Die Beeinflussung der psychosomatischen Krankheiten durch die Kultur ist eine so handgreifliche Tatsache, daß sowohl Ärzte als auch Patienten heute unter Umständen einiges daraus lernen können, wenn sie die für Dinge hochindividueller, hochpersönlicher Natur gehaltenen Krankheitssymptome im Lichte der Vergangenheit betrachten.“

Ob in den Rezeptionsspuren die Aktualität oder die Überzeitlichkeit des Textes betont werden, ob auf seine Biedermeierthematik fokussiert wird oder ob *Zur Diätetik der Seele* als Abhandlung über anthropologische Grundkonstanten gelesen wird: Die Wirkung von Feuchterslebens Text liegt in seiner Anschließbarkeit an unterschiedliche Wissensformationen im Umbruch begründet. Feuchtersleben beschreibt kritisch die prozessuale Verfestigung von Gesellschafts- und Subjekt-Konzepten und die Einbürgerung von Begriffen, mithin Veränderungen, die die Sattelzeit von der späten Aufklärung bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts charakterisieren. Dabei stellt sich der Autor explizit als von der Verunsicherung durch den Wandel betroffener Beobachter dar, der die Wirkung einer schwankenden Episteme auf das Leben des Einzelnen populärwissenschaftlich zu fassen versucht.

Populär, andeutend und rhapsodisch

Die Schrift *Zur Diätetik der Seele* steht formal in der Tradition einer Popularphilosophie, die sich der Kleinen Prosa bedient und durch die Annäherung an die Alltagssprache von der Transzendentalphilosophie abhebt.¹³ Auch vom Spezialdiskurs der Medizin, an dem Feuchtersleben in seinen medizinischen Schriften teilhat, grenzt sich sein seelendiätetisches Buch deutlich ab. Allgemein verständlich (in späteren Auflagen ersetzt Feuchtersleben bewusst Fremdwörter durch gängigere deutsche Begriffe) und durch Beispiele und Zitate unterstützt, entsteht ein Text, der ein internes Regelwerk und eine für die Leser nachvollziehbare textimmanente Realität aufweist.¹⁴ Herbert Seidler bemerkt bei Feuchtersleben einen „Zug zur Vereinfachung, Verniedlichung, um nicht zu sagen, Popularisierung der großen Gedanken-

13 Vgl. Giulia Cantarutti: „Zu den großen Zusammenhängen der Kleinen Prosa“. *Kleine Prosa. Theorie und Geschichte eines Textfeldes im Literatursystem der Moderne*. Hg. Thomas Althaus/Wolfgang Bunzel/Dirk Götsche. Tübingen: Niemeyer, 2007. S. 25-44, hier S. 30.

14 Vgl. Volker Hoffmann. „Das Verhältnis der klassifikatorischen und normativen Verwendung der Sachgruppe ‚Gesund‘ – ‚Krank‘ zwischen diätetischem Schrifttum und Texten der sogenannten schönen Literatur“. *Die Österreichische Literatur. Ihr Profil im 19. Jahrhundert (1830-1880)*. Hg. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1982. S. 173-187, hier S. 180.

komplexe und Spannungen im Rahmen des deutschen Idealismus“.¹⁵ Dieser Zug gehört durchaus zum Programm von *Zur Diätetik der Seele* und Feuchtersleben erläutert: „Durch ein vielleicht seltsam scheinendes Gewebe von Ethik und Diätetik, habe ich die Macht des menschlichen Geistes über den Leib zu praktischer Anschaulichkeit zu bringen versucht“.¹⁶ Feuchtersleben verzichtet auf die Aufstellung eines Systems und begegnet dem Vorwurf des „Rhapsodismus“ durch den Hinweis, dass über den Leib-Seele-Zusammenhang und eine Diätetik der Seele nur fragmentarisch geschrieben werden könne.¹⁷ Die formalen Vorgaben des ersten Publikationsorts – die *Gesundheits-Zeitung* ist eine frühe Publikumszeitschrift und trägt anfangs den Untertitel „zur Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende“ – und Feuchterslebens Anspruch auf eine populäre Darstellung, die auf wissenschaftliche Systematik und Klassifikation verzichtet, verbinden sich hier mit der Diätetik-Tradition der ganzheitlichen Betrachtung des Menschen. Das Fragmentarische der Darstellung, das sich einerseits aus faktischen Aussparungen und andererseits durch die Vorannahme der Nichterklärbarkeit des Gesamtzusammenhangs ergibt, lässt den Eindruck von Verwirrenheit entstehen: „[Feuchtersleben] entsagt bewusst, oft bis zu unnötiger Unschärfe des Gesagten, logisch sukzessiver Demonstration und präziser Definition.“¹⁸ Durch diese Strategien erhalten die Anweisungen in *Zur Diätetik der Seele* aber auch eine breite Anwendbarkeit (Leerstellen können vom Leser individuell aufgefüllt werden), die der Wirkungsabsicht Feuchterslebens entspricht. Der Autor sieht sich auch als Aufklärer im spezifisch österreichischen, josephinischen Sinne. Seine fachliche Autorität wird durch den Vermittlungsprozess nicht in Frage gestellt, die Intention der Belehrung und das Ziel der Nützlichkeit bleiben deutlich. Feuchtersleben steht in einer Diätetik-Tradition, die durch formale Kriterien und durch ihre Semantik den Brückenschlag zur Literatur herstellt, der Einsatz suggestiver Stilmittel wie Emphase und Wiederholung unterstreicht das.¹⁹ Beide, diä-

15 Herbert Seidler. *Österreichischer Vormärz und Goethezeit. Geschichte einer literarischen Auseinandersetzung*. Wien: Verlag der österreichischen Wissenschaft, 1982. S. 366.

16 Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele* (wie Anm. 2). S. XVIII.

17 Ebd. S. 2.

18 Egon Schramm. *Ernst von Feuchtersleben. Studien zu Werk und Persönlichkeit*. Diss. Hamburg, 1955. S. 296.

19 Vgl. Hoffmann. ‚Gesund‘ – ‚Krank‘ (wie Anm. 14). S. 180.

tetischer Text und Literatur, basieren nicht auf Fachsprachen, sondern ihre Grundlage bildet die Alltagssprache. Wie Literatur richtet sich auch die diätetische Schrift nicht an Experten, sondern an Laien oder Interessierte. Im Falle von *Zur Diätetik der Seele* schwebt dem Autor der Laie vor, der sich selbst Arzt sein möchte, und der erste Publikationsort ist ein Organ der medizinischen Volksaufklärung. Herbert Seidler konstatiert bei Feuchtersleben eine zeittypische „Sorglosigkeit der Komposition“, die Schrift *Zur Diätetik der Seele* sei allerdings wohlgedacht.²⁰ Wiederholungen, die sich aus dem periodischen Abdruck mit oft wochenlangen Abständen zwischen den Fortsetzungen ergeben, bleiben in der Buchausgabe erhalten.

Eine Sonderstellung nimmt das Kapitel VII mit dem Titel „Lehre von den Affekten“ ein. Es handelt sich dabei um eine Übersetzung (Feuchtersleben spricht im Vorwort zur zweiten Auflage von einer „Zeit- und Sachgemäße[n] Bearbeitung“²¹) des 4. Kapitels von Spinozas „Ethik“.²² Das bemerkte schon ein Rezensent der ersten Buchausgabe:

Das Capitel von den Temperamenten und Leidenschaften steht ziemlich vereinzelt da, wie denn überhaupt Alles sehr lose zusammenhängt und die Abhandlung über die Affecte gar nur eine eingeschaltete Übersetzung des vierten Abschnittes von Spinozas „Ethik“ ist.²³

Derselbe Rezensent beobachtet auch die Bezugnahme auf unterschiedliche Wissensordnungen und die Zwischenstellung des Textes:

Der Freiherr v. Feuchtersleben hat dagegen in diesem Buche die ethische Bedeutung der medicinischen Wirksamkeit hervorzuheben und zu zeigen

20 Vgl. Herbert Seidler, „Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Seine geistes- und literaturgeschichtliche Stellung in der österreichischen Restaurationszeit.“ Feuchtersleben. *Sämtliche Werke und Briefe* (wie Anm. 5). Bd. 6, Teil 2. S. 885-902. S. 898f.

21 Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele* (wie Anm. 2). S. VII.

22 Vgl. Elfriede Rabe. *Ernst Freiherr von Feuchtersleben* (wie Anm. 4). S. 163; vgl. dazu auch Hermann Blume. „Feuchtersleben“. *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums*. Begr. von Walther Killy. Hg. Wilhelm Kühlmann u. a. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Berlin, New York: De Gruyter, 2008. Bd. 3. S. 419-423, hier S. 421.

23 Anonym. [Rezension zu *Zur Diätetik der Seele*]. *Blätter für literarische Unterhaltung* 83 (1839): S. 339f. und S. 84 (1839): S. 343f., hier 343.

gesucht, wie die Wege des Arztes, des Moralisten, des Pädagogen und Geistlichen Einem Ziele zuführen, wie Gesundheit des Leibes und der Seele aus einer Quelle fließt.²⁴

[Das Buch] ist viel zu humoristisch [...] um von uns philosophisch genannt zu werden, aber auch wiederum zu ernst und zu wissenschaftlich, als daß wir es für ein bloßes Antidotum gegen die Hypochondrie halten sollten.²⁵

Tatsächlich handelt es sich bei dem Text um „eine Art Synthese aller Interessen“ Feuchterslebens, „gerade im Schnittpunkt zwischen den rein literarischen und den wissenschaftlichen Arbeiten vollendet.“²⁶ Feuchtersleben hängt einem Bildungsideal der Goethezeit an. Er verordnet seinen Lesern wie sich selbst die Gestaltung des Lebens als Kunstwerk.

Ihm [Feuchtersleben, K.S.W.] schaffte keine Phantasiekraft Material zum Gestalten herbei, darum hatte er den mächtigsten Trieb, seine eigene Persönlichkeit zum Kunstwerk auszubilden. Er war das Muster eines Bildungsmenschen, er hatte das unersättliche Bedürfnis nach einer harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte und Anlagen, er studierte [sic] alle Wissenschaften, vergötterte den größten Meister in dieser eigentlichen Lebenskunst: Goethe, und selbst auf Kosten der größeren Leistungsfähigkeit in einem Fache, die nothwendiger Weise eine ausschließliche Beschäftigung damit fordert, gehorchte er seinem Bildungstribe.²⁷

Neben dem starken Einfluss Goethes, der sich durchgehend auch in Feuchterslebens Literaturkritik und in seinem literarischen Werk findet, kann *Zur Diätetik der Seele* als ein Konglomerat von Konzepten der Romantik (Hinwendung zur Natur mit einer Überblendung von Natur und Wahrheit), der Aufklärung (Betonung der Bedeutung der Vernunft für die Selbsterkenntnis) und einer vorsichtigen Materialismusadaptation gesehen werden, mit der eine Übereinstimmung von Individuum und Gesellschaft in harmonischem Sinne bezweckt ist. Die kompositorischen Aspekte des Texts und die Rückbindung an Genre- und Ideentraditionen machen *Zur Diätetik der Seele* zu einem Produkt der von Gustav Frank und Madleen Podewski konstatierten

24 Ebd. S. 339.

25 Ebd. S. 343.

26 Seidler. Feuchtersleben (wie Anm. 20). S. 889.

27 Necker. Feuchtersleben (wie Anm. 4). S. 78.

„relativ offenen Episteme des Vormärz“, zu einem Teil des literarischen und publizistischen „Experimentierfelds“ der Zeit.²⁸

Körperdiskurs und Politik

Ein wichtiger Zweck der seelendiätetischen Anweisungen in Feuchterslebens Buch ist die Vermeidung von Hypochondrie. In der Romantik formierte sich ein Hypochondrie-Diskurs, der das Wissen über den Körper ausgestaltete und eine normative Vorstellung von Gesundheit und Krankheit, aber auch von Männlichkeit und Weiblichkeit festschrieb. Die Hypochondrie kann als eine Reaktion auf die Erfahrung mangelnder Korrespondenz zwischen dem Ich und einer Welt der beschleunigten Veränderungen und des erhöhten Freiheitsgrads gesehen werden, als Begleiterscheinung der Modernisierung. Sie weist damit über den individuellen Zustand hinaus auf massive gesellschaftliche Veränderungen, sie wird zur Zeitkrankheit.

In der Seele des Restaurationsmenschen beginnt die Zerrissenheit, die sich in der gesamten Kultur der Epoche auffallend und greifbar entfaltet. Die Schwermut, die man für eine Charaktereigenschaft einzelner Dichter zu halten pflegt, finden wir, mehr oder weniger heimlich, fast in jedem Antlitz.²⁹

Das neu entstandene Wissen um die Krankheiten der Seele und ihre Ursachen führt im Vormärz dazu, dass ein Zustand der Stabilität herbeigesehnt und in der Hinwendung zu früheren Wissensordnungen erhofft wird. „[U]nter dem Druck von Aufklärung und Säkularisierung, Materialismus und Revolution, technischen und medizinischen Entwicklungen [hat] das Bedürfnis nach Wiederbelebung alter Körper-Seele-Konzepte Konjunktur“.³⁰ Die Seelendiätetik Feuchterslebens partizipiert an einer

28 Vgl. Madleen Podewski/Gustav Frank. „Aufruf zur Mitarbeit. FVF-Jahrbuch 2011: Wissenskulturen des Vormärz“. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 15 (2009): S. 282-285, hier S. 282.

29 Friedrich Sengle. *Biedermeierzeit. Die Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*. Bd.1. Stuttgart: Metzler, 1971. S. 8.

30 Inge Stephan. „Das Konzept der ‚schönen Seele‘. Zur geschlechtlichen Codierung einer philosophisch-religiösen Figuration im Gender-Diskurs um 1800 – am Beispiel der *Bekenntnisse einer schönen Seele* von Goethe (1795/96) und Unger (1806)“. *Askese. Geschlecht und Geschichte der Selbstdisziplinierung*. Hg.

Vorstellung der Leib-Seele-Einheit, ganz *gegen den Trend der Zeit*. Betrachtet man den medizinischen Diskurs, z. B. den der pathologischen Anatomie vertreten durch Feuchterslebens Wiener Kollegen Carl Rokitansky, kann man mit Recht sagen, dass der Erfolg des Buches *Zur Diätetik der Seele* nicht zu erwarten war: „In an age of positivism and rapidly growing specialization, the success of Feuchterslebens's book among scientists as well as the general public was surprising.“³¹ Es ist aber gerade die Wissensformation, zu der die Anatomie zählt, die als Problemquelle für das Individuum identifiziert wird und zu deren Schattenseiten die Hypochondrie gerechnet wird. *Zur Diätetik der Seele* kann also als Bestandteil eines umfangreichen zeitgenössischen Reparaturdiskurses betrachtet werden.³² In ihm kommt es zu einem „signifikante[n] Rückgriff von Autoren der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf ästhetische Problemlösungsstrategien und diskursive Argumentationsfiguren des 18. Jahrhunderts“.³³

Hypochondrie und Melancholie sind das Resultat und das Symptom einer zeittypischen Dissoziation, die auch eine Diskrepanz zwischen der zunehmenden ökonomischen und wissensgenerierenden Bedeutung des Bürgertums und seinem politischen Einfluss ausdrückt. Sie erweist sich als symptomatisch für die Mechanismen der Ausformung des bürgerlichen Subjekts.³⁴ „Hypochondrie ist nicht nur ein individualpsychologischer Befund, sondern wird zur epochalen Seelenlage Anfang des 19. Jahrhunderts, besonders in

Irmela Marei Krüger-Fürhoff/Tanja Nusser. Bielefeld: Aisthesis, 2005. S. 55-70, hier S. 56.

- 31 Wulf Koepke. „Ernst Freiherr von Feuchtersleben“. *Dictionary of literary Biography*. Vol 133: *Nineteenth-Century German Writers to 1840*. Detroit u. a.: Gale Research, 1993. S. 61-67, hier S. 64.
- 32 Vgl. auch Karin S. Wozonig. „Emanzipation des Fleisches und Diätetik der Seele. Bürgerliche Selbstdisziplinierung im neunzehnten Jahrhundert“. *Körperkonstruktionen und Geschlechtermetaphern: Zum Zusammenhang von Rhetorik und Embodiment*. Hg. Marlen Bidwell-Steiner/Veronika Zangl. Innsbruck, Wien: Studienverlag, 2009. S. 221-236.
- 33 Wolfgang Bunzel/Norbert Otto Eke/Florian Vaßen. „Geschichtsprojektionen. Rekurse auf das 18. Jahrhundert und die Konstruktion von ‚Aufklärung‘ im deutschen Vormärz“. *Der nahe Spiegel. Vormärz und Aufklärung*. Hg. Wolfgang Bunzel/Norbert Otto Eke/Florian Vaßen. Bielefeld: Aisthesis, 2008. S. 9-27, hier S. 9f.
- 34 Zum Konzept der Melancholie vgl. den Beitrag von Harald Neumeyer in diesem Band.

der Biedermeier-Zeit.³⁵ Der Zusammenhang zwischen dem individuellen seelisch-körperlichen Leiden und der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung ist bei Feuchtersleben mehrfach formuliert. In der Einleitung zur zweiten Auflage von *Zur Diätetik der Seele* verkürzt der Autor den Befund und verallgemeinert: „Hundert Namen, die wir diesem Zustande gegeben haben, beweisen hinlänglich sein Dasein. Wir sind müde, blasirt, zerfallen, incomplet, – wir nennen uns Epigonen, leiden am Desenganno [...]“.³⁶ Der Aspekt der Dissoziation, der zu Hypochondrie und Melancholie führt, wird in der Seelendiätetik am Beispiel des (untalentierten) dichtenden Bürgers erläutert:

Ein junger Mensch, im mütterlichen Hause er- oder vielmehr verzogen, ohne Erfahrung, ohne Studium, ohne bestimmte Richtung, ohne Kraft zu arbeiten oder wahrhaft zu genießen, wird sich seines elenden Schwebens zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Nichtgewesensein und Nichtwerden, inne. Er lies't Novellen und geht in's Theater, vergleicht sich mit Dichtern und Helden, und macht Verse. Nun wird es ihm auf einmal klar, daß sein erbärmlicher Zustand von Langeweile eigentlich eine unausgefüllte Tiefe, eine unbefriedigte Sehnsucht, ist. [...] So bringt der Unglückliche seine Jugend hin – und greift ihm nun das Leben, das er versäumt hat, wirklich an die Kehle, steigt ihm ein anderes Wasser als sein poetisches an den Hals, – da ist sein Elend fertig. Er, der weder die Welt noch sich kennen gelernt hat, schnappt nun vergebens nach seinen poetischen Bildern.³⁷

Hier wird die Verweichlichung/Verweiblichung durch die (zu) rücksichtsvolle Erziehung durch die Mutter (anstelle des Vaters) evoziert, was auf ein Männlichkeitsideal der Tatkraft, Stärke und Disziplin verweist, das im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts weiter an Bedeutung gewinnen wird.³⁸

35 Helmut Bachmaier. „Muse Hypochondria. Strategien der Körperlektüre bei Grillparzer“. *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 3/18 (1991-1992): S. 295-307, hier S. 304.

36 Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele* (wie Anm. 2). S. II. (desengaño: Ernüchterung).

37 Ebd. S. 99f.

38 Vgl. Manuel Borutta/Nina Verheyen. „Vulkanier und Choleriker? Männlichkeit und Emotion in der deutschen Geschichte 1800-2000“. *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne*. Hg. Manuel Borutta/Nina Verheyen. Bielefeld: Transcript, 2010. S. 11-39. – Wie der Beitrag von Antonio Roselli in diesen Band zeigt, wird die männliche ‚Tatkraft‘ andernorts aber auch bereits einer scharfen Kritik unterzogen. Ihre ‚Verbürgerlichung‘ scheint mithin

Außerdem werden oberflächliche Beschäftigung mit Literatur (Lesen von Novellen, Theaterbesuche und das Verfassen epigonaler Weltschmerzichtung) der wirksamen öffentlichen Tätigkeit durch einen bürgerlichen Beruf (zielgerichtetes Studium mit anschließender Arbeit, in der Erfahrung und Besitz angehäuft werden) gegenübergestellt. Es werden der Mangel an Eigenverantwortung für die Persönlichkeitsbildung und die Verweigerung gesellschaftlicher Partizipation als Ursache von Melancholie und Hypochondrie beschrieben und – in Rückkoppelungen – die seelische Instabilität als Hindernis auf dem Weg zur sinnerfüllten öffentlichen Tätigkeit benannt.

Wer endlich schon dem furchtbaren Dämon der Hypochondrie verfallen ist, dem konnten wir nur den Rath ertheilen, welchen wir nun wiederholen: den umflorten Blick von der dumpfen Enge des kümmerlichen, gequälten Selbst hinauszuwenden in das unendliche Schauspiel der leidenden und jubelnden Menschheit, – und in der Theilnahme am Ganzen, die am eigenen Jammer zu verschmerzen, oder doch wenigstens die Anderer zu verdienen.³⁹

Zur Diätetik der Seele gehört zu jenen zentralen Texten der 1830er Jahre, die die „geschichtsphilosophische[n], literarisch-ästhetische[n] und politische[n] Konsequenzen der Öffentlichkeitsentwicklung“ abhandeln.⁴⁰

Subjektwerdung

Die „Gemütsruhe“ als Ruhe des ausgeglichenen Bürgers steht im Gegensatz zur materialistischen Tendenz der Zeit. Gemütskrankheiten wie Melancholie und Hypochondrie verweisen auf die individuelle Verantwortung und bekommen eine ethische Bedeutung.⁴¹ *Zur Diätetik der Seele* reagiert auf eine zeittypische Erscheinung, nämlich das Bewusstsein einer neuen

Bedingung für ihre erneute – und nunmehr gewandelte – Inanspruchnahme zu sein (G.F., M.P.).

39 Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele* (wie Anm. 2). S. 119f.

40 Hubert Lengauer. *Ästhetik und liberale Opposition. Zur Rollenproblematik des Schriftstellers in der österreichischen Literatur um 1848*. Wien u.a.: Böhlau, 1989. S. 43.

41 Vgl. Christian v. Zimmermann. *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*. Berlin/New York: de Gruyter, 2006. S. 87.

Eigenverantwortung. Zur Entstehungszeit des Buchs sind die monolithischen Konzepte vergangener Jahrhunderte (Gottesglaube, Ständegesellschaft) bereits zerfallen und lassen das bürgerliche Individuum allein und auf sich selbst gestellt zurück.

Hatte der Mensch im ausgehenden 18. Jahrhundert seine Individualität entdeckt und sich aufklärerisch-selbstbewußt von der Bevormundung, aber auch von der Geborgenheit des Staates und der Kirche zu emanzipieren gesucht, so war er andererseits belastet worden durch die ihm zugeschriebene Mündigkeit seiner Existenz, für die er nun in einem hohen Maße die eigene Verantwortung trug.⁴²

Die übertragene Verantwortung betrifft die individuelle körperliche Gesundheit und den ausgeglichenen Gefühlshaushalt des Bürgers, der mit dem Staatskörper in Wechselwirkung steht.

Die Aufgabe, durch den Willen körperlich und geistig gesund zu werden bzw. zu bleiben, wie sie in *Zur Diätetik der Seele* gestellt ist, steht im Zeichen des „bürgerlich-anthropologischen Bezähmungskonzeptes“, das Subjektwerdung als Resultat von Bildung, Entsagung und Mäßigung betrachtet.⁴³ Für Feuchtersleben gibt es ein Modell, an dem entlang er – allerdings keineswegs bruchlos – diese Konstruktion des männlichen Bürgersubjets entwickelt. Er zeigt in *Zur Diätetik der Seele* „über das geradlinige Aufklärungsdenken hinausstrebend –, wie das Goethezeitliche Weltbild der gefährdeten Psyche seiner Zeit Leitlinien zur Stabilisierung der Persönlichkeit anbieten kann.“⁴⁴ Der bürgerliche Modell-Entwicklungsgang verläuft nach Feuchtersleben über die Selbsterkenntnis mit Affektkontrolle zur gesellschaftlichen Partizi-

42 Herbert Zeman. „Die österreichische Literatur im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert. Spätaufklärung und Biedermeier“. *Literaturgeschichte Österreichs von den Anfängen im Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. Herbert Zeman. Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, 1996. S. 303-360, hier 335.; vgl. auch Karlheinz Rossbacher. „Ihr Traum ist sehr artig“, sagte Goethe. Johann Peter Eckermann möchte ein anderer sein“. *Literatur als Geschichte des Ich*. Hg. Eduard Beutner/Ulrike Tanzer. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2000. S. 55-76.

43 Vgl. Christian v. Zimmermann. *Biographische Anthropologie* (wie Anm. 41). S. 84f.

44 Zeman. *Österreichische Literatur* (wie Anm. 42). S. 325.

pation. Dieser Weg entspricht auch der Biographik der Zeit⁴⁵, die Spiegelung der Ambitionen der Leserschaft trägt zum Erfolg des Buchs bei. Feuchtersleben fasst den Bildungsgang zusammen:

[...] es haben sich uns bedeutende Maximen ergeben: Man wende die Phantasie dem Schönen, dem Erfreulichen zu; man nähre das Gefühl mit dem Großen und Heitern; man bilde beides durch Theilnahme an der Kunst. Man stärke, reinige, veredle den Willen, und gebe ihm eine Richtung auf das eigene Ich; man bilde ihn durch eine echte, gesunde Moral. Der Zerstretheit, dem unglücklichen Getheiltsein der Seele, werde die Sammlung, der Unaufgelegtheit, der Mutter innerlichen Erkrankens, ein fester Entschluß entgegen gesetzt. [...] Man sei bestrebt, die Kraft des Gedankens in sich zu entwickeln; man gebe auch dem Verstande eine Richtung auf das Ich, was beim Willen Selbstbeherrschung war, wird hier Selbsterkenntniß; man bilde auch diese Seite des Menschlichen, durch die echte, lebendige Wissenschaft, und lerne so an den Früchten das Göttliche der Erkenntniß, der harmonischen Bildung, fassen.⁴⁶

Zur Diätetik der Seele weist den typisch (seelen)diätetischen Zirkel auf: Die Aufforderung zur Selbstbeobachtung und -dokumentation, wie sie von Feuchtersleben gefordert wird, und die Einordnung in den Referenzrahmen von „gesund“ und „krank“, den der Text vorgibt, verfestigen das Konzept der seelischen Instabilität. In psychotherapeutischer Terminologie wäre davon zu sprechen, dass die Seelendiätetik Feuchterslebens eine Identifikation mit der normgebenden Macht verlangt, wobei die Bestrafung für die Nichtbeachtung der Norm sowohl in der Exklusion wie gleichfalls in der seelischen Störung der Hypochondrie besteht, und dass sich dadurch ein unlösbarer Konflikt zwischen dem Über-Ich und dem Es ergibt. Die Forderungen nach Affektkontrolle als Grundlage für die Verbürgerlichung bringt (auch im *double bind* der Seelendiätetik) ein latent neurotisches Subjekt hervor.⁴⁷ Feuchtersleben beobachtet den Wirkmechanismus, nimmt die Diagnose

45 Zimmermann. *Biographische Anthropologie* (wie Anm. 41). S. 95.

46 Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele* (wie Anm. 2). S. 116f.

47 Vgl. Wolfgang Lukas. „Weiblicher‘ Bürger vs. ‚männliche‘ Aristokratin. Der Konflikt der Geschlechter und der Stände in der Erzählliteratur des Vor- und Nachmärz“. *„Emancipation des Fleisches“. Erotik und Sexualität im Vormärz*. Hg. Gustav Frank/Detlev Kopp. *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 4 (1999): S. 223-260, hier S. 259.

aber nicht vorweg und beschränkt die Exit-Strategien auf gesellschaftlich gewolltes Verhalten.

Bezähmung und Affektkontrolle betreffen nur eine Seite der Körper- und Männlichkeitskonstruktion in *Zur Diätetik der Seele*. Es wäre zu kurz gegriffen, die Subjektivation als eine fixierte Strategie anzusehen, der der Text folgt. Vielmehr zeigt sich gerade in der Ausbildung bürgerlicher Männlichkeit, dass es um eine facettenreiche Ausgestaltung und Erprobung einer lebenspraktisch relevanten Wissensordnung geht, um einen *modularen Baukasten der Individuations- und Subjektwerdungsstrategien*.

Neben der Bezähmung der Affekte wird in *Zur Diätetik der Seele* der Phantasie eine bedeutende Funktion bei der Entwicklung des Subjekts zugeschrieben. Die Anweisung lautet, weder die Affekte abzutöten, noch die Phantasie als unnützlich abzutun. Auch wird die Kunst im Allgemeinen von Feuchtersleben keineswegs als Gefühlsdepot verstanden, das Störfaktoren der Subjektivation kanalisiert und aus dem Bürgersubjekt auslagert. Sie übernimmt vielmehr eine harmonisierende, persönlichkeitsbildende Funktion. Ein Grundsatz der Seelendiätetik ist die „Oscillation“, der Ausgleich von Gegensätzen: „Man kann einen Moment durch den andern mäßigen, einen durch den andern erhöhen.“⁴⁸ Bedingung dafür ist Selbsterkenntnis. Zur Selbsterkenntnis gehört auch das Wissen um die Technik der Beherrschung:

Die Leidenschaften wolle man nicht ertöden, wodurch die geheimnißvollen Keime und Triebkräfte des Lebens und der Gesundheit getödet würden; man wisse sie nur gegenseitig zu balanciren, zu mässigen, zu beherrschen. Die aktiven lasse man vorwalten, die niederdrückenden halte man hinten.⁴⁹

Hier wird deutlich, dass es keine abgrenzende chronologische Aufeinanderfolge von Romantik-Natur und einer pessimistischen Anthropologie der Triebnatur (Odo Marquard) gibt. Der Text Feuchterslebens ist im „Auf und Ab maskuliner Gefühlsproduktion und -reduktion“ in der „bürgerlichen Experimentierphase“⁵⁰ zu verorten und kann als Teil des „Trainingsprogramms in der Ausbildung von Affekten“⁵¹ gesehen werden, das die Moderne hervorbringt. Mit der Anweisung zur Beobachtung und Dokumentation

48 Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele* (wie Anm. 2). S. 85.

49 Ebd. S. 119.

50 Borutta/Verheyen. Vulkanier und Choleriker? (wie Anm. 37). S. 20.

51 Andreas Reckwitz. „Umkämpfte Maskulinität. Zur Historischen Kultursoziologie männlicher Subjektformen und ihrer Affektivitäten vom Zeitalter der

der eigenen affektiven und intellektuellen Entwicklung, die in *Zur Diätetik der Seele* enthalten ist und deren Ausführung in den Tagebuchblättern exemplarisch vorgeführt wird, rekurriert Feuchtersleben auf eine Form des Selbstbezugs, der für das moderne Subjekt konstitutiv ist. Das Tagebuch ist das – nie vollständige, nie abgeschlossene – Resultat der Selbstbildung, der Erkenntnismodus besteht im Aphoristischen. In einem Brief an Joseph Stanislaus Zauper schreibt Feuchtersleben:

Es wird eine Zeit kommen, wo man nach dem Tagebuche jedes ächt Gebildeten fragen und hastig greifen wird. Was ist all unser Schreiben, als Resultate aus unseren Lehr- und Wanderjahren? was kann der Reifste am Ende geben als Aphorismen?⁵²

Realpolitik

Das Buch Feuchterslebens ist eine diätetische Schrift, die, wie andere Diätetiken um 1830, auf die „wachsende Divergenz von gesellschaftlicher Realität und Normenvermittlung im Medium der Kunst“⁵³ reagiert. Gerade im Österreich unter Metternich steht die diätetische Forderung nach starker, männlicher Präsenz in der neu entstehenden bürgerlichen Öffentlichkeit einem System der Zensur und Unterdrückung gegenüber. Österreich wird als Land bezeichnet, „in dem der Geist des Bevormundungssystems des aufgekklärten Absolutismus in einer reiferen Zeit weiter waltet, – freilich ohne Geist und ohne Aufklärung.“⁵⁴ Partizipation ist unerwünscht:

[...] wie denn die Regierung überhaupt nur zwei Klassen von Untertanen kannte: Gutgesinnte und Subversive. Zu diesen zählten alle, die von der Zukunft Erlösung erwarteten; in erster Reihe die Räsoneure vom Schlage eines Bauernfeld, der sich selbst einen ‚Vorschimpfer‘ nannte und einmal spöt-

Empfindsamkeit bis zur Postmoderne“. *Die Präsenz der Gefühle* (wie Anm. 37). S. 57-77, hier S. 60.

52 Franz Ilwof. „Briefe Feuchterslebens an Zauper. Mit Einleitung und Anmerkungen“. *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft* 15 (1905): S. 290-313, hier S. 299.

53 Hoffmann. ‚Gesund‘ – ‚Krank‘ (wie Anm. 14). S. 176.

54 *Briefe aus dem Vormärz. Eine Sammlung aus dem Nachlaß Moritz Hartmanns*. Hg. Otto Wittner. Prag: Calve, 1911. S. VIII.

tisch bemerkte, man brauche bloß einen Finger zu rühren, so gelte dies schon als eine Tat.⁵⁵

Die Untätigkeit des Bürgers und sein biedermeierliches „Entbehrlichkeitsbewusstsein“⁵⁶ finden in *Zur Diätetik der Seele* ein ideologisches Gerüst und ein kompensatorisches Angebot zur Selbsterziehung. Mit den Ereignissen im März 1848 wird deutlich, dass *Zur Diätetik der Seele* als Anleitung zum Umgang mit Ungeduld und mit dem Gefühl der Ohnmacht in einer Zeit des Übergangs gelesen werden konnte. Diese erweiterte Lesart ist in Feuchterslebens Vorwort zur fünften Auflage 1848 festgehalten:

Der Inhalt der folgenden Blätter scheint, oberflächlich betrachtet, keinen Bezug auf die großen Fragen des Tages zu bieten. Er betrifft die inneren Heimlichkeiten des leidenden Gemüthes. Genauer betrachtet, – dürfte sich dennoch ein tieferer Bezug zwischen beiden herausstellen. [...] Weg den egoistischen Blick von dem kleinlichen Zustande deiner Einzelheit! – hinaus, – mit Kopf, Herz und Hand, den großen, heiligen Angelegenheiten des Volkes, der Staaten, der Menschheit zugewendet! und die Kraft des Geistes über die Misere des Stoffes wird siegreicher und segenreicher offenbar werden, als ich es in schwachen Worten verkünden konnte.⁵⁷

Die Dissonanzen des Vormärz, die sich in Feuchterslebens Diagnose individualpsychologisch in Hypochondrie und Melancholie niederschlagen, setzen sich allerdings in den Wiener Ereignissen von 1848 fort:

Es war eine in sich gesplante Revolution, die sich gegen das kaisertreue Militär wandte und den Kaiser zurückrief, in der das Bürgertum liberal, aber doch für eine monarchisch-konstitutionelle Ordnung war, und nach der das Proletariat vom erweiterten Wahlrecht noch keinen Gebrauch machte.⁵⁸

55 *Wien 1840-1848. Eine amtliche Chronik.* Mit Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von Karl Glossy. 1. Teil 1840-1844. Wien: Verlag des literarischen Vereins, 1917. S. VIII.

56 Hellmuth Himmel. „Probleme der österreichischen Biedermeiernovellistik. Ein Beitrag zur Erkenntnis der historischen Stellung Adalbert Stifters“. *VASILLO* 12/1,2 (1963). S. 36-59, hier S. 53.

57 Ernst von Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele*. 44. Aufl. Wien: Gerold's Sohn, 1883. S. XIII f.

58 Pisa: *Ernst Freiherr von Feuchtersleben* (wie Anm. 10). S. 145.

Feuchtersleben war ein Anhänger der Idee einer konstitutionellen Monarchie. Der Zweck der Bewegung – im mehrfachen Wortsinn – besteht für den Arzt und Schriftsteller, den die politischen Ereignisse für kurze Zeit zum Unterrichtsreformer machen, in der Durchsetzung eines humanistischen Ideals auf individueller wie auf gesamtgesellschaftlicher Ebene.

Er begriff die Notwendigkeit dieser Bewegung. Wenn auch, nach seiner Ansicht, fortschreitende Bildung und sittliche Kräftigung sicherer zur Freiheit führten als alle revolutionären Siege, täuschte er sich doch nicht darüber, daß der Absolutismus einer solchen Hebung des Volksgeistes immer entgegenarbeiten werde. Dies sah er ein und handelte danach.⁵⁹

Zur Diätetik der Seele behandelt Fragen, „deren Beantwortung darüber entscheidet, ob Freiheit oder Sklaverei des Menschen inneres Los“⁶⁰ sind. Die Beobachtung der Auswirkungen persönlicher Einschränkungen auf die Seele des sich emanzipierenden Bürgers durch den Mediziner und Anhänger josephinischer Ideale partizipiert am vormärzlichen naturwissenschaftlichen Populärdiskurs ebenso wie an der politischen Rhetorik der Zeit, die das bürgerliche Subjekt zum tätigen Teil des Staates macht.

Das Wissen der Literatur, Literatur des Wissens

Zur Diätetik der Seele kann einem vorwissenschaftlichen literarischen Genre zugeordnet werden, das eine synthetisierende Tendenz verfolgt und ein ganzheitliches Menschenbild propagiert.⁶¹ Für die Zeitgenossen Feuchterslebens steht dieser Ansatz im Gegensatz zur neuen, zergliedernden Medizin.⁶² Der Text erfüllt die Funktion, Auskunft über die Nebenwirkungen der Wissensordnung der neuen Naturwissenschaften, der Spezialisierung und des Materialismus zu geben. Es ist die Zeit eines „dramatisch-schmerzhaften Übergangs vom Goetheanismus zur materialistischen Naturwissenschaft“⁶³,

59 Paoli. Feuchtersleben (wie Anm. 6). S. 156.

60 Ebd. S. 152f.

61 Vgl. Hoffmann. ‚Gesund‘ – ‚Krank‘ (wie Anm. 14). S. 178.

62 Vgl. dazu auch den Beitrag von Christian Meierhofer in diesem Band.

63 Renate Riembeck. „Einführung“. Ernst Freiherr von Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele und andere Schriften*. Hg. Renate Riembeck. Mit einem Aufsatz von Karl König. Stuttgart: Urachhaus, 1980. S. 7-13, hier S. 8.

die Feuchtersleben mit *Zur Diätetik der Seele* begleitend beobachtet und auf die er mit einer Rückbesinnung (im mehrfachen Wortsinn) reagiert.

Zu den seelendiätetischen Anweisungen gehört Feuchterslebens Warnung vor der Weltschmerzliteratur, die Hypochondrie verursache. Hier bezieht *Zur Diätetik der Seele* Stellung gegen eine Literatur, die krisenhafte Männlichkeit zum Thema macht und die die Dissonanzen der Zeit spiegelt.⁶⁴ Die Literatur wird zum Austragungsort der Konflikte, die sich aus den latenten Brüchen und Ambivalenzen im sich formierenden bürgerlichen Wertesystem ergeben. Feuchtersleben partizipiert an diesem Wissen der Literatur, und seine Seelendiätetik „übertrug [...] diätet.[ische] Funktionen auf Literatur u. Kunst u. machte die Antinomie des ‚Gesunden‘ und ‚Kranken‘ zu wirkung[s]äthet.[ischen] Kategorien des literar.[ischen] Diskurses“.⁶⁵ Der Weltschmerzliteratur, vor allem den Epigonen Byrons und Lenaus, schreibt Feuchtersleben eine diagnostische Funktion wie auch eine krankheitserregende Wirkung zu, der Literatur nach dem Vorbild der Weimarer Klassik (wobei die Poetik implizit bleibt), eine heilende. Hypochondrie sei „die Amme der modernen Literatur, und man wird nächstens, zur richtigen Beurtheilung unserer jüngsten Dichter, des Arztes statt des Recensenten bedürfen“⁶⁶, schreibt Feuchtersleben.

Solche Dichter ziehen dann natürlich ihr Publikum nach, – und da jetzt fast Alles Publikum ist, Alles von Literatur singen und reden will, – so begreift sich, wie nöthig es ist, daß man diese literarischen Interessen in einer diätetischen Schrift bespreche, wenn man noch einen Theil des Publikums vor dem Gräuel der Hypochondrie retten will. Es gehört also zur Diätetik der Seele, daß wir, weil wir die soi-disants Young’s und Byron’s unserer Tage doch nun einmal kaum überzeugen werden, daß sie vorerst was Rechtes lernen sollten, – es gehört, sage ich, zur Seelendiätetik, daß wir sie jammern lassen sollen.⁶⁷

Die Haltung Feuchterslebens zur Romantik ist, wie sich aus seinen literaturkritischen Texten erschließen lässt, ambivalent. Einerseits ist ihm die spekulative Richtung suspekt und zu lebensfern, andererseits sieht er das

64 Vgl. Brigitte Prutti. „Höflingsbrust und Kaiserschenkel. Postheroische Männlichkeit und Restaurationskritik bei Sealsfield und Grillparzer“. *Sprachkunst* 37/1 (2006). S. 1-27.

65 Blume. Feuchtersleben (wie Anm. 22). S. 422.

66 Feuchtersleben. *Diätetik der Seele* (wie Anm. 2). S. 99.

67 Ebd. S. 101.

Romantische als überzeitliche Haltung, die zu einer mystischen Tiefe des Seins vordringt und die Verbindung des Menschen zur Natur stabilisiert.⁶⁸ In dieser Ambivalenz zeigt sich, dass es für Feuchtersleben kein Zurück hinter die Selbstreflexivität der Romantik gibt und dass die in *Zur Diätetik der Seele* konstatierten Probleme des vormärzlichen Individuums in der kritischen romantischen Überprüfung der Korrespondenz von Ich und Welt wurzeln.⁶⁹ Feuchterslebens Texte zur Literatur ergeben eine Poetik, die in der Tradition der Ästhetik-Diätetik-Tradition Goethes⁷⁰ verankert ist, und diesem Prinzip ist auch *Zur Diätetik der Seele* weitgehend verpflichtet. Aber die Literatur ist jener Ort, an dem die Überlappung von anthropologischen Wissensbeständen sichtbar wird, und hier bedient sich Feuchtersleben in seinem Plädoyer für die „Oscillation“, die Kräfte und Gegenkräfte ausgleicht.

Bei der großen Popularität des Texts steht zu vermuten, dass Feuchtersleben mit *Zur Diätetik der Seele* auch direkt auf die literarische Produktion seiner Zeit einwirkt. So besteht eine deutlich erkennbare Wechselwirkung mit der literarischen Anthropologie Adalbert Stifters.⁷¹ Stifter betätigt sich als „Hersteller“ von Menschen, auch er ist einer Anthropologie in der Nachfolge Goethes verpflichtet⁷² und viele seiner Figuren sind durchdrungen vom Bedürfnis nach Harmonie, der Versöhnung von Gegensätzen und einem Naturkonzept, wie es in Feuchterslebens Seelendiätetik propagiert wird. Grundlage dieser ultimativen Harmonie ist die Gleichsetzung von Natur und Wahrheit.

Die Natur denkt lauter große Gedanken, und die des Menschen, indem er ihnen nachsinnt, lernen sich ausdehnen, und werden den ihrigen ähnlich. Das kleine Ich lernt sich als Atom begreifen, und wird doch, mitten im Anschauen der Unendlichkeit, seines Daseins froh, da es die Harmonie des Ganzen

68 Vgl. Seidler. *Österreichischer Vormärz und Goethezeit* (wie Anm. 15). S. 372 und Seidler. Feuchtersleben (wie Anm. 20). S. 893.

69 Vgl. auch Jochen Hörisch. *Das Wissen der Literatur*. München: Fink, 2007. S. 218.

70 Vgl. Seidler. Feuchtersleben (wie Anm. 20). S. 893: „Poesie geht vom ganzen Menschen aus und wirkt auf den ganzen Menschen [...] Dichtung wie jedes Kunstwerk ist [für Feuchtersleben] ein Organismus.“

71 Vgl. Zimmermann. *Biographische Anthropologie* (wie Anm. 41). S. 59f.

72 Vgl. Wolfgang Frühwald. „Die Entdeckung des Leibes. Über den Zusammenhang von Literatur und Diätetik in der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts.“ *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 10 (1991): S. 13-23, hier S. 22f.

gewahrt wird. Gerechtigkeit lernt sich an den unerschütterlichen Gesetzen der Natur; sie liebt, auch wenn sie vernichtet; nur in ihr ist Wahrheit, Ruhe und Gesundheit.⁷³

Um zu dieser Wahrheit zu gelangen, bedarf es der Selbstbetrachtung und -auskunft, wie die Seelendiätetik sie anregt. Feuchterslebens Schriftstellerkollege Hieronymus Lorm (i. e. Heinrich Landesmann) erkennt in einer Rezension in den *Grenzboten* von 1844 den Zusammenhang zwischen Ästhetik und Politik bei Stifters Gestalten.⁷⁴ Lorm bemerkt, dass die Orientierung an der Weimarer Klassik das Unbewegliche und Teilnahmslose hervorbringe, das von der politisch einengenden Situation in Österreich, von Beschränkung und Zensur, keine Notiz nimmt. Die selbstgenügsame Ruhe der poetischen Produktion hält nach Lorms Meinung die ästhetische Qualität hoch, während der politische Zweck auch poetische Mittel geringer Güte in Kauf nimmt. Für Stifter ist schöne Literatur zweckfrei in Bezug auf politische Agenden. Zugleich weiß sie aber vom Menschen, der sich nach Stabilität sehnt, nach äußerer und innerer Ruhe. Stifter zählt zu jenen Schriftstellern, die, von den revolutionären Ereignissen erschreckt, eine von oben verordnete Ruhe herbeisehnen. In seinem Werk ist die Defensivhaltung aber nicht politisch motiviert, sondern ästhetisches Programm. In der Erzählung „Brigitta“ (1844/1847) sei *Zur Diätetik der Seele* „bis in metaphorische Details hinein“ präsent, bemerkt Christian von Zimmermann.⁷⁵ Eine deutliche Überschneidung ist in der Ausgestaltung des Schönheitskonzeptes zu bemerken: Nicht das „flüchtig Reizende“ ist schön, sondern Vitalität und die „Sittlichkeit eines produktiven Lebens“.⁷⁶ Eine weitere Parallele zeigt sich im Zusammendenken der Veredelung des Einzelnen mit einer gesamtgesellschaftlichen Verbesserung.⁷⁷ Auch in anderen Werken Stifters schlägt sich die Seelendiätetik nieder.

73 Feuchtersleben. *Zur Diätetik der Seele* (wie Anm. 2). S. 107.

74 Zitiert in Lengauer. *Ästhetik und liberale Opposition* (wie Anm. 40). S. 167f.

75 Vgl. Christian v. Zimmermann. „Brigitta – seelenkundlich gelesen. Zur Verwendung ‚kalobiotischer Lebensmaximen‘ Feuchterslebens in Stifters Erzählung“. *Adalbert Stifter. Dichter und Maler, Denkmalpfleger und Schulmann. Neue Zugänge zu seinem Werk*. Hg. Hartmut Laufhütte/Karl Möseneder. Tübingen: Niemeyer, 1996. S. 410-434, hier S. 412.

76 Ebd. S. 421.

77 Vgl. ebd. S. 434.

Eine der schönsten Männergestalten, die Stifter [...] gelungen ist, verweist schon im charakterisierenden Namen auf den Erfolg der diätetischen Methode: der Schreib- und Lektüretherapie. Der ‚sanftmütige Obrist‘ nämlich, einst Spieler und mutwilliger Duellant, ist durch Schreib- und Lektüretherapie eben zu dem geworden, als der er sich dem Doktor in der ‚Mappe meines Urgroßvaters‘ darstellt: nicht mehr ein auf Heldentaten durch Töten ausgehender, von Trieb und Leidenschaft regierter Soldat, sondern ein sanftmütiger, dem Frieden, der Geduld, dem sittlichen Gesetz des Menschen dienender Mann.⁷⁸

Die in die literarische Produktion hineinwirkenden Konzepte der Seelendiätetik Feuchterslebens können als politisch überholt betrachtet werden, ästhetisch sind sie wirksam und sie sind auch in der Lyrik Feuchterslebens präsent. Nikolaus Lenau bemerkt in Bezug auf den *Österreichischen Musenalmanach* von 1840, in dem Feuchtersleben mit einem Gedicht vertreten ist: „Welch altes, abgedroschenes Zeug! Die Leute stehen noch auf einer ganz niedrigen Stufe des poetischen Bewußtseins, sie wissen so gar nicht, was draußen vorgegangen, und was die Zeit will. Dabei die Form!“⁷⁹

Mit *Zur Diätetik der Seele* schafft Feuchtersleben nicht nur Populärwissenschaft und Populärphilosophie und damit einen Diskurs, der in die Literatur hineinwirkt, sondern auch Literatur. Verbinden und Harmonisieren sind wichtige Themen der Seelendiätetik, was in den Tagebuchblättern aphoristisch erprobt wird. Bei der Gestaltung von *Zur Diätetik der Seele* weisen Offenheit und der Charakter des Experiments über die Tradition und den Einfluss Goethes hinaus. Der Text kann als literarische Skizze⁸⁰ definiert und somit einer nicht starr festgelegten Gattung der kleinen Prosa zugerechnet werden, die neben Brief, Parabel und Fragment steht. Dafür sprechen die Verwendung von Beispielen und die häufigen Bezüge auf Alltagswissen.

Auch wenn die „explosive Rezeption dieser leicht lesbaren Anti-Hypochondrie-Schrift“⁸¹ die Buchform betraf, so ist der Text formal doch dem Publikationsort Zeitschrift angepasst. Im Zusammenhang mit den

78 Frühwald. Entdeckung des Leibes (wie Anm. 70). S. 20.

79 *Lenau und die Familie Löwenthal*. Hg. Eduard Castle. Leipzig: M. Hesse, 1906. S. 68f.

80 Vgl. Florian Vaßen. „Die literarische Skizze. Anschaulichkeit und Offenheit als Weltansicht in Aufklärung und Vormärz“. *Der nahe Spiegel* (wie Anm. 33). S. 265-280.

81 Blume. Feuchtersleben (wie Anm. 22). S. 421.

Wissenskulturen und Wissensformationen des Vormärz steht diese Schrift in einer Traditionslinie mit literarischen Skizzen der Aufklärung, die für ihre Zeit wichtige modulare und praxisbezogene Wissensspeicher bildeten. Ihre Fortsetzung im Vormärz steht unter dem Zeichen des Medienwandels, der Publikationen wie die populäre *Gesundheits-Zeitung* hervorbringt. An diesem Ort der medizinischen Volksaufklärung erscheint die „rhapsodische“ Seelendiätetik zuerst und ist so erfolgreich, dass eine Buchausgabe folgt.

Überschneidungen

Dass sich *Zur Diätetik der Seele* bei mehreren Wissensformationen der Zeit bedient, sie eklektisch aufnimmt, zwischen unterschiedlichen Konzepten oszilliert und Strömungen der Gegenwart verwirft, begründet den Erfolg dieser Schrift in ihrer Entstehungszeit. Feuchtersleben ist in das „Gradnetz der Zeit“ (Seidler) einzuordnen: durch seine Rezeption der josephinischen Aufklärung und durch Aufklärung als Denkhaltung und Anleitung zu Wirkung und Tat; durch Anleihen bei der Weimarer Klassik und die Ablehnung der deutschen Romantik bei gleichzeitiger romantischer Grundhaltung, die den Modernisierungsschäden⁸² und Ausdifferenzierungskonflikten mit der Versöhnung von Gegensätzen entgegentritt.

Der weitere Erfolg des Textes ergibt sich aus seiner Qualität als Therapie, die sich mit dem Versprechen, Harmonie zwischen Körper und Geist sei möglich und Krankheit könne durch Willensstärke überwunden werden, an das Individuum wendet, das diesen Trost braucht. Hier erfüllt der Text, der „handlich zur täglichen Lektüre eingerichtet“⁸³ ist, eine ähnliche Funktion wie ein Erbauungsbuch, wenn auch auf säkulare Weise: Die komplexen Zusammenhänge der Psychosomatik werden mit der gesellschaftlichen Verortung des modernen bürgerlichen Subjekts verschränkt und der Zeitdiagnostik werden Handlungsanweisungen zur Seite gestellt, die der Selbstbeobachtung und -kontrolle in täglicher Übung dienen. *Zur Diätetik der Seele* ist ein vormärzliches Dokument fluktuierender Episteme voller „Hinweise

82 Vgl. Cornelia Klinger: „1800 – Eine Epochenschwelle im Geschlechterverhältnis“. *Revolution und Emanzipation. Geschlechterordnung in Europa um 1800*. Hg. Katharina Rennhak/Virginia Richter. Köln u.a.: Böhlau, 2004. S. 17-32, hier S. 29.

83 Schramm. *Ernst von Feuchtersleben* (wie Anm. 18). S. 297.

und Anweisungen zum richtigen Leben“⁸⁴. Das macht Feuchtersleben zum „in der Stille manches einsamen Lesestübchen vielverehrten Verfasser“⁸⁵ eines Erfolgsbuchs jenseits von Genre Grenzen und sich ausdifferenzierender Spezialdiskurse.

84 Seidler. *Österreichischer Vormärz und Goethezeit* (wie Anm. 15). S. 378.

85 Necker. *Feuchtersleben* (wie Anm. 4). S. 64.

Harald Neumeyer (Bayreuth)

Vom melancholischen Reden über eine ‚Kunst des Lebens‘

Georg Büchners *Lenz* und das medizinisch-psychiatrische Wissen um Seelenstörungen

„Ich verlange in allem Leben“, so lautet die zentrale Forderung, die Lenz in Georg Büchners gleichnamiger Novelle mit Blick auf jede Form der Kunst aufstellt.¹ Lenzens Programm, das er im so genannten ‚Kunstgespräch‘ formuliert, ist oft als Ästhetik Büchners² bzw. als implizite Poetik des Textes³ identifiziert worden. Dabei wurde jedoch meist nicht berücksichtigt, dass derjenige, der hier über Kunst spricht, ein Melancholiker im pathologischen

-
- 1 Georg Büchner. *Lenz*. Text und Kommentar. Neu hergestellt, kommentiert und mit zahlreichen Materialien versehen von Burghard Dedner. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1998. S. 16. Bei Zitaten aus diesem Text werden im folgenden die Seitenzahlen mit dem Sigel ‚L‘ in Klammern hinter dem entsprechenden Zitat vermerkt.
 - 2 Vgl. (in chronologischer Folge) Hans-Jürgen Schings. *Der mitleidige Mensch ist der beste Mensch. Poetik des Mitleids von Lessing bis Büchner*. München: Beck, 1980. S. 69, S. 79; Jan-Christoph Hauschild. *Georg Büchner. Biographie*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 1993; Gerhard P. Knapp. *Georg Büchner*. 3. Aufl. Stuttgart: Metzler, 2000. S. 151f.; Rudolf Drux. „‚Holzpuppen‘. Bemerkungen zu einer poetologischen Kampfmetapher bei Büchner und ihrer antiidealistischen Stoßrichtung“. *Georg Büchner Jahrbuch* 9 (2000): S. 237-253, S. 238; Gerhard Friedrich. „Lenzens und Werthers Leiden. Zur Demontage eines ästhetischen Modells“. *Georg Büchner Jahrbuch* 10 (2005): S. 133-171, S. 154, S. 159f.; Ariane Martin. *Georg Büchner*. Stuttgart: Reclam, 2007. S. 213; Klaus F. Gille. „Zwischen Hundstall und Holzpuppen. Zum Kunstgespräch in Büchners *Lenz*“. *Weimarer Beiträge* 54 (2008): S. 88-102, S. 88.
 - 3 So ausführlich Jürgen Schwann. *Georg Büchners implizite Ästhetik. Rekonstruktion und Situierung im ästhetischen Diskurs*. Tübingen: Narr, 1997. Vgl. ferner Drux. ‚Holzpuppen‘ (wie Anm. 2). S. 249f.; Gille. Hundstall (wie Anm. 2). S. 97, sowie Henri Poschmann. „Kommentar“. *Georg Büchner. Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden*. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1992. Bd. 1. S. 791-865, S. 812.

Sinne ist.⁴ Denn entweder spielte man die Krankheit zu einer Art philosophischem Leiden an der Welt herunter, das in der Kunstkonzeption aufgehoben wird⁵, oder man betonte, dass Lenz sich exklusiv zum Zeitpunkt der ästhetischen Ausführungen im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte befindet, um eine in sich kohärente Ästhetik abzuliefern, die von keiner Melancholie infiziert ist.⁶ Dadurch ergeben sich gleich zwei argumentative Schräglagen: Zum einen wird die Ästhetik einer Figur mit der des Autors bzw. der Novelle kurzgeschlossen; zum anderen wird die spezifische Qualität des Aussagesubjekts hinter dem Ausgesagten zurückgestellt.

In einer materialreichen Studie hat Carolin Seling-Dietz Büchners Novelle im Kontext der zeitgenössischen Medizin wie Psychiatrie situiert und gegenüber den Untersuchungen, die Lenz' Krankheit als Psychose oder als Schizophrenie klassifizieren⁷, nachgewiesen, dass die novellistische Dar-

-
- 4 Andreas Pilger. „Die ‚idealistische Periode‘ in ihren Konsequenzen. Georg Büchners Darstellung des Idealismus in der Erzählung *Lenz*“. *Georg Büchner Jahrbuch* 8 (1995): S. 104-125, S. 122-125 und Mark W. Roche. „Die Selbstaufhebung des Antiidealismus in Büchners *Lenz*“. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 107 (1988): S. 136-147, S. 142f., lassen das, was sie vage als „Wahnsinn“ qualifizieren, aus der Spannung entspringen, die zwischen den im ‚Kunstgespräch‘ artikulierten Positionen und dem konkreten Verhalten Lenzens besteht, und blenden damit das Problem aus, dass bereits der Lenz des ‚Kunstgesprächs‘ als Melancholiker gekennzeichnet ist.
- 5 Vgl. Walter Hinderer. „Lenz. ‚Sein Dasein war ihm eine notwendige Last““. *Interpretationen Georg Büchner*. Stuttgart: Reclam, 1990. S. 63-117, S. 103; Knapp. *Büchner* (wie Anm. 2). S. 152; Schings. *Der mitleidige Mensch* (wie Anm. 2). S. 72; Schwann. *Ästhetik* (wie Anm. 3). S. 264f., 274f.
- 6 Vgl. Gille. *Hundsstall* (wie Anm. 2). S. 88, S. 97f.; Hinderer. *Lenz* (wie Anm. 5). S. 101. Vgl. kritisch zu diesem Deutungskomplex Walter Müller-Sievers. *Desorientierung. Anatomie und Dichtung bei Georg Büchner*. Göttingen: Wallstein, 2003. S. 162f. Sobald man sich keiner der beiden referierten Optionen anschließt, so Martin. *Büchner* (wie Anm. 2). S. 213, wird das ‚Kunstgespräch‘ als Irritation wahrgenommen und als „sehr deutliche Zäsur in der Erzählung“ bewertet.
- 7 So etwa (in chronologischer Folge) Walter Irl. *Der psychiatrische Roman*. Stuttgart: Hippokrates, 1965. S. 73-83; Rainer Gödtel. „Das Psychotische in Büchners *Lenz*“. *Horizonte* 4 (1980): S. 34-43; Hinderer. *Lenz* (wie Anm. 5). S. 91; Poschmann. *Kommentar* (wie Anm. 3). S. 813; Martina Kitzbichler. *Aufbegehren der Natur. Das Schicksal der vergesellschafteten Seele in Georg Büchners Werk*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993. S. 81-104; Harald Schmidt. *Melancholie und Landschaft. Die psychiatrische und ästhetische Struktur der*

stellung einer in der damaligen Wissenschaft etablierten Diagnose folgt – der der ‚religiösen Melancholie‘.⁸ Diese These wird keineswegs dadurch in Frage gestellt, dass der Text nicht von Melancholie, sondern von „Wahnsinn“ spricht (z. B. L 8). Denn erstens praktiziert die Novelle keine mit der Begriffswahl verbundene Grenzziehung zwischen den Seelenstörungen, da alle Symptome, die der Melancholie zugeschrieben werden, auf der Seite des Wahnsinns wiederkehren.⁹ In Abgrenzung zum Modell einer ‚philosophischen‘ bzw. ‚süßen Melancholie‘, die im Zeichen von Reflexionskompetenz, Leidensgenuss und Kunstfertigkeit steht, wird demnach mit dem Begriff des Wahnsinns die pathologische Form einer sich inhaltlich schließlich auf die Religion beziehenden Melancholie verhandelt.¹⁰ Zweitens verwenden auch die Mediziner und Psychologen des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts beide Begriffe weitestgehend synonym, was verdeutlicht, dass eine klare

Naturschilderungen in Büchners Lenz. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1994. passim; Harald Schmidt. „Schizophrenie oder Melancholie? Zur problematischen Differentialdiagnostik in Georg Büchners *Lenz*“. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 117 (1998): S. 516-542, bes. S. 516-521, S. 528f.; Knapp. *Büchner* (wie Anm. 2). S. 142-150; Hans-Otto Röber. „Die kritische Perspektive aufs Subjekt in Büchners *Lenz*“. *Georg Büchner Jahrbuch* 10 (2005): S. 173-205, S. 204f.; Yvonne Fauser. „Die Vorwegnahme der medizinischen Erkenntnis von manisch-depressiven Störungen in der Literatur – dargestellt an Büchners *Lenz* und *Leonce und Lena*“. *Georg Büchner Jahrbuch* 11 (2009): S. 63-80.

- 8 Carolin Seling-Dietz. „Büchners *Lenz* als Rekonstruktion eines Falls ‚religiöser Melancholie‘“. *Georg Büchner Jahrbuch* 9 (2000): S. 188-236, bes. S. 209-225. Vgl. in der impliziten Nachfolge von Seling-Dietz den Stellenkommentar der Marburger Ausgabe: Georg Büchner. *Lenz*. Hg. Burghard Dedner/Hubert Gersch. *Sämtliche Werke und Schriften*. Historisch-Kritische Ausgabe. Hg. Burghard Dedner/Thomas Michael Mayer. Bd. 5. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2001. S. 369-488.
- 9 So auch Schmidt. *Melancholie* (wie Anm. 7). S. 36 und Seling-Dietz. *Büchners Lenz* (wie Anm. 8). S. 208.
- 10 Vgl. zu beiden Formen Schmidt. *Melancholie* (wie Anm. 7). S. 52-66; Hiltrud Gnüg. „Melancholie-Problematik im Werk Büchners“. *Studia Büchneriana*. *Georg Büchner 1988*. Hg. Fausto Cercignani. Mailand: Cisalpino, 1990. S. 91-105, sowie Heike Knoll. „Schwermütige Revolten. Melancholie bei Georg Büchner“. *Protomodern. Künstlerische Formen überlieferter Gegenwart*. Hg. Carola Hilmes/Dietrich Mathy. Bielefeld: Aisthesis, 1996. S. 99-112, betrachten hingegen die Darstellungen der Melancholie bei Büchner ganz im Kontext von deren in Antike und Renaissance etablierten philosophischen Varianten.

Ausdifferenzierung zwischen der Melancholie in ihrer pathologischen Variante und dem Wahnsinn noch nicht stattgefunden hat. So ordnet etwa Jean-Etienne-Dominique Esquirol in seiner 1827 erschienenen Studie *Allgemeine und specielle Pathologie der Seelenstörungen* die Melancholie umstandslos dem „fixen Wahn“ zu.¹¹ Im Folgenden soll deshalb zur Kennzeichnung von Lenzens Gemütszustand am Terminus der Melancholie festgehalten werden, da dadurch markiert werden kann, dass die Novelle eben das Krankheitsbild entfaltet, das zeitgenössisch als ‚religiöse Melancholie‘ profiliert ist.

Folgt man Seling-Dietz weiter, dann mobilisiert Büchner ein von Johann Christian Reils *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen* (1803) über Esquirol bis zu Johann Baptist Friedrichs *Allgemeine Diagnostik der psychischen Krankheiten* (1832) zur Verfügung stehendes Wissen über psychische Anomalien, um den pathologischen Fall eines Melancholikers verstärkt aus dessen Innenperspektive zu gestalten.¹² Allerdings berücksichtigt nun Seling-Dietz ihrerseits das Kunstprogramm von Lenz nicht¹³: Zwar weist sie eindrücklich die Melancholie des Protagonisten nach, doch bleibt davon die im ‚Kunstgespräch‘ formulierte Ästhetik unberührt. Derart existiert in der Forschungsliteratur zu Büchners Novelle eine klaffende Lücke. Diese wird vom Text selbst evoziert, insofern er sich auf zwei Terrains gleichzeitig bewegt – einem ästhetischen und einem medizinisch-psychiatrischen.¹⁴ Diese wird vom Text aber auch überbrückt,

11 Vgl. Jean-Etienne-Dominique Esquirol. *Allgemeine und specielle Pathologie der Seelenstörungen*. Leipzig, Hartmann 1827. S. 199-203. Vgl. zur referierten Differenzierungsproblematik zwischen Melancholie und Wahnsinn Seling-Dietz. Büchners *Lenz* (wie Anm. 8). S. 205-208.

12 Vgl. zusammenfassend dazu Harald Neumeyer. „Melancholie“. *Georg Büchner. Epoche – Werk – Wirkung*. Hg. Roland Borgards/Harald Neumeyer. Stuttgart: Metzler, 2009. S. 242-248, S. 243f.

13 Wie auch die beiden Analysen, die gleichfalls am historischen Material arbeiten: Sabine Kubik. *Krankheit und Medizin im literarischen Werk Georg Büchners*. Stuttgart: M & P, 1991. S. 121-125, sowie Georg Reuchlein. „[...] als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm“. Zur Geschichtlichkeit von Georg Büchners Modernität“. *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 28 (1996): S. 59-111, S. 77-84. Reuchlein vermerkt lediglich kurz, dass im ‚Kunstgespräch‘ „ein seelisch im Steintal wieder zur Ruhe gekommener Lenz als Sprachrohr für bestimmte Gedanken Büchners fungiert“ (ebd. S. 98).

14 Zu weiteren Möglichkeiten solcher Verschränkungen in der Erzählprosa des Biedermeier/Vormärz vgl. den Beitrag von Christoph Schmitt-Maaß.

insofern er die Formulierung des Kunstprogramms in einen Krankheitsverlaufs einbettet, und zwar genau in die Phase, in der sich die „übermäßige Empfänglichkeit“ des Melancholikers, wie dies auch die zeitgenössische Wissenschaft konstatiert, allmählich „nur für einen Gegenstand und auf einen Punkt concentriert.“¹⁵

Im Falle Lenzens bildet dieser ‚eine Punkt‘ das Religiöse: Er „dachte auf einen Text zum Predigen“ (L 13), „fing an wie Stilling die Apocalypse zu lesen“ (L 16), begegnet einem Mann, der „wie Jakob [gerungen habe]“ (L 21), ergeht sich in „religiösen Quälereien“, „fastete“, entwickelt die „fixe Idee“ (L 24), ein in Fouday verstorbenes Kind zum Leben zu erwecken, und glaubt schließlich, „die Sünde [in] de[n] heilige[n] Geist“ (L 25) begangen zu haben. Zwischen der Lektüre der „Apocalypse“ und der Begegnung mit dem Mann „im Rufe eines Heiligen“ (L 22), also zu dem Zeitpunkt, da sich die religiöse Fixierung ausprägt, findet das ‚Kunstgespräch‘ statt. Mit dieser narrativen Rahmung wirft der Text eine Frage auf, die die Forschung in der Trennung von literatur- und kulturwissenschaftlicher Perspektive nicht beantwortet hat: Wie hängen Lenz’ Melancholie und das von ihm aufgestellte Kunstprogramm zusammen?¹⁶ Die folgende Analyse zielt dementsprechend auf keine Gesamtinterpretation des Textes. Es geht ihr auch nicht um die in der Forschung bereits mehrfach diskutierte Unterscheidung zwischen der Oberlinschen und der Büchnerschen bzw. der wissenschaftlichen und der literarischen Darstellung eines pathologischen Falles.¹⁷ Die Analyse ist auf das ‚Kunstgespräch‘ fokussiert und erörtert, ohne neuerlich die viel-

15 Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 206. Vgl. zu den Phasen der Melancholie bei Lenz Seling-Dietz. Büchners *Lenz* (wie Anm. 8). S. 209f. und Roland Borgards. *Lenz. Georg Büchner* (wie Anm. 12). S. 51-70, S. 66.

16 Erste Versuche, dieser Frage nachzugehen, unternehmen Robert C. Holub. „The Paradoxes of Realism. An Examination of the Kunstgespräch in Büchner’s *Lenz*“. *Deutsche Vierteljahresschrift* 59 (1985): S. 102-124, S. 124; Britta Herrmann. „Automaten und Marionetten“. *Georg Büchner* (wie Anm. 12). S. 255-260, S. 259, sowie vor allem Benedikt Descourvières. „Der Wahnsinn als Kraftfeld. Eine symptomatische Lektüre zu Georg Büchners Erzählung *Lenz*“. *Weimarer Beiträge* 52 (2006): S. 203-226.

17 Vgl. dazu Kubik. *Krankheit* (wie Anm. 13). S. 123-128, Reuchlein. *Wahnsinn* (wie Anm. 13). S. 65-70, Seling-Dietz. Büchners *Lenz* (wie Anm. 8). S. 201-204, die als Differenzen die Rücknahme der Ursachenforschung zugunsten einer Symptomenbeschreibung und die Umstellung von einem Sprechen über den Melancholiker hin zu einem Sprechen aus dem Melancholiker betonen.

fältigen wie differenten historischen Bezugnahmen der Ästhetik des Büchnerschen Lenz aufzuzeigen¹⁸, die Frage, welche Implikationen es hat, dass ein Melancholiker über Kunst spricht – und zwar sowohl für die Melancholie als auch für die Kunst.

1. Melancholisches Reden

Im Kontext der Temperamentenlehre wird dem Melancholiker bis ins 18. Jahrhundert hinein eine Klagerede zugeordnet, die die Leiden vergrößert, sich verselbständigt und schließlich nicht mehr einer Verarbeitung der Melancholie dient, sondern deren Perpetuierung forciert: Redend infiziert sich der Melancholiker fortwährend selbst mit seiner Krankheit.¹⁹ Sobald dann jedoch am Übergang zum 19. Jahrhundert die Melancholie aus der Temperamentenlehre herausgelöst und über das Symptom der ‚fixen Idee‘

Vgl. zudem die Erzählstil-Analyse von Borgards. Lenz (wie Anm. 14). S. 59-61, die diese Differenzen mit reflektiert.

- 18 Vgl. hierzu u. a. Drux. Holzpuppen (wie Anm. 2). S. 250f.; Gille. Hundstall (wie Anm. 2). S. 93-95; Albert Meier. *Georg Büchners Ästhetik*. München: Fink, 1983. S. 106-110; Schwann. *Ästhetik* (wie Anm. 3). S. 122-151.
- 19 Vgl. exemplarisch Johann Friedrich Zückert. *Medicinische und moralische Abhandlung von den Leidenschaften*. Berlin: Mylius, 1764. S. 33f.; vgl. zum Komplex der Klagerede Harald Neumeyer. *Anomalien, Autonomien und das Unbewusste. Selbstmord in Wissenschaft und Literatur von 1700 bis 1800*. Göttingen: Wallstein, 2009. S. 105-108.
- 20 Vgl. für die Schwelle um 1800 Vincenzo Chiarugi. *Abhandlung über den Wahnsinn überhaupt und insbesondere nebst einer Centurie von Beobachtungen*. Leipzig: G. D. Meyer, 1795. S. 224f.; Johann Christian Reil. *Ueber die Erkenntniß und Cur der Fieber*. 5 Bde. Bd. 4: Nervenkrankheiten. Halle: Curt, 1805. S. 379f.; Adolph Henke. *Handbuch der Pathologie*. 2 Bde. Berlin: Oehmigke, 1806-08. Bd. 2. S. 465-469, sowie vor allem das Kapitel „Fixer, partieller Wahnsinn, Melancholie“ von Johann Christian Reil. *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen*. Halle: Curt, 1803. S. 306-364. Dass dieser Connex von Wahnsinn, Melancholie und fixer Idee bis in die Zeit Büchners hinein überliefert wird, belegen Friedrich Bird. „Ueber die religiöse Melancholie“. *Zeitschrift für Anthropologie*. 1/1 (1823): S. 228-241, die beiden Schriften von Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 203-207 und *Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medizin und Staatsarzneikunde*. 2 Bde. Berlin: Voss, 1838. Bd. 1, S. 243f., außerdem Johann Christian August Heinroth. *Lehr-*

beschrieben wird²⁰, folgt die Kennzeichnung des melancholischen Sprachmodus‘ gleichfalls der Qualität einer Fixierung.²¹ So bemerkt Reil:

Ich kenne eine vornehme Dame, die in einem Anfall von Geisteszerrüttung ein Wort, z. B. meine Cousine, ein anderesmal Louis Seize unaufhörlich, tagelang, und mit der grössten Geschwindigkeit wiederholt.²²

Auch Lenz’ Artikulation gehorcht tendenziell dem nach 1800 diagnostizierten Zwang zur Wiederholung bestimmter sprachlicher Wendungen – und zwar vor wie nach dem ‚Kunstgespräch‘. Dabei wird diese Form des Sprechens nicht nur in einer indirekten Gedankenrede präsentiert, wenn es etwa heißt: „es war ihm als müsse er immer ‚Vater unser‘ sagen“ (L 10), sondern auch in wörtlicher Rede wiedergegeben, wenn Lenz auf die Forderung Kaufmanns, er solle zu seinem Vater zurückkehren, wie folgt reagiert:

buch der Störungen des Seelenlebens oder der Seelenstörungen und ihrer Behandlung. 2. Bde. Leipzig: Vogel, 1818. Bd. 1, S. 263f., Johannes Baptista Friedreich. *Allgemeine Diagnostik der psychischen Krankheiten*. Würzburg: Strecker, 1832. S. 246f., sowie natürlich Büchner selbst, in dessen Fragment *Woyzeck* der Doktor seinem Probanden eine „fixe Idee“ bescheinigt.

- 21 Dort, wo man weiterhin an der Klagerede als Merkmal der Melancholie festhält, wird diese deutlich als Form einer sprachlichen Fixierung beschrieben. Vgl. Heinroth. *Störungen* (wie Anm. 19). Bd. 1. S. 332: „Sie klagen laut über den Gegenstand ihres Verlustes, ihres Kammers; aber dieser Gegenstand wird auch bald der einzige Punkt, um den sich ihre Gedanken, ihre Worte bewegen.“
- 22 Reil. *Rhapsodien* (wie Anm. 19). S. 127. Vgl. auch Esquirol. *Geisteskrankheiten* (wie Anm. 19). Bd. 1. S. 148, der den Konnex von ‚fixer Idee‘ und Sprachmodus explizit motiviert: „[D]a sie nur einen Gedanken haben, so wiederholen sie unaufhörlich dieselben Wörter.“ Vgl. ferner Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 471, Friedreich. *Diagnostik* (wie Anm. 19). S. 56f., und Heinroth. *Störungen* (wie Anm. 19). Bd. 1. S. 300. George M. Burrow. *Untersuchungen über gewisse, die Geisteszerrüttungen betreffende Irrthümer und ihre Einflüsse auf die physischen, moralischen und bürgerlichen Verhältnisse*. Leipzig: Weidmann, 1822. S. 142, kann deshalb im Umkehrschluss die spezifische sprachliche Artikulation einer Person zum Indiz ihrer Geisteszerrüttung erklären. Vgl. zu den Modifikationen des Sprechens im Krankheitszustand Friedrich Eduard Beneke. *Beiträge zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde als Vorarbeiten für eine künftige strengwissenschaftliche Naturlehre derselben*. Leipzig: Reclam, 1824. S. 249-251.

Hier weg, weg! nach Haus? Toll werden dort? [...] Ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bischen Ruhe, jetzt wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? (L 19)

Im ‚Kunstgespräch‘ selbst fehlt dieser Wiederholungszwang; sehr wohl indes zeigt sich eine sprachliche Fixierung. Reil notiert über all diejenigen, bei denen eine ‚fixe Idee‘ vollständig entwickelt ist: „Einige Kranke tragen ihre Idee unaufhörlich vor.“²³ Hier geht es nicht darum, dass einzelne Worte bzw. Phrasen endlos repetiert werden; hier geht es darum, dass der Melancholiker zu einer nicht zu arretierenden Rede neigt, die ausschließlich um einen Gegenstand kreist. Eben dies gilt strukturell auch für Lenzens Rede während des ‚Kunstgesprächs‘ – und zwar nicht schon deshalb, weil dieses letztlich einen Monolog²⁴ darstellt, sondern vor allem deshalb, weil Lenz das bei Tisch begonnene Gespräch an sich reißt, zu einem Monolog macht und sich sodann nicht mehr unterbrechen lässt, da er sich an dem einen Thema der Kunst festbeißt.

Allerdings scheinen im Kunstmonolog alle sonstigen für Lenz’ Seelenstörung typischen Symptome, wie sie sich bis dahin artikuliert haben, verschwunden zu sein – etwa die gestörte Zeit- und Raumwahrnehmung sowie der Wechsel zwischen Reizempfänglichkeit und Reizunempfänglichkeit.²⁵ In der Wissenschaft gibt es für ein Aussetzen der manifesten Symptome der Melancholie zwei Erklärungen. Reil verweist darauf, dass sich ein Melancholiker ganz der Ordnung gemäß verhält, solange die ‚fixe Idee‘ nicht berührt wird. In diesem Fall kann das kognitive wie sprachliche Urteilsvermögen eines Melancholikers in äußerster Luzidität funktionieren: „Er urtheilt

23 Reil. *Rhapsodien* (wie Anm. 19). S. 317. Vgl. auch Benjamin Rush. *Medizinische Untersuchungen und Beobachtungen über die Seelenkrankheiten*. Leipzig: Knobloch, 1825. S. 131, S. 255, zum „immerwährenden Sprechen“ der Geisteskranken, sowie Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 287, der als Beispiel für den ‚fixen Wahn‘ über die Erotomanen notiert: „[S]ie sprechen viel und immer von ihrer Liebe.“

24 Als solcher wird das ‚Kunstgespräch‘ explizit bei Descourvières. Wahnsinn (wie Anm. 15). S. 213, Hinderer. Lenz (wie Anm. 5). S. 101, Knapp. *Büchner* (wie Anm. 2). S. 146, Martin. *Büchner* (wie Anm. 2). S. 113 und Rößer. Subjekt (wie Anm. 7). S. 175 bestimmt.

25 Vgl. zu diesen Symptomen die Ausführungen von Seling-Dietz. Büchners Lenz (wie Anm. 8). S. 208-210 und die Anmerkungen in der Marburger Ausgabe: Büchner. Lenz (wie Anm. 8). S. 371-416.

zuweilen scharf und richtig über Dinge, die mit seinem Wahnsinn in keiner Verbindung stehn“.²⁶ Und Benjamin Rush vermerkt am Beispiel von zwei Predigern, dass die sich ansonsten artikulierenden Symptome suspendiert sind, sobald sie ihrem Beruf wie ihrer Berufung nachgehen:

Ich habe einen Geistlichen gekannt, und von einem anderen habe ich gehört, die immer verrückt waren, ausgenommen wenn sie die Kanzel bestiegen, an welchem Orte sie in ihren Gebeten und Reden alle gewöhnlichen Zeichen einer gesunden und richtigen Seele zeigten.²⁷

Gleichwohl ist nach Reil wie Rush in solchen Momenten die Melancholie nicht etwa aufgehoben; sie bleibt auch dort, wo die entsprechenden Symptome fehlen, als latenter Zustand vorhanden.

Diese Erklärungsmuster für ein temporär befristetes Aussetzen der Melancholie lassen sich auf Büchners Lenz übertragen. Wenn dieser über Kunst spricht, dann bewegt er sich auf einem Feld, das in keinem Zusammenhang mit der sich ausbildenden, im Bereich des Religiösen spielenden Fixierung steht. Und wenn er über Kunst spricht, dann bewegt er sich zudem, wie der Erzähler notiert, „auf seinem Gebiete“ (L 16), redet also über seinen Beruf wie seine Berufung. Beide Aspekte bedingen, dass Lenzens kommunikative Kompetenz gewahrt ist, so dass auch der Erzähler über sein Reden vermerkt: „es traf Vieles“ (L 19). Und beide Aspekte tragen dazu bei, dass sich Lenzens Krankheit während des Kunstmonologs nicht äußerlich offenbart – weder im Zwang, Worte zu wiederholen, noch in einer gestörten Wahrnehmung. Allein dadurch, dass Lenz über Kunst redet, verschwindet die Melancholie und scheint doch im spezifischen Modus der Rede auf – in dem nicht anzuhaltenden, um ein Thema kreisenden Monologisieren. So zeugt auch in Büchners Novelle die Abwesenheit der zentralen Symptome keineswegs von einer Aufhebung der Melancholie: Auch wenn sie sich nicht als akute Befindlichkeit zeigt, bleibt sie als latenter Zustand präsent. Dies verdeutlicht der Text durch das Moment einer sprachlichen Fixierung im Kunstmonolog,

26 Reil. *Rhapsodien* (wie Anm. 19). S. 315. Vgl. ferner Beneke. *Seelenkrankheitskunde* (wie Anm. 21). S. 129; Chiarugi. *Wahnsinn* (wie Anm. 19). S. 225; Joseph Mason Cox. *Practische Bemerkungen über Geistszerrüttungen*. Halle: Renger, 1811. S. 236; Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 207; Esquirol. *Geisteskrankheiten* (wie Anm. 19). Bd. 1. S. 248; Henke. *Pathologie* (wie Anm. 19). Bd. 2. S. 465.

27 Rush. *Seelenkrankheiten* (wie Anm. 22). S. 169.

das eben in der Phase des Krankheitsverlaufs hervortritt, in der sich bei Lenz auch eine inhaltliche Fixierung ausprägt. Und dies veranschaulicht der Text durch die narrative Rahmung des Kunstmonologs, die nach demselben wieder jene Symptome manifest werden lässt, die sich schon vor demselben gezeigt haben.

Den seit Reil ausgearbeiteten Attributen einer melancholischen Rede – zwanghafte Repetition von Worten, Unaufhörlichkeit des Sprechens, Fixierung auf einen Gegenstand – fügt Esquirol einen neuen Aspekt hinzu. Über die sprachliche Artikulation derer, die unter einem ‚fixen Wahn‘ leiden, schreibt er: Sie „sprechen, wie sie urtheilen, ohne das Bewußtseyn dessen zu haben, was sie sagen.“²⁸ Esquirol qualifiziert damit die melancholische als eine ‚unbewusste‘ Rede, da das, was in ihr gesprochen wird, nicht vor das Bewusstsein desjenigen tritt, der spricht. Dies trifft auf Lenzens Monolog zweifelsohne nicht zu, da dieser die Kompetenz des Sprechers sowohl zur Strukturierung als auch zur Reflexion belegt. So nuanciert Lenz seine Grundforderung nach einer Lebendigkeit der Kunst, die sich wie ein roter Faden durch seine Rede zieht, in stets neuen, sie anreichernden Varianten. Und so reagiert er auf den kurzen Einwand von Kaufmann dadurch, dass er auf die zuvor geäußerten Leitlinien zurückgreift und sie an Beispielen aus der bildenden Kunst zu explizieren sucht. Gleichwohl bleibt die Frage, ob der Monolog nicht auch in einer Strukturäquivalenz zur melancholischen als einer ‚unbewussten‘ Rede gestaltet ist. Um dies zu entscheiden, sind jedoch zunächst die Inhalte des Monologs genauer zu betrachten.

2. Eine ‚Kunst des Lebens‘

Dass die Melancholie Körper und Seele schwächt, wird bereits im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts übereinstimmend behauptet. 1785 notiert Benjamin Fawcett über den Melancholiker: „Ohne Unterlass grübelt er über seine hoffnungslosen und hülflosen Leiden, und nagt an seinen Lebenskräften.“²⁹ Bei Vincenzo Chiarugi liest sich dieser Rückkoppelungseffekt, den eine physisch und/oder psychisch bedingte Melancholie auf Körper und/oder Seele

28 Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 471.

29 Benjamin Fawcett. *Über Melankolie, ihre Beschaffenheit, Ursachen, Heilung, vornämlich über die so genannte religiöse Melankolie*. Leipzig: Weidmanns Erben und Reich, 1785. S. 57.

zeitigt, zehn Jahre später wie folgt: Sie „entzieht seinem Körper einen großen Theil seiner Nervenkraft, zerrüttet denselben, und führt ihn an den Rand des Grabes.“³⁰ Die Melancholie konstituiert das Ich als absolut letales: dies nicht nur, weil sie zum Selbstmord anreizt³¹, sondern prinzipiell schon deshalb, weil sie zu einer Selbstaufzehrung der Lebenskräfte führt.

Die Vorstellung von einer Energiequelle im Menschen, aus der heraus sich das Leben generiert, wie sie sich in der Argumentation von Fawcett und Chiarugi andeutet, wird von Christoph Wilhelm Hufeland zum Ende des 18. Jahrhunderts im Begriff der ‚Lebenskraft‘ systematisch entfaltet. Diese stellt „die Fähigkeit eines organischen Körpers“ dar, zum einen Reize wahrzunehmen und auf sie zu reagieren, zum anderen die Gesetze der mechanischen wie chemischen Natur zu modifizieren und gar zu suspendieren.³² Insofern allein die Präsenz der Lebenskraft Leben verbürgt, gar Leben *ist*, feiert sie Hufeland als „wahren ewigen Hauch der Gottheit“: „Sie ist’s, die alles hervorbringt, erhält, erneuert.“³³ Doch das göttliche Energiezentrum menschlicher Existenz kann „geschwächt, ja ganz aufgehoben [werden]“³⁴, und zwar durch die harte Empirie körperlicher wie seelischer Prozesse. Der Konsum von Tabak, Kaffee und gewürzten Mahlzeiten kommt deshalb in der gleichen Reihe der zu vermeidenden Tätigkeiten zu stehen wie die Beschäftigung mit abstrakten Problemen der Mathematik wie Philosophie. Denn insofern alle diese Tätigkeiten einzelne Vermögen des Menschen – von der Reizbarkeit bis zur Verstandeskraft – im Übermaß erregen, bedingen sie ein Ungleichgewicht im Kräftehaushalt, das über den irreversiblen Verbrauch

30 Chiarugi. *Wahnsinn* (wie Anm. 19). S. 239.

31 Vgl. ebd. S. 228; Fawcett. *Melankolie* (wie Anm. 28). S. 34f.; Reil. *Rhapsodien* (wie Anm. 19). S. 352-354. Auch dieser Befund gilt bis in die Zeit Büchners: vgl. die Kapitel zum Selbstmord in den Schriften Esquirols: *Pathologie* (wie Anm. 11) und *Geisteskrankheiten* (wie Anm. 19). Bd. 1; allgemein zum Konnex von Melancholie und Selbstmord um 1800 vgl. Neumeyer. *Anomalien* (wie Anm. 18). S. 105-122.

32 Christoph Wilhelm Hufeland. *Ideen über Pathogenie und Einfluss der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten*. Jena: Academische Buchhandlung, 1795. S. 49. Vgl. auch Christoph Wilhelm Hufeland. *Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern*. Jena: Academische Buchhandlung, 1797. S. 37.

33 Hufeland. *Kunst* (wie Anm. 31). S. 33f.

34 Ebd. S. 41.

von Energien geradewegs in den „lebendigen Tod“ führt.³⁵ An prominenter Stelle ist dabei auch vom „melancholischen Temperament“ die Rede, von der ihm zugeordneten „ueberspannten Einbildung“, die die Lebenskraft nachhaltig angreift: „alle Functionen werden dadurch geschwächt, und in Unordnung gebracht.“³⁶

In der wissenschaftlichen Erforschung der Pathologien, wie sie dann im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts statthat, findet das Konzept der Lebenskraft keine systematische Berücksichtigung.³⁷ Sehr wohl indes wird die physische wie psychische Ökonomie des Menschen in einem energetischen Modell beschrieben, das durch Kräfte, die die Funktionen des Lebens in Gang halten, gekennzeichnet ist.³⁸ Und sehr wohl werden alle Pathologien insofern als Anomalien qualifiziert, als sie durch eine Schwächung dieser Kräfte das körperliche wie seelische Gleichgewicht stören.³⁹ So betont etwa Reil, dass der „fixe Wahn“ eine Verstimmung des „normalen Verhältniß in der Dynamik der Theile des Seelenorgans“ bedingt, die „die Summe der Kraft erschöpft“, die der Reizbarkeit der Organe ansonsten eignet.⁴⁰ In der Folge

35 Wie es (ebd. S. 243) exemplarisch mit Blick auf die Onanie heißt. Vgl. zur Onanie als einer Form des ‚subtilen Selbstmords‘ Neumeyer. *Anomalien* (wie Anm. 18). S. 86-105.

36 Alle Zitate: Hufeland. *Kunst* (wie Anm. 31). S. 282-284.

37 Etienne Jean Georget. *Ueber die Physiologie des Nervensystems und insbesondere des Gehirns*. Leipzig: Kummer, 1823. S. 9, lehnt gar entschieden einen möglichen Konnex von Pathologie und Lebenskraft ab. Gleichfalls kritisch vermerkt Friedreich. *Diagnostik* (wie Anm. 19). S. 329: „Es gibt keine Krankheiten der organischen Lebenskraft“, sondern allenfalls „Störungen in den einzelnen materiellen Provinzen des Körpers.“ Am ehesten findet der Konnex von Pathologie und Lebenskraft eine Ausgestaltung bei Friedrich Bird. *Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, zum Gebrauche für practische Aerzte*. Berlin: Reimer, 1836. S. 60f., allerdings in einem streng organischen Sinn, da er das Gehirn als „Quelle der Lebenskraft“ versteht.

38 Paradigmatisch hierfür steht die synonyme Verwendung der Begriffe von Kraft und Lebendigkeit bei Beneke. *Seelenkrankheitskunde* (wie Anm. 21). Z. B. S. 124, S. 129, S. 135.

39 Vgl. exemplarisch Cox. *Geisteszerrüttungen* (wie Anm. 25). S. 10, der alle Formen des Wahnsinns in einer „Anomalie der Lebenskräfte“ fundiert, sowie Friedreich. *Diagnostik* (wie Anm. 19). S. 108, für den sämtliche Geisteskrankheiten mit einer „Atonie“ einhergehen: „Ihre physischen Kräfte nehmen, so wie ihre intellectuellen ab.“

40 Reil. *Rhapsodien* (wie Anm. 19). S. 319.

einer solchen Schwächung befinden sich vor allem die Melancholiker bereits im Leben in einem Zustand des Todes: „Sie magern ab, ihre Haut wird trocken und erdfahl, sie fallen in große Schwäche“, vermerkt Esquirol, um dann als Effekt eines hinzukommenden „Nervenfiebers“ zu konstatieren: „häufig beschleunigt ein die Kräfte vollends aufreibender Durchfall ihren Tod.“⁴¹ „Der Tod“, so heißt es ganz ähnlich bei Friedreich, „kommt manchmal zu einem plötzlichen Zustande von Schwäche, besonders in Fällen von Melancholie“: „Das Antlitz ist bleich, die Gesichtzüge sind verzerrt, der Puls klein und aussetzend, es findet ein Schwinden der Kräfte statt.“⁴² Solange sich indes die ‚fixe Idee‘ noch nicht vollständig ausgeprägt hat, sind die Melancholiker immer auch durch eine „außerordentliche Empfindsamkeit und Beweglichkeit“, ja gar durch die Fähigkeit zur „heftigen Leidenschaft“⁴³ charakterisiert, so dass sich ihre Krankheit in sich abwechselnden Schüben von erhöhter und gesenkter Reizbarkeit, von Aktivität und Passivität vollzieht. Aufs Ganze betrachtet sind sie jedoch einem schleichenden Tod ausgesetzt, den aufzuhalten es nur ein therapeutisches Konzept gibt: die Stärkung der geschwächten Lebenskräfte – etwa durch regelmäßigen Schlaf, gymnastische Übungen und kalte Bäder.⁴⁴

In diesem wissenshistorischen Kontext werden nicht nur Lenz' nächtliche Sprünge in den Brunnentrog (vgl. L 10, 12, 27) in einer therapeutischen Funktion dechiffrierbar.⁴⁵ In diesem Kontext erhält auch seine grundsätzliche Forderung an jede Kunst – „Ich verlange in allem Leben“ – neben ihrer ästhetischen eine medizinisch-psychiatrische Dimension.⁴⁶ Diese wird vom

41 Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 86. Vgl. auch die Konsequenzen, die der Melancholie zugehörige Lebensüberdruß zeitigt: „Verfall der Kräfte, Abmagerung und Selbstmord“ (ebd. S. 313).

42 Friedreich. *Diagnostik* (wie Anm. 19). S. 110. Vgl. auch die Ausführungen von Heinroth. *Störungen* (wie Anm. 19). Bd. 1. S. 349f., zur „abulia melancholica“.

43 Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 206, S. 229.

44 Vgl. z. B. Cox. *Geisteszerrüttungen* (wie Anm. 25). S. 145, Rush. *Seelenkrankheiten* (wie Anm. 22). S. 183f. und Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 58, S. 378. Vgl. allgemein zu den historischen Formen der Melancholitherapien Jean Starobinski. *Geschichte der Melancholiebehandlung von den Anfängen bis 1900*. Basel: Geigy, 1960.

45 Vgl. ausführlich Roland Borgards. *Poetik des Schmerzes. Physiognomie und Literatur von Brockes bis Büchner*. München: Fink, 2007. S. 427-450.

46 Womit die Bedeutsamkeit der ästhetischen Komponente für die Diskussion realistischer Kunstkonzepte keineswegs bestritten werden soll. Vgl. hierzu

Text selbst evoziert, und zwar durch einen internen Querverweis. Als Lenz im Steintal einem ersten kataleptischen Anfall ausgesetzt ist, vermerkt der Erzähler: „das Leben wich aus ihm und seine Glieder waren ganz starr. Er sprach, er sang, er recitierte Stellen aus Shakespeare“ (L 11). Die Rezitation des englischen Dramatikers dient ganz offensichtlich dazu, dem Verlust von Lebensenergien und der Erstarrung des Körpers entgegenzuwirken. Wenn Lenz später ausgerechnet „Shakespeare“ (L 16) als Beispiel für die von ihm eingeklagte Ästhetik aufruft, dann wird die therapeutische Funktion von Kunst als zentrale Fragestellung auch dem Kunstmonolog implantiert. Dadurch werden gleich mehrere Aussagen zur Produktion wie Rezeption von Kunst neu lesbar. Erstens lässt sich nun Lenzens generelle Forderung nach „Leben“ in allen künstlerischen Darstellungen so verstehen, dass die Kunst in sich die Energien zu bündeln hat, mit deren Hilfe ein aus dem Gleichgewicht geratener Kräftehaushalt regulierbar wird.⁴⁷ Zweitens bringt die Zurückweisung der gängigen Beurteilungskategorien von Kunst – „wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es hässlich ist“ – und die Betonung des „Gefühls, daß Was geschaffen sey, Leben habe“ (L 16), als entscheidendes Qualitätskriterium eine Kunstrezeption ins Spiel, die auf den Transport von Energien zielt. Drittens wird mit dem Imperativ, dass sich der Künstler „in das *Leben* des Geringsten [Hervorhebung H.N.]“ zu ‚senken‘ (L 17)⁴⁸, sich mithin zum Medium des Lebens zu machen hat, eine Kunstproduktion anvisiert, die aus dem Leben selbst die Energien schöpft, mit denen

Druх. Holzpuppen (wie Anm. 2). S. 248f.; Gille. Hundstall (wie Anm. 2). S. 95; Herrmann. Automaten (wie Anm. 15). S. 258f.; Holub. Paradoxes (wie Anm. 15). S. 112f.; Rößer. Subjekt (wie Anm. 7). S. 177f.; Schings. *Der mitleidige Mensch* (wie Anm. 2). S. 83.

47 Anders als Maike Arz. *Literatur und Lebenskraft. Vitalistische Naturforschung und bürgerliche Literatur um 1800*. Stuttgart: M & P, 1996. S. 167-187, lese ich damit die Novelle nicht vom Lebensbegriff, wie ihn Büchner in seiner Probestorvorlesung entwickelt, sondern vom Konzept eines Kräftehaushalts her, wie es in der medizinisch-psychologischen Erörterung der Geisteskrankheiten zum Einsatz kommt. Und anders als Arz bewerte ich den Verlust der Lebensenergien nicht als „Scheitern der Lenzfigur“ (ebd., S. 182), sondern beschreibe ihn als Effekt eines pathologischen Prozesses.

48 Die Formulierung vom „Leben der Geringsten“ wird meist als ein Indiz für die soziale (Gille. Hundstall (wie Anm. 2). S. 93; Knapp. *Büchner* (wie Anm. 2). S. 151f.) bzw. ethische (Friedrich. *Leiden* (wie Anm. 2). S. 159; Hinderer. *Lenz* (wie Anm. 5). S. 102f.; Rößer. *Subjekt* (wie Anm. 7). S. 177f.; Schwann. *Ästhe-*

sie das Kunstwerk auflädt. Viertens schließlich wird Lenzens Ablehnung des Idealismus im Kontext einer therapeutischen Funktion von Kunst entzifferbar. Als Kaufmann betont, dass „in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raphaelische Madonna“ zu finden sind, bemerkt Lenz zur Wirkung dieser Kunstwerke: „ich fühle mich dabei sehr todt“ (L 18). Dort also, wo sich der Künstler nicht ins Leben versetzt, um dieses in seiner Körperlichkeit zu gestalten, „in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen, kaum bemerkten Mienenspiel“ (L 17), gibt Kunst statt eines Wirklichen lediglich Mortifikationen. Damit jedoch vermag sie auch eine Melancholie zu forcieren bzw. zu evozieren, insofern sie beim Betrachter das Gefühl des eigenen Todes auslöst: Idealistische Kunst vermittelt also keine Energien, sondern scheint dieselben dem Rezipienten eher zu entziehen und dadurch pathologisierend zu wirken.

In seiner Entgegnung auf Kaufmann wiederholt Lenz seine ästhetische Grundforderung: „Der Dichter und Bildende ist mir der Liebste, der mir die Natur am Wirklichsten giebt, so daß ich über seinem Gebild fühle“ (L 18). Produktionsästhetik und Rezeptionsästhetik greifen demnach ineinander: Der Rezipient erfährt am Kunstwerk, bevor er kognitiv auf semantische Sinngehalte oder ästhetische Formstrukturen schließt, ein von Leben zeugendes Gefühl, das der Produzent durch eine am körperlichen Detail orientierte Darstellung wirklicher Menschen in dasselbe hineingelegt hat.⁴⁹ Buchstabiert man diesen ästhetischen Konnex in dem medizinisch-psychiatrischen Kontext aus, der von der Novelle dem Kunstmonolog durch den textimmanenten Bezug zweier Aussagen zu Shakespeare implantiert wird, avanciert die von Lenz vertretene „Bio-Ästhetik“⁵⁰ zugleich zu einer therapeutischen Technik: Ein Strom von Lebensenergien wird von der Wirklichkeit über deren materielle Gestaltung durch einen Produzenten in das Kunstwerk

tik (wie Anm. 3). S. 271) Dimension von Lenzens und dann auch Büchners Ästhetik gewertet.

49 Von hier aus ergeben sich eine Reihe noch unerforschter Anschlussmöglichkeiten an das von Johannes F. Lehmann, „Emotion und Wirklichkeit. Realistische Literatur um 1770“. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 127 (2008): S. 481-498 eruierte Programm einer realistischen Ästhetik, die im Gefühl den biologischen und den psychologischen Menschen mit der Produktion wie Rezeption von Kunst zusammenschließt.

50 So qualifiziert Borgards. Lenz (wie Anm. 14). S. 64 das Kunstprogramm von Lenz.

und vom Kunstwerk über eine am Gefühl orientierte Wahrnehmung in den Rezipienten geleitet.

Büchners Novelle verhandelt demnach eine Kunst, die das Leben darstellt und sich aus demselben speist, eine ‚Kunst des Lebens‘ im *genitivus objectivus* wie *subjectivus* als ein mögliches Therapeutikum für Melancholiker. Damit schließt die Novelle an die medizinisch-psychiatrischen Therapieprogramme an, indem sie gleichfalls von einer notwendigen Stärkung der Lebenskräfte ausgeht, und geht doch auch über diese Programme hinaus, indem sie dieselben im Monolog Lenzens auf das Feld der Kunst bezieht.⁵¹ In dieser wechselseitigen Kontextualisierung von ästhetischen und medizinisch-psychiatrischen Aspekten produziert die Novelle ein höchst ambivalentes Wissen um die Effekte von Kunst. Denn während die Kunst, die in ihren Idealisierungen das Wirkliche hinter sich lässt, pathologisierend zu wirken vermag, scheint die Kunst, die „die Natur am Wirklichsten giebt“, einem durch die Melancholie erschöpften Kräftehaushalt neue Energien zuführen zu können. Doch auch diese ‚Kunst des Lebens‘ ist nicht frei von Momenten, die denen einer pathologischen Melancholie homolog sind.

Dass sich Lenz' Ausführungen zur Herstellung von Kunst nicht mit seiner ästhetischen Grundvoraussetzung zu vertragen scheinen, ist bereits betont worden.⁵² Während er nämlich vom Produkt erwartet, dass es „Leben habe“, beschreibt er den Akt der Produktion in einem Bild der Mortifikation:

Wie ich gestern neben am Thal hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen, die eine band ihre Haare auf, die andre half ihr [...]. Man möchte manchmal ein Medusenhaupt seyn, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können [...]. (L 17)

Aufgrund dieses offensichtlichen Paradoxes, wonach das Leben zu mortifizieren ist, um es in seiner Fülle darzustellen, ergibt sich indes eine erste Analogie

51 Was die Künste betrifft, werden in der Wissenschaft allenfalls der Musik therapeutische Effekte zugestanden, und dies vor allem aufgrund des Topos von der beruhigenden Wirkung des Harfenspiels Davids auf den Melancholiker Saul. Vgl. Cox. *Geisteszerrüttungen* (wie Anm. 25). S. 91-101; Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 156f., S. 245f.; Reil. *Cur* (wie Anm. 19). S. 568; Rush. *Seelenkrankheiten* (wie Anm. 22). S. 96f., S. 172f.

52 Vgl. Friedrich. *Leiden* (wie Anm. 2). S. 158; Herrmann. *Automaten* (wie Anm. 15). S. 259; Holub. *Paradoxes* (wie Anm. 15). S. 119f.; Roche. *Selbstaufhebung* (wie Anm. 4). S. 138f.

zwischen der Ästhetik und der Melancholie von Lenz. Denn diese oszilliert in ihren Symptomen wie in ihrem Verlauf gleichfalls zwischen Erstarrung und Belebung. So verzeichnet die Novelle einerseits eine Passivität Lenzens, die sich in einer Lähmung seiner Glieder und dem trägen Fluss seines Blutes (vgl. L 11) ausdrückt; andererseits zeigt sie ihn in einer Aktivität – „stieß er an die Steine, [...] riß sich mit den Nägeln“, „stürzte sich in den Brunstein“ (L 10) –, die offensichtlich durch Schmerzzufügung Lebenskräfte zu generieren sucht.⁵³

Entscheidend mit Blick auf die Kunstproduktion im Ganzen ist es, dass Lenz' Bemerkung zum „Medusenhaupt“ nicht sein letztes Wort bleibt:

Sie [die „zwei Mädchen“] standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen, zwischen den Felsen war es wieder ein anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwellensten Töne, gruppiren, lösen sich auf. (L 17)

Das Leben selbst wird von Lenz als ein künstlerischer Prozess imaginiert, der durch eine dynamische Abfolge von Bildern charakterisiert ist und dem Zerstörung wie Schöpfung, Tod wie Leben gleichermaßen inhärent sind. Mit Blick auf die Kunstproduktion, die ja „die Natur am Wirklichsten“ zu geben hat, kann demnach der mortifizierende Zugriff auf die Wirklichkeit nur ein Moment innerhalb eines künstlerischen Verfahrens sein, das sich ebenfalls dynamisiert und die Destruktion ihrer Gegenstände genauso wie deren Konstruktion umfasst.⁵⁴ Doch wenn die Kunst in der Zerstörung und Schöpfung von Bildern jene Dynamik zu wiederholen hat, die die Wirklichkeit in ihren permanenten Übergängen zwischen Tod und Leben auszeichnet, dann ergibt sich neuerlich eine Strukturhomologie zwischen dem von Lenz

53 Auch Descourvières. Wahnsinn (wie Anm. 15). S. 214f. und Holub. Paradoxes (wie Anm. 15). S. 113 bemerken eine Analogie zwischen den Momenten, die die Krankheit, und denen, die die Kunst kennzeichnen, die allerdings, da beide nicht auf die zeitgenössische Qualifizierung der Melancholie eingehen, recht vage in der „Spannung zwischen Stagnation und Bewegung“ bzw. einer „pervasiveness of life and death“ beschrieben wird.

54 Vgl. Borgards. Lenz (wie Anm. 14). S. 64, der zurecht festhält, dass dem von Lenz vertretenen „biovitalistischen Kunstprogramm die Zerstörung als konstitutives Element eingeschrieben“ ist. Vgl. auch Hubert Thüring. Leben. *Georg Büchner* (wie Anm. 12). S. 209-217, S. 215f., der in Lenzens ästhetischer Position einen „vitalistischen Maximalbegriff“ formuliert sieht, der die Grenze von Leben und Kunst ebenso wie die von Leben und Tod auflöst.

formulierten Kunstkonzept und dem in der Novelle entfalteten Krankheitsverlauf. Nun korrespondieren die beiden zentralen ästhetischen Verfahren und deren fortlaufender Wechsel, wie sie in der künstlerischen Produktion zu praktizieren sind und sich im künstlerischen Produkt zu manifestieren haben, den sich ablösenden Phasen einer Melancholie, die zwischen Blutstocung und Schmerzerregung, Fühllosigkeit und Reizbarkeit, Passivität und Aktivität hin und her wirft.

Aufgrund dieser Analogie wird die therapeutische Wirkung einer ‚Kunst des Lebens‘ gleich doppelt problematisch. Rezeptionsästhetisch besehen, ist das künstlerische Produkt den Spannungspolen einer pathologischen Melancholie ausgesetzt und stellt sich der Fluss der Energien keineswegs als ein ungestörter Strom dar, sondern ist durch eine Rhythmik von Tod und Leben, von Unterbrechung und Zufuhr skandiert. Produktionsästhetisch besehen, senkt sich der Künstler nicht nur in das Leben ein, um daraus potentiell Energien zu beziehen, sondern hat auch den pathologie-affinen Wechsel von Destruktion und Konstruktion, von Erstarrung und Belebung stets neu zu vollziehen. Derart erweisen sich sowohl die Rezeption als auch die Produktion einer ‚Kunst des Lebens‘ als äußerst prekär, da sie eine Melancholie lindern, aber auch generieren können. Wenn nun der melancholische Lenz betont, dass er in seinen Werken „dergleichen versucht“ (L 17), also sein ästhetisches Programm zum Einsatz gebracht hat, dann suggeriert die Novelle eine Nähe von Melancholie und Kunst, die in zwei Varianten ausdifferenzierbar ist: in der, dass es den Melancholiker zur Kunst als einem Therapeutikum zieht, und in der, dass die Kunst die Melancholie hervorbringt. Doch die Novelle belässt es bei der Betonung einer Affinität, da sie beide Varianten als bloße Möglichkeiten nebeneinander stellt und keine als Kausalität ausgestaltet: Weder zeigt sie, dass Lenz Kunst macht, weil er Melancholiker ist; noch führt sie vor, dass er Melancholiker ist, weil er Kunst macht.

Damit legt die Novelle zwei Wissenskomplexe *ad acta*. Indem sie *auch* eine Affinität zur Melancholie als einer Krankheit betont, kündigt sie den Wissenskomplex auf, wonach eine von jedem Pathologieverdacht freie ‚genialische Melancholie‘ als Voraussetzung für außergewöhnliche kulturelle Leistungen fungiert, wie er seit der Antike vor allem in Philosophie und Literatur zirkuliert.⁵⁵ Indem sie *nur* eine Affinität betont, suspendiert sie zugleich denjenigen Wissenskomplex, wonach die künstlerische Phantasie

55 Vgl. Martina Wagner-Egelhaaf. *Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 1997. S. 38-40, S. 44-50.

mit Notwendigkeit in den Wahnsinn einmündet, wie er vor allem in Medizin und Psychologie des 18. Jahrhunderts kursiert.⁵⁶ In beiden Fällen stellt die Novelle die Affinität zwischen Melancholie und Kunst zudem nicht mehr über spezifische Vermögen des Künstlers her – über dessen Reflexionskompetenz und/oder Einbildungskraft⁵⁷ –, sondern über die ästhetischen Verfahren und deren Analogie zu pathologischen Symptomen.

3. Melancholisches Reden über eine ‚Kunst des Lebens‘

Indem Büchners Novelle in Lenz' Monolog das medizinisch-psychiatrische Wissen um Seelenstörungen auf dem Feld des Ästhetischen durchspielt, breitet sie ein zwiespältiges Wissen um die Implikationen einer ‚Kunst des Lebens‘ aus. Ausgehend von einem textinternen Querbezug wird diese Kunst in ihrer therapeutischen Funktion lesbar. Und ausgehend von den durch den Text betonten Parallelen zwischen künstlerischen Techniken und Krankheitssymptomen werden ihre der Melancholie homologen Aspekte sichtbar. Einmal also – so könnte man nun folgern – benennt ein Melancholiker, der in der Selbstaufzehrung seiner Kräfte am „Rande des Grabes“ steht, in seinem Kunstkonzept das ihm adäquate Therapieprogramm. Und einmal bringt er in einer Ästhetik, die zwischen den Momenten von Erstarrung und Belebung oszilliert, seine eigene Krankheit zum Ausdruck. Doch formuliert man den Konnex von Melancholie und Kunst in dieser Weise aus, dann unterstellt man der Figur ein Wissen um diesen Zusammenhang, das

56 Vgl. hierzu pointiert Hans-Jürgen Schings. *Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler, 1977. S. 54-56. Vgl. zum Fortwirken dieser Vorstellung bis in die Zeit nach 1800: Johann Christoph Hoffbauer. *Untersuchungen über die Krankheiten der Seele*. 3 Bde. Halle, Hannover: Trampe, 1802-1807. Bd. 3. S. 33f., S. 142f.; Henke. *Pathologie* (wie Anm. 19). Bd. 1. S. 193; Carl Hohnbaum. „Ueber die poetische Ekstase im fieberhaften Irreseyn“. *Zeitschrift für psychische Aerzte* 3 (1818): S. 311-338.

57 Vgl. zu dergleichen historischen Fundierungsversuchen Gnüg. Melancholie-Problematik (wie Anm. 10). S. 93-96; Knoll. Schwermütige Revolten (wie Anm. 10). S. 103f.; Schings. *Melancholie und Aufklärung* (wie Anm. 55). S. 65-71, S. 257-263; Wagner-Egelhaaf. *Melancholie der Literatur* (wie Anm. 54). S. 146-158.

ihr ganz offensichtlich fehlt. Denn an keiner Stelle des Monologs reflektiert Lenz auf das Verhältnis von Melancholie und Kunst.

Heißt dies, dass er diesen Konnex unbewusst herstellt, indem er seine Melancholie auf die Kunst projiziert? Eine solche Interpretation ist problematisch, da sie aus der bloßen Abwesenheit einer expliziten Reflexion schon darauf schließt, dass die Figur redet, ohne ein Bewusstsein davon zu haben, was sie redet. Der Monolog kann also nicht vorschnell als eine ‚unbewusste Rede‘ identifiziert werden. Weder spricht Lenz, wie dies nach Esquirol für Melancholiker kennzeichnend ist, in vollständiger Bewusstlosigkeit um die Inhalte. Noch überträgt er seine Erfahrung einer sich zwischen Erstarrung und Belebung bewegenden Melancholie unbewusst auf eine ‚Kunst des Lebens‘. Lenzen Monolog ist jedoch durch zwei Auffälligkeiten charakterisiert, die es gleichwohl erlauben, denselben als eine ‚unbewusste Rede‘ zu qualifizieren. Er vollzieht sich nämlich in seiner zweiten Hälfte, also in den Bildbeschreibungen, in einer Reihe von argumentativen Brüchen und Auslassungen, die zwar keine pathologische Störung signalisieren, jedoch anzeigen, dass die Rede nicht durchgängig von einem Bewusstsein um die thematisierten Gegenstände begleitet wird. In dieser im Gegensatz zu Esquirol lediglich ‚partiellen Bewusstlosigkeit‘, die zudem nicht in der Rede als ganzer, sondern erst in spezifischen Redemodi hervortritt, kann sich im melancholischen Sprechen immer auch ein dem Sprecher selbst Nicht-Bewusstes artikulieren. Dass Lenz zur Explikation seiner Ästhetik in den Bereich der bildenden Kunst überwechselt, wird in der Forschung damit begründet, dass visuellen Darstellungen eine erhöhte Wirklichkeitsnähe eigne.⁵⁸ Dass er dabei zudem der holländischen gegenüber der italienischen Malerei den Vorzug gibt, wird daraus hergeleitet, dass diese Malerei nicht nur einen Realismus des Dargestellten, sondern auch einen der Darstellung praktiziere, insofern sie noch die Materialität des eigenen Mediums mit ins Bild setze.⁵⁹ Doch, und hierin offenbart sich ein erster argumentativer Bruch, referiert Lenz überhaupt „zwei Bilder“, wie er es behauptet?⁶⁰ „Wenn man so liest“, mit dieser Formel hebt die vermeintliche Ekphrasen des ersten Gemäldes an, um sich erst nach einer langen Paraphrase dessen, was ‚man

58 Vgl. Holub. *Paradoxes* (wie Anm. 15). S. 112; Schwann. *Ästhetik* (wie Anm. 3). S. 237.

59 Vgl. Müller-Sievers. *Desorientierung* (wie Anm. 6). S. 168f.

60 Diesen Zweifel formulieren auch Holub. *Paradoxes* (wie Anm. 15). S. 122 und Poschmann. *Kommentar* (wie Anm. 3). S. 843f.

liest, wieder dem Gemälde zuzuwenden: „so ist das Bild“. Dieses selbst stellt die Begegnung der Jünger von Emmaus mit Christus dar, die „man so“, wie Lenz sie beschreibt, auch im Evangelium nach Lukas ‚lesen‘ kann, so dass die Ekphrasis ganz offensichtlich einer Lektüre entspringt. Das zweite Gemälde präsentiert bereits im Dargestellten eine Lektüreszene – „Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand“ –, die ihre heimische „Andacht“ (L 18) veranschaulicht, da sie, wie Lenz ergänzend hinzufügt, die Kirche nicht mehr aufsuchen kann. Und auch dieses Gemälde scheint sich einer Lektüre zu verdanken, insofern es nachweislich auf kein Werk der bildenden Kunst, sondern auf ein Lesedrama verweist – auf Ludwig Tiecks *Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens* von 1800.⁶¹

Beide ‚Bildbeschreibungen‘, die letztlich gar keine sind, stehen also im Zeichen des Lesens und eines religiösen Motivs. Damit aber, und dies stellt einen nächsten argumentativen Bruch dar, betreffen die beiden zentralen Aspekte, die Lenz an den ‚Bildern‘ akzentuiert, nicht deren Ästhetik. Dieser Bruch, der von Lenz selbst nicht wahrgenommen wird, lenkt die Aufmerksamkeit darauf, dass das, was er an den ‚Bildern‘ hervorhebt, auf den Verlauf seiner Krankheit beziehbar ist. Denn zum einen bewegt er sich mit Blick auf die Sujets der ‚Bilder‘ in dem seine Melancholie mehr und mehr bestimmenden Bereich des Religiösen. Und zum anderen liegt der ‚Beschreibung‘ des ersten und dem Inhalt des zweiten ‚Bildes‘ mit der Lektüre religiöser Texte eine Praxis zugrunde, die auch von Lenz extensiv betrieben und die zeitgenössisch als eine religiöse Melancholie fördernd angesehen wird⁶²: Er „las viel in der Bibel“ (L 16). Wenn Lenz also von den beiden ‚Bildern‘ spricht, spricht sich ihm selbst ‚unbewusst‘ auch in seinem Monolog das Moment aus, das seine Melancholie vor wie nach demselben kennzeichnet – das Moment einer Fixierung auf das Religiöse.

Lenzens Melancholie prägt sich allerdings erst nach dem Kunstmonolog zu einer dezidiert religiösen aus.⁶³ Gleichwohl ist sie bereits in den beiden ‚Bildern‘ präsent – und zwar in Form der *acedia*, die seit dem Mittelalter die

61 So einhellig die Herausgeber der Marburger Ausgabe: Büchner. *Lenz* (wie Anm. 8). S. 431f. und Poschmann. Kommentar (wie Anm. 3). S. 844.

62 Vgl. Bird. Religiöse Melancholie (wie Anm. 19). S. 237f.; Cox. *Geisteszerrüttung* (wie Anm. 25). S. 77; Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 243; Heinroth. *Störungen* (wie Anm. 19). Bd. 1, S. 304.

63 Vgl. dazu Seling-Dietz. Büchners *Lenz* (wie Anm. 8). S. 215.

Todsünde einer gottfernen Trübseligkeit, des ‚trägen Herzens‘ benennt.⁶⁴ Dass sie präsent ist, scheint jedoch Lenz nicht bewusst zu sein, da seine ‚Beschreibungen‘ jeweils eine signifikante Auslassung praktizieren, die zentral die *acedia* betrifft. Mit Blick auf die Szene um die dem Erlösungsgeschehen nachfragenden Jünger, bei der Lenz betont, dass die Jünger und Jesus miteinander „sprechen“ (L 18), sind ausgerechnet die Begrüßungsworte Jesu ausgespart, die an die Gefahr einer Abwendung vom Glauben gemahnen: „O ihr Toren, zu trägen Herzens, all dem zu glauben, was die Propheten geredet haben!“⁶⁵ Und mit Blick auf die Szene um die im „Gebetbuch“ lesende Frau, bei der Lenz hervorhebt, dass diese Lektüre an die Stelle des Kirchgangs tritt, fehlt auffälligerweise die Motivierung für die heimische „Andacht“, die eine aufgrund von Alter und Krankheit bedingte Abwesenheit aus dem Hause Gottes zu kompensieren sucht:

Sonst ging ich gern zur Kirche zeitig,
 doch ich bin alt, dazu krank gewesen,
 Da thu ich im lieben Gesangbuch lesen,
 Der Herr muß damit zufrieden sich geben.⁶⁶

Das eine ‚Bild‘ verweist auf einen möglichen Abfall von Gott, der aus Glaubenszweifeln, das andere auf einen, der aus einer Schwächung der Lebenskräfte resultiert. Dieser in beiden ‚Bildern‘ thematisierte Abfall von Gott wird sich in der Entwicklung von Lenz’ Melancholie nach dem Kunstmotolog derart zuspitzen, dass er vermeint, eine nicht zu tilgende Sünde, „die Sünde [in] de[n] heilige[n] Geist“, begangen zu haben – eine Vorstellung, die in der medizinisch-psychiatrischen Wissenschaft als Merkmal einer vollständig ausgebildeten religiösen Melancholie bewertet wird.⁶⁷

64 Vgl. zur ‚acedia‘ Roland Lambrecht. *Melancholie. Vom Leiden an der Welt und den Schmerzen der Reflexion*. Reinbek: Rowohlt, 1994. S. 35-38 sowie Wagner-Egelhaaf. *Melancholie der Literatur* (wie Anm. 54). S. 42-44.

65 *Die Bibel*. Nach der Übersetzung Martin Luthers. Stuttgart: Belser, 2000. Lk. 24, 25.

66 Ludwig Tieck. *Schriften*. 28 Bde. Bd. 2. Berlin: Reimer, 1828. S. 329.

67 Vgl. zu dieser Form einer ‚fixen Idee‘: Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 282; Henke. *Pathologie* (wie Anm. 19). Bd. 2, S. 467; Reil. *Rhapsodien* (wie Anm. 19). S. 345; Rush. *Seelenkrankheiten* (wie Anm. 22). S. 90 sowie vor allem Cox. *Geisteszerrüttung* (wie Anm. 25). S. 74, der darauf verweist, dass Kranke „glaubten, sie hätten die Sünde, für welche keine Vergebung ist, begangen“ und Reil.

Welche Funktion haben demnach die Aussparungen in den ‚Bildbeschreibungen‘? Mit Blick auf den Krankheitsverlauf verweisen sie auf einen zentralen Umschlagspunkt. Lenzens anfänglich „unnennbare Angst“ (L 10), die in dieser Diffusität zeitgenössisch als ein Symptom der Melancholie gilt, transformiert sich durch die ‚Bildbeschreibungen‘ hindurch, die den Abfall von Gott anspielen, in die konkrete Angst, sich an der göttlichen Ordnung versündigt zu haben.⁶⁸ Dies heißt nicht, dass der Kunstmonolog selbst die religiöse Melancholie hervorbringt⁶⁹; er leistet jedoch einer spezifischen Formatierung derselben Vorschub. Mit Blick auf die Symptome verweisen die Auslassungen darauf, dass Lenz mehr und mehr von einer Angst vor Verfehlungen geprägt wird, die ihm nicht bewusst ist. Eine solche Deutung wird dadurch nahe gelegt, dass bereits vor dem Monolog Oberlins Lehre von den „Farbentäfelchen“ (L 15), die – ausgehend von einer Passage in der Offenbarung des Johannes – zwölf Edelsteine und deren Farben mit den zwölf Aposteln einerseits und mit grundlegenden moralischen Eigenschaften des Menschen andererseits analogisiert⁷⁰, bei Lenz „ängstliche Träume“ (L 16) auslöst. In den Aussparungen des Monologs offenbart sich demnach die den Melancholiker kennzeichnende Angst, die sich nun allerdings – angereizt von Oberlins Charaktertest – verstärkt auf das Feld des Religiösen bezieht.

Aufs Ganze betrachtet erweist sich der Kunstmonolog weniger als Ausdruck der Melancholie, insofern Lenz die Spannungspole seiner Krankheit auf die von ihm geforderte ‚Kunst des Lebens‘ projiziert. Vielmehr stellt der

Cur (wie Anm. 19). S. 383, der – genauso wie vor ihm Fawcett. *Melankolie* (wie Anm. 28). S. 55 – explizit von der „Sünde wider den Heiligen Geist“ spricht, die sich Melancholiker einbilden, verübt zu haben.

68 Dass das Moment einer Angst sowohl die Melancholie im Allgemeinen als auch die religiöse Melancholie im Besonderen kennzeichnet, so dass sich die Melancholie als eine religiöse spezifizieren kann, belegen u. a. Beneke. *Seelenkrankheitskunde* (wie Anm. 21). S. 296, Bird. *Pathologie* (wie Anm. 36). S. 175, Burrow. *Geisteszerrüttungen* (wie Anm. 21). S. 89, Esquirol. *Pathologie* (wie Anm. 11). S. 283, Heinroth. *Störungen* (wie Anm. 19). Bd. 1. S. 358, und Reil. *Cur* (wie Anm. 19). S. 386.

69 Vgl. zu deren möglichen Herleitung aus dem pietistischen Umfeld: Borgards. *Lenz* (wie Anm. 14). S. 65-68; Descourvières. *Wahnsinn* (wie Anm. 15). S. 216; Knapp. *Büchner* (wie Anm. 2). S. 148; Kubik. *Krankheit* (wie Anm. 13). S. 59; Neumeyer. *Melancholie* (wie Anm. 12). S. 244; Seling-Dietz. *Büchners Lenz* (wie Anm. 8). S. 214f, S. 231f.

70 Vgl. Büchner. *Lenz* (wie Anm. 8). S. 415.

Kunstmonolog eine Art Transponder dar, insofern in ihn – dem Protagonisten ‚unbewusst‘ – zwei Aspekte der Melancholie einfließen und in die Richtung einer religiösen Melancholie gelenkt werden: das Symptom der Fixierung, die sich sprachlich in dem um ein Thema kreisenden Monologisieren offenbart und sich inhaltlich, wie die Brüche in den ‚Bildbeschreibungen‘ verdeutlichen, auf das Religiöse fokussiert; und das Symptom einer Angst, die sich, wie die Auslassungen demonstrieren, in der Furcht vor einem gottfernen Leben zu konkretisieren beginnt. Obgleich also der Monolog die akute Symptomatik der Krankheit temporär auszusetzen vermag, trägt er auch dazu bei, dass sich eine spezifische Variante dieser Krankheit ausprägt.

Welche Implikationen hat es also, dass in Büchners Novelle ein Melancholiker über Kunst spricht? Mit Blick auf die Melancholie bewirkt das Sprechen über Kunst einerseits eine temporäre Aufhebung der Krankheit, andererseits leitet es in einen Zustand über, der ihm in modifizierter Form bereits vorausliegt. Mit Blick auf die Kunst entfaltet der Monolog deren Strukturhomologien zur Symptomatik der Melancholie und verweist dadurch auf ihren ambivalenten Charakter als Therapeutikum. Dass Lenzens melancholisches Reden über eine ‚Kunst des Lebens‘ derart entzifferbar wird, verdankt sich dem narrativen Arrangement der Rahmung. Dieses bettet den Monolog in eine Krankheitsgeschichte ein und erlaubt es so, über die Perspektive der Figur, aber auch über die des Erzählers hinausreichende Relationen zwischen Pathologie und Ästhetik herzustellen. Durch die Rahmung werden die Aussagen über Kunst auf die medizinisch-psychiatrischen Momente und diese wiederum auf die ästhetischen Ausführungen beziehbar; so praktiziert die Novelle eine wechselseitige Kontextualisierung beider Wissensbereiche.⁷¹ In dieser Kontextualisierung entsteht zugleich ‚neues Wissen‘. Zum einen ein ‚neues Wissen‘ hinsichtlich der Melancholie. Denn das Sprechen der Melancholiker wird insofern als eine ‚unbewusste Rede‘ qualifiziert, als es sich in einer Reihe von argumentativen Verwerfungen und Auslassungen vollzieht. Zum anderen ein ‚neues Wissen‘ hinsichtlich der Kunst, und zwar ihrer potentiell therapierenden und pathologisierenden Effekte. Denn diese Effekte werden über die künstlerischen Verfahren und deren Analogie zu den Symptomen der Melancholie, nicht aber über spezifische Vermögen des Künstlers ausgelotet; und sie werden dabei zugleich als strukturelle Affinitäten, nicht aber als eindeutige Kausalitäten gestaltet.

71 Zu Möglichkeiten einer intertextuell-konstellativ regulierten wechselseitigen Wissensmodifizierung vgl. den Beitrag von Robert Suter in diesem Band.

Derart repetiert Büchners Novelle nicht einfach nur das medizinisch-psychiatrische Wissen, das es zur Darstellung eines pathologischen Falles einsetzt: Es wird anders konturiert (der Sprachmodus der ‚unbewussten Rede‘), auf einem erweiterten Feld (dem des Ästhetischen) durchgespielt, mit ‚überholten‘ Wissensbeständen (der *acedia*) vernetzt und in seinem kausalisierenden Zugriff relativiert. Wenn man so will, handelt es sich bei der Novelle um einen Text, der mit dem narrativen Mittel der Rahmung einem ‚wissenschaftlichen‘ Anspruch nachzukommen sucht – die Äquivalenzen zwischen zwei Wissensbereichen, zwischen einer spezifischen Ästhetik und einer besonderen Pathologie aufzudecken und vorzuführen.

Dabei folgt die Novelle keineswegs der Ästhetik, die Lenz formuliert⁷², so dass sie auch in keiner Nähe zur Melancholie zu stehen kommt, wie dies für die Kunstkonzeption Lenzens gilt, wenn sie sowohl für das Leben als auch für die ästhetischen Verfahren die der Pathologie homologe Wechseldynamik von Destruktion und Konstruktion, von Erstarrung und Belebung konstatiert. Vielmehr entwickelt die Novelle – über den im Kunstmonolog angeklagten Idealismus und den in ihm favorisierten Realismus hinausgehend – eine dritte Position. Deutlich wird dies mit Blick auf die Kategorie des ‚Lebens‘, die bei Lenz der Legitimierung des Realismus und der Desavouierung des Idealismus dient. Denn das Leben, in das sich die Novelle ‚senkt‘, um es wiederzugeben, ist aus Textquellen gezogen⁷³, ist zwar – anders als im Idealismus – Wirklichkeit, allerdings – anders als in Lenzens Realismus – nicht „Wirklichkeit aus erster, sondern aus zweiter Hand“.⁷⁴ Gegenstand der Novelle ist demnach keine unmittelbare Lebensrealität, sondern ein durch Texte vermittelter historischer Fall.⁷⁵ Entscheidend mit Blick auf die Ästhetik der Novelle ist hierbei, dass sie mit dem gegenteiligen Impuls Lenzens anhebt, den sie dann in einer internen Fokalisierung konsequent umsetzt:

72 So etwa Drux. Holzpuppen (wie Anm. 2). S. 250 und Gille. Hundsstall (wie Anm. 2). S. 97; vgl. dagegen Borgards. Lenz (wie Anm. 14). S. 65.

73 An prominenter Stelle aus dem Oberlin-Bericht, vgl. zu weiteren Quellen zum historischen Lenz Borgards. Lenz (wie Anm. 14). S. 54-56.

74 Albert Meier. „Georg Büchners Ästhetik“. *Georg Büchner Jahrbuch* 2 (1982): S. 196-208, S. 200.

75 Derart bewegt sich die Novelle wie die beiden Dramen *Danton's Tod* und *Woyzeck* im Spannungsverhältnis von Dokumentation und Fiktion: vgl. Borgards. Lenz (wie Anm. 14). S. 61f. und Rüdiger Campe. „Zitat“. *Georg Büchner* (wie Anm. 12). S. 274-282, S. 280f.; vgl. allgemein Nicolas Pethes. „Dokumentation und Fiktion“. In: *Georg Büchner* (wie Anm. 12). S. 283-287.

Nicht ist eine Wirklichkeit „in Stein [zu] verwandeln“, sondern eine in Texten gebannte Person zu beleben – und dies eben auch dadurch, dass die zwischen Destruktion und Konstruktion changierende Krankheit und deren strukturelle Affinität zu der von einem Melancholiker formulierten Ästhetik dargestellt werden.

Robert Suter (Konstanz)

Zur Autodestruktion komplexer Systeme

Krebsforschung und Literatur im Vormärz

Wenn ich mich als Abfallprodukt der bürgerlichen Gesellschaft betrachten muß, so möchte ich jetzt diesen Teil von mir aus diesem Abfall herauskristallisieren, der über den Abfall reflektiert, denn dieser Teil bin ich. [...] Mein Unglück ist lediglich ein wahllos herausgegriffener Teil des allgemeinen Unglücks und steht nur für das Generische und Uninteressante. Was interessiert, ist nur meine individuelle Rebellion gegen dieses Unglück. Nur das *Individuelle* ist meine Geschichte: oder besser: nur das Individuelle ist *meine* Geschichte.

Fritz Zorn

Im Vormärz konstituiert sich mit der Zelltheorie auch ein neues Wissen vom menschlichen und tierischen Körper. Jedoch stellt die Lehre, dass sich Organismen primär aus Zellen zusammensetzen würden, eine eher periphere Erscheinung in den damaligen Wissenskulturen dar. Weder wird sie breit rezipiert, noch betreiben Wissenschaftler schon ihre Popularisierung. All dies ereignet sich erst nach 1848.

Bei der Zelltheorie handelt es sich also um eine Wissenschaft in ihren Anfängen. Nimmt man das Vokabular der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) zu Hilfe, so zeigt sich, dass diese Wissenschaft ihre Neuartigkeit nicht zuletzt durch die „Figuration“¹ eines zentralen Akteurs performiert: der Zelle als elementarem Bestandteil aller Organismen und nicht mehr nur der Pflanze. Der Akteurstatus der Zelle zeigt sich vor allem dort, wo ihr Verhalten eine nicht aus dem organischen Gesamtzusammenhang deduzierbare Eigenlogik entwickelt. Deshalb richtet sich auch auf den Krebs ein neues epistemisches Interesse, denn von dieser Krankheit erhofft man sich Aufschlüsse über die

1 „Was agiert“, schreibt Bruno Latour zur Erklärung dieses Begriffs, „wird im Bericht stets mit einer gewissen Konsistenz versehen und mit Merkmalen, die ihm irgendeine Form oder einen Umriß verleihen, ganz gleich, wie vage.“ (*Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Übersetzt von Gustav Roßler. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007 (engl. 2005). S. 93).

Verhaltensweisen der elementaren Bestandteile des menschlichen Lebens. Krebs wird neu als Ergebnis einer dysfunktionalen Reproduktion zellulärer Entitäten beschreibbar. Infolgedessen taucht mit dieser Krankheit ein weiterer neuer Akteur auf: die Krebszelle, der zugeschrieben wird, sie löse die unkontrollierbare Wucherung des Gewebes aus. Die wissenshistorischen Bedingungen, die die Aktivität dieser Zelle als quasidevegetabilisches Wuchern innerhalb tierischer und menschlicher Organismen artikulierbar machen, werden im Folgenden zu beschreiben sein.

Seit ihren Anfängen in den späten 1830er Jahren gehen Zelltheorie und Zellpathologie einher mit der Übertragung botanischer Erkenntnisse auf den menschlichen Körper.² Zwar wurde der Krebs früher schon als Tierpflanze begriffen, nunmehr ist es jedoch die Strukturanalogie des menschlichen Fleisches mit dem vegetabilischen Gewebe, die sein Wuchern in die Nachbarschaft des Pflanzlichen rückt. Untersucht man die in eine pathologische Terminologie umgemünzte botanische Metaphorik, welche die zellpathologischen Schriften des Vormärz prägt, zeigt sich, dass die zellbiologische Wende, während derer die Zelle „von einer Bezeichnung für eine anatomische Struktur zu einer generativen Einheit“ wird³, auch die Gestaltung eines anderen Menschen bedeutete: eines anthropologischen Wesens, dessen Geist noch immer göttlicher Herkunft, dessen Organe auch noch immer tierischer Gestalt sind, dessen Fleisch jetzt aber von derselben Natur wie das der Pflanze zu sein scheint. Die kritische Grenze um 1840 war nicht jene zwischen Mensch und Tier; sie war, wie schon der Titel von Theodor Schwanns bahnbrechenden *Mikroskopischen Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen* verrät, jene zwischen Tier und Pflanze.⁴ Dieses menschliche Wesen entspricht nicht dem *L'Homme-Plante*, wie ihn La Mettrie in einer seiner Schriften

2 Einen Überblick über die Geschichte der Krebsforschung ermöglichen: Jacob Wolff. *Die Lehre von der Krebskrankheit*. 4 Bde. Jena: Gustav Fischer, 1907-1928; L. J. Rafter. *The genesis of cancer. A study in the history of ideas*. Baltimore: Johns Hopkins University, 1978; Georg Dhom. *Geschichte der Histopathologie*. Berlin/Heidelberg: Springer, 2001. Eva Johach. *Krebszelle und Zellenstaat. Zur medizinischen und politischen Metaphorik in Rudolf Virchows Zellulärpathologie*. Freiburg i. Br./Berlin/Wien: Rombach, 2008.

3 Johach. *Krebszelle und Zellenstaat* (wie Anm. 2). S. 111.

4 Theodor Schwann. *Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen*. Berlin: Sander, 1839.

beschrieben hatte⁵, denn die Verwandtschaft mit Pflanzen betrifft nicht die Form und Funktion der Organe; dieser Mensch ließe sich höchstens deshalb als *L'Homme-Plante* bezeichnen, weil er mit vegetabilischen Gewächsen dasselbe wuchernde Gewebe teilt. Man könnte die Erklärungsansätze der Zelltheorie über den Krebs deshalb zu jenen „Strategien der Verpflanzlichung des Animalischen“ zählen, von denen Hans-Dieter Bahr einmal gesprochen hat⁶, die hier jedoch nicht, wie Bahr meint, der Befriedung, Verwurzelung und Stillstellung des nomadischen Animalischen dienen, sondern dessen innere Zersetzung und Dissemination betreiben.⁷ Wenn die Zelltheorie einen Körper entwirft, der „in seinem Inneren unendlich viele Leben“ enthält⁸, so berichtet sie ebenso von einem Organismus, dem jedes einzelne dieser Leben gefährlich werden kann. Diese neue Gefährdung wird gerade auch im Unterschied zu Gefahrenlagen, wie sie die Entzündungslehre und die romantische Medizin in Bezug auf den Krebs entwickelt haben, darzustellen sein.

Mit der Identifizierung der Krebszelle wächst der Krankheit ein Akteur zu, von dem angenommen wird, dass er nicht nur ihre Ursache darstellt, sondern auch für ihre Verbreitung sorgen kann. Dieses Ergebnis greift unter anderem auch der Mediziner und Romancier Hermann Klencke auf und leitet daraus eine durch Experimente gestützt Hypothese ab, die im Krebs eine kontagiöse Krankheit sieht.⁹ Für einen kurzen Moment scheint es möglich, dass auch Krebs durch eine Form miasmatischer Übertragung ausgelöst werden kann. Er rückt bei Klencke infolgedessen in die Nähe von Krankheiten wie der Tuberkulose, deren Kontagiosität er ebenfalls experimentell nach-

5 Julien Offray de La Mettrie. *L'Homme-Plante – Der Mensch als Pflanze*. Hg. Maria Eder. Weimar: Edition Weimar, 2008 (frz. 1748).

6 Hans-Dieter Bahr. *Sätze ins Nichts. Ein Versuch über den Schrecken*. Tübingen: Konkursbuch, 1985. S. 146.

7 Zu den Bewältigungsversuchen der irritierenden Effekte solcher mikroskopischen Zersetzungen vgl. den Beitrag von Christian Meierhofer in diesem Band.

8 Roberto Esposito. *Immunitas. Schutz und Negation des Lebens*. Übersetzt von Sabine Schulz. Berlin: Diaphanes, 2004 (it. 2002). S. 184.

9 Hermann Klencke. „Mikroskopisch-pathologische Beobachtungen über die Natur des Contagiums“. Ders. *Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Anatomie, Physiologie, Mikrologie und wissenschaftlichen Medicin*. Bd. 1. Leipzig: Fest'sche Verlagsbuchhandlung, 1843. S. 99-167, hier S. 114.

zuweisen versucht.¹⁰ Drei Jahre nach seinen Untersuchungen publiziert Klencke einen Roman, in dem er vor einem Phantom warnt, das er das Gespenst der entsittlichenden Armut nennt.¹¹ Literatur und Wissenschaft verbindet hier, dass beide die Autodestruktion komplexer Systeme beschreiben: die Untersuchungen die Selbstzerstörung eines Organismus, der Roman den selbstinduzierten Untergang eines Gemeinwesens.

Diese Konstellation von Wissenschaft und Literatur lässt sich allerdings nicht allein durch die gemeinsame Autorschaft begründen. Christian J. Emden bezeichnet epistemische Konstellationen als „unwahrscheinliche historische Konvergenzen des Unterschiedlichen“.¹² Greift man diesen Begriff auf, so handelt es sich auch bei Klenckes Roman und Untersuchungen um eine solche unwahrscheinliche Konstellation: eine kontingente Fügung, die sich ebenso gut auch nicht hätte einstellen können, und deren Existenz es deshalb durch eine Lektüre, die Homologien und Differenzen versammelt, nachzuweisen gilt. Hierbei ermöglicht das Beschreibungsmodell der Konstellation vor allem auch die Darstellung von Latenz.¹³ Das heisst in diesem

-
- 10 „Klencke scheint der Erste gewesen zu sein, der die Tuberculose für impfbar erklärte und Experimente, dieselbe künstlich auf Thiere zu übertragen, mit Erfolg angestellt hat.“ (Louis Waldenburg. *Die Tuberculose, die Lungenschwind-sucht und Scrofulose. Nach historischen und experimentellen Studien.* Berlin: August Hirschwald, 1869. S. 198).
- 11 Hermann Klencke. *Das deutsche Gespenst.* 3 Bde. Leipzig: Adolph Wienbrack, 1846.
- 12 Christian J. Emden. „Epistemische Konstellationen 1800-1900. Nerven, Telegrafien und die Netzwerke des Wissens“. *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne.* Hg. Jürgen Barkhoff/Hartmut Böhme/Jeanne Riou. Köln: Böhlau, 2004. S. 127-154, hier S. 134.
- 13 Stefan Rieger macht das Konzept der Latenz wissenschaftlich fruchtbar, indem er von einer nicht mehr traditionellen „Rhetorik“ ausgeht, „die den Mechanismus eines Prozessierens zwischen Diskursfeldern sowohl beschreiben als auch selbst betreiben soll.“ (Stefan Rieger. *Die Individualität der Medien. Eine Geschichte der Wissenschaften vom Menschen.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2000. S. 37; dies in Anlehnung an: Anselm Haverkamp. „Text als Mnemotechnik – Panorama einer Diskussion I“. *Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik.* Hg. Anselm Haverkamp/Renate Lachmann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1991. S. 7-15). Ein solches Prozessieren zwischen Diskursfeldern soll an dieser Stelle weniger in Bezug auf die Rhetorik als narratologisch in Hinsicht auf die Akteure im wissenschaftlichen und literarischen Text beobachtet werden.

Fall, dass vom Roman her in den wissenschaftlichen Untersuchungen deren politische Implikationen lesbar werden, während von den Untersuchungen her das Romangeschehen als Prozess der Autodestruktion beschreibbar wird.

Die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Konstellation wie die Latenzen lassen sich als Effekte der zeitgenössischen Wissenskulturen begreifen: als Ergebnis der in diesem Fall stark ausgeprägten Differenzierung von Literatur und Wissenschaft, die eine manifeste gegenseitige Lesbarkeit von Vorneherein ausschließt.¹⁴ Diese singuläre Konstellation lässt so auch das distanzierte Verhältnis von Literatur und Zelltheorie vor deren Popularisierung, die Virchow mit seiner 1858 publizierten *Cellularpathologie* entscheidend befördern wird¹⁵, sichtbar werden. Ohne dass bereits explizit Parallelen gezogen würden zwischen der Verfassung des individuellen und des kollektiven Körpers, deutet sich in jener Konstellation das bis heute gängige Bild eines zellförmigen Körpers an, in dem sich nicht die Organe – d.h. nicht Kopf und Bauch wie in der berühmten antiken Fabel des Menius Agrippa¹⁶ – im Widerstreit befinden, sondern die Zellen sich ihrer Eingemeindung in einen Organismus widersetzen.

Im Folgenden soll also zunächst die epistemische Situation der frühen Krebsforschung skizziert werden. Der wissenschaftshistorischen Situierung derselben dienen auch, immer in Hinblick auf eine Geschichte der Krebserkrankungen, kurze Rückblicke auf den gegen sich selbst revoltierenden Organismus, wie man ihn in den Entzündungslehren französischer Kliniker findet, sowie den Parasitismus in der romantischen Medizin. Im Anschluss gilt es, anhand von Klenckes wissenschaftlichen Untersuchungen und seinem Roman eine Konstellation von Literatur und Zelltheorie vor 1848 zu beschreiben.

14 Zur Dialektik von Spezialisierung und Popularisierung wissenschaftlicher Diskurse vgl. Andreas Daum. *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848-1914*. München: Oldenbourg, 2002.

15 Rudolf Virchow. *Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre*. Berlin: Gustav Lange, 1858. Vgl. dazu Esposito. *Immunitas* (wie Anm. 8). S. 179ff.; Johach. *Krebszelle und Zellenstaat* (wie Anm. 2). S. 114ff.

16 Vgl. *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*. Hg. Albrecht Koschorke/Thomas Frank/Susanne Lüdemann/Ethel Matala de Mazza. Frankfurt a. M.: Fischer, 2006. S. 15-20.

Entzündungen

En février 1817, je fus consulté par madame Li...y, âgée de cinquante-un ans, bien conservée, et portant au sein gauche une tumeur plus volumineuse que la tête d'un adulte, dure sur-tout à sa partie supérieure, inégale par conséquent dans sa densité.¹⁷

Fälle wie den dieser Patientin versammelt der Mediziner Récamier, praktizierender Kliniker im Pariser Hôtel-Dieu, in seinen 1828 publizierten voluminösen zweibändigen *Recherches sur le traitement du cancer*. Die Krankengeschichten erzählen von Patienten mit Fremdkörpern wie dem kopfgroßen Tumor, den diese Frau mit sich herumträgt, von kleineren oder größeren „corps étrangers“, die der Arzt unter der Haut ertasten oder mit bloßem Auge erkennen kann.

Schon Récamier verlässt sich allerdings nicht mehr allein auf seine eigene Sehkraft, um dem Krebs auf die Spur zu kommen, sondern erhöht sein Sehvermögen durch eine Apparatur, die er „speculum“ nennt.¹⁸ Die späteren Zellpathologen, zumeist Anatomen, die am toten Körper arbeiten, werden dann auf das Mikroskop zurückgreifen.¹⁹ Sie begehren nicht mehr wie der Kliniker, der den Körper sonst nur durch eine gefährliche Operation öffnen kann, einen Blick in das dunkle Körperinnere zu werfen; vielmehr treibt sie das Begehren, unterhalb der sichtbaren Makrostruktur eine unsichtbare Mikrostruktur zu finden, die Wachstum, Verformung und Absterben der

17 „Im Februar 1817, wurde ich von Frau Li...y konsultiert, einundfünfzig Jahre alt, gut erhalten, auf der linken Brust einen Tumor grösser als ein Kindskopf tragend, hart auf seiner Oberfläche, ungleichmässig folglich in seiner Dichte.“ (Joseph Claude Anthelme Récamier. *Recherches sur le traitement du cancer, par la compression méthodique simple ou combinée, et sur l'histoire générale de la même maladie*. 2 Bde. Paris: Gabon, 1829. Bd. 1. S. II; eigene Übersetzung).

18 Vgl. zur Geschichte dieses Instruments, das den Ärzten ermöglicht, sich Einsicht auch in die „privaten Teile“ des Frauenkörpers zu verschaffen: Ornella Moscucci. *The science of woman. Gynaecology and gender in England, 1800-1929*. 2. Aufl. Cambridge: Cambridge University Press, 1993. S. 112ff.

19 Vgl. zusammenfassend zum Gebrauch des Mikroskops bei den Zelltheoretikern: Ilse Jahn. „Einführung und Erläuterung zur Geschichte der Zellenlehre und Zellentheorie“. Matthias Jacob Schleiden/Theodor Schwann/Max Schultze. *Klassische Schriften zur Zellenlehre*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Harri Deutsch, 2003. S. 6-39, hier S. 14f.

ersteren determiniert. Das Sezieren allein eröffnet dem Pathologen keine neuen Erkenntnisse mehr, erst der Blick durch die Linse entbirgt die körnige Struktur jener Oberflächen, die dem bloßen Auge sonst entgeht. Durch das Mikroskop erhalten auch die Fremdkörper eine neue materielle Konsistenz, denn aus der Nähe und im Detail besehen zeigt sich, dass sie keine fundamental andere Struktur haben als das homologe Gewebe. Seitdem ist das Beunruhigende am Krebs, dass sich hier im menschlichen Leib ein Fremdkörper aus körpereigenem Gewebe bildet: ein zweites Leben.²⁰ In gewisser Weise werden jene Patientinnen, die Récamier im Pariser Hospital Hôtel-Dieu behandelt und die mit seltsamen Fremdkörpern schwanger gehen, in der Zelltheorie durch Mutterorganismen abgelöst, deren Reproduktivität nicht mehr menschlicher Natur zu sein scheint.²¹ Der Krebs, so könnte man sagen, lässt die Anatomen das waldige Innere des menschlichen Körpers entdecken.²² Das Mikroskop hat schon im 17. Jahrhundert zur Entdeckung eines neuen Mikrokosmos geführt, der den Menschen nicht mehr einschloss, sondern „einen neuen Raum, eine neue Wirklichkeit“ eröffnete, „die sich unterhalb der anthropomorphen Dimension erstreckte“.²³ In der Applizierung des mikrobiologischen Blicks auf das menschliche Fleisch – überhaupt das

-
- 20 Thomas Macho. „Ein zweites Leben in uns. Drei Fragen zum Krebs“. *Krankheitsbilder – Lebenszeichen. 3. Kolloquium zur philosophischen Praxis*. Hg. Manfred Moser. Wien: Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1987. S. 85-117.
- 21 Eva Johach hat die geschlechtsspezifischen Aspekte dieses Diskurses, der durch die Semantik von „Mutterknoten“ und „Tochtergeschwülsten“ dem Krebs eine matrilineare Genealogie unterstellt und diese als eine Gefahr beschreibt, eingehend untersucht (Johach. *Krebszelle und Zellenstaat* (wie Anm. 2). S. 213).
- 22 So stellt noch Virchow, als er den „Transport morphologischer Partikel“ beschreibt, die auf fremdem organischen Untergrund für das Wachstum von Geschwülsten sorgen, ein Gleichnis an, das diesen Vorgang als eine regelrechte Verwaltung fasst: „Ich kann diese Erscheinung nicht besser vergleichen, als wenn an einem Bergabhang hier und da ein Baum oder ein Strauch sich findet, von denen man annehmen muss, dass sie auf bestimmte Weise durch Samen dahin verpflanzt sind, und dass etwa durch Herunterfallen von oben her auf jedem Vorsprung einzelne Samenkörner sich festgesetzt und Wurzeln getrieben haben.“ (Rudolf Virchow. *Die krankhaften Geschwülste. Dreissig Vorlesungen*. Bd. 1. Berlin: August Hirschwald, 1863. S. 55).
- 23 Marianne Schuller/Gunnar Schmidt. *Mikrologien. Literarische und philosophische Figuren des Kleinen*. Bielefeld: Transcript, 2003. S. 41.

Signum der zelltheoretischen Wende²⁴ – wird jetzt auch die unmenschliche Seite des menschlichen Leibes entdeckt, die im unheimlichen Eigenleben und Wuchern seines Gewebes besteht.

Über Récamier heisst es, er sei der erste Mediziner gewesen, der die Metastasenbildung von Krebs beschrieben habe.²⁵ Allerdings folgt der französische Mediziner dabei noch jener Entzündungslehre, die erstmals Broussais in der 1808 erschienenen *Histoire des phlegmasies ou inflammations chroniques* aufgestellt hat.²⁶ Foucault fasst diese Krankheitslehre wie folgt zusammen:

Die Krankheit ist nur mehr eine komplexe Bewegung von Geweben, die auf eine Reizursache reagieren: darin liegt das ganze Wesen des Pathologischen und es gibt keine essentiellen Krankheiten und keine Wesenheiten von Krankheiten mehr.²⁷

Die Annahmen von Broussais, soweit sie die Herausbildung von Krebs betreffen, finden sich bei Jacob Wolff beschrieben:

Durch die Entzündung erlangt die gereizte Stelle eine erhöhte vitale Kraft, es strömt mehr Blut zu, die Kapillaren erweitern sich, dadurch wird eine Flüssigkeit ausgeschwitzt, – die ‚Matière coagulable‘. Durch Beseitigung dieses Affluxes kann die Krankheit gehoben werden, gelingt dies nicht, dann wächst diese Materie; – der Entzündungsvorgang geht vorüber, und es bleibt ein Knoten – der Kern – zurück, der den Ausgangspunkt des Krebses bildet. Der Krebs ist also von Beginn an eine lokale Krankheit.²⁸

24 Georg Dhom zufolge hat dies auch institutionelle und disziplinäre Gründe: „Mit der Abspaltung der Physiologie von der Anatomie wandert die ‚höhere Anatomie‘, also die Mikroskopie mit. Sie wird damit zu einem wichtigen Teilgebiet der Physiologie.“ (*Geschichte der Histopathologie* (wie Anm. 2). S. 57).

25 „1829 beschrieb Récamier die Invasion von Brustkrebszellen in Venen und prägte den Begriff „Metastasen“ für die weiter verstreuten Krebszellen, zum Beispiel für aus Brusttumoren stammende Hirnmetastasen.“ (Mel Greaves. *Krebs – der blinde Passagier der Evolution*. Übersetzt von Andrea Pillmann. Berlin/Heidelberg/New York: Springer, 2003 (engl. 2000). S. 34).

26 François Joseph Victor Broussais. *Histoire des phlegmasies ou inflammations chroniques*. 2 Bde. Paris: Gabon, 1808.

27 Michel Foucault. *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Übersetzt von Walter Seitter. 5. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer, 1999 (frz. 1963). S. 202.

28 Wolff. *Die Lehre von der Krebskrankheit* (wie Anm. 2). Bd. 1. S. 98.

Die „ausgeschwitzte Materie“ ist für den Körper nur „schwer absorbierbar“ und bildet daher den Herd neuer Entzündungen, mit denen sich der Körper von der fremden Materie zu reinigen versucht.²⁹ – „Der Tumor bildet ein totes Wesen und wird von der Natur durch die Entzündung von dem organischen Gewebe getrennt.“³⁰ Die äußere Reizung, die zur primären Tumorbildung, in der Nachfolge einer ersten Entzündung führt, setzt sich im Körperinnenraum, beinahe wie ein Nachbeben fort, löst weitere Reizungen aus, diesmal von vergrößerten entzündeten Organen auf andere, noch unversehrte Organe, woraus sekundäre Tumorbildungen erwachsen, bis ganz am Schluss der ganze Organismus in einer einzigen Entzündung entflammt ist.

Solche Entzündungslehren erscheinen nicht zufällig im Nachgang der Französischen Revolution. So weist nicht erst, wie Georges Canguilhem nachgewiesen hat³¹, die Zelltheorie republikanische Züge auf. Während jene jedoch den Körper unter der Maßgabe seiner Differenziertheit untersucht, interessiert sich die Entzündungslehre für seinen Zusammenhang. Denn die Entzündlichkeit des menschlichen Körpers beruht auf der Identität seiner Gewebe, deren Bahnen es den Entzündungen erlauben, sich im ganzen Organismus auszubreiten.³² Die medizinische Postulierung dieser „unauflösl[ic]he[n] Einheit eines einzigen Organismus“ läuft parallel zum Projekt „der jakobinischen Einung des politischen Körpers“.³³ Dieser einheitliche Organismus, bei dem Kopf, Leib und Glieder aus demselben Material geformt sind, erhält in Gestalt der Entzündungslehre eine neue Pathologie. So lässt sich die Entwicklung von Krebs, wie sie diese Lehre postuliert, als ein Modus gegenseitiger Empörung interpretieren. Obwohl Récamier davon ausgeht, dass am Anfang krebsartiger Erkrankungen eine äußere Reizung steht, ist es letztlich der organische Prozess innerer Reizungen und Entzündungen, der zum Tod der Patientinnen führt. „Der Tod ist“, beschreibt Foucault solche Vorgänge, „vielfältig und zeitlich gestreut“.³⁴ Es wird also eine autodestruktive Tendenz beschrieben, die dem menschlichen Organismus inhärent zu sein scheint. Eine Therapiemöglichkeit besteht für Récamier

29 Ebd.

30 Wolff. *Die Lehre von der Krebskrankheit* (wie Anm. 2). Bd. 1. S. 105.

31 Georges Canguilhem. *Die Erkenntnis des Lebens*. Übersetzt von Till Bardoux/Maria Muhle/Francesca Raimondi. Berlin: August, 2009 (frz. 1952). S. 126.

32 Vgl. Foucault. *Die Geburt der Klinik* (wie Anm. 27). S. 162.

33 Esposito. *Immunitas* (wie Anm. 8). S. 188.

34 Foucault. *Die Geburt der Klinik* (wie Anm. 27). S. 156.

denn auch darin, mit Bandagen die Geschwüre abzuschneiden. Gerade die Versuche der einzelnen Organe, durch Fieber ihre Gereiztheit abzureagieren, führen zum inneren Aufruhr, zur Entzündung anderer Organe; der organische Prozess der Selbstreinigung eskaliert in der Autodestruktion des Gesamtorganismus.

Parasiten

Die Lehre vom leicht entzündlichen menschlichen Organismus ist jedoch nicht die einzige Lehre, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Entstehung von Krebs zu erklären erlaubt. Auch die romantische Medizin entwickelt Theorien über die Krebsbildung. Anno 1828, ein Jahr vor Récamier, publiziert Franz Julius Ferdinand Meyen seine *Untersuchungen über die Natur der parasitischen Geschwülste im menschlichen Körper*. Darin formuliert er sein Unbehagen gegenüber der Lehre von den Entzündungen und Fiebern und sucht zugleich nach anderen Ansätzen, um das unregelmäßige Wachstum der Geschwüre im menschlichen Körper zu erklären.³⁵ Dass hier von Wachstum, Entwicklung, Bildung und Wuchern die Rede ist, markiert bereits deutlich den Unterschied zu den Erklärungsansätzen, die Récamier fast gleichzeitig entwickelt. Meyen, dessen Abhandlungen den Weg ihres Verfassers von der Medizin zur Botanik nachzeichnen, bahnt damit einer Übertragung den Weg, die bald unter anderen Vorzeichen eine neue biomedizinische Lehre vom menschlichen Körper und seinen elementaren Bestandteilen entwerfen wird: der Übertragung botanischer Erkenntnisse auf das menschliche Gewebe.

Seine Abhandlung über bösartige Geschwülste schreibt Meyen jedoch noch vor seiner definitiven Hinwendung zur Botanik, in deren Rahmen er die Pflanzenphysiologie begründen wird. Noch folgt auch er den Prämissen der romantischen Medizin. So begreift er Geschwüre als parasitäre Bildungen, die sich im Inneren des menschlichen Körpers spontan und ohne äussere Einwirkungen ausformen. „Ein Parasit“, so definiert er, „ist ein Organismus, der auf einem andern Organismus entsteht, und sich unabhängig von

35 „Es ist bekannt, dass viele Autoren den Krebs aus Entzündung hervorgehen lassen.“ (Franz Julius Ferdinand Meyen. *Untersuchungen über die Natur parasitischer Geschwülste im menschlichen Körper, insbesondere über den Mark- und Blutschwamm*. Berlin: Hirschwald, 1828. S. 19).

diesem entwickelt.³⁶ Was die Parasitenhypothese angeht, so handelt es sich auch hier, wie Meyen selbst in einer Anmerkung über die Begriffsgeschichte klarstellt, um eine Übertragung von Erkenntnissen aus der Botanik auf den menschlichen Körper:

Wer zuerst dieses Wort [Parasit, R.S.] in diesem Sinn gebraucht hat, ist mir unbekannt; doch scheint es nicht alt zu sein, und früher nur für Pflanzen gebraucht worden zu sein, die auf andern Pflanzen wachsen; erst später hat man es auf ähnliche Organismen angewendet, die auf thierischen Körpern vorkommen.³⁷

Keine lokale Entzündung, sondern ein dem Körper eigener „Bildungstrieb“, der an den Peripherien an Kraft und einheitlicher Richtung verliert, sorgt für die Bildung parasitischer Geschwülste:

Der Organismus niederer Art, der durch die generatio originaria erzeugt wird, erhält sein bildendes Prinzip von einem höher belebten Organismus, es ist, wie wenn das Leben aus diesem ausstrahlt, und der Strahl selbst, dem Focus seines Lebens zu an Intensität intensiver ist, also der Peripherie des Organismus zu, abnimmt, und nun niederes Gebilde in die Erscheinung ruft. So verhält es sich mit der Zeugung der Parasiten im thierischen Organismus; durch Ursachen, die uns sämtlich unbekannt sind, trennt sich der Bildungstrieb im Hauptorganismus; er differencirt sich, und ruft in einer indifferenten Masse ein neues Leben hervor.³⁸

Die Entzündung als „örtlich abnorm gesteigerter Lebensprocess, dessen Producte nicht nur Desorganisationen, sondern auch Parasiten sein können“, gilt Meyen dabei nur mehr als eine unter mehreren möglichen Ursachen von Geschwülsten.³⁹ Wird bei Récamier der Körper von vielen äußeren Einflüssen und den daraus hervorgehenden ebenso mannigfaltigen Entzündungsursachen bedroht, so beschreibt Meyen einen Organismus, dem sein eigener Bildungstrieb, der an den Peripherien des Körpers an Autonomie gewinnt,

36 Meyen. *Untersuchungen* (wie Anm. 35). S. 13.

37 Meyen. *Untersuchungen* (wie Anm. 35). S. 13. Vgl. allgemein zum Denken und zur Kulturgeschichte des Parasitären: Michel Serres. *Der Parasit*. Übersetzt von Michael Bischoff. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987 (frz. 1980).

38 Meyen. *Untersuchungen* (wie Anm. 35). S. 13f.

39 Meyen. *Untersuchungen* (wie Anm. 35). S. 21.

zum Verhängnis wird. Das Prinzip parasitärer Reproduktion fasst Meyen mit „1) Monstrositäten“ und „2) Wiederholungen“ zusammen.⁴⁰ Parasitäre Bildungen erscheinen einerseits als Wucherungen und andererseits als eigenständige Organismen, die den Mutterorganismus auf niederer Stufe nachbilden und die demnach, wie Meyen gegen entsprechende Theorien einwendet, keineswegs von niederen Organismen abstammen, sondern sich vielmehr von ihrem Herkunftskörper absondern und ihn durch seine unvollkommene Nachbildung entstellen. Insgesamt zeichnet Meyen, der sich darin Naturphilosophie und romantischer Medizin verhaftet zeigt, das Bild eines autokratisch verwalteten Körpers, der von einer einheitlichen Lebenskraft beherrscht wird, deren an der Peripherie abnehmender Einfluss dort eigene halbautonome Lebensformen entstehen lässt. Die Geschwülste markieren somit die Grenzen der Gewalt, die der Bildungstrieb als zentrale Steuerungsinstanz auszuüben vermag.⁴¹

In seinem 1836 publizierten *Grundriss der Pflanzengeographie* wird Meyen in Bezug auf pflanzliche Parasiten die Thesen wiederholen, die er schon in seiner medizinischen Untersuchung über die menschlichen Geschwüre aufgestellt hat. Wahre Parasiten seien nur „Pflanzen, welche auf den Wurzeln anderer Pflanzen aufsitzen und so innig mit der Substanz der Mutterpflanze verbunden sind, dass diese selbst ein eigentümliches Organ aus ihrer Substanz bilden, welches den Parasiten als Unterlage dient“.⁴² Obwohl Parasiten überall vorkommen, scheint doch der Tropenwald ihr eigentliches Paradies zu sein:

Indessen hiemit ist die parasitische Vegetation in den Tropenwäldern noch lange nicht erschöpft; die Blätter der parasitischen Orchideen, der Aroideen und Farnn sind wiederum mit parasitischen Pflanzen bedeckt.⁴³

In diesem parasitischen System, wo Parasiten auf Parasiten wachsen, erscheinen die Bäume als die einzigen Pflanzen, die nicht parasitärer Natur sind:

40 Meyen. *Untersuchungen* (wie Anm. 35). S. 12.

41 Zur politischen Hintergrundmetaphorik vgl. Esposito. *Immunitas* (wie Anm. 8). S. 180f.

42 Franz Julius Ferdinand Meyen. *Grundriss der Pflanzengeographie mit ausführlichen Untersuchungen über das Vaterland, den Anbau und den Nutzen der vorzüglichsten Culturpflanzen, welche den Wohlstand der Völker begründen*. Berlin: Haude und Spencersche Buchhandlung, 1836. S. 79.

43 Meyen. *Grundriss der Pflanzengeographie* (wie Anm. 42). S. 85.

Wenn der Reisende in jenen Wäldern der Tropen umherwandert, so sieht er, wie die Kronen der Bäume in bedeutender Höhe sich zusammen wölben, und, wie mit einer dichten Decke den Himmel verfinstern, dass kein Sonnenstrahl den Boden erreichen kann. Aber in dieser dichten Blätterdecke verlaufen die Schlingpflanzen mit Blättern und Blüten bedeckt, und Hunderte von diesen Pflanzen-Tauen laufen von Stamm zu Stamm nach allen Richtungen hin und drehen sich umeinander.⁴⁴

Vergleicht man diese Beschreibungen mit Meyens medizinischer Abhandlung, lesen sich seine Reisen in die tropischen Regenwälder wie Expeditionen ins Innere eines krebsbefallenen menschlichen Körpers.

Auch die frühen Zelltheoretiker, Johannes Müller, Matthias Jacob Schleiden, Theodor Schwann oder Rudolf Virchow, werden nicht aufhören, botanische Erkenntnisse auf den menschlichen Körper zu übertragen, der dadurch eine regelrechte Botanisierung erfährt. Mit der zellbiologischen Wende geht auch die Erfindung eines Menschen einher, dessen Fleisch neuerdings pflanzlicher Natur zu sein scheint. Der neue Mensch besteht, wie bereits erwähnt, aus göttlichem Geist, tierischen Organen und pflanzlichem Gewebe.⁴⁵ Während Meyen „Pflanzen-Physiologie ganz in der Art“ handhaben möchte „wie die Physiologie der Thiere“ und damit zum Begründer dieser Disziplin wird⁴⁶, gehen die Zelltheoretiker den umgekehrten Weg. Möchte Meyen eine reine Pflanzenphysiologie aufstellen⁴⁷, so erweist sich für die Zelltheoretiker gerade die Unbestimmtheit des Verhältnisses von

44 Ebd.

45 Diese Privilegierung pflanzlicher Metaphorik ist charakteristisch für die frühe Zelltheorie. Später wird sie wieder problematisiert. So wird das erste Anliegen Virchows in seiner *Cellularpathologie* (wie Anm. 14) darin bestehen, die pflanzliche Zelle wieder von der tierischen zu unterscheiden: „Man kann die pflanzliche Zelle in ihrer Totalität nicht mit jeder beliebigen thierischen zusammenstellen.“ (S. 5f.) Gerade darin, dass Virchow unter Bezug auf Schwann die Unterwanderung dieser Unterscheidung kritisiert, zeigt sich die nunmehr als problematisch erachtete enge Assoziation von Pflanze und Mensch, die die Anfänge der Zelltheorie kennzeichnete.

46 Franz Julius Ferdinand Meyen. *Neues System der Pflanzen-Physiologie*. 3 Bde. Berlin: Haude und Spensersche Buchhandlung, 1837. Bd. 1. o. S.

47 Gerhard Müller-Strahl. „Der biologische Zellbegriff. Verwendung und Bedeutung in Theorien organischer Materie“. *Archiv für Begriffsgeschichte*. 46 (2004): S. 109-136, hier S. 114-118.

strukturelem und generativem Zellbegriff, von pflanzlichem und tierischem Gewebe als epistemologisch fruchtbar.

In seinen *Beiträgen zur Phytogenesis*, einem der Gründungsdokumente der modernen Zellbiologie, verwahrt sich Matthias Jacob Schleiden denn auch gegen die Unterstellung, Pflanzen würden über eine eigene Individualität verfügen, begründet durch ihre geweblich-materielle Zusammensetzung. Gerade der Baum, führt er aus, der in den pflanzenphysiologischen Handbüchern immer als Beispiel „der vollkommenen Pflanze“ herhalten müsse, setze sich in Wahrheit aus Wurzeln zusammen, die keinen Stamm produzieren würden, aus einem verholzten Stamm, der keine Stengel hervortreibe, und aus Stengeln, die sich nicht in Blätter ausfächern könnten.⁴⁸ Der Baum, bei Meyen noch der Inbegriff einer homogenen Pflanze, setze sich aus dermaßen unterschiedlichen Zellstrukturen zusammen, dass er sich trotz seiner geschlossenen Gestalt kaum als Individuum im höheren Sinn begreifen lasse: „Jede nur etwas höher ausgebildete Pflanze ist [...] ein Aggregat von völlig individualisierten in sich abgeschlossenen Einzelwesen, eben den Zellen selbst“.⁴⁹ Jeder Baum, ließe sich Schleidens Argument zusammenfassen, bilde in sich einen kleinen Wald.

Dieser Befund wird auch noch gelten, wenn sich die Zelltheoretiker nicht mehr mit dem Baum als dem komplexesten pflanzlichen Organismus beschäftigen, sondern mit dem Menschen. Auch der ganze Mensch erweist sich unter dem Mikroskop als nicht viel mehr als ein komplexer, hybrider Zellhaufen, denn zellphysiologisch betrachtet verfügt kein Lebewesen über eine in sich identische Gewebestruktur. Wie vorher schon der Baum, verschwindet infolgedessen auch der Mensch aus dem Blickfeld der Mikroskopiker. Der Wissenschaftshistoriker Gerhard Müller-Strahl schreibt über die Implikationen der Zelltheorie:

Ein Organismus wird gemäß der Zellenlehre nicht mehr von einer einzigen, den Organismus durchwaltenden Kraft strukturiert, sondern er zerfällt in unzählbare Teile, die jedes für sich und sekundär durch ihre reziproken Inter-

48 Jacob Schleiden. „Beiträge zur Phytogenesis“. *Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medizin*. Hg. Johannes Müller. Jg. 1838. S. 137-176, hier S. 170.

49 Schleiden. *Phytogenesis* (wie Anm. 48). S. 137.

aktionen ihr allgemeines Bildungsgesetz realisieren – ohne Rechtfertigung von einer höheren, interferierenden Instanz.⁵⁰

Somit bedeutet die Bildung jeder neuen Zelle auch die Wiederholung jenes prekären Augenblicks, in dem das Strukturlose strukturiert, das Amorphe geformt, das Ungegliederte gegliedert wird; dies ist ebenso der gefährliche Augenblick, in dem es stets auch zu Fehlentwicklungen kommen und infolgedessen Krebs entstehen kann.

Krebszellen

Der Krebs findet seinen epistemischen Ort exakt auf jener kritischen Grenze, wo die quasidegetabilische Gewebekonstruktion übergeht in die Bildung tierischer Organe. Der Krebs problematisiert die Grenze zwischen dem Aufbau von Gewebe und der Bildung von Organen, zwischen pflanzlichem Wachstum und tierischer Entwicklung, zwischen unendlicher Transformation und endlicher Formation, indem er sie sichtbar macht. Aufgrund des überbordenden Wachstums organischen Gewebes, des Eigensinns der Zellen, widerfährt den einzelnen Körperorganen eine Deformation, die den Organismus insgesamt in Mitleidenschaft ziehen kann. Geschwülste erscheinen infolgedessen als paradoxe Fremdkörper, mit denen das Fleisch gegen seine organische Einbindung in den Mutterleib revoltiert. Zellen, Plasmen und Gewebe sperren sich gegen ihre Dienstbarmachung, gegen ihre Eingemeindung in einen Organismus, der ihnen eine bestimmte Funktion zuweisen will. So bilden sich, wie Hermann Klencke 1843 schreibt, „je nach Grade der Abtrünnigkeit, pathologische Zellen oder individuelle Zellen“, die sich entweder zu Parasiten oder eigenständigen Lebewesen auf niedrigerer Komplexitätsstufe entwickeln, zu denen Klencke vor allem die Gärungspilze zählt.⁵¹ Die abtrünnigen Zellen scheinen trotz der tödlichen Wirkung, die sie aufgrund ihrer Wanderung entfalten, gerade jenen Zellen verwandt zu sein, die aufgrund ihres „fast

50 Gerhard Müller-Strahl. „Einführung. Die logische Struktur der Zellenlehre von 1839 und ihre erkenntnistheoretischen Prinzipien. Mit einleitenden Anmerkungen zur Entstehungsgeschichte der *Mikroskopischen Untersuchungen*“. Theodor Schwann. *Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen*. Hg. Gerhard Müller-Strahl. Frankfurt a. M.: Harri Deutsch, 2006. S. VII-XCI, hier S. LIX.

51 Klencke. Die Natur des Contagiums (wie Anm. 9). S. 114.

individuelle[n] Leben[s]“ ebenfalls in der Lage sind⁵², sich vom Mutterorganismus abzulösen und für seine Fortpflanzung zu sorgen. Die Mobilität seiner Zellen ist für den Organismus also gleichermaßen lebensnotwendig wie gefährlich, zwischen Besamung und Infektion gibt es nur einen graduellen Unterschied.

Klenckes Thesen gehen auf Johannes Müllers zwei Jahre zuvor erschienene Abhandlung *Ueber den feineren Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste* zurück, der die Ergebnisse der Zelltheorie erstmals systematisch auf Geschwülste anzuwenden versucht.⁵³ Müller fertigt darin eine mikroskopische Beschreibung jener Zellen an, die er als Krebszellen identifiziert hat. Dabei orientiert er sich an der von Theodor Schwann aufgestellten Blastemtheorie, der zufolge sich Zellen nicht nur durch Teilung, sondern zu allererst durch freie Formierung bilden. Schwann schreibt über die freie Zellbildung:

Es ist zuerst eine strukturlose Substanz da, welche entweder innerhalb oder zwischen schon vorhandenen Zellen liegt. In dieser Substanz bilden sich nach bestimmten Gesetzen Zellen, und diese Zellen entwickeln sich auf mannichfaltige Weise zu den Elementartheilchen der Organismen.⁵⁴

Das Blastem, das in den Beobachtungen der Mikroskopiker als amorpher Urgrund, als veritabler Urschleim erscheint, steht am Ursprung jeder Zellbildung; die gebundene Zellbildung bedeutet nur die Wiederholung des ursprünglichen Vorgangs; innerhalb der Zelle bildet sich ein Hohlraum, in dem sich jenes Blastem sammelt, aus dem dann die neue Zelle hervorgeht.⁵⁵

52 Klencke. *Die Natur des Contagiums* (wie Anm. 9). S. 115.

53 Johannes Müller. *Ueber den feineren Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste*. I. Lieferung. Berlin: G. Reimer, 1838. S. 7 (eine zweite Lieferung fand nicht statt); vgl. dazu L. J. Rather/Patricia Rather/John B. Frerichs. *Johannes Müller and the Nineteenth-Century Origins of Tumor Cell Theory*. Canton MA: Watson Publishing International, 1986. S. V. Unmittelbarer Ausgangspunkt für Klenckes Untersuchungen ist allerdings ein Experiment Bernard Langenbecks, der menschliche Krebszellen einem Hund implantiert und damit ihre Kontagiösität zu beweisen versucht, das Klencke, wie er berichtet, erfolgreich wiederholt hat (vgl. dazu Rather. *The genesis of cancer* (wie Anm. 2). S. 108).

54 Schwann. *Mikroskopische Untersuchungen* (wie Anm. 4). S. 196.

55 Wolff. *Die Lehre von der Krebskrankheit* (wie Anm. 2). Bd. I. S. 133.

Das ist der Stand der Forschung, an dem sich auch Müller bei seiner Untersuchung der Krebszellen orientiert.⁵⁶

Das Anfangsstadium von Krebs beschreibt er dementsprechend wie folgt:

Die erste Erscheinung der krebsigen Degeneration besteht indess nicht in der blossen Umwandlung der vorhandenen gesunden Gewebe, sondern in der Entwicklung der Formenelemente des Krebses zwischen den Gewebetheilen des Organes, welche sofort die natürliche Structur verdrängen.⁵⁷

Am Anfang steht also das Blastem, der undifferenzierte Saft, der sich zwischen dem gesunden Gewebe breit macht. Aus ihm lösen sich Zellen, darunter auch die gefährlichen Krebszellen. Das Wachstum der Zellen selbst hat keine pathologischen Eigenarten, es erfolgt nach denselben Gesetzen, denen auch das Wachstum der gesunden Zellen folgt. In der Hinsicht unterscheidet sich der Krebs als krankhafte Wucherung nicht vom gesunden Gewebe. Die Unterscheidung zwischen dem Normalen und dem Pathologischen wird fließend: Es sei „das große Verdienst Müller's, nachgewiesen zu haben, daß auch die pathologischen Neubildungen, ebenso wie die normalen, tierischen Gewebe aus Zellen bestehen“.⁵⁸ Müller nimmt „als Entstehungsort ein ungeformtes, aus dem Blut stammendes Blastem (ein wahres Eminium morbi), und als jeweilige Ablagerungsstätte desselben die Zwischenräume zwischen den normalen Gewebetheilen“ an.⁵⁹ Aus dieser amorphen Grundsubstanz erwachsen die Krebszellen, embryonale Gebilde, die Müller unter dem Mikroskop entsprechend als „geschwänzte Körperchen“ identifiziert.⁶⁰ „Das Carcinom“, schreibt er, „ist kein heterologes Gewebe und die feinsten Theile seines Gewebes unterscheiden sich nicht wesentlich von den Gewebetheilen gutartiger Geschwülste und der primitiven Gewebe des Embryo.“⁶¹ Beim Krebs ereignet sich also ein fortgesetztes embryonales Wachstum, das aber nicht zur Herausbildung eines autonomen Organismus führt. Die Krebszelle

56 Müller. *Bau und Formen der krankhaften Geschwülste* (wie Anm. 53). S. 7.

57 Ebd. S. 10.

58 Wolff. *Die Lehre von der Krebskrankheit* (wie Anm. 2). Bd. 1. S. 132; zur dynamischen Unterscheidung von Normalem und Pathologischem vgl. Georges Canguilhem. *Das Normale und das Pathologische*. Übersetzt von Monika Noll/Rolf Schubert. München: Hanser, 1974 (frz. 1966).

59 Wolff. *Die Lehre von der Krebskrankheit* (wie Anm. 2). Bd. 1. S. 159.

60 Müller. *Bau und Formen der krankhaften Geschwülste* (wie Anm. 53). S. 7.

61 Ebd. S. 26.

bleibt ein embryonales Gebilde, das im Status unvollendeter Entwicklung verharret. Dieses Verharren bedeutet allerdings kein Stagnieren der Zellbildung, vielmehr bringt die Krebszelle beständig weitere nicht vollentwickelte Zellen hervor, die wieder embryonale Zellen produzieren.

Die Geschwulst als das Ding, das der Organismus weder gebären noch assimilieren kann und trotzdem selbst fabriziert, bringt ihm schließlich den Tod. Beinahe macht es den Anschein, als würde der Organismus seinen eigenen Tod provozieren. Während in der Lehre von den Fiebern und Entzündungen die Geschwulst von vornherein totes Gewebe darstellte, von dem der Organismus sich durch das Fieber reinigen will, erscheint die Geschwulst in der Zellpathologie als Wucherung, als überschüssiges Leben, das der Organismus weder aneignen noch abführen oder gebären kann.

Gärungen

„Akteure“, heisst es in der ANT, „ergeben sich aus der narrativen Notwendigkeit, Geschehnisse einem Agenten zuzurechnen.“⁶² Auch am Ausgangspunkt der Krebsforschung steht mit der Geschwulstbildung ein Vorgang, der auf die Aktivität der von Johannes Müller beschriebenen Krebszelle zurückgeführt wird. Dieser Akteur ermöglicht nun in zweierlei Hinsicht kommunikative Anschlüsse: Indem er Krebs als Ereignis kommunizierender Entitäten beschreibt, liefert er ein variables, in unterschiedliche Kontexte übersetzbares Narrativ. Solche Übersetzungen verändern nicht nur den Akteur, sie beziehen auch den Übersetzer mit ein, der seine Rolle betreffs des Akteurs neu

62 Andréa Belliger/David J. Krieger. „Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie“. *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Hg. Diess. Bielefeld: Transcript, 2006. S. 13-50, hier S. 34. Dieser Begriff wird in Anlehnung an jene narrative Entität definiert, die der Semiotiker Algirdas Greimas als Aktant bezeichnet hat (Algirdas J. Greimas. *Strukturelle Semantik. Methodologische Untersuchungen*. Übersetzt von Jens Ihwe. Braunschweig: Vieweg, 1971 (frz. 1966). S. 157-177). Wichtig schon bei Greimas ist dabei, dass nicht nur Menschen als Aktanten erscheinen, sondern ganz allgemein „diejenigen Einheiten, die in einer Narration als Handlungsträger konstituiert werden.“ (Reiner Keller/Christoph Lau. „Bruno Latour und die Grenzen der Gesellschaft“. *Bruno Latours Kollektive*. Hg. Georg Kneer/Markus Schroer/Erhard Schüttelpelz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008. S. 317).

definieren muss und infolgedessen ebenfalls zum Akteur wird.⁶³ Auf diese Weise entstehen Netzwerke. Die Einheit des sich erweiternden Netzwerkes hängt dabei von „Selbsteutungen narrativer Art“ ab, die diese Einheit entweder unterstützen oder auflösen können.⁶⁴ An diesem Punkt der Übersetzung, der entscheidend ist für die Homogenität und den Fortbestand eines Netzwerkes, befindet sich die Zelltheorie mit Untersuchungen wie denen Hermann Klenckes.

Literarisch ist dieser als Mediziner und Romancier gleichermaßen produktiv gewesen, insgesamt hat er mehr als vierzig Bücher geschrieben: Romane und wissenschaftliche Abhandlungen, nach 1848 vor allem hygienische Ratgeber und populärwissenschaftliche Literatur, darunter auch eine Einführung in die Zelltheorie mit dem Titel *Mikroskopische Bilder*.⁶⁵ Seine 1843 publizierten *Mikroskopisch-pathologischen Beobachtungen*, in denen er die „Lehre von einem Contagium“ darlegt, „welches sichtbare organische Formen trägt und ein den Organismen analoges, besonderes Leben äussert“, fallen allerdings nicht unter die Kategorie des Populärwissenschaftlichen, sondern leisten unter anderem einen Beitrag zur entstehenden zellpathologischen Forschung im Vormärz.⁶⁶ Im Anschluss an Jacob Henle, der 1840 in seinen *Pathologischen Untersuchungen* von der Existenz eines „Contagiums“ bei „miasmatisch-contagiösen Krankheiten“ ausging⁶⁷, schlägt Klencke die Brücke zwischen der Zellpathologie und der zeitgenössischen Miasmentheorie, die lokale Ausdünstungen für die Ursache von Krankheiten wie der Cholera hält.⁶⁸ Henles Theorie bietet den Vorteil, dass nicht mehr zwischen den

63 Vgl. Belliger/Krieger. Einführung (wie Anm. 62). S. 39.

64 Ebd. S. 44.

65 Hermann Klencke. *Mikroskopische Bilder. Naturansichten aus dem kleinsten Raume. Ein Gemälde des Mikrokosmos in seinen Gestalten und Gesetzen in Briefen an Gebildete*. Leipzig: J. J. Weber, 1853.

66 Klencke. Die Natur des Contagiums (wie Anm. 9). S. 101. Vgl. zu den Krebsforschungen Klenckes: Rafter. *The genesis of cancer* (wie Anm. 2). S. 109.

67 Jacob Henle. „Von den Miasmen und Contagien und von den miasmatisch-contagiösen Krankheiten“. Ders. *Pathologische Untersuchungen*. Berlin: August Hirschwald, 1840. S. 1-84.

68 „Zur damaligen Zeit waren Krankheiten lokale Ereignisse, die mit der größtmöglichen Aufmerksamkeit unter Berücksichtigung aller möglichen Variablen zu untersuchen waren: der Boden, die Winde, das Wetter, das System des Bauernhofes und sogar die individuellen Felder, Tiere und Bauern.“ (Bruno Latour. „Gebt mir ein Laboratorium und ich werde die Welt aus den Angeln heben“.

„Alternativen Miasmen und Contagien“ unterschieden werden muss⁶⁹; sie entwickelt stattdessen ein Modell, das die miasmatische Übertragung auf einen lokalen materiellen Überträger zurückführt.

Dass Johannes Müller Krebs als kommunikativen Akt innerhalb des Körpers beschreibt, als „eine Mittheilung von Einem Theil des Körpers auf einen andern Theil desselben Körpers“, wie Henle reformuliert⁷⁰, erlaubt offenbar die Übersetzung dieses Modells in eine weitere Form der Kommunikation: jene der miasmatischen Kommunikation. So formulieren Wissenschaftler wie Henle und Klencke im Anschluss an Müller und die anderen Zelltheoretiker ein „Handlungsprogramm“⁷¹, das Kommunikation sowohl innerhalb einzelner Organismen wie auch zwischen Körpern grundsätzlich als miasmatische denkt. Entsprechend gestalten sich Klenckes Beobachtungen und Experimente. So schließen seine Untersuchungen über die Fortpflanzung von Krebs unmittelbar an Beobachtungen an, die er „in einem Hause“ anstellt, „welches am Hausschwamm litt“:

Hier wohnte eine Dame, die seit ihrer Besitznahme jenes Hauses an Ozaena erkrankte und einer hartnäckigen Kur durch Schwefelbäder, Injectionen von *Calcaria chlorata* nebst *Ratanhia* so lange widerstand, als sie in dem mit *Melurius* untergrabenen und davon überwucherten Schlafzimmer wohnte.⁷²

Klencke hängt nun eine von allem organischen Material gereinigte Glasplatte auf und registriert zunächst „Sporen des *Melurius*“, um „nach einigen Tagen [...] auf der Tafel eine Schimmelpflanze“ zu finden, „während die Sporen des *Merulius* ganz unverändert lagen“.⁷³ Diese Beobachtung übersetzt er nun in eine Experimentalanordnung, indem er eine Glasplatte mit Spuren des Hausschwamms und eine keimfreie über jeweils ein Glas mit eingemachten Früchten legt. Nach einigen Tagen beobachtet er wiederum Schimmelbildung, während das zweite Glas ohne Pilzbefall bleibt. Beide Male

ANTHology (wie Anm. 61). S. 102-134, hier S. 107). Zur Beziehung von Cholera und Miasmen vgl. Olaf Briese. *Angst in den Zeiten der Cholera*. Bd. 1. Berlin: Akademie Verlag, 2003. S. 131-158.

69 Briese. *Angst in den Zeiten der Cholera* (wie Anm. 68). S. 84.

70 Henle. Von den Miasmen und Contagien (wie Anm. 67). S. 45.

71 Handlungsprogramm bezeichnet die „Gesamtheit der Übersetzungsbemühungen eines Akteurs“ (Belliger/Krieger. Einführung (wie Anm. 62). S. 42).

72 Klencke. Die Natur des Contagiums (wie Anm. 9). S. 107.

73 Ebd.

bemerkt er eine eigenständige Schimmelpflanze. Von dieser schreibt er, dass sie zwar hervorgerufen worden sei durch den Hausschwamm, dennoch aber einen von jenem deutlich unterschiedenen Organismus bilde: als eine „der Natur des inficirten Körpers mehr zusagende Parasitenbildung“. Der Hausschwamm erfüllt somit Henles Definition des Contagiums, das sich „wie ein entwicklungs- und reproduktionsfähiger organischer Körper“ verhalte, ohne jedoch „in seiner Entwicklung jemals zur Krankheit“ zu werden.⁷⁴

Aus diesen Befunden leitet Klencke nun unter anderem die Frage ab, ob nicht auch Zellen als solche materiellen, nur unter dem Mikroskop als einzelne Entitäten sichtbare Contagien auftreten könnten. Er beruft sich dabei auf ein Experiment von Bernard Langenbeck, der die Contagiösität von Krebs durch die Impfung von Carcinomzellen bewiesen habe.⁷⁵ Dessen Experimentalanordnung stellt Klencke nun nach:

Von den mikroskopisch erkannten Carcinomzellen einer frisch amputirten linken Mamma bei einer am Deister lebenden Bäuerin, impfte ich einem Schäferhunde einige Molecule aus vollkommen gequetschten Zellen auf die Brustwarze einer Seite, während einer Katze davon in die Vene eines Vorderbeins gespritzt wurde. Der Hund zeigte nach zwölf Wochen eine in zwei Erbsen grossen Knoten sich darstellende, deutliche Krebsgeschwulst, während bei der Katze nach zehn Wochen eine Krebsmasse in den Lungen gefunden wurde, von der abermals der Hund mit Erfolg geimpft wurde.⁷⁶

Hinsichtlich „ihrer Transplantationsfähigkeit“ verhalten sich Krebszellen also wie andere Contagien.⁷⁷ Diese Experimente erlauben Klencke, den Prozess der Ansteckung ganz konkret als Verpflanzung zu begreifen. Und mit den von Müller beschriebenen Krebszellen stehen nun auch Agenten zur Verfügung, denen diese Handlung zugerechnet werden kann. Diese Zurechnung stellt bereits eine erste Übersetzung dar: die „Transformation von

74 Jacob Henle. *Handbuch der rationellen Pathologie*. Bd. 1. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, 1846. S. 72.

75 Klencke. Die Natur des Contagiums (wie Anm. 9). S. 121. Bernard Langenbeck. „Ueber die Entstehung des Venenkrebses und die Moeglichkeit, Carcinoma vom Menschen auf Thiere zu übertragen“. *Jahrbücher der in- und ausländischen gesammten Medizin*. 25 (1840): S. 99-104. Vgl. dazu Rather. *The Genesis of cancer* (wie Anm. 2). S. 106-108.

76 Klencke. Die Natur des Contagiums (wie Anm. 9). S. 122-123.

77 Ebd. S. 123.

Wahrnehmung in Kommunikation“⁷⁸, eine Übersetzung aus dem Sichtbaren ins Sagbare, die das Contagium zum hypothetischen Akteur der beobachteten Vorgänge macht. Im Fortlauf seiner Argumentation bemüht sich Klencke denn auch, die Individualität dieses Akteurs herauszuarbeiten.

Dabei greift Klencke den „Begriff einer Krankheit als parasitischen Organismus“ wieder auf und überträgt ihn wie schon Meyen auch auf den Krebs.⁷⁹ Jedoch begreift Klencke die Geschwulst nicht, wie es noch die romantische Medizin tat, als Ausdruck einer allgemein im Organismus wirksamen, bildenden Lebenskraft, sondern nach dem Modell der miasmatischen Kommunikation als Ergebnis eines lokalen Vorgangs mit identifizierbaren einzelnen Akteuren. Die Geschwulstbildung wird dabei als Erschöpfungserscheinung begriffen, denn erst wenn „das Plasma oder der Urschleim [...] an Lebensenergie verliert“ und keine höhere „Lebensidee“ mehr verwirklichen kann⁸⁰, erfolgt die wilde Produktion einzelner Zellen, die die Selbstaflösung des Organismus durch sein eigenes Reproduktionsprinzip vorantreiben. Wie bereits zitiert, werden in einem solchen Organismus „je nach dem Grade der Abtrünnigkeit, pathologische Zellen oder individuelle Zellen“ gebildet.⁸¹ Diesen Vorgang beschreibt Klencke als Gärung. Während sich die individuellen Zellen zu eigenem organischen Leben fähig zeigen, entweder als Monaden oder als Pilze, sind die pathologischen Zellen weiterhin auf einen Mutterorganismus angewiesen, der sie mit Lebenskraft versorgt. Deshalb siedeln sie sich, wobei sie auch innerhalb desselben Körpers wandern können, auf fremdem organischen Grund an und werden zu Parasiten:

Da sie einem fremden Schema des organischen Lebens dienen, so müssen sie auch dem normalen Lebensgange feindlich sein und indem sie ihm widerstreben, auch ihn zu Grunde richten.⁸²

78 Marcus Krause/Nicolas Pethes. „Zwischen Erfahrung und Möglichkeit. Literarische Experimentalkulturen im 19. Jahrhundert“. *Literarische Experimentalkulturen. Poetologien des Experiments im 19. Jahrhundert*. Hg. Marcus Krause/Nicolas Pethes. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005. S. 7-18, hier S. 15.

79 Klencke. Die Natur des Contagiums (wie Anm. 9). S. 101.

80 Ebd. S. 114.

81 Ebd. S. 114.

82 Ebd. S. 116.

Allein die Dissemination von Fremdzellen erklärt jedoch nicht, warum auch das Eigengewebe des Wirtskörpers zu wuchern beginnt. Durch die Berührung mit dem Contagium findet zusätzlich ein „Abtrünnigmachen der Zellen“ statt.⁸³

Wo eine Ansteckung durch dieses Contagin entsteht, da sucht es die thierische Masse, wo es zunächst haftet, zur Gährung anzuregen, da das Contagin das Produkt einer Gährung ist und das Resultat dieser pathologischen Fermentation ist – Zellenbildung.⁸⁴

Klencke rechnet die pathologischen und individuellen Zellen zwar zu den Bildungszellen, aber anders als diese Zellen sind sie auch ohne Vereinigung mit Keimzellen zu eigenem Leben fähig, wenn auch nur zu einem Leben niedrigerer Komplexität als jenes des Mutterorganismus. Es ist dasselbe Prinzip von Differenz und Wiederholung, das Meyen fünfzehn Jahre zuvor beschrieben hat. Dieser Vorgang verweist jedoch nicht nur zurück auf die nicht erst bei Meyen, sondern schon in der älteren Medizin seit van Helmont (1579-1644) anzutreffende Parasitenhypothese⁸⁵; Klencke aktualisiert ebenso auch die alte medizinische Lehre von der *materia peccans*, von der unreinen (sündigen) Substanz, welche eine Krankheit von einem Körper auf einen anderen überträgt.⁸⁶ Trotz dieser Anleihen handelt es sich aber um ein neues Krankheitsbild: Mit dem Fortleben der Zellen, ihrem erneuten Wachstum, tritt die vegetabilische Seite tierischer Organismen zutage. Die Zellen führen ein vegetatives Leben unterhalb und bis zu einem gewissen Grade auch unabhängig von der tierischen und menschlichen Existenz jener Individuen, deren Gewebe sie bilden. Sie behaupten ihre eigene Individualität. So sind sie ebenso in der Lage, den Tod des Mutterorganismus zu überleben, wie sie auch vor ihm sterben können: Es sei „ein neuer Beleg für das mehr und mehr individuell gewordene Zellenleben, dass solche Zellen noch einige Stunden nach dem Tode des Organismus zu Impfungen die volle Lebenskraft und Energie behalten“.⁸⁷ Im Extremfall, wie sich bei Krebserkrankungen zeigt, können sie sogar den Mutterorganismus wechseln, zum Parasiten eines anderen Organismus werden. Glückt eine solche Transplantation, baut

83 Ebd. S. 114.

84 Ebd. S. 119.

85 Vgl. Johach. *Krebszelle und Zellenstaat* (wie Anm. 2). S. 161-168.

86 Vgl. Rather. *The genesis of cancer* (wie Anm. 2). S. 105.

87 Klencke. Die Natur des Contagiums (wie Anm. 9). S. 119.

die pathologische Zelle, durch den fremden Organismus zu neuer Lebensenergie gelangt, einen Parallelorganismus im Mutterorganismus auf. Die pathologischen Zellen verhalten sich insofern wie „Sporen oder zeugungsfähige Glieder von pflanzlichen Bildungen“.⁸⁸

Die kontagiöse miasmatische Kommunikation kann also auf allen möglichen Wegen stattfinden: zwischen einzelnen Organen ebenso wie zwischen Körpern; zwischen tierischen und pflanzlichen Organismen ebenso wie zwischen komplexen und einfachen Lebewesen. Obwohl ein mikroorganisches Kontagium auftritt, handelt es sich hier offenbar um eine epistemische Situation, die sich nicht ohne weiteres mit jenem Instrumentarium von Begriffen beschreiben lässt, das Latour in seiner Interpretation der Entdeckungen von Pasteur und der Bakteriologie zur Analyse und Kritik moderner Wissenschaften entwickelt hat. Jene dualistische „Trennung zwischen Objekten, Diskurs und Subjekten“⁸⁹, die Latour unter dem Stichwort „Reinigung“ (*purification*) verhandelt, scheint hier nicht stattzufinden.⁹⁰ Andrew Pickering hat bei Latour auch kritisiert, dass die ANT, indem sie dem modernen Denken eine solche Purifikationsintention unterstellt, die von ihr kritisierten Dualismen selber reproduziere.⁹¹ Als Alternative schlägt er den von ihm so genannten „dance of agency“ vor⁹², in dem die jeweiligen menschlichen und nichtmenschlichen Akteure abwechselnd die Rolle des aktiven oder passiven Tanzpartners einnehmen.⁹³ Dieser ‚Tanz‘ lässt sich auch in der frühen

88 Ebd. S. 119.

89 Bruno Latour. *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Übersetzt von Gustav Roßler. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2008 (frz. 1991). S. 76.

90 Ebd. S. 89.

91 Andrew Pickering. „The politics of theory. Producing another world, with some thoughts on Latour“. *Journal of cultural economy*. 2 (2009): S. 197-212. Für den Hinweis auf den Ansatz und die Kritik Andrew Pickerings danke ich Bernhard Kleberg.

92 Andrew Pickering. *The mangle of practice. Time, agency, and science*. Chicago: University Press, 1995. S. 51; zum Unterschied zwischen miasmatischem und bakteriologischem Denken vgl. auch: Marion Herz. „Der Choleratrunk des Pettenkofer Max. Vom Sichtbarwerden der medialen Bedingungen eines geschichtlichen Dings“. *Goofy History. Fehler machen Geschichte*. Hg. Butis Butis. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2009. S. 37-57.

93 „As active, intentional beings, scientists tentatively construct some new machine. They then adopt a passive role, monitoring the performance of the

zelltheoretischen Zellforschung beobachten. Denn nachdem Johannes Müller die Krebszelle beschrieben hat, wird diese Zelle alsbald in unterschiedlichsten epistemischen Situationen gesichtet und getestet. Statt einer Purifikation erfährt die frühe Zellpathologie also im Zeichen des Miasmatischen eine ‚*Verunreinigung*‘: sie kreuzt sich mit anderen Diskursen, der Krebs gerät in die Nähe weiterer mutmaßlich kontagiöser Krankheiten wie der Tuberkulose, die Grenze zwischen tierischen und pflanzlichen Organismen erscheint vage, höhere und niedere Organismen befinden sich in einem fortwährenden Austausch, Krebs ereignet sich nicht länger nur im Körperinneren, sondern erobert die Räume zwischen den Körpern und erhält infolgedessen, wenn seine Verbreitung auf die Berührung unterschiedlicher Lebewesen und Stoffe zurückgeführt wird, auch eine soziale Dimension. Pickerings Konzept eines „dance of agency“ scheint geeignet, eine epistemische Situation zu beschreiben, deren Kennzeichen gerade nicht Reinigung und Klarheit sind, die nicht dem „telos of dualist separation“ folgt.⁹⁴ Vielmehr lässt sich die Situation der Krebsforschung im Vormärz durch Vermittlung, unscharfe Differenzierungen und hybride Diskurse charakterisieren. Dies scheint bezeichnend für die epistemische Lage vor der Bakteriologie, für ein miasmatisches Denken, das stets mit von lokalen Bedingungen abhängigen kontingenten Effekten rechnet, die aus dem Zusammentreffen unterschiedlichster Akteure resultieren. Hierbei beschränkt sich Pickerings „dance of agency“ nicht auf das Zusammenspiel von menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren, denn auch die Kräfteverhältnisse zwischen letzteren wechseln ständig. Ihre Mobilität und ihre unbeherrschbaren Begegnungen sind es, die im miasmatischen Denken als gefährlich markiert werden. Sie lösen den Prozess aus, an dessen Ende eine tödliche Erkrankung wie Krebs, Tuberkulose oder Cholera steht, wobei Krebszellen ein Akteur unter vielen anderen bleiben.

Das deutsche Gespenst

Die Bedingung, dass die Untersuchungen und der später erschienene Roman Klenckes eine Konstellation bilden können, liegt zunächst einmal schlicht darin, dass beide semiotische Systeme darstellen, die im Hinblick

machine to see whatever capture of material agency it might effect.“ (Pickering, *The mangle of practice* (wie Anm. 92), S. 21).

94 Ebd. S. 198.

auf die dort jeweils handelnden Akteure gelesen und verglichen werden können.⁹⁵ Diese basale Ebene stellt zunächst einmal die Möglichkeitsbedingung für die gegenseitige Lesbarkeit dar. So nennt Latour auch „ein Experiment eine Geschichte, eine Erzählung und als solche erforschbar“.⁹⁶ Weiter führt er aus, dass es sich jedoch um eine „Geschichte“ handle, „die an eine Situation *gebunden* ist, in der neue Aktanten fruchtbaren Prüfungen unterzogen werden“.⁹⁷ Dieser Punkt ist in der frühen Zellpathologie mit den Experimenten und Theorien eines Müller, Henle, Langenbeck oder Klencke erreicht. Auch solche wissenschaftlichen Untersuchungen kann man also zu den Narrativen des Vormärz zählen und sie mit anderen Narrativen hinsichtlich möglicher Homologien und Differenzen vergleichen.

Genau dies soll hier anhand des Revolutionsromans *Das deutsche Gespenst* geschehen, den Klencke drei Jahre nach seinen Untersuchungen publiziert. In drei Bänden und auf über achthundert Seiten erzählt er darin die Geschichte von Hyppolit, einem jungen Deutschen, der nach dem Ende der Demagogenverfolgungen aus dem französischen Exil in sein Heimatland zurückkehrt, wo er nach der juristischen Amnestie auch auf seine gesellschaftliche Rehabilitation hofft.⁹⁸ Der Roman beginnt damit, dass Hyppolit die deutsch-französische Grenze überquert, um nach neun Jahren im Exil wieder in seine Vaterstadt zurückzukehren. Noch an der Grenze begegnet Hyppolit einem anderen Rückkehrer, der in Holland eine kaufmännische

95 So hat Hans Adler ein literaturwissenschaftliches Forschungsprogramm skizziert, das die „spezifischen semiologischen ‚Verzeichnungsverfahren‘ des sozialen Romans“ erfassen soll. (Hans Adler. „Literatur und Sozialkritik. Versuch einer historischen Spezifikation des sozialen Romans“. *Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts*. Hg. Hans Adler. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1990. S. 280-307, hier S. 304).

96 Bruno Latour. *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Geschichte*. Übersetzt von Gustav Roßler. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002 (engl. 1999). S. 149.

97 Ebd. (Hervorhebung im Original).

98 Klenckes Romane sind bisher meist im Zusammenhang mit der Gattungsgeschichte des Sozialromans zum Forschungsgegenstand geworden. Vgl. Claudia Streit. *(Re-)Konstruktion von Familie im sozialen Roman des 19. Jahrhunderts*. Bern u. a.: Peter Lang, 1997. S. 201; in Bezug auf später entstandene Romane Klenckes: Norbert Bachleitner. *Der englische und französische Sozialroman des 19. Jahrhunderts und seine Rezeption in Deutschland*. Amsterdam: Edition Rodopi, 1993. S. 460-470.

Lehre absolviert hat. Ihm erklärt er auch sogleich, was es mit dem titelgebenden „deutschen Gespenst“ auf sich hat: „Dieses Gespenst heißt die entsittlichende Armuth.“⁹⁹ Dass der narrative Auftakt in der Grenzüberschreitung besteht, lässt sich mit Jurij M. Lotman als Akt der Sujetbildung interpretieren, der die Figuration eines Handlungsträgers ermöglicht.¹⁰⁰ Diese Figuration bedeutet nach Lotman zugleich die Negation des sujetlosen Textes, sie erzeugt mit anderen Worten eine Differenz zwischen beweglichen und statischen Figuren. Differenztheoretisch ließe sich Lotmans Argument so wenden, dass das Ereignis der Grenzüberschreitung immer auch ein Nichtereignis lesbar macht. Den Grenzüberschreitern stehen jene Figuren gegenüber, die die Grenze nicht überschreiten. Auch in Klenckes Roman wird dadurch die Differenz zwischen dynamischen und statischen Figuren erzeugt. Auf der einen Seite stehen die progressiven beweglichen Figuren, die den drohenden sozialen Unruhen aktiv begegnen wollen, während sich auf der anderen Seite die unbeweglichen Figuren befinden: Vertreter des alten Regimes, die die bestehende Gesellschaftsordnung wahren wollen, und Fabrikherren, die von den herrschenden Missständen profitieren. Die Figuration eines Akteurs geht also einher mit der Figuration eines Nichtakteurs. Soziale, politische und intellektuelle Unbeweglichkeit findet ihr Pendant in mangelnder räumlicher Mobilität.

Diese Differenz wird im Roman vor allem im Hinblick auf Hyppolits Verhältnis zu seinem Vater, einem hohen Regierungsbeamten, verhandelt. Spitzel, Geheimpolizei und restaurative Repression prägen die Welt, in die der Exilant zurückkehrt. Doch sein Vater will nichts wissen von der revolutionären Gefahr, die nach der Meinung des Sohns, die dieser mit seinen Erfahrungen im französischen Exil begründet, von verarmten Bürgern, Proletariern und Handwerksgelesen ausgeht. So hält ihm sein Sohn vor:

Alle socialen Zustände sind gekünstelt, alle halten sich schwankend, eine Unnatur hat ihnen die festen Stützen genommen und wenn ein Stand bricht, so stürzen sie Alle. – Man trennt den Adel vom Bürger, ohne zu bedenken, daß der Bürger den Adel trägt, die oberen Klassen der Gesellschaft ziehen alle materiellen Mittel an sich, entziehen sie dem Bürgerthume und schaffen

99 Klencke. *Das deutsche Gespenst* (wie Anm. 11). Bd. 1. S. 10. Nachweise mit Band- und Seitenangabe nach dieser Ausgabe im Folgenden direkt im Text.

100 Jurij M. Lotman. *Die Struktur literarischer Texte*. Übersetzt von Rolf-Dietrich Keil. München: Fink, 1972. S. 338.

dadurch einen Abgrund unter ihren Füßen, in den sie selbst hinabgezogen werden. (I,165)

Solche Ansichten bewirken nur, dass der Vater den Sohn weiterhin für die alte „Demagogennatur“ hält. (I,166) Dabei will Hyppolit die von ihm prophezeite Revolution verhindern, wozu er auch mit einem Jugendfreund, dem Bankier Schönborn, einen Verein gründet, der „Verein zur Bekämpfung des deutschen Gespenstes“ (II,100) heißen und zur Eindämmung der allgegenwärtigen Armut beitragen soll. Der Verein umfasst ein „Büreau für Arbeit mit einer geregelten Geschäftsführung“ (II,99), das den Armen und Arbeitslosen eine Tätigkeit verschaffen soll, von der sie auch leben können. Die Behörden jedoch angewöhnen revolutionäre Umtriebe und behindern die Arbeit des Vereins.

Demnach wird der Roman von einer Reihe von Akteuren beherrscht, deren Kennzeichen ihre soziale und räumliche Mobilität ist: Hyppolit, der die Nähe zum Bürgertum sucht, als Sohn eines auf die Einhaltung ständischer Distinktionen bedachten Adligen; Schönborn, nicht zufällig ein Kaufmann und nicht etwa ein an seinen Standort gebundener Fabrikherr, der sich vor dem Kontakt mit pauperisierten Arbeitern nicht scheut. Die Grenzüberschreitung deutet auch auf die Genealogie von Helden hin, wie Hyppolit einen darstellt. Denn nicht anders als Hyppolit kommen viele Elemente, die Kléncke zu seinem Roman zusammenfügt, aus der französischen Literatur, insbesondere von Eugène Sue, der im Feuilletonroman *Mystères de Paris* ebenfalls das Porträt eines umtriebigen Helden adliger Herkunft liefert.¹⁰¹ Hier soll jedoch weniger diese in Bezug auf den deutschsprachigen Roman schon eingehend untersuchte literarische Genealogie im Vordergrund stehen¹⁰² als vielmehr der im Roman aufgeführte „dance of agency“, an dem sich nicht nur positiv konnotierte starke Akteure wie Hyppolit beteiligen.

Die Ignoranz von Behörden und Vater, die die Gefahr einer sozialen Revolution nicht rechtzeitig erkennen, führt trotz der Bemühungen von Schönborn und Hyppolit in die Krise. Der Roman gipfelt in wilden Revolutionsszenen:

101 Eine umfassende Rezeptionsgeschichte findet sich bei: Erich Edler. *Die Anfänge des sozialen Romans und der sozialen Novelle in Deutschland*. Frankfurt a. M.: Klostermann, 1977.

102 Vgl. Bachleitner. *Der englische und französische Sozialroman*. (wie Anm. 98).

Maueranschläge, Branddrohungen, Angriffe auf Personen, welche Abends die Promenade passirt waren, und freche Räubereien hatten die Einwohner aufgeregt und in Schrecken versetzt; die Gesellen waren seit zwei Tagen nicht in der Werkstätte der Meister erschienen, die öffentlichen Arbeiter führten auf Bauplätzen und an öffentlichen Oertern ihrer Handdienste eine kecke, laute Sprache, man trotzte lachend den Ordnungsgesetzen der Stadt und in zunehmender Dunkelheit sammelte sich der an Nichtsthun und Arbeitslosigkeit gewöhnte Pöbel an mehreren Plätzen in der Stadt und vor dem Thore. (III,137)

Schnell eskaliert die Situation in der Hauptstadt. Zuerst wird vor der Stadt eine Fabrik gestürmt, dann gerät nach Schüssen des Militärs in die Menge ein Protestzug, mit dem man gegen Hunger, Armut und Arbeitslosigkeit protestieren wollte, außer Kontrolle. Den ersten Ansturm kann die Armee noch abwehren.

Da stürzten aus den entfernteren Straßen gewaltige Ströme bewaffneter Leute: arme Bürger, Gesellen, Tagelöhner und Vorstädter hatten mit dem Pöbel gemeinschaftliche Sache gemacht – man trieb die Cavallerie hinter die Infanterie her in enge Gassen, aus deren hohen überbaueten Häusern schwere Steine und Balken auf das schrittweise zurückweichend Militair geschleudert wurden. – Der Pöbel war Herr der Stadt geworden. (III,149f.)

Es schlägt die Stunde der Bürger. Sie formieren sich zur bewaffneten Bürgergarde und gewinnen die Kontrolle über ihre Stadt zurück. Anschließend nehmen sie Verhandlungen mit der geschlagenen Regierung auf. Sie willigen ein, den Verein zur Bekämpfung des deutschen Gespenstes aufzulösen, wenn die Regierung dafür die Bekämpfung der Armut übernimmt. Dieser Kontrakt zwischen Regierung und Bürgern ist die politische Quintessenz des Romans. Schönborn erklärt noch einmal das gemeinsame Ziel:

[W]ir wollten den Proletarier an einen Besitz, an eine kleine Heimath fesseln – wollten ihm die Vermittlung geben, durch seinen Besitz die Sorge für dessen Erhaltung und den Ertrag seiner guten Verwaltung kennen zu lernen. (III,176)

Was auf den ersten Blick wie eine Niederlage der eigentlich siegreichen Bürger erscheint, wenn sie ihren Verein auflösen und die alte Regierung wieder einsetzen, bedeutet in Wahrheit einen fundamentalen Wechsel in

der Gouvernamentalität.¹⁰³ Wie andere frühliberale Regierungsprogramme schlägt auch dieses vor, das Verhältnis von Regierenden und Regierten von einem Herrschaftsverhältnis „in ein Lehrverhältnis“ zu transformieren.¹⁰⁴ Die Proletarier sollen zur Selbstsorge angeleitet werden.¹⁰⁵ Die neu eingesetzte alte Regierung steht damit zu den Proletariern in demselben Verhältnis wie die Bürger zu ihr selbst, deren Neuaufgabe nur unter der Bedingung zugestimmt wurde, dass sie von der Bürgerinitiative lerne. Auf diese Weise soll die Regierung von einem passiven in einen aktiven Akteur verwandelt werden. Die Bürger haben also keineswegs einfach auf die Regierungsgewalt verzichtet, sie haben vielmehr ein neues Machtregime durchgesetzt, das es ihnen erlaubt, im Hintergrund zu agieren. Wenn auch keine neue Regierung herrscht, so doch eine neue Regierungsform. Die Wiedereinsetzung der Regierung bedeutet also keine Restauration, sie läuft im Gegenteil auf eine Reformierung der Verhältnisse hinaus, die in ihren Konsequenzen jedoch nicht weniger durchgreifend ist.

Das von den Bürgern durchgesetzte sozialpolitische Reformprogramm lässt zugleich deutlich werden, dass nicht primär die konservative Regierung der Feind ist, auf dessen Aktivitäten man reagiert. Tatsächlich geht die Gefahr von ganz anderer Seite aus. So orten Hyppolit und Schönborn hinter der Idee der sozialen Revolution die Trauer proletarisierter Bürger um ihren früheren Besitzstand, aus ihr geht das „deutsche Gespenst“ hervor, ein Phantom „ohne Gegenwart und Zukunft, nur mit der furchtbaren Erinnerung einer verlorenen Vergangenheit“ (I,9). Anlässlich seiner Ansprache zur Vereinsgründung behauptet Schönborn:

103 Foucault definiert Gouvernamentalität, deren Ausbau er historisch gerade auch auf die Entwicklung liberaler Konzeptionen von Macht bezieht, bekanntlich als „Art und Weise, mit der man das Verhalten der Menschen steuert“ (Michel Foucault. *Geschichte der Gouvernamentalität II. Die Geburt der Biopolitik. Vorlesungen am Collège de France 1978-1979*. Hg. Michel Sennelart. Übersetzt von Jürgen Schröder. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2004 (frz. 2004). S. 261). Eine Ausnahme unter den meist gegenwartsbezogenen *Governmentality Studies* macht Matthias Bohlender, der deshalb auch für die vorliegende Arbeit herangezogen wurde: Matthias Bohlender. *Metamorphosen des liberalen Regierungsdenkens. Politische Ökonomie, Polizei und Pauperismus*. Weilerswist: Velbrück, 2007.

104 Bohlender. *Metamorphosen des liberalen Regierungsdenkens* (wie Anm. 103). S. 36.

105 Zum Konzept der ‚Selbstsorge‘ vgl. auch den Beitrag von Karin S. Wozonig in diesem Band.

Die rohe Masse der Nothleidenden, der Besitzlosen, wird jetzt durch Ideen geleitet; – gebildete Menschen, welche ein tüchtiges Zeitbewußtsein haben und die entweder durch Unglück verarmten, oder durch Hülflosigkeit in die tiefste Noth und den gefährlichen Wahnsinn der Verzweiflung gestürzt wurden, werden Brüder der Proletarier [...]; – durch solche Subjekte bekommt die rohe Masse Ideen, welche allmähig Wurzel schlagen, welche Bewußtsein erregen und – auf Rache am Reichthum, am Wohlbefinden, sinnen. (II,95)

Hier tritt somit ein zweiter Typus des Grenzgängers auf, ein im Gegensatz zu Hyppolit gleichsam passiver Grenzüberschreiter, der in eine ihm fremde Klasse „gestürzt“ wird. Auch wenn diese Überschreitung sozialer Grenzen sich ungewollt vollzieht, erscheint dieser Akt der Grenzüberschreitung doch als Ursache für die Geburt der Idee von einer sozialen Revolution. Klencke beschreibt hier also die Performanz eines Akteurs, den es ohne diesen sozialen Fall gar nicht gäbe. Letztlich ist es die Aktivität solcher verzweifelten Bürger, die durch die Vermittlung revolutionärer Ideen das ursprünglich passive Proletariat in Bewegung versetzen. Hyppolit und Schönborn reagieren auf diese Bewegung, indem sie ihren Verein gründen und die Regierung zum Handeln auffordern. Der Roman besteht also in einem „dance of agency“, der aus zwei aufeinander reagierenden Typen von Akteuren besteht: dem aktiven der Sozialreformer und Revolutionäre sowie dem passiven der Regierung und des Proletariats. Im Sinne von Pickerings Modell führt die Revolution jedoch dazu, dass die ursprünglich passiven Akteure eine aktive Rolle einnehmen.

Aus dieser Lektüre geht mit anderen Worten hervor, dass es gar nicht so sehr Begriffe wie „Gärung“ oder die Metaphorik des Wurzelschlagens revolutionärer Ideen sind, die eine gegenseitige Lesbarkeit von Roman und zellpathologischen Untersuchungen herstellen, als vielmehr die Thematisierung der Vermittlung von Ideen. So wie die Krebszellen „keine höhere Lebensidee“ mehr verfolgen¹⁰⁶, werden auch die verzweifelten Bürger in dem Moment zu Revolutionären, in dem sie ihre Ideen aufgrund persönlicher Enttäuschung entwickeln und sie anderen mitteilen. Und wie die Zellpathologie, die zwischen fruchtbaren Bildungszellen und destruktiven Krebszellen unterscheidet, zeichnet auch der Roman ein widersprüchliches Bild sozialer und räumlicher Mobilität. Sind mobile Existenzformen, soweit sie Hyppolit und seine Verbündeten angehen, positiv konnotiert, so soll der Arbeiter

106 Klencke. Die Natur des Contagiums (wie Anm. 9). S. 114.

dagegen an seine „kleine Heimath“ (III,176) gefesselt werden. Roman und wissenschaftliche Untersuchungen beschreiben also die guten und schlechten Effekte, die die Mobilität individueller Elemente in komplexen Systemen wie Organismen oder Gesellschaften zeitigt.

Revolutionäre Elemente und abtrünnige Zellen

Kritik an den Experimenten Klenckes, wonach aus „der Verbreitungsfähigkeit eines localen Uebels auf mehrere Organe [...] keineswegs die Uebertragbarkeit auf andere Individuen oder Thiere“ folge¹⁰⁷, wird schon von Zeitgenossen formuliert. Und wenn ein anderer Kritiker an der „Wahrhaftigkeit“ des Experimentators zweifelt, der stets nur vom Gelingen seiner Experimente zu berichten wisse¹⁰⁸, so zeigt sich bereits innerhalb des biomedizinischen Diskurses die problematische Grenze zwischen Hypothese und Fiktion, die einerseits poetische Anschlüsse ermöglichen kann, innerhalb des Diskurses jedoch vor allem als Exklusionsargument herangezogen wird.¹⁰⁹ Allerdings wandelt Klencke in seinem Roman die Hypothesen seiner wissenschaftlichen Untersuchungen nicht in Fiktionen um. Vielmehr bilden Roman und Untersuchungen *durch gegenseitige Lesbarkeit eine Konstellation*, die es ermöglicht, sowohl Gemeinsamkeiten wie Differenzen zwischen dem von der Literatur beschriebenen revolutionären Geschehen auf der Straße und der in der Experimentalsituation hergestellten Diffusion von Krebs zu beschreiben.

Von Klenckes mikroskopischen Untersuchungen her gelesen, weist die im Roman beschriebene Gesellschaft in Unordnung einige Gemeinsamkeiten mit einem krebskranken Organismus auf. So kann man im Roman eine Logik erkennen, die jener verwandt ist, der auch die Ansteckung durch pathologische Zellen folgt. Wie diese Zellen auf fremdes Gewebe, fallen verarmte Bürger in eine ihnen fremde Klasse ein und infizieren sie gleichsam mit ihren revolutionären Ideen. Wenn der Roman diese Ideen auf persönliche Verbitterung und Enttäuschung zurückführt, so markiert er sie zugleich

107 Carl Bruch. *Die Diagnose der bösartigen Geschwülste*. Mainz: Victor von Zabern, 1847. S. 481.

108 Genzke. „Ueber Genes und Natur der Ansteckungsstoffe. Hygea“. *Zeitschrift besonders für rationell-specifische Heilkunst*. 19 (1844): S. 418-436, hier S. 429.

109 Vgl. Krause/Pethes. Zwischen Erfahrung und Möglichkeit (wie Anm. 78). S. 15.

als individuelle Ideen, hervorgegangen aus der Trauerarbeit der Betroffenen. Hinter der Revolution scheinen also persönliche Motive gewisser Akteure und nicht Ideen von sozialer Gleichberechtigung auf. Sie wird somit, nicht anders als der Krebs, auf den Eigensinn einiger Weniger zurückgeführt. Die Zelltheorie liefert ein Beschreibungsmodell, in dem die Aktivität Weniger durch die kontagiöse Kommunikation viele andere zu aktivieren vermag. Dieses Modell spiegelt sich im Roman als Modell sozialer Berührung. So ist es konkret der soziale Abstieg einiger verarmter Bürger, der schließlich zur Massenerhebung führt.

Liest man Klenckes experimentelle Untersuchungen umgekehrt vom Roman her, so steht am Anfang der Zelltheorie nicht der von Virchow später propagierte wohlgeordnete Zellenstaat, in dem die Individuen, wenn sie frei ihr Eigenleben entfalten, zugleich der Allgemeinheit dienen; vielmehr steht am Anfang ein Organismus, in dem es nicht aufhört zu gären, der permanent gefährliche Zellen freisetzt, der einen ebenso lebensbedrohlichen wie lebensspendenden amorphen Untergrund besitzt. Was vom Roman her lesbar wird, ist also die *Latenz politischer Implikationen* schon in der frühen Krebsforschung. Das spätere Unterfangen der Zellforscher, das gefährliche Blastem durch die Formel, dass Zellen nur durch Zellteilung entstehen, als Protoplasma ins Innere der Zelle zu bannen, erscheint so auch als Versuch, den Körper von jenem gefährlichen Gärstoff zu reinigen, den Müller, Henle, Klencke und der junge Virchow beschrieben haben. Zerstäubt in unzählige Tropfen lebt das Blastem, wenigstens Virchows epigenetischer Zelltheorie zufolge, fort in den einzelnen Zellen als deren Kern.¹¹⁰ Durch Virchows dogmatischen Lehrsatz *omnis cellula e cellula* reinigt sich die Zelltheorie von jenen miasmatischen Stoffen, die die Vorgänge innerhalb eines kranken Organismus in gefährliche Nähe zu den Prozessen in einer revolutionären Gesellschaft rücken.¹¹¹ Die Zelltheorie existiert danach, anders als die Zelltheorie des Vormärz, nur noch als reine Zelltheorie, gereinigt von allen Miasmen und bösen Säften. Der Krebs kann fortan als „Krankheit ohne Ansteckungsgefahr“ erscheinen.¹¹²

110 Vgl. Rudolf Virchow. „Die endogene Zellenbildung beim Krebs“. *Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin.* 3 (1851): S. 197-227, hier S. 217.

111 Virchow. *Cellularpathologie* (wie Anm. 14). S. 25.

112 Anja Laukötter. „Anarchie der Zellen. Geschichte und Medien der Krebsaufklärung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“. *Zeithistorische Forschungen/*

Im Hinblick auf die verschiedenen „dances of agency“ werden durch die Konstellation, die Roman und wissenschaftliche Untersuchungen bilden, jedoch auch entscheidende Differenzen sichtbar. Den positiv konnotierten starken Akteuren im Roman, den Sozialreformern, die den Kampf mit den Revolutionären und der passiven Regierung aufnehmen, steht in den wissenschaftlichen Untersuchungen kein vergleichbares Pendant gegenüber. Es gibt keinen Akteur wie später Pasteur oder den Bakteriologen¹¹³, der den Kampf aufnehmen würde mit den Karzinomzellen. Im Gegensatz zum wissenschaftlichen entwickelt der poetische Text ein umfangreiches Handlungsprogramm, um der revolutionären Gefahr zu begegnen. Und 1846, im Erscheinungsjahr des Romans, gehört sein Verfasser tatsächlich auch zu den Begründern eines Humanitätsbundes in Hannover.¹¹⁴ Die Vereinsgründung im Roman hat somit ein außerliterarisches Pendant. Wenn der Roman also einen konkreten politischen Einsatz markiert, so zeigt sich die Realität wiederum affiziert von der Fiktion.

Kann man den Umstand, dass es zu keiner Übertragung zwischen Literatur und Zelltheorie bei Klencke kommt, einerseits durch die Differenzierung zwischen einem überaus spezialisierten wissenschaftlichen Diskurs und einem an ein breites Publikum gerichteten sozialaufklärerischen literarischen Diskurs begründen, so könnte eine andere Begründung aber auch darin liegen, dass es gegen die von Klencke beschriebenen pathologischen Vorgänge kein Therapieprogramm gibt.

Studies in Contemporary History. Online Ausgabe 7 (2010): <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Laukoetter-1-2010> (abgerufen am 10. März 2011).

113 Vgl. dazu die Beiträge in: *Bakteriologie und Moderne. Studien zur Biopolitik des Unsichtbaren 1870-1920*. Hg. Philipp Sarasin/Silvia Berger/Marianne Hänseler/Myriam Spörri. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.

114 Barbara Albrecht/Günter Albrecht. „Vorwort“. Hermann Klencke. *Aus dem Leben eines Arztes*. Hg. Barbara Albrecht/Günter Albrecht. Berlin: Der Morgen, 1969. S. 5-19, hier S. 9.

II. Weitere Beiträge

Christina Ujma (Berlin/Paderborn)

Rom und die Revolution

Ricarda Huchs *Geschichten von Garibaldi*

Ricarda Huchs *Geschichten von Garibaldi* nehmen einen einmaligen Rang in der Italienliteratur deutscher Schriftstellerinnen ein. Der erste Band, um den es in diesem Aufsatz vorwiegend gehen soll, zeigt die ‚ewige Stadt‘ aus einem zumindest in der deutschen Literatur sonst kaum gewählten Blickwinkel. Es geht um das revolutionäre Rom, um Rom als Schauplatz der 1848/49er Republik. Rom ist also nicht wie sonst Antike-Freiluftmuseum, idyllischer Ort künstlerischer Selbsterfahrung oder religiöser Heimkehr, sondern politischer Zankapfel, eine Stadt, wegen der gekämpft und gestorben wird und um die es zu kämpfen und zu sterben lohnt. *Die Verteidigung Roms*, der erste Band der *Geschichten von Garibaldi*, ist ein Roman über Politik, gar über aufrührerische und sich gelegentlich als revolutionär verstehende Politik, und er zeigt Rom als Schlachtfeld, als Schauplatz eines internationalen Befreiungskampfes.

Voraussetzungen der Garibaldi-Romane

Die Verteidigung Roms ist zudem ein Historischer Roman, bei dem es vor allem um Schlachten und verlorene Gefechte geht.¹ Dies ist ein eher ungewöhnliches Thema für eine Schriftstellerin des frühen 20. Jahrhunderts. Wie oder warum Huch diesen Roman geschrieben hat, ist nicht bekannt. Die mutmaßlichen Entstehungsjahre 1903-1906 kann man als biographische Lücke bezeichnen. In keiner Biographie ist viel über diesen Zeitraum zu finden. Keines von Ricarda Huchs Werken ist der Literaturwissenschaft und der biographischen Forschung fremder geblieben.² Was sie an Garibaldi

1 *Die Geschichten von Garibaldi* (Bd. I: *Die Verteidigung Roms*; Bd. II: *Der Kampf um Rom*). Stuttgart und Leipzig, 1906-1907.

2 Vgl. dazu z. B. Cordula Koepecke. *Ricarda Huch. Ihr Leben und Werk*. Frankfurt a. M., 1996. Selbst Marie Baum, Huchs enge Freundin und erste Biographin schweigt sich über diese Jahre aus, während sie ansonsten nur wenige Lücken

und dem Risorgimento so sehr faszinierte, dass sie ihn zum Gegenstand von zwei Romanen machte und ursprünglich sogar eine Trilogie plante, ist in der Forschung bisher nicht zur Sprache gekommen. Dabei liegen dem Roman umfangreiche Forschungen zugrunde, die Ricarda Huch jahrelang beschäftigt haben. Die deutschsprachige Historiographie war ihr bei der Recherche sicher nur bedingt hilfreich, denn abgesehen von einigen deutschsprachigen bzw. in Übersetzung vorliegenden Memoiren von Protagonisten der Bewegung wurde das Risorgimento von der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft damals kaum bearbeitet. Huchs schriftstellerische Durchdringung komplexer historischer Prozesse legt aber umfangreiche Recherchen nahe, die sie eigentlich fast nur in italienischen Bibliotheken und Archiven durchgeführt haben kann. Ein entsprechender Forschungsaufenthalt ist biographisch aber nicht nachgewiesen.³

Eine italienische Geschichte

Nicht nur die Themen Garibaldi und italienisches Risorgimento sind ungewöhnlich für einen deutschen Roman. Die literarische Verarbeitung von Protest, Rebellion und Revolution ist in der deutschen Tradition nicht gerade häufig aufzufinden, weshalb sich *Die Verteidigung Roms* durch einen besonderen Charakter auszeichnet. Denn anders als der eher defensive Titel impliziert, geht es hier um die römische Revolution der Jahre 1848/49 und die daraus resultierende kurzlebige Römische Republik. *Ein Kampf um Rom* oder *Der Kampf um Rom* wären die passenderen Titel gewesen, diese waren aber durch Felix Dahns populären Historienschinken *Ein Kampf um Rom* schon besetzt, und Ricarda Huch wollte sich durch die Wahl ihres Titel anscheinend möglichst weit davon absetzen.

Die promovierte Historikerin Ricarda Huch war trotz einer teilweise bürgerlich-liberalen, gelegentlich ins Konservative tendierenden politischen

läßt. Vgl. Marie Baum. *Leuchtende Spur. Das Leben Ricarda Huchs*. Tübingen, 1950.

3 Ricarda Huch war in erster Ehe mit dem deutschstämmigen Italiener Ermanno Ceconi verheiratet und lebte mit ihm von 1898-1900 in Triest. Die Stadt war damals allerdings österreichisch und nicht italienisch. Dort hätte sie, selbst wenn sie gewollt hätte, kaum die Möglichkeit gehabt, für ihre Garibaldi-Romane zu recherchieren.

Grundhaltung, eine Liebhaberin der Revolution. In ihren Jugenderinnerungen schreibt sie:

Ich war ein geborener Protestant mit einer Vorliebe für Revolution und Rebellionen []. Das Wort Freiheit eröffnete mein Herz []. Überhaupt hatte ich eine unwillkürliche Neigung zum Revolutionären. Das Legitime war mir verdächtig, das Wort Freiheit und Rebell hatten einen wunderbaren drommetenhaft erschütternden Klang für mein Ohr.⁴

Huch hat durch ihre literarische Verarbeitung der deutschen Revolution von 1848 einen Platz in der Literaturgeschichte erlangt. Die meisten Germanisten vergessen bei der Analyse ihres Romans *1848, Die Revolutionen des 19. Jahrhunderts in Deutschland* (1930) jedoch, dass sich ihr erster Revolutionsroman mit den italienischen Ereignissen der Jahre 1848/49 beschäftigt. Ähnlich wie ihr Roman über die deutschen Revolutionen, sind auch die *Geschichten von Garibaldi* exzellent recherchiert, ohne jedoch ins Dokumentarische zu verfallen. Im Gegenteil lässt sie viele der bekanntesten Ereignisse aus oder spiegelt sie in den Gesprächen, Gedanken und Reflexionen der Protagonisten. Dieses Verfahren hat sie z. T. in ihrem Roman über die deutschen Revolutionen des Jahres 1848 wiederholt, wozu Walter Delabar anmerkt, dass dies eine durchaus originelle und ungewöhnliche Herangehensweise an die literarische Darstellung von Geschichte zeigt. Gerade das auch ansatzweise in den *Geschichten von Garibaldi* anzutreffende Verfahren, die historische Handlung aufzugliedern und sie in Einzelgeschichten und Episoden aufzubrechen, findet Delabars besonderes Lob.⁵ Huchs präzise und differenzierte Darstellung der historischen Ereignisse, die ohne den im damaligen historischen Roman nicht unüblichen restaurativen politischen Subtext daherkommt, wird auch in Günter Adlers Nachwort zur DDR-Edition von Ricarda Huchs *Geschichten von Garibaldi* sehr gelobt.⁶

4 Ricarda Huch. *Frühling in der Schweiz. Jugenderinnerungen* (1921). Zitiert nach Christina Bunnars. „Ricarda Huch, Freiheit statt Zwang, Ein Prinzip ihres Denkens, dargestellt an den Bereichen Geschichte, Religion und Widerstand“. *Die Frau greift in die Politik*. Hg. Heidi Beutin et. al. Frankfurt a. M., 2010 (Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte 57). S. 220.

5 Walter Delabar. *Moderne-Studien. Beiträge zur literarischen Verarbeitung gesellschaftlicher Modernisierungen im frühen 20. Jahrhundert*. Berlin, 2005. S. 222ff.

6 Vgl. Günter Adler. „Nachwort“. Ricarda Huch. *Die Geschichten von Garibaldi*. Leipzig, 1986. S. 670.

Im Unterschied zu ihrem deutschen 1848er Roman leiden die *Geschichten von Garibaldi* an einem Problem, sie haben mit der deutschen Ignoranz der Geschichte des italienischen Risorgimento gegenüber zu kämpfen. Huch selber musste konstatieren, dass Vorurteile gegenüber Garibaldi den Erfolg der *Geschichten von Garibaldi* erschweren.⁷ Damit meint sie vermutlich die Abneigung gegen Revolutionen, die viele gebildete zeitgenössische Leser hegten, deren Achtung vor der neueren italienischen Geschichte zudem nicht sonderlich ausgeprägt war:

Die Rezensionen in der bürgerlichen Presse jener Jahre zeigen eindeutig, dass Garibaldi im damaligen Deutschland nahezu unpopulär war, dass er für Bildungsbürgertum, aus dem größtenteils die Leserschaft Ricarda Huchs kam, eine feindliche Klassenposition verkörperte. Die maßlose Arroganz der Sieger von 1871 und der schon bedrohlich entwickelte Rassenmythos behinderten ein lebhaftes Echo des Romans [...], die wenigen positiven Äußerungen in der sozialdemokratischen Presse erlangten verständlicherweise keinen bestimmenden Einfluß.⁸

Günter Adler beschreibt hier die Stimmungslage des damaligen Bürgertums zwar in einer Diktion, die für heutige Literaturwissenschaftler ungewöhnlich drastisch klingt, was aber dem Realitätsgehalt seiner Ausführungen keinen Abbruch tut.

Man muss allerdings auch anmerken, dass Huch es ihren Lesern nicht leicht machte, jeglicher pädagogische Impetus liegt ihr fern, sie versucht keineswegs, den deutschen Lesern Garibaldi und die italienischen Ereignisse nahezubringen. Ganz im Gegenteil: Sie bedient sich der italienischen Garibaldi Mythen, um den sagenumwobenen Helden zu erhöhen. Oft scheint es,

7 Über die Rezeption des ersten Garibaldibuches schreibt Ricarda Huch: »[...] es wurde von der Kritik in Italien glänzend aufgenommen, in Deutschland weniger, oft sogar abfällig, wie ich höre. Eine Übersetzung ins Italienische ist im Gange, aber noch nicht fertig. Privatim habe ich erfahren, dass es von vielen Seiten geradezu mit Begeisterung gelesen wurde, während einige sich durch ein Vorurteil gegen Garibaldi gestört fanden oder dadurch, dass sie nicht recht wussten, ob sie es nun mit Geschichte oder Erdichtung zu tun bekämen [...]« Ricarda Huch. „Über ‚Die Verteidigung Roms‘“. Ricarda Huch. *Autobiographische Schriften, Nachlese, Register. Gesammelte Werke*, Bd. 11, hrsg. v. Wilhelm Emrich. Köln, 1974. S. 443.

8 Vgl. Adler. Nachwort (wie Anm. 6). S. 670.

als würde Huch die zahlreichen Gemälde beschreiben, die Garibaldi's Beitrag zum Einigungswerk festhalten und verherrlichen, da erscheint Garibaldi im charakteristischen roten Rock oder hoch zu Ross mit weißem Mantel über der roten Uniform. Bis in die pathetische Rhetorik hinein verwandelt sie ihren Roman den italienischen Erzählungen über das Risorgimento an. Deutlich wird, dass sich Huch mit der Ikonographie des Risorgimento-Gedenkens genau wie mit der wissenschaftlichen Aufarbeitung intensiv beschäftigt haben muss.

Um die vorletzte Jahrhundertwende hatte die Erforschung und Glorifizierung des Risorgimento in Italien Hochkonjunktur, was auch daran lag, dass fast alle unmittelbaren Zeitzeugen verstorben waren und nicht mehr widersprechen konnten. Das Risorgimento lag nun endgültig in historischer Ferne, so dass das Gedenken an die revolutionären Ereignisse die Stabilität des jungen italienischen Nationalstaates nicht mehr beeinträchtigen konnte. Der bediente sich gern des Garibaldi Mythos als säkularer Gründungserzählung, sagt Lucy Riall in ihrer Garibaldi Biographie, wobei vor Geschichtsklitterungen nicht zurückgeschreckt wurde:

Control of the posthumous memory of Garibaldi was central to this secular yet monarchical vision of Italian identity. Official efforts concentrated on creating a conciliatory cult of national heroes, which was to turn the old rivals Garibaldi, Vittorio Emanuele II, Cavour and Mazzini into lifelong allies ... During the twenty years past his death, monuments were raised to Garibaldi all over Italy. Whether on horseback or on foot, sword in hand or pointing toward future glory, Garibaldi replaced princes, saints and even sometimes the Madonna herself as subject of public representations on squares all over Italy. Garibaldi was to become a secular saint, a symbol of Italian unity.⁹

Die offensichtlichen Geschichtsverfälschungen werden von der Historikerin Huch natürlich nicht übernommen. Sie bemüht sich einerseits immer wieder um eine recht differenzierte Sicht des Risorgimento, andererseits nimmt sie die Mythen des Risorgimento und die quasi religiöse Inbrunst des Garibaldi-Kultes auf und reproduziert sie im Deutsch des Jugendstils. Was darin resultiert, dass sie sich einer Sprache bedient, die sehr edel und gewählt daherkommt, für heutige Leser aber gelegentlich ein wenig exzentrisch und artifiziell klingt.

9 Lucy Riall. *Garibaldi, Invention of a Hero*. New Haven/London, 2007. S. 4.

Mythenbeschwörung

Es hat auch den Anschein, als wolle sich Huch möglichst weit vom historistischen Jargon der Gründerzeit absetzen. Ihre Geschichtserzählung ist bilder- und metaphernreich, erinnert gerade im ersten Band der *Geschichten von Garibaldi* weniger an wilhelminische Historienschinken als an die symbolistische Intensität präraphaelitischer Geschichtsmalerei. Bereits der Vorspruch gibt eine Ahnung von Huchs ungewöhnlicher Darstellungsweise:

Wir wollen alte Lieder singen, um den Toten der Insel zu beschwören. Eine Äolsharfe wollen wir zwischen die Klippen spannen: wenn der Wind darüberfährt, wird sie von heiligen Erinnerungen tönen: von wehenden Fahnen und rasenden Schwertern, von Opfern und Triumphen. Wenn wir von Italiens Begrabensein und Auferstehen singen, wird Garibaldi hören: er steigt aus dem flutenden Schoße des Weltengottes und träumt in die weiten Akkorde der meerdurchhallenden Harfe. Seht, über den Felsen türmt sich sein Leib, sein Haupt umkreisen Wolken, des Ozeans blauer Ring fließt um seine Füße. Wir wollen alte Lieder singen, um den Löwen der Insel zu beschwören.¹⁰

In diesem Vorspruch zum Roman, der sich eines hymnischen Tons bedient, wird Garibaldi als mythische Gestalt beschworen. Er ist der Löwe der Insel, womit Caprera gemeint ist, sein Wohnsitz in der zweiten Lebenshälfte. Für Italiens Begrabensein und Auferstehen, letzteres eine Eindeutschung des Begriffes Risorgimento¹¹, war das Schicksal Roms entscheidend und dieses steht eindeutig im Vordergrund des ersten Bandes von Huchs *Geschichten von Garibaldi*. Garibaldi erscheint als Löwe, als Adler und in diesem Vorspruch und auch als fast göttliche Gestalt. Gelegentlich wird er in Huchs Roman aber auch als Arbeiter am eigenen Mythos dargestellt, der sich durchaus effektiv in Szene zu setzen weiß. Insgesamt ist Huchs Verarbeitung der römischen 1848er Revolution ein italienischer Garibaldi Roman auf Deutsch, der in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde und in Italien erfolgreicher war als in Deutschland. Das liegt auch daran, dass sie gerade bei den hymnischen

10 Ricarda Huch. *Die Verteidigung Roms. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil*. Leipzig, 1960. S. 7. Alle Nachweise erfolgen forthin im Text, Grundlagen ist diese Ausgabe.

11 Zur Bedeutung und Konnotation des Begriffes Risorgimento vgl. Lucy Riall, *The Italian Risorgimento. State, Society and National Unification*. London, 1994. S. 1.

Anrufungen des Garibaldi-Mythos, die in immer wieder die Narration ihres Garibaldi-Romans unterbrechen, auf die italienische Literatur zurückgreift. Die mythische Überhöhung Garibaldis fand nicht nur in zahllosen Augenzeugenberichten seiner Mitkämpfer statt¹², sondern wurde bereits früh u. a. durch Francesco dall'Ongharo in Gedichten und Liedern literarisiert.¹³ Mit Giosuè Carduccis hymnischen Dichtungen, die das Risorgimento, Garibaldi und Italien verherrlichten¹⁴, ist die mythische Garibaldi-Beschwörung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schliesslich in der italienischen Hochkultur angekommen. Huchs hymnische Huldigungen, wie sie sich nicht nur in obigem Zitat finden, lesen sich teilweise als deutlich von Carduccis zahlreichen epischen Gedichten auf Helden und Schauplätze des Risorgimento beeinflusst.¹⁵ Das gilt auch für ihren neoromantisch-symbolistischen Stil, dessen Intensität und Metaphern hier wohl ein Vorbild findet.

Huch steht mit ihren Garibaldi-Romanen in einer durchaus ehrenwerten weiblichen Tradition, denn in der deutschen wie in der europäischen Literatur wirkte Garibaldi als Persönlichkeit auf Frauen immer ungemein anziehend, betont Marjan Schwegman. Schriftstellerinnen waren als Zeitzeuginnen, Biographinnen und Chronistinnen durchaus daran beteiligt, den Mythos des sanften und freundlichen Revolutionärs und tapferen Streiters für das Gute zu popularisieren.¹⁶ In der deutschen Tradition sind in diesem Zusammenhang die Schriftstellerinnen Fanny Lewald, Emma Herwegh, Ludmilla Assing und Marie Esperance von Schwarz zu nennen.¹⁷ Die bio-

12 Vgl. zum literarischen Garibaldi-Kult Jessica Kraatz Magri. *Der unkämpfte Volksheld. Zur Geschichte des Garibaldi-Mythos in Italien*. Köln, 2011. S. 43-55.

13 Vgl. William Dean Howells. *Modern Italian Poets*. New York, 1887. S. 210-225.

14 Zu Carducci und der literarischen Überhöhung des Risorgimento vgl. Kraatz-Magri. *Der unkämpfte Volksheld* (wie Anm. 12). S. 52-54.

15 Am auffälligsten sind die Parallelen in Carduccis *Roma o Morte* (Rom oder Tod) aus der Sammlung *Levia Gravia* (1861) und *A Giuseppe Garibaldi und Roma* aus den *Odi barbare* (1877).

16 Marjan Schwegman. „In Love with Garibaldi: Romancing the Italian Risorgimento“. *European Review of History* 12, Nr. 2, Juli 2005. S. 383-401.

17 Vgl. zu Assing: Christina Ujma. „Freundschaft, Freiheit, Revolution. Das Florentiner Risorgimento und seine Geselligkeit in den Schriften von Ludmilla Assing und Ferenc Pulszky“. *Makkaroni und Geistesspeise. Almanach der Varnhagen Gesellschaft* 2. Hrsg. v. Nikolaus Gatter. Berlin, 2002, S. 323-338. Zu Lewald und Garibaldi: Christina Ujma. „Fanny Lewald – Die europäischen Revolution von 1848 und das Risorgimento“. *Akteure eines Umbruchs. Männer*

graphischen Arbeiten der Schriftstellerin und Saloniere von Schwartz, die eine zeitlang Garibaldi's Gefährtin war¹⁸ und auch Franz Liszt zu ihren engen Freunden zählte, wurden in viele Sprachen übersetzt¹⁹ und sind bis heute eine Quelle, aus Risorgimento-Forscher gern schöpfen, ohne dies notwendigerweise immer auszuweisen.²⁰ Es ist davon auszugehen, dass auch Ricarda Huch diese Schriften kannte, vermutlich war ihr auch die Autorin ein Begriff, die in der Schweiz lebte²¹, als Huch dort promovierte.

Anders als in Schwartz' Garibaldi Darstellung üblich, hält sich die Idealisierung des Helden bei Huch in Grenzen; sie verweist auch darauf, dass Garibaldi eine durchaus umstrittene Persönlichkeit war und seine Mannen, wenn sie nicht gerade kämpften, sich auch oft kräftig stritten, wie das bei Revolutionären so üblich ist. Das Thema italienisches Risorgimento, zu dem Ricarda Huch literarisch mehrfach zurückkehrte²², auch wenn sie ihre Garibaldi Trilogie nach dem zweiten Band aufgab, trafen zu ihrer Zeit zumindest teilweise den nach mehr Demokratie strebenden bürgerlichen Zeitgeist im damaligen Europa. Der berühmte englische Historiker Trevelyan schrieb zeitgleich an einem ähnlichen Projekt wie Ricarda Huch, nämlich einem dreibändigen Porträt Garibaldi's und des Risorgimentos. *Garibaldi's Defence of the Roman Republic* ist der Titel des ersten Bandes, in dem er explizit auf Huchs gut recherchierten Garibaldi Roman verweist.²³ Die Ähnlichkeiten zwischen Huchs und Trevelyans Garibaldi-Büchern erstrecken sich nicht nur auf den Titel, sondern gehen bis in die Metaphern und Bilder. Da beide

und Frauen der Revolution von 1848. Hrsg. v. Walter Schmidt. Berlin, 2010. S. 423-461.

- 18 Zu Garibaldi und von Schwartz vgl. Marjan Schwegman. „Amazons for Garibaldi: women warriors and the making of the hero of two worlds“. *Modern Italy* 15:4 (2010). S. 417-432.
- 19 Die wichtigsten Werke sind: Marie Esperance von Schwartz. *Garibaldi's Denkwürdigkeiten*. Nach handschriftlichen Aufzeichnungen desselben und nach authentischen Quellen bearbeitet und herausgegeben, 2 Bde. Hamburg, 1861; sowie Marie Esperance von Schwartz. *Garibaldi. Mitteilungen aus seinem Leben*. 2 Bde. Hannover, 1884.
- 20 Vgl. Schwegman. In Love with Garibaldi (wie Anm. 16).
- 21 Von Schwartz starb 1899 in Ermatingen, Schweiz.
- 22 Ricarda Huch. *Das Risorgimento*. Leipzig, 1908; Ricarda Huch. *Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri*. Leipzig, 1910.
- 23 George Macaulay Trevelyan. *Garibaldi's Defence of the Roman Republic 1848 to 1849*. Whitefish, 2005, Faksimile der Originalausgabe von 1907. S. 373.

Werke im Jahr 1907, als in Italien und anderswo der 100. Geburtstag Garibaldis gefeiert wurde, erschienen sind und sich so kaum gegenseitig beeinflusst haben können, muss man wohl davon ausgehen, dass Huch und Trevelyan die gleichen Quellen und Zeitzeugenberichte benutzt haben, vielleicht sogar in denselben Bibliotheken gearbeitet haben, obwohl das biographisch nicht nachgewiesen ist, wie überhaupt die umfangreichen Recherchen, derer sie sich im Briefwechsel mit Historikern rühmt, nicht zu verorten sind.²⁴

Es ist nämlich keineswegs so, dass der Stil des Historikers und der Schriftstellerin sich maßgeblich unterscheiden. Trevelyan hat sich zeitlebens zu seiner subjektiven und sympathiegeleiteten Darstellung bekannt, obwohl sein Werk eher eine literarisch-historische Studie ist und Ricarda Huchs Werk ein hervorragend recherchierter historischer Roman, dessen zugrunde liegende Geschichte sie sehr liebt.²⁵ Es ist natürlich auch vorstellbar, dass Huch und Trevelyan sich bei der Recherche für ihre Garibaldi Bücher in italienischen Bibliotheken oder Archiven kennen lernten und sich über Buchpläne austauschten, Trevelyan erwähnt jedenfalls Huch in seiner Bibliographie.²⁶ Im Unterschied zu Huch vollendete er seine Garibaldi Trilogie²⁷, und wandte sich dann, wiederum ähnlich wie Huch, außerhalb Italiens weniger bekannten Risorgimento-Persönlichkeiten zu.²⁸ Die deutsche Unkenntnis des Risorgimento und die von Huch konstatierten Vorurteile²⁹ gegenüber Garibaldi dauern bis heute an, was bislang auch eine adäquate Rezeption von Huchs Garibaldi Romanen erschwert³⁰, was schade ist, denn das verstellt den

24 Weder in der klassischen Biographie Marie Baum. *Leuchtende Spur. Das Leben Ricarda Huchs*. Tübingen, 1950 noch in neueren Biographien oder in Spezialuntersuchungen findet sich ein Hinweis auf jene Recherchen: Maria Chiara Mocali. „Le scrittrice Ludmilla Assing, Malwida von Meysenbug e Ricarda Huch“. *Cultura tedesca a Firenze. Scrittrici e artiste tra e Novecento*. Hrsg. v. Maria Chiara Mocali und Claudia Vitale. Florenz, 2005. S. 141-169.

25 Vgl. Joseph M. Hernon. „The Last Whig Historian and Consensus History: George Macaulay Trevelyan, 1876-1962“. *The American Historical Review* 81 (1976). S. 66-97 und Baum. *Leuchtende Spur* (wie Anm. 2). S. 150.

26 Trevelyan. *Garibaldi's Defense* (wie Anm. 23). S. 373.

27 *Garibaldi and the Thousand* (1909); *Garibaldi and the Making of Italy* (1911).

28 *Manin and the Venetian Revolution of 1848* (1923).

29 Vgl. Ricarda Huch. Über ‚Die Verteidigung Roms‘ (wie Anm. 7). S. 443.

30 Hans R. Brittnachers Aufsatz *Makenspiel und Empathie*, er schlägt Ricarda Huchs Geschichten von Garibaldi einfach dem Renaissancismus zu, da wird der mythisierte Nationalheld und Revolutionär zum „eher stämmigen Söldner..“

Blick auf eine bemerkenswerte Geschichte, die bereits Zeitgenossen an die Heldenepen der Vergangenheit erinnerte:

Allein Italien hat es nun einmal an sich, daß es auch in seiner unmittelbaren Gegenwart auf den Ausländer den Eindruck macht, als ob nicht nur seine Landschaft und Bauten, sondern auch seine wandelnden Menschen nicht zu der heutigen Welt gehörten, als ob Victor Emanuel eigentlich ein Fürst des Cinquecento, Mazzini ein Jünglinge und Frauen bestrickender Jesuit des 17. Jahrhunderts, Garibaldi ein legendengläubiger, legendenschaffender Kreuzfahrer wäre.³¹

Die römische Volksrepublik

Huchs Roman setzt im Rom des Sommers 1847 ein, als die Hoffnung auf Nationenbildung ohne Revolution zum letztenmal großen Auftrieb bekam. Mit dem Amtsantritt von Papst Pius IX, genannt Pio Nono, und dessen Amnestierung von politisch Verfolgten, Verbannten und politischen Gefangenen bekam die Hoffnung darauf, unter Führung des Papstes ein einiges Italien zu erreichen, Auftrieb. Besonders in Rom, der Stadt des Papstes, riefen Pio Nonos Amnestierungen politischer Gefangener Begeisterung hervor und das erste Ereignis, welches Ricarda Huchs Roman in diesem Zusammenhang schildert, ist eine Predigt des aus der Verbannung zurückgekehrten revolutionären Barnabiterpaters Ugo Bassi im Kolosseum, damals eine

und Huch sorgfältig recherchierte Historienerzählung zur Fiktion und historischen Maskenspiel. Das Risorgimento hat sich zwar kräftig bei Bildern und Posen der Renaissance bedient, aber im Italien der Jahrhundertwende, das Ricarda Huch aus eigener Anschauung kannte, war der Mythos des Risorgimento wesentlich stärker als der der Renaissance, denn zumindest in der Überlieferung markiert die Bewegung den Beginn des modernen Italiens. Vgl. Hans R. Brittnacher. „Makenspiel und Empathie. Zum poetischen Verfahren der historischen Romane von Ricarda Huch“. *Geschichte(n) – Erzählen, Konstruktion von Vergangenheit in Werken deutschsprachiger Autorinnen seit dem 18. Jahrhundert*. Hrsg. v. Marianne Henn et. al. Göttingen, 2005. S. 24.

31 Heinrich Homberger. „Karl Hillebrand“. H. Homberger. *Ausgewählte Schriften. Essays und Fragmente*. Mit einem Nachwort hrsg. v. Otto Gildemeister. München, 1928. S. 98.

christianisierte Märtyrergedenkstätte.³² Hier versammeln sich anlässlich von Basis Ansprache Römer und Römerinnen aller Schichten und Stände, die mit vorrevolutionärer Begeisterung auf die Worte des radikalen Gottesmannes reagieren. Die antike Arena wird so von einem Denkmal zum Ort des lebendigen Volkslebens, wie überhaupt Rom nicht als Museum, sondern als ausgesprochen belebter, ja lebhafter Ort beschrieben wird. Rom erscheint in den *Geschichten von Garibaldi* als die Stadt der Römer, bzw. als Stadt, die sich die Römer von den Kunst oder Antike suchenden Touristen oder dem päpstlichen Hof zurückerobert haben. Gerade Orte, die den internationalen Besuchern lieb und teuer sind, werden hier zu Schauplätzen (vor) revolutionärer Ereignisse. So ist die Piazza del Popolo, die Generationen von Reisenden nach der Ankunft an der Porta del Popolo als erste, vielversprechende römische Piazza wahrgenommen wurde, als der Ort, an dem das revolutionäre Volk Roms dem gerade angekommenen Mazzini zujubelt (I, S. 67). Als Schauplätze des Politischen werden nicht nur das Kolosseum, sondern auch die Spanische Treppe, der Spanische Platz oder die Piazza Navona dargestellt, wo der führende römische Risorgimentoaktivist Angelo Brunetti anlässlich der Amnestierung verurteilter politischer Gefangener eine Rede hält. (I, S. 17) Dieser Brunetti ist Führerunternehmer, Repräsentant des bürgerlichen Roms, das seine Hoffnungen zunächst auf den Papst Pio

32 Ugo Bassi (1801-1849) war ein polyglotter kunstsinniger Geistlicher, der komponierte, malte und dichtete. Seine eigentliche Leidenschaft gehörte aber der Revolution. Ab 1828 wurde er zu einer Art Wanderprediger des Risorgimento, der mit Mazzini in Kontakt stand und an diversen rebellischen Aktivitäten beteiligt war. Er verkörperte das revolutionäre Element innerhalb der katholischen Kirche und war beim Volk sehr populär. Ob seines Engagements für das Risorgimento wurde er schließlich vom Priesteramt suspendiert und in die Einöde verbannt. Als 1846 der junge Pius IX den Papstthron bestieg, wurde Bassi amnestiert und erhoffte sich, wie das gesamte progressiv gesinnte Italien, eine Wende zum Besseren. Als 1848 die Revolution ausbrach, wurde er Feldkaplan der Garibaldi-Truppen und vertauschte das schwarze Priestergewand gegen das berühmte rote Hemd der Freischärler Armee. Auf der Flucht der Garibalditruppen aus Rom wurde er von den Österreichern gefangenengenommen, misshandelt und hingerichtet, was ihn zum Märtyrer für die Sache der Revolution machte, der vom Volk fast kultisch verehrt wurde. Ein aktueller Forschungsstand zu Bassi findet sich in: Ugo Bassi. *Metafora, Verità e mito nell'arte italiana del XIX secolo*. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Museo Civico del Risorgimento 1999. Hrsg. v. C. Collina, M. Gavelli et. al. Bologna, 1999.

Nono setzt, was bei der römischen Bevölkerung, für die damals der Papst nicht nur geistliches sondern auch weltliches Oberhaupt war, durchaus auf Zustimmung trifft. Die Hoffnungen, die der Papst beim Römischen Volk hervorruft, nimmt Huch auch als Gelegenheit, die arbeitende städtische Bevölkerung, wie Hutmacher, Händler und Handwerker im Einleitungsteil des Romans zu schildern.

In Huchs Roman stellt die risorgimentale Politik die hergebrachten städtischen Verhältnisse auf den Kopf, für den Karneval, dessen Spezialität eigentlich temporäre Suspendierung von Herrschaftsverhältnissen ist, interessiert sich in Huchs Rom des Jahres 1848 niemand mehr, obwohl der römische Karneval damals noch als kurzes Intervall der Freiheit im absolutistischen Papststaat und besondere Attraktion für Besucher aus aller Welt galt. In Huchs Roman können die Römer und Römerinnen im Jahr 1848 mit dieser einst innig zelebrierten temporären Anarchie wenig anfangen, denn in diesem Jahr sind die Politik und das Bestreben nach dauerhafter Freiheit wichtiger geworden. (I, S. 28) Die römische Wölfin, die Romulus und Remus säugte und seit der Antike Symbol der Ewigen Stadt ist, trägt in Huchs Roman auf einmal einen Dolch im Rachen, das ist zwar das Symbol der radikalen Risorgimentopartei Söhne der Wölfin, der Brunettis Sohn Lorenzo nahesteht, aber eigentlich auch ein hübsches Symbol für die Stimmung im vorrevolutionären Rom. An den politischen Unterschieden zwischen Vater und Sohn gelingt es ihr auch, die verschiedenen Fraktionen des Risorgimento darzustellen, die beide ihre Rechtfertigung aus der Geschichte Roms beziehen, Brunetti wendet gegen die Ungeduld und Radikalität seines Sohnes ein

... daß aber mit Verschwörertücke nichts Gutes begründet werde; der Römer müsse immer das Gesetz achten, und wenn es schlecht sei, dahin wirken, daß ein besseres aufgerichtet werde, mutig und unbeugsam, aber offen unter der Sonne. (I. S. 14)

Die Erwartungen an einen legalen Umschwung hatten im Frühjahr 1848 ihren Höhepunkt erreicht. Die Ungeduld des Volkes hatte bereits in Revolutionen in Palermo, Neapel und Mailand resultiert und auch in Rom wurde die Lage langsam unberechenbar, zumal sich der Papst auf die Seite der Reaktion zu schlagen scheint. Die Enttäuschung über den Papst ist groß, aber zu einem richtigen Umsturz, vergleichbar mit anderen italienischen Städten oder Territorien, wollen sich Brunetti und die Seinen auch nicht hinreißen

lassen, zu groß ist der Respekt, den man dem geistlichen Oberhaupt entgegenbringt. Was folgt, ist eine schleichende Revolution, die dem Papst eine zivile Regierung abzwingt.

Die Radikalisierung wird von Ricarda Huch erneut anhand einer Rede des im 19. Jahrhundert geradezu kultisch als Märtyrer des Risorgimento verehrten Paters Ugo Bassi illustriert³³:

Ugo Bassi, der, als anfang zu sprechen, kaum gewusst hatte, wohin es ihn treiben würde, erschrak über den Eindruck, den seine Worte gemacht hatten; die Türme und die Kuppel der Kirche, die Häuser und die Menschen ragten wie ein rätselhaftes Bild in die helle Frühlingsnacht, und es schien ihm auf einmal, als hätte er ihm durch verbotene Zaubersprüche Leben eingeflößt, dessen unbekannte Kräfte sich im nächsten Augenblick furchtbar verkündigen würden. (I, S. 36)

Die Erkenntnis, dass die Revolution der alten Stadt neues, allerdings potentiell aber auch destruktives Leben einflößt, ist eines der Leitmotive des Romans.

Nachdem in einer Art „Vorspann“ die vorrevolutionäre Stimmung in der Stadt beschrieben wurde und die wichtigsten Konstellationen skizziert wurden, beginnt die eigentliche Handlung des Romans mit dem Auftritt der auswärtigen Revolutionäre.³⁴ Es trifft im Februar 1849 auch Garibaldi in Rom ein und seine Anwesenheit sorgt sogleich für die heftigsten Kontroversen. Die Römischen Revolutionäre um Angelo Brunetti rücken in den Hintergrund, sie verschmelzen weitgehend mit den Garibaldinern, die nun im Zentrum des Geschehens stehen. Die auswärtigen Protagonisten machen die Römische Republik zu einem gesamtitalienischen Ereignis, das sich wiederum als Teil einer europaweit agierenden revolutionären Bewegung sieht.

33 Claudia Collina. „Arte in Italia al tempo di Ugo Bassi“. Bassi. *Metafora* (wie Anm. 32). S. 9-29.

34 Der historische Hintergrund wird von Huch höchstens ansatzweise erwähnt, der ist jedoch sehr bezeichnend: Der Ministerpräsident des Papstes Pellegrino Rossi wird im November 1848 ermordet, danach flieht der Pio Nono aus der Stadt. Allgemeine und freie Wahlen und die Ausrufung der Republik werden zu einer Zeit vorbereitet, als anderswo in Europa schon lange wieder die Reaktion triumphiert hatte.

Immer wieder zeigt sich Huchs eigenwillige Erzähltechnik, denn wichtige Ereignisse, wie die Radikalisierung der revolutionären Stimmung und die Flucht des Papstes aus Rom, werden nicht beschrieben, sondern ergeben sich aus dem Kontext. Die Autorin arbeitet mit dem Zeitraffer und Zeitsprüngen, es werden in den Roman durchaus Szenen aus historischen Schlüsselmomenten eingeflochten, aber sie geht keineswegs dokumentarisch vor, sondern springt mit vielen Auslassungen durch die revolutionären Ereignisse und die Volksrepublik von Rom. Wichtiger als die chronologisch getreue Wiedergabe der historischen Ereignisse ist ihr die Rolle, die die Ewige Stadt und ihre von Besuchern aus ganz Europa Jahrhunderte lang als Ziel einer religiösen oder kulturellen Pilgerfahrt verehrten antiken bzw. katholischen Monumente in der römischen Revolution spielten. Hier bürstet sie gewissermaßen die gängigen Traditionen gegen den Strich und versucht eine progressive Lesart, was durchaus im Sinne von Mazzini und der Kulturauffassung des Risorgimento ist. Roms antike republikanische Traditionen wieder zum Leben zu erwecken, ist in Huchs Roman eine der wichtigsten Antriebskräfte nicht nur der römischen Revolution von 1848/49, sondern des Risorgimento insgesamt. So lässt Huch auch Garibaldi gleich nach dem Eintreffen in Rom das Forum Romanum aufsuchen:

... Garibaldi stand nicht wie ein Fremder da, der Denkwürdigkeiten anschaute, sondern wie ein Heimkehrender vor den hohen Trümmern seines Vaterhauses, in dessen Brust über der Trauer das göttliche Bewusstsein aufsteigt, Erbe dieser gesunkenen Herrlichkeit zu sein. (I, S. 49)

Der Anspruch darauf, legitime Erben dieser Tradition zu sein, wird vor allem von Mazzini vertreten, dem faktischen Oberhaupt der revolutionären römischen Republik und langjährigem Vordenker des Risorgimento. Mazzini wollte ein *drittes, ein neues Rom: dopo la Roma degli imperatori, dopo la Roma dei papi, verrà la Roma del popolo*³⁵, nach dem Rom der Cäsaren und dem der Päpste, sollte nun ein Rom des Volkes entstehen.³⁶ Rom hatte auch deshalb

35 Zitiert nach Roland Sarti. „Giuseppe Mazzini and his opponents“. *Italy in the Nineteenth Century 1796-1900*. Hrsg. v. John Davis (The Short Oxford History of Italy). Oxford, 2000. S. 94.

36 Vgl. dazu Federico Chabod. *Italien-Europa, Studien zur Geschichte Italiens im 19. und 20. Jahrhundert*. Göttingen, 1962. S. 82.

eine besondere Bedeutung³⁷, weil in den langen Jahrhunderten, in denen es keinen italienischen Staat gab und das italienische Territorium oft von ausländischen Mächten besetzt war, Rom immer der Ort gewesen sei, der die geistige Einheit der Nation symbolisierte, sagte Mazzini und fand damit viele Anhänger.³⁸ So war es auch kein Zufall, dass die verfassungsgebende Versammlung, d. h. das Parlament der römischen Republik, auf dem Kapitol im Palazzo Montecitorio seinen Sitz hatte. Ricarda Huchs Schilderung der ersten Sitzung dieses Parlamentes wird deshalb auch durch einen Vorspruch eingeleitet, der die historische Mission Roms und der römischen Republik betont und in seiner pathetisch-schwärmerischen Diktion an Mazzini Ausführungen erinnert:

Rom! Über deinem untergegangenen Leibe schwärmte die Trauer der Erde und schüttete ihrer Schönheit Überfluß zerrissen in ewige Opferglut; nun steigst du aus deinem Grabe und erhebst Dein unverwelkliches Haupt. Noch ist dein Antlitz dunkel von der Schwere deiner langen Versunkenheit und ihren versteinerten Träumen; aber die fernen Lichter deiner Seele schimmern morgenrot durch den allumfangenden Himmel deiner Augen. Herrin! Mutter! Du erwachst; allen Völkern wird der Frühling wiederkehren! (I, S. 58)

Danach werden die hochgesteckten Hoffnungen mit der schnöden Realität der Tagespolitik kontrastiert, und da sieht es weniger heroisch aus, die römische Republik wird von Kontroversen zwischen Moderaten und Radikalen geplagt, die auch Garibaldi betreffen, der den Radikalen zu pragmatisch, den Pragmatikern zu radikal ist.

37 Zur historischen Rolle Roms im Risorgimento vgl. Chabod. *Italien-Europa* (wie Anm. 36). S. 68-94.

38 „So lebte die Hinterlassenschaft Roms jahrhundertlang in der Seele der Italiener fort als kulturelles und literarisches Motiv, als Bewußtsein einer Tradition, deren unmittelbares Erbe und Hüter Italien ist. Italianität ist gleichbedeutend mit Latinität, dem geistigen Erbgut, das Rom Italien als sein kostbarstes Vermächtnis hinterlassen hat. Die italienische Nation, einzigartig in der Geschichte dastehend, lebt jeden politischen Inhalts bar jahrhundertlang fort als eine rein kulturelle Erscheinung, als eine literarische Nation, als Traum von Dichtern und Denkern.“ Franco Valsetti. „Idee und Mythos der Nationalität im Risorgimento“. *Studi Italiani*, Bd. 6: *Zur italienischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Köln, 1961. S. 93.

Bunte Revolution – Die Protagonisten des Risorgimento

Diese Kontroversen werden auch dadurch hervorgerufen, dass die Ankunft des Risorgimento-Anführers Giuseppe Mazzini in Rom viele italienische Aktivisten dazu bewog, ebenfalls nach Rom zu strömen. Die Streiter aus den Territorien, in denen die 1848er Revolution bereits geschlagen ist, bilden eine willkommene Verstärkung der revolutionären Streitmacht, sie bringen allerdings auch neue Konfliktlinien in den Roman. Gerade die Angehörigen der Mailänder Armee sind Berufsoffiziere und kommen aus adligen oder großbürgerlichen Familien. Sie passen kaum zu der Welt der Berufsverschwörer und Revolutionäre, die die politische Szene der Römischen Republik prägen. Auch Garibaldi's Freischärler Legion und den vielen Freiwilligen stehen sie misstrauisch gegenüber. In Huch's Roman sind es Garibaldi's militärisches Geschick und seine Überzeugungsfähigkeit, die es schaffen, diese Männer zu einem wichtigen Teil der römischen Verteidigungstruppen zu machen, die unter Garibaldi's Oberkommando kämpfen.

Der damalige Anführer des Risorgimento Giuseppe Mazzini wird von Huch als idealistisches durchaus weises, gelegentlich aber verblendetes Oberhaupt der römischen Republik porträtiert³⁹, was damals nicht selbstverständlich war, denn nachdem 1860/61 Italien als monarchischer Nationalstaat gegründet wurde⁴⁰, standen die republikanischen Revolutionäre von einst nicht mehr sehr hoch im Kurs. Sie wurden bestenfalls als weltfremde Idealisten wahrgenommen, wenn nicht sogar als gefährliche revolutionäre Unruhestifter. Huch's Mazzini ist aber eine Persönlichkeit, die sich der Geschichte des Risorgimentos als einer Geschichte des Leidens und der Unterdrückung mit einer hohen Zahl an Opfern, die für die Sache starben oder eingekerkert wurden, bewusst ist. In seiner Zeit als faktischer Regierungschef der römischen Republik war er durchaus in Kämpfe und Kontroversen verwickelt, vor allem was die Rolle der Religion betraf. Anders als einige Mitstreiter bestand er in Huch's historisch korrekter Darstellung darauf, dass nicht die „...Gerechten, die bisher gelitten hätten, die ungerechten

39 Offiziell war Mazzini Teil eines regierenden Triumvirates, dem noch Carlo Armellini und Aurelio Saffi angehörten. Dies wird von Huch natürlich genauso erwähnt, wie die Tatsache, dass faktisch Mazzini der starke Mann und der eigentliche Regierungschef der Römischen Revolutionsrepublik war. Vgl. Stefano Tomassini. *Storia Avventurosa Della Rivoluzione Romana. Repubblicani, liberali e papalini nella Roma del'48*. Mailand, 2008. S. 243-257.

40 Vgl. dazu Denis Mack Smith. *Mazzini*. New Haven/London, 1994. S. 226-231.

Urheber ihrer Leiden bestrafen dürfen ...“ (S. 71), sondern dass diese Rache durch die Strafjustiz und nicht durch die Revolutionäre ausgeübt werden sollte.

Nicht nur Mazzini wird in Huchs *Geschichten von Garibaldi* porträtiert, sie zeichnet auch eine Galerie der wichtigsten Risorgimento-Helden der zweiten und dritten Reihe, neben den bereits erwähnten Aktivisten Ugo Bassi und Angelo Brunetti ist hier Garibaldis Frau und Mitkämpferin Anita zu erwähnen. Es kommen auch legendäre Revolutionäre wie Manara, Saffi, Orsini, Bixio, Mameli, Cernuschi, Massina und viele andere vor. Im Nachmärz waren diese zumindest progressiven deutschen Lesern, die sich für die italienische Ereignisse interessierten, bekannt. Zu Ricarda Huchs Zeiten kann wohl nicht mehr davon ausgegangen werden, dass selbst linke Leser mit ihnen irgendetwas anfangen konnten, was eigentlich schon zu Zeiten der Erstveröffentlichung ein Glossar und einige Erläuterungen des historischen Hintergrundes notwendig gemacht hätte.

Obwohl die Protagonisten der Revolution in ihren Funktionen und ihrem Verhältnis zu Garibaldi, soweit dies ohne extensives Quellenstudium nachzuprüfen ist, weitgehend historisch korrekt dargestellt sind, haben sie in Huchs Roman ein Eigenleben, welches zumindest teilweise der dichterischen Freiheit geschuldet ist. So hielt z. B. der garibaldinische Barnabiterprediger Ugo Bassi viele Reden in Rom, aber nicht unbedingt zu dem Zeitpunkt, an dem Ricarda Huch dies in die Dramaturgie des Romans einwebt: Anita Garibaldi schloss sich nicht, wie in Huchs Roman, erst ihrem Mann in Rom an, als die Niederlage absehbar wurde.

Insgesamt werden Garibaldis Leute mehrheitlich als eine jugendlich-idealistische Truppe beschrieben. Die lockere und anfangs fröhliche Atmosphäre in der Villa Corsini, dem ersten Hauptquartier Garibaldis, wird von Huch genauso beschrieben wie die Spannungen und Kontroversen unter den Risorgimento-Kämpfern. In ihren Schilderungen gibt Huch durchaus ein Äquivalent der schwülstigen und pathetischen Sprache des Risorgimento. Auch der Märtyrer- und Todeskult der jungen Leute wird dargestellt, in dem für Italien zu sterben als größte Ehre galt und eigentlich die einzige Aussicht auf Ruhm beinhaltete. Dem wird allerdings auch das Leid der Verwundeten und Sterbenden gegenüber gestellt und Garibaldis Appell, doch lieber für Italien zu leben als zu sterben. (I, S. 115)⁴¹ Die ästhetische Wertschätzung

41 Bei Brittnacher wird dies zur „libidinösen Besetzung der Gewalt“ aber dies entspringt weniger Ricarda Huchs schriftstellerischen Vorlieben als dem Geist und

des Militärischen war im 19. und frühen 20. Jahrhundert bei Linken wie Rechten sehr verbreitet. Sie wird von Huch häufig wiedergegeben, auch in der damals verbreiteten Diktion, aber fast nie ohne den Verweis darauf, dass die Ästhetik des Militärischen auch die Ästhetik des Todes ist:

O Heer des Frühlings! Er liebte dich, weil du mit ihm sterben solltest! Er kränzte deine Stirn mit Rosen und Lorbeer, die sich mit ihm neigen und in Feuer verzehren sollte. Er überschüttete die quellende Erde mit Narzissen und Lilien, die dich begraben sollte, und entblätterte Tag für Tag die Krone der Sonne, damit deine Wege von rotem Ruhme rauschten. Er sang in Pinienhainen Lieder der Liebe und Heldengesänge, damit du melodischen Schrittes mit ihm herabsteigest in die Nacht. O Heer des Frühlings, er berauschte dich mit Sieg und Freiheit, ehe er dein Herz zerriß, um mit dir zu verbluten! (I, S. 122)

Garibaldi's Leute sind bunt zusammengesetzt, neben den Kämpfern gibt es auch ausgesprochen zivile Anhänger, wie der bereits mehrfach erwähnte revolutionäre Pater Ugo Bassi ist auch der Schauspieler Gustavo Modena zu erwähnen, der ein aktiver Parteigänger ist, womit Huch die starke Verankerung des Risorgimento bei den Künstlern und Intellektuellen deutlich macht.

Der bunte Charakter der Truppe wird nicht durch die Mischung von Berufsoffizieren und Freischärlern hervorgerufen, sondern auch durch engagierte Frauen. Nicht nur Anita Garibaldi, die Amazone an Garibaldi's Seite, findet Erwähnung in Huch's Roman, auch Cristina Trivulzio di Belgiojoso, die wichtigste weibliche Protagonistin des Risorgimento, kommt vor, wird aber nicht unbedingt positiv dargestellt. Sie organisiert die Lazarette und die medizinische Versorgung. Einige der Frauen, die sich in Garibaldi's Truppe befanden, werden kurz gewürdigt, wie auch die Tatsache, dass Frauen sich nicht nur um Nachschub und Versorgung der Verwundeten kümmerten, sondern sich, wie die Spronella oder die Colomba, auch unter den Kämpfern befanden, wird erwähnt. Ganz indirekt lässt sich hier zumindest ansatzweise ein Aufbrechen der gewohnten geschlechtsspezifischen Rollenverteilung konstatieren. Dies war im restaurativen italienischen Nationalstaat ebenso wenig gefragt, wie Huch's Betonung des internationalen Charakters von Garibaldi's Mannschaft. Es ist eine ausgesprochen bunte Truppe, die da um Rom kämpft. Ausdrücklich wird von Huch auf die Tatsache verwiesen, dass auch Personen mitkämpften, deren Heimatland nicht Italien war.

den Mythen des Risorgimento. Vgl. Brittnacher. Maskenspiel und Empathie (wie Anm. 30). S. 30.

Das auffälligste Beispiel hierfür ist berühmte, aus Montevideo mitgereiste schwarze Kampfgefährte Garibaldi, der sogenannte „Mohr Aghiar“, der immer an seiner Seite ist und zusammen mit Garibaldi ein ausgesprochen eindrucksvolles Bild bietet, das einerseits Vorurteilen widerspricht, andererseits neue schürt:

Zwar, als er [Garibaldi, C.U.] selbst in Rom erschien, machte sein schönes Antlitz und der gelassene Blick seiner allmächtigen Augen Vorurteile wanken, andererseits schien seine abenteuerliche Tracht sie zu bestätigen, noch mehr aber der Mohr, der, beträchtlich größer und breiter als Garibaldi, mit feierlichem Gange und unnahbarer Miene wie der eiserne Vollstrecker seines Willens neben ihm zu schreiten pflegte. (I, S. 50)

Protestkultur des 19. Jahrhunderts

Neben Schweizer, Belgier und andere Angehörige europäischer Nationen, es gibt sogar ein polnisches Battaillon unter den Verteidigern Roms. Der schwäbische Offizier Gustav von Hoffstetter, der in der Endphase der Verteidigung Roms sogar als Stabschef fungierte, spielt eine wichtige Nebenrolle im Roman. Er kämpft in Italien nicht nur für die progressive Sache, sondern auch für das geistige Heimatland des gebildeten Deutschen:

Auch habe jeder Deutsche außer der Heimat, die ihn geboren habe, eine zweite, Nährmutter seines Geistes, das Land der Griechen und Römer; wenn er zum erstenmal dorthin komme, glaube er wiederzukehren, wie in einen Kindergarten, aus dem er zu früh hinaus gemußt, um die Erinnerung daran im Bewußtsein zu tragen, die dennoch unverloren in ihm mitschwingt und duftet. Da er nun seiner natürlichen Heimat durch die Härte der Zeit entfremdet sei, habe er die zweite aufgesucht und werde nun wohl sein Leben lang ruhelos zwischen zwei gleich starken Polen schweben. (I, S. 125)

Mit der Betonung des internationalen Charakters von Garibaldi's Truppen wird von Huch darauf verwiesen, dass der Kampf um Rom vor allem auch ein Kampf um die Freiheit und weniger nationalistisch kodiert als die späteren Gefechte des Risorgimento war. In der Beschreibung von Garibaldi's Truppen kommt zumindest ansatzweise die Tatsache zum Ausdruck, dass in dieser andere, egalitärere Maßstäbe gelten. Außerhalb des Schlachtfeldes waren die Hierarchien flach, der Umgang recht egalitär, was zu Huchs

Zeiten als ausgesprochen unmilitärisch galt. Für die hierarchischen hackenknallenden Militärs des frühen 20. Jahrhunderts muss diese Beschreibung einer Armee, die eher einer Guerillatruppe gleicht, sich aber trotzdem gegen reguläre Armeen behaupten kann, ein Graus gewesen sein; wie sie allgemein für das deutsche Publikum, das an Blut und Eisen, Unterordnung, Gehorsam und adlige Offiziere in Phantasieuniformen gewöhnt war, exotisch angemetet haben muß.

Der Kult um Garibaldi wird nacherzählt, es wird ihm nicht unbedingt gehuldigt. Er erscheint den Parteigängern des Risorgimento zwar als neue Papstgestalt, als Erlöser, Mann des Volkes und zeitweilige Retter der römischen Republik, aber nicht unbedingt der Erzählerin. Huch gilt Garibaldi trotz Schmähungen und Überhöhungen als begabter Revolutionär und Krieger, der trotz aller sachlichen Differenzen loyal zum Parlament und zu Mazzini steht.

Mit dem Anrücken der Franzosen ändert sich die Sicht auf Rom, die Sehenswürdigkeiten und berühmte Orte wie der Vatikan, der Gianicolo oder die Villa Borghese werden nun zum Kriegsschauplatz, zu Orten, an denen die römische Volksrepublik verteidigt wird und zumindest in den ersten Monaten Siege feiert. (I, S. 113) Die Hügel Roms und ihre Gebäude werden nun von Garibaldi und seinen Truppen nach strategischen Gesichtspunkten beurteilt, was in Huchs Schilderung immer wieder mit den Schönheiten und historischen Bedeutung Roms verquickt wird:

Nun stürmte die Sonne an den Hügeln hinauf in den Äther und entzündete das feurige Spiel des Lebens: Roms göttlicher Leib hob und wölbte sich in Licht und Schatten und übergieß sich mit dem Balsam seiner immergrünen Gärten. Dem Tore von San Pancrazio gerade gegenüber lag, höher als alle andern Häuser am Janiculus, Villa Corsini, die auch ‚Das Haus der vier Winde‘ genannt wurde und die, weil sie der wichtigste Punkt im Umkreise war und die weiteste Aussicht ermöglichte, Garibaldi zu seinem Standquartier gewählt hatte. Die leichte Pracht des reizenden Palastes sprach von dem Kunstsinn und der vornehmen Üppigkeit seiner Erbauer; das Innere war mit Wandgemälden geschmückt, das Treppenhaus und die Gänge mit alten Bildwerken, die zum Teil in den Gärten des Hadrian waren ausgegraben worden. (I, S. 107)

Es sind immer wieder die Villen, die sich Garibaldi und die Revolutionäre als Hauptquartier gewählt haben, an deren Zustand, Ausschmückung und baulicher Gestalt der Stand des Kampfes symbolisiert wird. Ihre leicht erhöhte

Position gibt der Erzählerin zudem die Gelegenheit, die Schönheit Roms in großartigen Panoramen darzustellen und zu feiern.

Der Kampf vereint Stadt und Truppen zu einer Einheit, die sich den französischen Angreifern entgegenstemmt, die gemeinsam die Siege feiert und über die Niederlagen trauert. Dieser Kampf macht die Stadt jung und lebendig, in dem Überschwang der Revolutionäre, des Kults um Garibaldi, liegt doch ein Element der Protestkultur des 19. Jahrhunderts. Diese lebendige Protestkultur, die in Italien, das eine Geschichte durchaus reich an Revolten und Revolutionen besitzt, nicht ohne Beispiel ist, wird an einer Marionettentheateraufführung in der Villa Savorelli illustriert, die Garibaldi zeitweise als Hauptquartier diente und heute unter dem Namen Villa Aurelia bekannt ist. Die improvisierte Aufführung mitten im französischen Bombardement dient der Aufmunterung von Garibaldis Truppen. Marionettentheater mit zugehöriger Moritaten- oder Geschichtserzählung war bis ins 20. Jahrhundert hinein ein wichtiges Element vor allem der süditalienischen Kultur, durch das einem Volk, in dem Analphabetismus verbreitet und die wenigen Schulen von der katholischen Kirche dominiert wurden, eine eigene Sicht der Geschichte vermittelt wurde. Ricarda Huchs Blick in den Saal, in dem sich Mannschaften, Offiziere, die politischen Anführer der römischen Republik, sowie sympathisierende Römer und Römerinnen einfinden, zeigt aber mehr als ein für damalige Zeiten ausgesprochen unhierarchisches burleskes Vergnügen. Denn die Wände des Saals zeigen Fresken des Neapolitaner Malers Salvator Rosa:

Es waren abenteuerliche Szenen im kalabrischen Gebirge darauf dargestellt: zwei Männer mit spitzem Hut und kurzem, flatterndem Mantel in wütendem Zweikampf, auf dessen Ausgang eine geputzte Frau mit zerrauftem Haar und Angstgebärde zu warten scheint; ein Einsiedler, der auf einem ausgebreiteten scharlachroten Mantel kniet ... Gaukler, die an einer ... Quelle rasten ... Räuber, die Frauen entführen und unter sich lachen, während jene in Verzweiflung schreien die Arme ausstrecken; alle diese aufgeregten Gestalten eingebettet in eine undurchdringliche Wildnis wundervoller, schöngewölbter Bäume, die mit mehr bräunlich als grünen Tönen gemalt waren. Die dunkle Farbe des Hintergrundes stimmte den Saal im ganzen ernst, aber die feurigen Flecke der Mäntel und Kleider lachten phantastisch daraus hervor. (I, S. 191)

Der rote Mantel des Einsiedlers und die roten Blusen und Mäntel der Garibaldiner treffen sich und die rebellische Kultur des 19. Jahrhunderts trifft in diesem Bild rebellische Kultur des 17. Jahrhunderts. Denn diese Ausmalung

entspringt vermutlich der schriftstellerischen Imagination, Recherchen konnten weder ein Salvator Rosa-Fresko in der Villa Savorelli/Aurelia zu Tage fördern, noch ein entsprechendes Gemälde von Salvator Rosa, obwohl ähnliche Briganten-Szenen bei ihm durchaus aufzufinden sind. Worauf Huch hier anspielt, ist das politische Engagement des Malerpoeten Salvator Rosa, der sich durch respektlose Satire und eine Beteiligung am legendären Aufstand des Fischers Masaniello und an der neapolitanischen Republik der Jahre 1647 und 1648 beteiligte.⁴² Zusammen mit anderen Malern soll Rosa eine Vigilantentruppe, die *Compagnia della Morte*, gegründet haben, die sich dem Kampf gegen die Spanier verschrieb. Nach der Niederwerfung der Republik habe er sich den Briganten in den Bergen angeschlossen, von deren Leben das von Huch erfundene Fresko erzählt. Obwohl diese Legenden nicht unbedingt historisch verbürgt sind, war der rebellische Maler und Dichter gerade im 19. Jahrhundert ein populärer europäischer Künstlermythos, der zum Stoff von Opern, Erzählungen und Dramen in Deutschland, Italien England und Frankreich wurde. Parallelen zu Huchs eigenem Garibaldibuch sind da offensichtlich. Die Ähnlichkeiten zwischen Garibaldi Truppen und den Briganten auf Salvator Rosas Bildern sind bereits Garibaldis Zeitgenossen aufgefallen. Trevelyan nennt in diesem Zusammenhang die Beobachtungen des englischen Bildhauers Gibson:

The sculptor Gibson, who was then in Rome, describes the spectacle offered by these wild-looking warriors, as they rode in, as one of the strangest ever witnessed in the Eternal City. The men, sunburnt, with long unkempt hair, wearing conical- shaped hats with black, waving plumes ; their gaunt, dust- soiled faces framed with shaggy beards ; their legs bare; crowding round their chief, who rode a white horse, perfectly statuesque in virile beauty ; the whole group looking more like a company of brigands out of some picture of Salvator Rosa than a disciplined military force.⁴³

42 Einen neueren Forschungsstand gibt: Walter Regel (Hrsg.). ... *Hoch gerühmt, fast vergessen, neu gesehen ... Der italienische Maler und Poet Salvator Rosa. Studien zur Neubewertung*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2007.

43 Trevelyan. *Garibaldi's Defense* (wie Anm. 23). S. 111.

Bitteres Ende

Die heitere Szene in der Villa Savorelli wurde von Huch wohl auch deshalb eingeführt, um den Kontrast zur blutigen Niederlage der römischen Republik noch drastischer ins Bild zu setzen, denn auf die Dauer reichen weder Garibaldi's militärisches Geschick, noch der idealistische Kampfgeist seiner Truppen oder die Entschlossenheit der Römer, um der gut ausgerüsteten französischen Armee zu widerstehen. Der Ort des heiteren Zwischenspiels, die Villa Savorelli, lag bald ebenso in Trümmern wie Garibaldi's erstes Hauptquartier, die Villa Corsini. Eines der letzten Feste der Republik in Huchs Roman wird von Giacomo Medici in der bereits teilweise zerstörten Villa Vascello gegeben, wo es wiederum die Fresken an der Wand sind, die die Atmosphäre der Zusammenkunft wiedergeben; diesmal sind es Bilder, die den Tod des Adonis und seine Trauerprozession darstellen. Der Zustand der Villa Vascello verstärkt diesen Eindruck noch:

Auf einem marmornen Stück Fußboden des oberen Stockwerks, das jetzt einer freien Terrasse glich, blieben die Männer stehen, um in den verwüsteten Park, der den Palast umgab, hinunterzusehen. Zwischen Beeten und Gebüsch, die verkohlt und zertreten waren, schimmerten Hortensien und Verbenen und ragte edles Grün in biegsamen Säulen und Bogen; aus dem Schutt einer Mauer, die, herabstürzend, ein Rosendickicht zerdrückt hatte, quoll ungestüm die leuchtende Blütenmasse hervor. Sommerblumengerüche wehten süß und mächtig über dem Dunst der blutbatauten Erde. (I, S. 215)

Mit der zerbombten Villa, dem zerstörten Garten und den zerdrückten Blumen findet Huch eindringliche Bilder für die Niederlage der Revolution. Die Revolutionäre stehen auf verlorenem Posten und wissen darum, dass auf sie entweder der Tod in einem der letzten Gefechte wartet, oder ihnen Exil bzw. Gefangenschaft und Hinrichtung bevorstehen. Von der römischen Republik, so befürchteten sie, wird nach der Restauration keine Spur mehr bleiben. (I, S. 229)

In Huchs Roman sind es aber nicht nur die Revolutionäre, sondern auch die Römer und Römerinnen, die die Restauration fürchten und Angst um das Schicksal der Stadt nach der Rückkehr der alten päpstlichen Autoritäten haben. Dies wird drastisch durch die Vision der Lucrezia Brunetti, der Frau des Antonio Brunetti, des wichtigsten römischen Anführer des Risorgimento, deutlich, in deren Haus Garibaldi gern zu Gast war:

Lucrezia Brunetti hatte einen Traum: sie stand auf der Zinne ihres Hauses vor der Porta del Popolo und überblickte von dort aus ganz Rom, wie wenn sie sich auf dem höchsten Hügel befände. Es war dunkel, und sie glaubte, es wäre Nacht, da sah sie auf einmal, daß die Dunkelheit von einer schwarzen Fahne herrührte, die vom Turme des Kapitols herabhing; sie breitete sich wie ein niedriger schwarzer Himmel über Rom aus. Dieser Anblick erfüllte sie mit Angst, und sie spähte umher nach Menschen, die sagen könnten, was geschehen sei, und was die Fahne zu bedeuten habe; aber weit und breit waren Häuser und Gassen leer, und nun wußte sie auch wieder wie etwas, das man bei Nacht im Schlafe vergessen hat: daß alle tot waren und Rom ein Grab. (I, S. 196)

Atmosphärisch dicht und visuell eindringlich lässt Huch Lucrezia Brunetti in die Zukunft Roms blicken und die Stadt der geschlagenen Revolution, symbolisiert durch die schwarze Fahne, die vom Kapitol, d.h. vom Sitz der Stadtregierung, wie ein großes Leichttuch den Himmel der Stadt verdunkelt, wird dagegen als Totenstadt bezeichnet, als großes Grab, eine Metaphorik, die seit langem für das päpstliche Rom und seinen Mangel urbaner Lebendigkeit verwendet wurde.

Die Stadt Rom, die mit der Revolution auflebte, liegt nun teilweise in Ruinen, Tod und Zerstörung sind überall. In Huchs Roman, wie auch in der realen Geschichte sind die Römer und Römerinnen kaum bereit, sich in ihr Schicksal zu fügen, sie bieten sich, einem Aufruf Mazzinis folgend, Garibaldi als irreguläre Truppen an, die mit irgendwelchen Waffen oder Werkzeugen gegen die Franzosen kämpfen. Aber Garibaldi lehnt es ab, auch noch massenweise Zivilisten im aussichtslos gewordenen Kampf gegen die bestgerüstete Armee Europas zu verheizen, der hohe Blutzoll, den seine Truppen bereits geleistet haben, sei gerade schlimm genug. Aus diesem Zwiespalt entsteht die letzte große Kontroverse des Romans, während Mazzini die Republik in Blut und Feuer untergehen lassen will, möchte Garibaldi retten, was zu retten ist, um die Chance auf eine Fortsetzung des Risorgimento zumindest im Bereich des Möglichen zu halten.

Um das Parlament vom Kampf bis zur letzten Minute zu überzeugen, beschwört Mazzini noch einmal die Schönheit des befreiten Roms und all die Opfer, die dafür gebracht wurden:

... denkt an das lange Dunkel der Vergangenheit, an die Qualen der Verbannung, an die Erniedrigung der Gefangenschaft, an ermordete Freunde. Denkt dann an den feurigen Frühling, der uns befreite! An den Tag, als wir zum Kapitale gingen, die Erwählten des freien Rom, mit trunkenen Schritten,

wie Auferstandene, die kürzlich aus dem Grabe stiegen, an den Jubel des Volkes, der uns trug, an den lichten Himmel, der uns einschloß. Denkt an unsre gemeinsame Arbeit, an unsre Pläne! Seht euch um in diesem Saale, seht die eherne Wölfin, das Bild des Rienzi, die Trikolore, die sich von Säule zu Säule windet, festlich und glorreich – soll es denn so enden? Mit einer Übergabe enden? (I, S. 252)

Genau so endete es aber, die Kapitulation wurde allerdings so lange aufgeschoben, dass von Garibaldi einst stolzen Truppen nur noch einkläglicher Rest übrigbleibt. Viele der garibaldinischen Charaktere, die Huch eingeführt hat, fallen im Gefecht oder sterben an ihren Verletzungen. Die Schilderung des Todes von Garibaldi Stabschef Manara am Tag vor der Kapitulation wird vermutlich auch wenig sentimentale Leser nicht unberührt lassen, denn Manara war nicht nur eine der tragenden Säulen von Garibaldi Truppe, sondern auch von Huchs Garibaldi Roman. Das Ende der Republik ist bitter, obwohl sie immerhin damit endet, dass buchstäblich wenige Stunden bevor französische Truppen das Kapitol erreichen, die berühmte römische Verfassung verabschiedet wird, die modernste und demokratischste ihrer Zeit, was in Huchs Roman auch gewürdigt wird.

Garibaldi und seine Getreuen versuchen noch, sich Richtung Venedig durchzuschlagen, wo sich die Republik unter Daniele Manin noch gegen die Österreicher behauptete. Dieser Zug der geschlagenen Revolutionäre gehört zu den bittersten Kapiteln in der Geschichte des italienischen Risorgimento, denn diese kamen noch nicht einmal in die Nähe der Lagenstadt. Gehetzt und von österreichischen Truppen verfolgt, werden sie weiter dezimiert und trennen sich schließlich, um das nackte Leben zu retten. Garibaldi versucht sich zusammen mit Angelo Brunetti, Ugo Bassi und seiner schwangeren Frau Anita durchzuschlagen, diese erkrankt jedoch schwer und stirbt. Am Ende ist Garibaldi allein, kann aber knapp entkommen. Mit einem einsamen, geschlagenen Garibaldi, der zwar verzweifelt aber nicht gebrochen ist, endet Huchs erster Garibaldi Roman. Es ist ein trauriges Ende, aber es schön die historische Realität noch, denn in Wirklichkeit wurden alle wichtigen Getreuen Garibaldi, deren die Österreicher habhaft wurden, misshandelt und hingerichtet; so auch Angelo Brunetti mit seinen beiden halbwüchsigen Söhnen und Ugo Bassi, Garibaldi Feldgeistlicher.

In den folgenden Jahren wurde die schmerzliche Niederlage der Römischen Republik und das Martyrium von Garibaldi Kämpfern aber auch zum erfolgreichen Mythos, wie der Historiker Federico Chabod betont:

Die Wiedererweckung Roms ... war durch die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 sanktioniert worden; die römische Republik und vor allem die Verteidigung Garibaldi mit Hilfe von Jugendlichen, die aus allen Teilen des Landes herbeigeströmt waren, hatten der Urbs einen Platz im Herzen der Italiener zurückerobert, sie auf den Gipfel des Risorgimento erhoben und aus ihr das Heiligtum der Freiheit gemacht So nahm Rom nach 1848 im Herzen der Italiener einen Platz ein, den es nie in den ersten Jahren des Risorgimento gehabt hatte. Der Mythos begann in neuem Glanz zu erstrahlen.⁴⁴

Die melancholische, fast trauernde Erinnerung an Rom bildet auch den Subtext zum zweiten Band der *Geschichten von Garibaldi*, denn Garibaldi's Motto lautet: ... wo ich auch bin, bin ich auf dem Weg nach Rom ... (II, S. 503) obwohl es eigentlich um den berühmten Zug von Garibaldi's Tausend und deren Eroberung von Sizilien und Süditalien geht. Der Held des zweiten Bandes ist ein gereifter Garibaldi und eine gereifte Bewegung, die, nachdem die Einigung realistisch geworden ist, durchaus nicht mehr das Sterben für die Sache als Hauptziel hat. Am Ende ist Italien vereint, nur Rom fehlt noch. Die Bewegung, die einst keck und revolutionär gewesen ist, dient letztendlich dazu, nicht einen republikanischen, sondern einen monarchisch verfassten Einheitsstaat zu erreichen, was die meisten Aktivsten skeptisch stimmt. Garibaldi und seine Mannen haben jedoch Zweifel daran, ob das Bündnis zwischen risorgimentaler Bewegung und monarchischer Legitimität die wirklich wichtigen Fragen lösen kann, so denkt Garibaldi in Süditalien an Rom und an den König im Norden Italiens:

Sein Blick überflog die Kornfelder, die breiten Hügel wie die seidene Mähne eines schönen Tieres golden bedeckten, die alabastergrauen Wälder der Olive, die Wälder der Orangen, der Zitronen und Mandeln, diesen Überfluß einer Erde, die ihre Kinder nicht nährte. Die ungeheure, mit Gras bedeckte Steppe fiel ihm ein, die Rom umgab, auf die er oft vom Janiculus trauernd heruntergesehen hatte, durch die verwilderte Bauern die Herden der Fürsten trieben, deren Paläste und Gärten der Fremde bewundert. Es hatte nur einmal in den ersten Zeiten der römischen Republik freie, besitzende Bauern auf italischer Erde gegeben; würde Viktor Emanuel diese glückliche Vergangenheit wiederbringen? (II, S. 401)

44 Chabod. *Italien-Europa* (wie Anm. 36). S. 93f.

Mit dieser melancholischen Betrachtung enden die *Geschichten von Garibaldi*, deren dritter Band nie geschrieben wurde. Stattdessen bleibt Huch literarisch dem Frührisorgimento verhaftet, mit den Novellenbänden *Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento* und *Das Leben des Grafen Federico Confalonieri* geht sie in die Zeit vor Garibaldi und Mazzini zurück, als das Risorgimento weit entfernt von einer modernen politischen Bewegung war und vor allem durch den Widerstandsgeist wagemutiger Individuen getragen wurde, die allesamt zu Märtyrern für die Sache wurden.

Christina Ujma (Berlin/Paderborn)

200 Jahre Fanny Lewald: Neue Perspektiven der Forschung Tagungsbericht

Anlässlich des 200. Geburtstags der deutsch-jüdischen Autorin Fanny Lewald und der Veröffentlichung des Sammelbandes: *Fanny Lewald (1811-1889). Studien zu einer großen europäischen Schriftstellerin und Intellektuellen* (hrsg. von Christina Ujma, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2011) fand am 2. Juli 2011 an der Humboldt-Universität Berlin eine Lewald – Tagung statt, bei der Lewald-Forscherinnen neue Perspektiven auf Werk und Leben der wichtigsten Romanautorin des 19. Jahrhunderts diskutierten. Damit fand nach Jahrzehnten engagierter Forschung die erste wissenschaftliche Tagung über eine Autorin statt, die die revolutionären Hoffnungen wie auch die grundlegenden Umwälzungen ihrer Epoche mit ihren Texten engagiert und kritisch begleitete. Dass die Tagung überhaupt stattfinden konnte, war dem Engagement der Veranstalterinnen und Referentinnen geschuldet sowie dem Bedürfnis nach wissenschaftlichem Austausch über Fanny Lewald. Aus diesem Grund waren auch Wissenschaftlerinnen und Doktorandinnen aus dem In- und Ausland angereist, was den Diskussionen sehr zugute kam, die nicht nur gut informiert, sondern auch ausgesprochen engagiert waren.

Den Auftakt machten die Einführungen der Veranstalterinnen Ulrike Stamm und Christina Ujma, die die Gäste begrüßten, die Idee der Tagung erläuterten und Lewald kurz in den Kontext ihrer Zeit stellten. Um die Schriftstellerinnenpersönlichkeit Fanny Lewald ging es in verschiedenen Vorträgen. Besonders froh waren die Veranstalterinnen darüber, dass Gabriele Schneider sich bereit erklärt hatte, einen Vortrag zu halten. Ihre Dissertation *Vom Zeitroman zum „stylisierten“ Roman: die Erzählerin Fanny Lewald* (1993), wie auch ihre Rowohlt- Monographie zu Fanny Lewald (1996), haben die Schriftstellerin ins germanistische Bewusstsein zurück befördert. Zusammen mit den Neueditionen von Lewalds Werken, die die Verlegerin Ulrike Hellmer in den 1980er und 90er Jahren veranstaltete, hat sie die Wiederentdeckung Lewalds maßgeblich vorangetrieben. In Gabriele Schneiders Vortrag spielten die Strategien, die Lewald ursprünglich anwandte, um entdeckt zu werden, eine wichtige Rolle. Ihr Vortrag untersuchte Lewalds Schreibmotive,

ihre erzählerischen Konzepte, die Veröffentlichungspraxis, ihre Lebens- und Arbeitssituation sowie das dichterische Selbstverständnis. Schneider zeigte dabei die zunehmende Professionalisierung der erfolgreichen Autorin. Anhand von Briefen und Dokumenten aus dem Nachlass erläuterte sie die Bedeutung der merkantilen Seite des Schriftstellerinnen-Berufes. Schneider machte deutlich, dass Lewalds Geschick bei Vertrags- und Honorarverhandlungen sie deutlich von vielen ihrer Vorgängerinnen und Zeitgenossinnen abhebt, aber auch die Beschränkungen einer arbeitenden Frau im bürgerlichen Alltag ahnen lassen.

In einem Ausblick aufs Spätwerk zeigte Rainer Zuch, wie Fanny Lewald als Feuilletonistin und Kunstkritikerin auch in späten Jahren gern die kritische Auseinandersetzung mit dem kulturellen Zeitgeist suchte und dabei selten ein Blatt vor den Mund nahm. Eine Grundlage von Zuchs Ausführungen waren dabei Lewalds späte Reisebücher und ihre in dem Jubiläumsband *Fanny Lewald (1811-1889). Studien zu einer großen europäischen Schriftstellerin und Intellektuellen* erstmals wieder abgedruckten kunstkritischen Feuilletons.

Renate Sternagel sprach über ihr Editionsprojekt „Der Briefwechsel zwischen Fanny Lewald und Adolf Stahr 1846-1852“. Es ging um die Frage der Auswahlkriterien bei der Überfülle des Materials, um Themen wie: Lewald und Stahr als ‚Schreibendes Paar‘, Lewalds Weg zur Professionalität, Lewald und Stahr als Republikaner zwischen Vormärz und Nachmärz. Weitere wichtige Punkte waren auch die zahlreichen offenen Fragen der Edition, so etwa: Soll man die gesamten sechs Jahre berücksichtigen oder einen zeitlich begrenzten Ausschnitt? Soll man vollständige Briefe oder Briefauszüge veröffentlichen? Wie soll man die Briefpartner gewichten? Soll man Lewalds Briefe vollständig und Stahrs Briefe nur auszugsweise oder als Regesten wiedergeben? Die fachkundige Diskussion dieser Fragen war sicher einer der Höhepunkte der Tagung, wobei sich neue Kooperationen und Diskussionsstränge anbahnten.

Um grundsätzliche literarische und politische Fragen ging es in den Vorträgen von Eva Lezzi, Ulrike Stamm und Christina Ujma. Eva Lezzi sprach in ihrem Vortrag über *Konversion/Rückkehr. Scheiternde religiöse Transgression in Fanny Lewalds „Jenny“*, über Fanny Lewalds literarische Thematisierung des Übertritts vom Judentum zum Christentum. Lezzi analysierte Lewalds berühmtesten Roman *Jenny* facetten- und kenntnisreich. Sie hob dessen innovative Kraft hervor und arbeitete heraus, dass Lewald mit diesem

Roman deutlich machte, dass es damals für eine selbstbewusste junge Frau wie Jenny keinen adäquaten gesellschaftlichen oder religiösen Ort gab. Zum Christentum zu konvertieren oder eine interreligiöse Ehe zu schließen, bietet genauso wenig Perspektiven wie die jüdische Emanzipationsbewegung, deren Befreiungsbestrebungen vor den Rechten der Frau halt machten. Lewalds und Lezzis Fazit lautete: Vor dem repressiven Frauenbild jener Jahre konnte man höchstens im gesellschaftlichen Abseits Schutz suchen.

Ulrike Stamm stellte in ihrem Vortrag *Fanny Lewald: Schreiben unter dem Zeichen der Vernunft* die Königsbergerin Fanny Lewald als Verfechterin des Kantschen Vernunftideals vor, die sich explizit von den gefühlsseligen Moden ihrer Zeit und als sentimental empfundenen Kolleginnen, wie Ida Hahn-Hahn, absetzte. Stamm problematisierte auch Lewalds Emanzipationsbegriff, was eine muntere Diskussion zur Folge hatte.

Um Fanny Lewald als revolutionäre Schriftstellerin ging es in Christina Ujmas Vortrag *Paris 1848 – Fanny Lewalds „Französische Zustände“*. Im ersten Band ihrer *Erinnerungen aus dem Jahr 1848* huldigte Lewald der Pariser Februarrevolution als einem Ereignis, das seine besondere Intensität durch revolutionäre Kunst und Kultur bekam, denen sie in ihren *Erinnerungen aus dem Jahr 1848* mit viel schriftstellerischem Enthusiasmus und Liebe zum revolutionären Detail nachgeht. Besonders imponieren die intellektuellen und frauenrechtlerischen Dimensionen, die in die Pariser Revolution miteinfließen, auch wenn der von Lewald besonders verehrte Heinrich Heine skeptisch bleibt. In ihrer Beschreibung der Pariser Zustände zeigt sich Lewald einerseits seinem schriftstellerischen Vorbild verpflichtet, emanzipiert sich andererseits von Heines Sicht der Dinge, ohne die freundschaftlichen Gefühle, die sie für den berühmten Kollegen empfindet, dadurch trüben zu lassen.

Im letzten Vortrag der Tagung, den Jenny Warnecke hielt, ging es um den Vergleich mit einer anderen berühmten Schriftstellerin des Vormärz, um Louise Astons Frauenliteratur. Warnecke, die gerade Astons *Revolution und Contrerevolution* von 1849 neu ediert hat, entwarf das Bild von Aston als das einer radikalen und hochpolitischen Schriftstellerin. Sie betonte die innovativen literarischen Techniken der Schriftstellerin und ihre durchaus provokative Inszenierung selbstbewusster, unkonventioneller Weiblichkeit. Ihre Protagonistin in *Revolution und Contrerevolution* bleibt nicht in der Beobachterinnenposition, sondern agiert als revolutionäre Anführerin, die nicht nur die Schranken der hergebrachten Frauenrolle souverän überwindet, sondern mittels damals neuer Technologien auch der Schwerfälligkeit von Zeit und Raum ein Schnippchen schlägt.

Daran schloss sich die Abschlussdiskussion an, in der es um verschiedene Modelle weiblicher Autorschaft ging. Jenny Warnecke stellte Aston als radikal revolutionäre Schriftstellerin vor, die als Inbegriff der emanzipierten Frau fungierte. Ulrike Stamm porträtierte kurz Therese von Bacheracht als betont weiblich und gefühlvoll agierende Autorin. Christina Ujma zeigte Lewald als Schriftstellerin, die bei aller Liebe zur Emanzipation, immer den progressiven Mainstream im Auge behielt und die zahlreichen Häutungen des deutschen Liberalismus am Ende auf nationalliberaler Seite mitmachte. Das lässt sie gegenüber einer entschiedenen Autorin wie Aston kompromisslerisch aussehen, stellte jedoch sicher, dass sie im Unterschied zu Aston auch im Nachmärz und in der Gründerzeit weiter schriftstellerisch wirken konnte.

Obwohl die Tagung vom Forum-Vormärz-Forschung unterstützt wurde und Fanny Lewalds Engagement für die Revolution von 1848 und ihre Position als Vormärz-Schriftstellerin ein zentrales Thema der Tagung bildeten, blieb das Publikum im Wesentlichen auf Lewald-Forscherinnen beschränkt. Das war einerseits produktiv, andererseits blieb die Chance eines Crossovers ungenutzt.

III. Rezensionen

Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare. Band 3: 1957-2006. Hg. von Dietmar Goltschnigg und Hartmut Steinecke. Berlin: Erich Schmidt, 2011.

Aller guten Dinge sind drei: Nun ist auch der dritte Band von *Heine und die Nachwelt* erschienen. Was den beiden vorangegangenen Bänden an Anerkennung gezollt wurde (vgl. die Rezension im Jahrbuch FVF 2009, S. 231-234), kann uneingeschränkt auf den vorliegenden Band übertragen werden – kein Wunder, denn das überzeugende Grundkonzept (Editionsprinzip Erstdruck, weit gefasste Auswahl, chronologische Anordnung, vollständige Textdarbietung, ausführlicher Kommentar, mehrere Register und einleitender Abriss der Heine-Rezeption im dargestellten Zeitraum) ist natürlich geblieben und in bewährter professioneller Manier ausgeführt worden. Geboten werden 143 Texte, dieses Mal mit einer noch größeren Spannweite als in den vorherigen Bänden, sowohl was die Autoren (Wissenschaftler, Journalisten, Kulturfunktionäre, Schriftsteller u. a.) wie auch die Textsorten (Aufsätze, Buchauszüge, Essays, Feuilletons, Rezensionen, Aufrufe, Festreden, Gedichte, Parodien, Erzählungen, Anekdoten, Pamphlete u. a.) betrifft. Auffällig ist dabei die hohe Zahl von Schriftstellern, nämlich 62 (darunter Wolf Biermann dreimal sowie Rose Ausländer, Günter Grass, Peter Rühmkorf, Günter Kunert, Franz Hodjak, Harald Gerlach, Peter Hacks, Dieter Forte und Robert Gernhardt zweimal) von insgesamt 127 Beiträgern. Es liegt auf der Hand, dass die Zahl der Heine-Forscher im engeren Sinn gering ist (unter 30) und wichtige Namen als Beiträger fehlen (z. B. A. Betz, K. Fingerhut, W. Grab, G. Oesterle).

Die weite Fassung der Rezeption entspricht dem leitenden Interesse, Heines phänomenale Wirkung nicht nur als Wissenschaftsereignis zu dokumentieren (wie es zu einem reinen Forschungsüberblick gehören würde), sondern den über die Fachwissenschaft hinaus in den politisch-gesellschaftlichen Raum hinein wirkenden Heine darzustellen und damit „den öffentlichen und öffentlichkeitswirksamen Auseinandersetzungen die größere Aufmerksamkeit [zu] widmen.“ (S. 7). Zeugnisse aus der Tagespresse, die im öffentlichen Streit um Heine keine geringe Rolle spielten, sind allerdings nur marginal vertreten. Ebenso mussten die Herausgeber hinnehmen, dass eine aufgedruckte Quellenbasierte Dokumentation der Heine-Wirkung gerade im 20. Jahrhundert letztlich nur einen beschränkten Zugang zum angestrebten Ziel liefern kann, da – wie sie schreiben – andere bedeutsame „Formtypen der Erinnerungskultur,

z. B. Heine als Objekt von Denkmälern, Ausstellungen, Abbildungen, Karikaturen, Münzen und Briefmarken, der Stellenwert des Dichters und seines Werkes als Lehrstoff in der Schule, im öffentlichen Raum der Benennung von Straßen und Gebäuden, Heines Gegenwärtigkeit im Konzertsaal, auf der Schauspiel-, Opern- und Kabarettbühne, in modernen Massenmedien wie Film, Rundfunk, Fernsehen oder CD“ (S. 8) außen vor bleiben müssen. Hier blieb nur die Möglichkeit, im Darstellungsteil sowie im Kommentar auf diese Medien hinzuweisen, was auch ausführlich geschah.

Das nun vorliegende „Paket“ von drei Bänden (2316 S.) versammelt auf diese Weise insgesamt 400 Rezeptionstexte, zu denen 270 Seiten Kommentierung sowie 478 Seiten Darstellung der Rezeptionsgeschichte gehören. So umfassend gab es das zu Heine bisher nicht und wird es wohl auch nicht wieder geben. Man könnte sich allenfalls – das allerdings mit sehr guten Gründen – einen vierten Band vorstellen, der die internationale (vor allem nicht-deutschsprachige) Heine-Rezeption, die gerade im 20. Jahrhundert große Bedeutung erlangt hat, dokumentiert.

Die Einleitung zum dritten Band gliedert sich in 5 Abteilungen, deren Einteilung teils durch Heine-Jubiläumsjahre und mithin durch Großtagungen & Events zum Heine-Gedenken, teils durch politische Ereignisse bestimmt ist: Es sind die Perioden bis 1972 (125. Todestag und die Heine-Kongresse in Düsseldorf bzw. Weimar), bis 1989/90 (Ende der deutschen Teilung), jeweils getrennt in die Heine-Rezeption in West und Ost, sowie die Periode bis 2006 (200. Todestag Heines) und eine abschließende Bilanz 2006. Diese Mischung von gesellschaftspolitischen und wissenschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten kommt bei einem Autor wie Heine natürlich nicht von ungefähr, war dieser Autor doch (wie sonst nur noch Goethe, Heinrich Mann oder Brecht) einer, um dessen Rezeption nationale Macht- und Deutungskämpfe ausgefochten wurden, die spezifisch deutsch waren und gerade vom Ausland her oft kaum verstanden werden konnten. Die Einleitung benennt dieses Dilemma und ist zugleich ein Spiegelbild davon. Denn: Ob z. B. 1989/90 wirklich als „Zäsur“ (S. 119) gedeutet und als Abschnittswechsel gerechtfertigt ist oder nicht doch nur deswegen gewählt wurde, weil man zuvor die west- und ostdeutsche Heine-Rezeption darstellerisch getrennt hatte, bleibt fraglich. Das für die Heine-Rezeption zweifellos größere Ereignis, der Düsseldorfer Heine-Kongress 1997, tritt so zurück bzw. verliert sich in der Bilanz 2006.

Hinzu kommt ein zweiter Problempunkt, den die Herausgeber nicht übersehen: Mit dem Zeitabschnitt 1957-2006 rücken Textauswahl und

Rezeptions-Darstellung nicht nur bis in die unmittelbare Gegenwart vor, sondern stellen auch vor besondere Auswahl- und Wertungsschwierigkeiten, die durch den geringen historischen Abstand bedingt sind. Die Herausgeber trauen sich gleichwohl eine „faire“ Position zu, indem sie „Vereinnahmungen und Funktionalisierung Heines – ob sie den Autor einseitig als politischen Kämpfer oder als stilistischen Artisten, als zionistischen oder marxistischen Wegbereiter rühmen, ihn antisemitisch oder antikommunistisch attackieren“ (S. 9), von vornherein zurückweisen, ansonsten aber Deutungsdifferenzen gelten lassen. Diese in der Theorie kaum angreifbare Position ist in der Praxis nicht einfach zu realisieren, zumal wenn man (wie die Herausgeber), im Feld der Germanistik bzw. der Heine-Forschung gut vernetzt und zudem mit eigenen Arbeiten zum Thema verortet ist. Sie spiegelt überdies jene insgesamt gemäßigte Haltung zu Heine wider, die seit den 1990er Jahren immer dominanter geworden ist und dazu geführt hat, dass nun wirklich alle Heine lieben können. Das wird inzwischen auch schon von Heine-Forschern (z. B. J. L. Sammons, M. Windfuhr) beklagt. Am sichtbarsten wird diese Haltung in der Einleitung bei der kritischen Bewertung (und Berücksichtigung) der Heine-Forschung der DDR, von der letztlich nur wenige Forscher Anerkennung finden (z. B. W. Harich, H. Kaufmann, R. Rosenberg, H. Brandt, H.G. Werner, Fr. Mende). Aber auch ‚linke‘ Heine-Forscher wie J. Hermand, W. Grab und Kl. Briegleb, die Beachtliches geleistet haben, kommen nicht gerade gut weg. Dagegen findet die konservative Heine-Rezeption, exemplarisch verkörpert in Friedrich Sengle, der – mehr noch als in dem abgedruckten Düsseldorfer Festvortrag von 1972 – im 3. Band seiner monumentalen Epochendarstellung *Biedermeierzeit* (1980) ein ideologisch verbiestertes Heine-Bild präsentierte, eine relativ milde Kritik. Solche Strenge bzw. Milde wird wohl nur ein richtiger Forschungsbericht gerade rücken können. Er wird auch zu prüfen haben, ob die sehr starke Hervorhebung der Düsseldorfer Heine-Institutionen berechtigt ist.

Insgesamt liefert der Band, gemessen an den Absichten der Herausgeber, ein breit gefächertes Bild der Heine-Wirkung in einer Epoche, die an politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen ebenso reich gewesen ist wie an forschungsmethodischen Paradigmenwechseln und die für den Schriftsteller Heine äußerst erfolgreich war: Große, vielbeachtete Kongresse, ein aktives Heine-Institut mit mitgliederstarker Gesellschaft, Heine-Ehrengabe und bedeutendes Jahrbuch, zwei umfangreiche kritische Werkausgaben, die nun auch digital verbunden sind, eine Universität und ein Intercity nach Heine benannt, zeitweilig zwei hochdotierte Heine-Preise, weitere Denkmäler,

Aufnahme in die „Walhalla“, Heine in der Schule und im Fernsehen, Heine vermarktet und kanonisiert. Lebt Heine also noch weiter? Ist er noch ein „Streitobjekt“? Die Herausgeber konstatieren einen Stillstand, hervorgerufen durch den „Wegfall“ (S. 182) der sozialistischen Heine-Forschung und dem restlosen Verschwinden der konservativen Heine-Gegner – hervorgerufen aber auch durch eine verbreitete Grundeinstellung der Forschung zwischen diesen Polen, die als „vorwiegend affirmativ und apologetisch“ (S. 182) kritisiert wird. Das sind harsche Urteile. Sie leiten über zu der Erwartung, dass die künftige Auseinandersetzung mit Heine nicht mehr von „von politischen Entwicklungen und von kunstfernen Urteilen“, sondern „von der immer intensiveren Beschäftigung mit seinen faszinierenden, vielseitigen poetischen und politischen Gedichten und Schriften, die so viel zum Ruhm der deutschen Kultur im Ausland beigetragen haben“ (S. 183), geprägt sein mögen. Diese Alternative suggeriert allerdings ein Gegenüber von kunstferner Politik und politikfreier Kunst, dem gerade Heine mit seinem Werk entgegentrat und wobei er notwendigerweise – und im Ganzen gesehen nicht zu seinem Nachteil – zum Streitobjekt wurde, das seine Wirkung belebte.

Peter Stein (Lüneburg)

Bodo Morawe: Citoyen Heine. Das Pariser Werk. Band I: Der republikanische Schriftsteller; Band II: Poetik, Programmatik, Hermeneutik. Bielefeld: Aisthesis, 2010.

Für die zweibändige Behandlung von Heines Pariser Werk, das Morawe als gedankliche Einheit mit einer eigenen Poetik und politisch radikaler republikanischer Ausrichtung gelesen wissen will, setzt er sich kein eben bescheidenes Ziel:

Angesichts einer Heine-Forschung, die dem ‚cultural turn‘, wie mir scheint, keine allzu große Beachtung geschenkt hat [...] dürfte ein erweiterter kulturwissenschaftlicher, ein mehrschichtiger, kontrastreicher, multikultureller, polyperspektivistischer, methodenpluralistischer und auch tiefenhermeneutischer Ansatz vielleicht nicht ganz abwegig sein (I, S. 13).

Morawe legt großen Wert auf die Ergänzung bzw. Richtigstellung verschiedener Aspekte (vom Brutus-Motiv in Heines Werk über den Einfluss Machiavellis bis hin zur Auslegung von politischen und religiösen Haltungen), die

seiner Meinung nach bisher zu kurz gekommen sind bzw. übersehen oder falsch gedeutet wurden. Gegenüber der aktuellen Heineforschung tritt er an mehreren Stellen angriffslustig auf, wirft ihr vor, dass sie bislang nicht „imstande“ war, „die politischen Auffassungen Heines im historischen und systematischen Zusammenhang zu erfassen“ (I, S. 177). Seine eigenen Untersuchungen versteht er nicht nur als Beitrag zur Heineforschung, sondern als „Prolegomena einer ‚intellectual history‘ des deutschen Republikanismus“ und als Einführung in eine „Mentalitätsgeschichte des europäischen Citoyen“ (I, S. 14).

Der erste Band stellt Heine als Reporter der Republikaneraufstände dar; Morawe dokumentiert mithilfe verschiedener Textbelege Heines Revolutionsverständnis, betont seine radikal-aufklärerische Haltung und seinen Republikanismus. Weiterhin wird Heine als Machiavelli-, Holbach-Leser und Spinoza-Kenner vorgestellt und seine Beziehung zu Büchner untersucht, wobei Morawe mit einer ihm eigenen Vorliebe dafür, Zitate bewusst zu verfremden, Revolutionsverständnis und Zeitbewusstsein beider Schriftsteller als einen von der Heine- und Büchnerforschung verkannten „merkwürdigste[n] Parallelismus“ (I, S. 281) bezeichnet. Morawe hebt im zweiten Band eine Reihe von Momenten hervor, die das Pariser Werk poetisch konstatieren: ein intertextuelles Verweissystem, das sich daraus ergebe, dass Heine alles Wesentliche zweimal sage, Palimpseste (insb. Holbach, Spinoza und Blanqui), eine „Dialektik von Verfolgung und Schreibkunst“ (II, S. 39), eine Appell- und Dementistruktur, Maskierung, doppelte Rede und Fragmentcharakter. Im Vordergrund steht jedoch weiterhin politisches Programmdenken; die Einheit des Werks sieht Morawe in erster Linie durch republikanisch geprägte Subtexte begründet.

Heine als republikanischen Schriftsteller im Kontext politischer Entwicklungen und insbesondere im Einflussbereich der radikal-republikanischen Bewegung darzustellen und zu beweisen, dass dem Pariser Werk ein „programme républicain“ (I, S. 10) zugrunde liege, ist mehr als nur Leitfaden der Untersuchungen. Morawe liefert eine Vielzahl von Thesen, die er teils vehement und mit Absolutheitsanspruch vertritt. Diese Radikalität befremdet vor allem, wenn er einseitig Belegstellen heranzieht und sie seinem Ansatz entsprechend ausdeutet. So verhält es sich mit dem Insistieren auf Heines Republikanismus. Die These wird von verschiedenen Seiten her befestigt. Dennoch bleibt fraglich, ob Morawe seinem polyperspektivistischen Anspruch dadurch gerecht wird. Er zieht eine Vielzahl von Quellen heran, aber die Darstellung bleibt einseitig, da nur Perspektiven zugelassen

werden, die seine Interpretation stützen. Ebenso verfährt er mit der These von Heines absolutem Atheismus. Seine parteiische Auslegungsweise rechtfertigt Morawe mit einem „Verbot der Buchstabenauslegung“ (II, S. 71), das aus Heines Verstellungstaktik folge. Er gibt zwar vor, den Schlüssel für die esoterischen Botschaften Heines zu kennen, es ist aber insofern Skepsis geboten, als er in Heines Werk nur jeweils das auffindet, was er sucht und nicht die wissenschaftliche Offenheit bewahrt, den Widersprüchen und Fragen nachzugehen, die sich dabei aufdrängen. Wie wäre zum Beispiel in Bezug auf *Geständnisse* (1854) eine esoterische Lesart, eine Auslegung als Bekenntnis zum Atheismus, zu begründen, wenn Heine von einem „Widerwille[n] gegen den Atheismus“¹ schon in den 30er Jahren spricht, und wie lässt es sich atheistisch deuten, wenn Heine in *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* schreibt: „Wir befördern das Wohlseyn der Materie, das materielle Glück der Völker [...] weil wir wissen, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kund giebt [...]“² – Dies ist zumindest eine diskursive Gegenüberstellung von verschiedenen Auslegungen wert. Solche Fragen bleiben aber unberücksichtigt, weil zwischen Atheismus und Religionskritik nicht scharf genug getrennt wird, Pantheismus nicht von Atheismus unterschieden, bzw. nur als Spielart desselben verstanden wird.

Positiv hervorzuheben sind die Untersuchungen zu intertextuellen Bezügen, insb. zu Holbachs *System der Natur*, Blanquis Reden am 12. Januar und am 2. Februar 1832 und zu Spinoza, ferner die Analyse der Sprecherrolle in *Weltlauf* (II, 344-349), auch wenn dies schließlich wieder in der Behauptung mündet, das Gedicht habe das (von Morawe exzessiv behandelte) Thema „Eigentum in Zusammenhang mit der politischen Debatte über das Recht zu leben“ (I, S. 349) zum Gegenstand. Die Lyrikanalyse von *Gedächtnisfeier* ist ebenfalls poetologisch interessant; dramaturgisch nutzt Morawe jedoch auch diese, um den Text über den Begriff „pauvre homme“ (II, S. 388) als republikanisches Gedicht auszuweisen, einmal mehr über politischen Subtext und geheimes Pathos zu sprechen und noch einmal das Zitat über den „Republikanismus eines Volks“³ (II, S. 393) einzubinden, das er zuletzt 30 Seiten zuvor, und dort keineswegs zum ersten Mal, angebracht hatte.

-
- 1 Heine, Heinrich: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Hamburg 1973-97 (DHA). Bd. XV, S. 35.
 - 2 DHA VIII, S. 60.
 - 3 DHA XII, S. 180.

Die eindeutige Zuordnung Heines zum Republikanismus mit jakobinischer Tendenz ist Morawe wichtiger als die wissenschaftliche Offenheit gegenüber verschiedenen Lesarten. Eine kritischere Herangehensweise des Autors wäre daher wünschenswert gewesen. Da es sich um eine Zusammenstellung von Aufsätzen handelt, die größtenteils zwischen 1988 und 2008 veröffentlicht wurden⁴, fehlt es dem Werk an Stringenz. Als einheitliches Ganzes, wie Morawe sie betrachtet wissen möchte, sind die Einzeluntersuchungen schwerlich lesbar: Die extreme Redundanz, die sich aus der Zusammenstellung verschiedener Texte zum gleichen Thema ergibt und die sowohl Begriffe als auch Zitate und ganze Textpassagen betrifft, wurde in der Überarbeitung für die Bände nicht behoben, ist vielleicht in Anlehnung an die foucaultsche Diskursanalyse (I, 13) Methode, macht den Text als Quasi-Monographie aber leserunfreundlich. Das Heine-Zitat „höllische Reclame“ verwendet Morawe z. B. durchgehend mit entstellter Bedeutung, bevor er am Ende des ersten Bandes (I, 324) darauf eingeht und mit fast identischem Wortlaut im zweiten Band noch einmal (II, 247). Hauptsächlich bleibt der Eindruck, Morawe mache dem bei Heine diagnostizierten Republikanismus selbst seine ‚höllisch redundante Reclame‘, aus der interessante Ansätze vom Leser erst mühsam herausgefiltert werden müssen.

Janina Schmiedel (Hannover)

Der Einzige. Jahrbuch der Max-Stirner-Gesellschaft, Band 1/2008. Zur Aktualität der Philosophie Max Stirners. Seine Impulse für eine interdisziplinäre Diskussion der kritisch-krisischen Grundbefindlichkeit des Menschen. Hg. von Bernd Kast und Geert-Lueke Lueken. Leipzig: Max Stirner Archiv, edition unica 2008.

Manchmal liegt in der Unzeitgemäßheit ein Versprechen. Der Philosoph Max Stirner hat es gegeben, es wurde kaum eingelöst. Das von Bernd Kast und Geert-Lueke Lueken herausgegebene Jahrbuch der Max-Stirner-Gesellschaft unternimmt es, den anarchischen Abweichler, dem das Individuum alles war, an verwandte und fernliegende geistige Diskurse anzuschließen. Kant, Hegel (Stirner hörte in Berlin bei Hegel und Schleiermacher), Feuerbach, Plessner, Rorty, Wittgenstein, Kafka und de Sade sind die geistigen Landschaften, die betreten werden, um Stirners Aktualität auszuweisen. Der

4 Die übrigen Texte sind erstveröffentlicht.

große Einsame im Konzert der Stimmen verdankt seine Sonderstellung nicht nur einer spezifischen Rezeption, vielmehr folge diese Stirners eigener Positionierung, was bedeutet, mit der identifizierenden Geste zu warten, einzig zu bleiben, unbelastet von jenem Druck geistiger Strömungen, die ihre Eigenheit, als selbstverständlich empfunden zu werden, mit normierenden Akten durchbringen, die die Fiktion des neutralen Überlieferungszusammenhangs Gadamerischer Provenienz in ihrer machtorientierten, reifizierenden Qualität durchbrechen.

Das Internationale Symposium, das im Jahr 2006 anlässlich von Stirners 200. Geburtstag in Berlin stattfand, beleuchtet seinen Gegenstand aus mannigfaltigen Perspektiven. Die Impulse Stirners „für eine interdisziplinäre Diskussion der kritisch-krisischen Grundbefindlichkeit des Menschen“ sollen herausgearbeitet werden. Interdisziplinarität ist schon länger Gebot der Stunde, von „Grundbefindlichkeit“ zu sprechen situiert den Untersuchungsgegenstand in betonter Nähe zum Existentialismus mit den Themen Wahl und Existenz – eine heute eher seltene Entscheidung. Dennoch ist insbesondere der Beitrag von Geert-Lueke Lueken, der Stirner von sprachkritischer Warte aus in den Blick nimmt, geeignet, Anschlußfähigkeit auf wahrhaft moderne Weise herzustellen: Die Arbeit an den als ewig vorgestellten Problemen wird sichtbar im Blick auf Wort und Begriffsklärung. Da der Referenzpunkt hierbei Rorty heißt, ist die Versuchsanordnung für das Denken einer „Kultur ohne Zentrum“ gelegt, in deren produktiver Zentrumslosigkeit das Ich eine starke Rolle gerade wieder einnehmen kann, nachdem die von ihm empfundene Evidenz (sichtbar etwa in gegenwärtigen Diskursen um Raum und Präsenz) nicht mehr zugunsten eines übergeordneten Konzeptes zurückgedrängt werden kann. Das Allgemeine geht, auch über den Weg über das Besondere, eben nicht im Allgemeinen auf. Es ist nicht selbstgenügsam, sondern wird im vorliegenden Jahrbuch ironischen Lesarten zugänglich gemacht. Nun ist Ironie selber auch ein Museumsstück: so haben Menschen einmal geglaubt, sich die Phänomene vom Leib halten zu können (eine subversive Kraft, zu Tode geritten, kippt ins Affirmative um, ist erwünschter Modus der Selbstausslegung, erlaubter Bruch, Surplus der uneingestandenen Zufriedenheit). Der Rorty-Beitrag indes (mit Wittgenstein-Motto: Philosophie als Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes mit den Mitteln unserer Sprache, PU 109) sieht den Grund für Stirners Ironie in seiner sprachkritischen Orientierung. Damit wendet Lueken an, was Wittgenstein schon früh feststellte: „...distrust of grammar is the first requisite of philosophizing“. Der Ironiker als Sprachkritiker will mehr als Bruch von Fabel und

Fiktion – er folgt im *temptation hunting* den Verführungswegen der Sprache, während er sich als denjenigen weiß, der nicht einstimmt. Diese individuelle Absetzungsbewegung korreliert mit einer grundsätzlichen Kritik am Allgemeinen, das sich heute als „reale, globale Macht“ darstelle (Einleitung). Das Sprachmittel zeigt besonders deutlich, wie das allgemeine Werkzeug in den Händen der einzelnen Sprachbenutzer lebt: ihre regelgeleiteten individuellen Performanzen bestätigen eine Geltung, die normativ rückgekoppelt werden muß an gemeinschaftliche Vollzüge. Schon Mauthner hatte Stirner als Sprachkritiker gesehen, Sprachkritik ist eben eminent Subjektkritik (wie der Verweis auf die Mauthner-Stelle in Wittgensteins *Logisch-philosophischer Abhandlung* zeigt (4.0031), die mit Mängeln bereits im Jahr 1921 erschien). Die Denkfiguren Wittgenstein-Stirner sind verwandt; Rorty gibt die explizit postmoderne Zutat, was im Beitrag von Frank C. Hansel weiter ausgeführt wird: postmodern erfährt das Subjekt, gelesen mit Hegels Hinterlassenschaft eines präsentischen *hic et nunc* in der identifizierenden Verbindung von Wirklichem und Vernünftigem in der Doppelthese in den einleitenden Bemerkungen zu den *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, sein Potential, alte Glaubenssätze auf dem Altar seiner eigenen selbstdefinierenden Begriffe zu zertrümmern. Sehr gut wird herausgearbeitet, wie Hegels universalistischer Anspruch (der der selbstverständlich universalisierende Anspruch von Jahrhunderten war) auf der Individualebene ankommt und verwandelt wird: Das Subjekt der krisischen Zeit begreift die Krisis als ihr semantisch konstituierendes Zentrum. Auch „modern“ und „postmodern“ sind Begriffe im verführerischen und irreführenden Glanz zeitlicher Markierungen. Stirners anarchischer Individualismus ist *die* philosophische Orientierung in Zeiten chronischer Unübersichtlichkeit und einem Kontingenzdruck, der es schwer macht, Ich zu sagen, nicht, wie Adorno einmal anmerkte, weil es bei manchen Menschen eine Unverschämtheit sei, sondern weil die definierende Semantik solche benennenden Akte ihrer funktionalen Bestimmtheit nach als vorläufig erkennen muß. Die, mit Stirner, *Leblosigkeit* des cartesianischen Unterfangens, Denken allein als Leben zu bestimmen, das *Cogito* gleichsam zur neuen Religion machen zu wollen, deren Scholastik das gelebte Leben gerade verneint, konterkariert, was sie prägen will. Stirners „kein *Begriff* drückt Mich (!) aus“ greift, in der Subjektdiskussion, auf Wittgensteins Einsicht voraus, daß es oft gerade das Unschärfe ist, was wir (ge)brauchen und unsere liebsten Begriffe keine festen Ränder haben. Insofern verbürgt die sprachkritische Sichtweise eine Anschließbarkeit, die den Anschluß nicht (länger) zur Ideologie macht: Wenn die Neuzeit, *cum grano salis*, versuchte,

das Leben um das Leben zu betrügen, sind Begriffe, die das „Mich“ groß schreiben lassen, ein Antidot, das philosophische Tradition radikal aus der Perspektive des Individuums betrachtet, zeitweilige Abschattung (Husserl) begrifflicher Realität ist einzurechnen.

In diesem Sinne unternimmt Beate Kramer eine Betrachtung des in sich heterogenen Vernunftbegriffs: „Die menschliche Vernunft entspringt der Natur, die menschliche Unvernunft entspringt ebenfalls der Natur, ist aber laut Voraussetzung dem Menschen nicht wesentlich. Natur generell unterliegt einer Gesetzmäßigkeit. Wenn das so ist, dann müßte auch die menschliche Natur einer Gesetzmäßigkeit unterliegen.“ Die Ideen der Gesetzmäßigkeit kommen in Konflikt – wie kann die Unvernunftnatur als Akzidens, die Vernunftnatur aber als gleichsam prägende Seite der Vorstellung einer Natur des Menschen aufgefaßt werden? Kausalität sei, mit Kant, zugleich naturgesetzlich und historisch. Die Aporie wird also produktiv. Stirner (als Telos der Überlegungen) hat nun „seine Sach auf Nichts gestellt“, d. h. er situiert sich im – mit großem N geschriebenen – Niemandland der etablierten Begriffe und Denkweisen. Es liegt auf der Hand, daß dieser Darstellungsgestus, der, wie auch Feyerabends oft mißverständene Formel *anything goes*, eher Signal war, als Resümé, de facto nicht diskursioliert gedacht werden kann. Stirner ist, wenn man so will, Vorläufer ohne Anschluß, ja, aber seine Behauptung einer Sonderstellung (d. h. die Angabe, sein Werk sei nicht auf *etwas* gegründet) muß gegebene Positivitäten negieren, um sich semantisch zu bestimmen, diese also beglaubigen. Das Stirner-Jahrbuch ist als ein solches Signal der Verweigerung von Anschlußfähigkeit zu sehen, wo Anschluß zugleich gesucht wird. Das ist nicht als paradox zu kritisieren, sondern spiegelt die aporetische Verfaßtheit des Gegenstandsbereichs einer menschlichen Vernunft, die dasteht wie ein etwas trauriger Begriffsmonolith, wissend um die Unordnung inmitten derer er gedacht wird, die in der traditionellen rationalen Vernunftkritik im Geiste Horkheimer/Adornos nur einen Ausläufer findet. Stirners Radikalität besteht darin, an die Wurzel dieser Vorstellung zu gehen und Geltungsverhältnisse zu bestreiten; seine Etikettierung als kleinbürgerliche Außenseiterfigur mag hier gerade nützlich sein, um sich um geläufige Moden der Aneignung universalisierender Zeugnisse geistiger Einordnungsbestrebungen nicht zu scheren. Gleichwohl kann einer nicht aus der Zeit treten, bleibt bei aller Unzeitgemäßheit auf diese bezogen. Wichtig – und diskursentscheidend – ist daher die Rezeption des Unzeitgemäßen in neuen Zeitbezügen. Dies leistet das Jahrbuch anschaulich und vielschichtig. Das „Schicksal der Wiedergänger“ (Wolfgang Eßbach) kann ein gutes sein. Wenn auch

Stirner nicht in den gemeinen Strom der Theoreme einzustellen ist, ohne seine Sonderstellung zu gefährden, sollte man ihn in dem Sinne als „paradigmatischen“ Denker fassen, daß er die Außenseiterposition als denkbar erhält, die nicht nur Denkweisen der Postmoderne in hohem Maße vorwegnimmt, sondern als Verweigerung gegenüber der aufklärerischen Vernunft, die „ausmißt nach Klafter und nach Schuen“ (!) schon im romantischen Gespräch zugegen war. Ein paradigmatischer Denker, ja, gerade in der erinnernden Signalqualität seines Denkens, die er mit anderen Denkern teilt. Das Denken ist indes hier nicht *Beruf*, wie die Vokation zur Wissenschaft bei Weber, sondern signalisiert, daß Denkvorgänge offengehalten werden – nicht nur für Anschlußstellen, sondern eine dynamische, auch in die Vergangenheit reorganisierend eingreifende Bewegung. Diese Öffnung des Denkens für das Denken ist eine Leistung der Vernunft, die sich nicht vergötzt, die vom Seiten- und Nebenweg herkommt, ohne Ideale als Regulative zu entschärfen (wie Kants „Sollen“ als bloß moralisch enttäuschte). Fazit: Ein Panorama des Stirnerschen Denkens, das trotz der „Aktualität“, die der Band im Titel führt, sich nicht in leeren Aktualisierungen verfängt, sondern weiß, daß Aktualisierungen auch rückwärts gehen können. Im Merkmal der *Sprachkritik* ist Stirner ohnehin von bleibender Aktualität durch die Zeiten: schon Francis Bacon etwa macht im *Novum Organon* ähnliche Bemerkungen zum scheinbar gemeinschaftlichen Charakter der menschlichen Sprachverwendung, der zu irrigen Annahmen über die Funktionsweisen der Sprache führe. Wittgenstein ist Kulminationspunkt des Denkbaren nach dem *linguistic turn*; daß er mit Rorty wichtiger Bezugspunkt des Bandes ist, bestätigt das Changieren des Diskurses von Einzelheit und Allgemeinem zwischen Zentrumslosigkeit und regelgeleiteter Handlung. Auch hier wird, wie an vielen Punkten moderner Geistesgeschichte und ihrer auf Paradoxien gegründeten ausdifferenzierenden Kräfte, eine Aporie produktiv, da sie die Dezision vermeidet.

Sandra Markewitz (Bielefeld)

Bernhard Walcher: *Vormärz im Rheinland. Nation und Geschichte in Gottfried Kinkels literarischem Werk (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte, Bd. 138.)* Berlin/New York: de Gruyter, 2010.

Mit seiner Heidelberger Dissertation von 2009 widmet Walcher sich der literarischen Produktion des Kunsthistorikers, Schriftstellers und sozialen Demokraten Gottfried Kinkel (1807-1882). Dessen Nimbus als Freischärler

in Baden 1849 und als preußischer Gefangener wies ihm in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit vor allem eine Rolle als politischer Märtyrer und damit als historische Figur zu, während sein literarisches Schaffen in den Hintergrund geriet.

Gegenüber oft apologetischen Rezeptionen der Literatur Kinkels im 19. Jahrhundert und teilweise schroffen Verdikten im 20. Jahrhundert will Walcher im Sinne eines sozialgeschichtlichen Zugriffs „neue Verständnishorizonte für die Texte eröffnen“, indem er die „durch biografische und historische Konfigurationen vorgegebene[] Entstehungsgeschichte der Werke“ ebenso in den Blick nimmt wie zeitrelevante „literarhistorische Entwicklungen“ (S. 13). Zu diesem Zweck zeichnet der Autor nach Überblicken zur Rezeptions- und Forschungsgeschichte zunächst das „intellektuelle Profil“ dieses „Dichters, Publizisten, Politikers und Hochschullehrers“ (s. die Überschrift des Kapitels I.2) und dessen Entwicklung nach. Die Hauptkapitel des Buches widmen sich dann Beispielen zunächst der Prosa und schließlich der Lyrik Kinkels, die jeweils auf die gegebenen Verhältnisse sowie auf die erschließbaren politisch-kulturellen Intentionen und Implikationen bezogen und in literarische Strömungen eingeordnet werden.

Im ersten Teil des Buches entwickelt Walcher auf breiter Materialbasis die theoretischen, biographischen und historischen Grundlagen seiner Arbeit. Bei allem Gewinn, den man aus der Lektüre ziehen kann, wirkt die hier vorgenommene Darstellung der Bedeutung Kinkels während der Revolution von 1848/49 überzogen, und seine Radikalisierung im Laufe des Jahres 1849 wird nur schemenhaft nachvollzogen. Daneben finden einzelne Geschehnisse wie beispielsweise der Siegburger Zeughaussturm eine unscharfe Charakterisierung (S. 63), die zudem punktuell den hierzu zitierten Quellen widerspricht. Einschneidender jedoch erscheint die kommentarlose Herausnahme gerade derjenigen Passage aus der breiter vorgestellten Verteidigungsrede Kinkels vor dem Kriegsgericht in Rastatt (S. 70f.), die von zeitgenössischen Kritikern als Diskreditierung anderer Revolutionsteilnehmer öffentlich angegriffen wurde. Auch die in dieser Rede Kinkels mehrfach erkennbare verbale Annäherung an die Aristokratie bis hin zur Imaginierung des Prinzen von Preußen als deutscher Kaiser wird von Walcher weitestgehend umgangen, obwohl er dieses Thema (auf S. 82f.) bezogen auf einen späteren Zeitpunkt aufgreift. Dieses Vorgehen mag der Begrenzung der einleitenden historischen Grundlegung des Buches im Sinne seines literaturhistorischen Kernanliegens geschuldet sein, jedoch besitzen die fehlenden Aspekte durchaus Relevanz für die Analyse seiner literarischen Produktion, und zwar hinsichtlich

der Fragen, wie sich die politischen Auffassungen Kinkels entwickelt haben und inwieweit er sich möglicherweise zur Wahrung eigener Interessen rein taktisch verhalten hat.

Walcher kennzeichnet Kinkels Stellung zwischen den literarischen Formationen der ‚Romantik‘ und des ‚Vormärz‘ insbesondere in seinem Hauptteil zur Prosa. Am Beispiel von Kinkels Ahr-Reiseführer von 1846 verdeutlicht er dessen Konzept, aus geschichtlich gewordenen, unter vielen Gesichtspunkten sehr konkret gezeichneten Landschaften die deutsche Nation konstituieren zu wollen. Eine solche Konkretheit und komplexe Erfassung der Orte und der historischen Staffage zeichnet selbst die vorgestellte Elfen-Geschichte *Ein ‚Traum im Spessart‘* von 1845 aus, in der Kinkel seinen Übergang vom Christentum zu pantheistischen Anschauungen dokumentiert. Mit Bezug auf literaturtheoretische Schriften Kinkels gegen den verklärenden Romantizismus gelingt es Walcher, auch in dieser romantisch anmutenden, im frühen Mittelalter angesiedelten Geschichte den Zeitbezug und die Forderung nach Überwindung der nationalen Zersplitterung nachzuweisen. Auch das dritte Prosa-Beispiel, die von Kinkel nach seiner Gefangennahme im Spätsommer 1849 geschriebene und aus dem Gefängnis geschmuggelte Erzählung *‚Die Heimatlosen‘*, spielt in einem geographisch und historisch genau bestimm- baren Raum. Sie nimmt – bei fiktiver Handlung – sehr konkreten Bezug auf die Revolutionskämpfe im Juni 1849, an denen auch Kinkel beteiligt war, und vermittelt Einblicke in die Nöte der Unterschichten und die daraus ent- stehende Motivation zum Revolutionskampf, aber auch die Ehrenhaftigkeit und Menschlichkeit der einfachen Menschen und die Vision einer Versöh- nung selbst über aristokratische Standesgrenzen hinweg. Walcher weist den Dorfgeschichten-Charakter dieser Erzählung nach, wobei allerdings Kinkel als Erzähler mit seinen sozialen und politischen Konzepten deutlich hervor- tritt, während der Dorfgeschichten-Begründer Auerbach vom Autor ein völ- liges Verbleiben im Hintergrund verlangt.

Nach einer Zusammenstellung der Publikationen der Gedichte Kinkels wendet sich Walcher gegen die bisher verbreitete Meinung, diese entzögen sich wegen einer oberflächlichen Tendenz und wegen des fehlenden Span- nungsverhältnisses zwischen Form und Inhalt einer tieferen Analyse. Mit großer Genauigkeit und bis ins Detail weist Walcher an zielsicher ausge- wählten Beispielen die Traditionen der Ideenfelder und Reimschemata, die Wirkungsabsichten und die hierfür jeweils eingesetzten sprachlichen Mittel an den Gedichten Kinkels nach. Dabei berücksichtigt er mit der deutschen Nation, dem Königtum, der sozialen Frage, der Religion, der „Geschichte

als Arsenal für die Gegenwart“, dem „Konflikt mit Preußen“ sowie mit dem Blick auf das Verhältnis von „Künstlertum und Vaterland“ die wesentlichen Themenkreise, die Kinkel wichtig waren, und widmet ihnen jeweils ein Kapitel. Dass die Analyse der Gedichte Walcher ganz offensichtlich ein zentrales, mit besonderer Sorgfalt vorgenommenes Anliegen ist, entspricht der Bedeutung, die Kinkel selbst dieser Ausdrucksform für sein Leben und Wirken beimaß.

Die Absichten Walchers, die sich durchgehend in den literarischen Werken abzeichnende Sensibilität Gottfried Kinkels für politische und soziale Fragen nachzuweisen, dessen politische Entwicklung auf dieser Basis differenziert zu beschreiben und insbesondere mit seinen sozialhistorisch fundierten Analysen das „über Kinkels Gedichte verhängte Epigonalitätsverdikt“ (S. 296) zu entkräften, sind als erreicht anzusehen. Das Buch ist sowohl für Literaturwissenschaftler als auch für Historiker von Interesse.

Wilfried Sauter (Essen)

Büchner Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. von Roland Borgards/ Harald Neumeyer. Stuttgart: Metzler, 2009.

Von den Autoren des Vormärz haben nur zwei kanonische Geltung erlangt. Freilich haben sich neben Mörikes „Feuerreiter“ und „Er ist’s“ („Frühling läßt sein blaues Band“) Droste-Hülshofs *Judenbuche* und „Knabe im Moor“ oder auch Hoffmann von Fallerslebens „Lied der Deutschen“ in den Leserbüchern und unter den Schullektüren behaupten können. Mit ihrem Gesamtwerk kanonisiert, davon zeugen jeweils mehrere, konkurrierende Werkausgaben, sind jedoch nur Heinrich Heine und Georg Büchner (1813-1837), wobei ersterer zumeist den Vorrang genießt, weil er mit seinem Werk der 1820er bis 1850er Jahre für die ganze Epoche einstehen kann. Dennoch gilt Büchner als der Innovative und Moderne, der deshalb der Gegenwart noch am meisten zu sagen hätte – so auch die Argumentation für den Spitzenplatz Büchners im gymnasialen Lektürekanon im Beitrag „Büchner in der Schule“ von Peter Klotz, der das hier anzuzeigende *Büchner Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* abschließt.

Die gute Nachricht vorweg: Hieß es vor nicht allzu langer Zeit noch, „die Büchner-Forschung ist ein Schlachtfeld, wo ‚jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeschlagener Kopf ist““ (Thomas Wirtz, *FAZ* vom 12.12.2000), so ist es Borgards und Neumeyer gelungen, die Blockade

innovativer Herangehensweisen in der Büchnerforschung durch Zwickigkeiten um die rechte Edition geschickt zu umgehen. Denn die militaristische Metaphorik in obigem FAZ-Zitat wies nicht auf eine germanistische Avantgarde hin, sondern auf Graben-, Stellungs- und Guerillakrieg mit umfangreichen Flur- und Kollateralschäden, die dazu geführt hatten, dass Büchner als Forschungsgegenstand letzstens eher gemieden wurde.

Von daher ist die eigentlich sonst als Monitum anzubringende weitgehende Absenz der Kombatanen um Editionsfragen (Dedner, Mayer, Placha, Bockelmann, Nuth-Koffoth, Hauschild) in diesem Falle eher zu begrüßen; nur Henri Poschmann verantwortet ein Kapitel zu den Briefen (außer seiner DKV-Ausgabe lag bis 2009 auch keine Briefausgabe vor). Deshalb rückt das wohlthuend unaufgeregte Kapitel zum Überblick über die (unabgeschlossene) „Editionsgeschichte und aktuelle Büchner-Ausgaben“ von Michael Ott an die erste und damit zentrale Stelle am Beginn des IV. Abschnitts zu „Rezeption und Wirkung“. Insgesamt ist das Ergebnis, dass mit der Zurückdrängung der Editionsphilologie, einer zentralen Voraussetzung literaturwissenschaftlichen Arbeitens, aber eben Voraussetzung, Büchner hier der Literaturwissenschaft und ihren Interessen in der ganzen Breite und Vielfalt wieder zurückgewonnen werden konnte, kein geringes Verdienst dieses Handbuchs.

Das Niveau der meisten Beiträge ist hoch, ja übertrifft die Anforderung an ein Handbuch, das bekannte Wissen zu versammeln und für den schnellen Zugriff aufzubereiten, oft dadurch, dass eigentlich neue Forschung angeboten wird; das gilt schon für die Werk-Kapitel wie etwa Harald Neumeyers Ausführungen zu *Woyzeck*. Aber auch wo vermeintlich Bekanntes zusammenzufassen wäre, wie in Wilhelm Haefs „Camouflage und Zensur“ (III.7) oder Christian Begemanns Büchner-Rezeptionsgeschichte im „Realismus“ (IV.3) gewinnen die Ausführungen schnell eine eigene Qualität in der innovativen Deutung der Zeugnisse und Befunde. Kleinere Versehen wie Foucaults *Archäologie des Wissens* (nicht des Willens, 182), ein Doppelgänger des Rezensenten in der Auswahlbibliographie (Peter Frank, 390), stehengebliebene Kleinigkeiten („dürfte ihm zu groß gewesen zu sein“, 296) trüben den insgesamt positiven Eindruck von der sorgfältigen Machart nicht.

Obwohl man auf dem Einband *Leben – Werk – Wirkung* liest, gliedert sich das Handbuch in vier Teile und einen Anhang, der mit „Leben und Werk“ biographische Aspekte gegenüber dem außerwissenschaftlichen Interesse an Büchners Person auffällig marginalisiert, aber eine Auswahlbibliographie

(die Selektivität hätte in einem Handbuch zumindest begründet werden müssen) und ein Personenregister umfasst.

Am Beginn steht der Abschnitt I, der die Auseinandersetzung mit dem „Werk“ respektive den Werkteilen „Schriften aus der Schulzeit“, „Übersetzungen“, „Naturwissenschaftliche“ und „Philosophische Schriften“ beinhaltet. Darauf folgt der mit 16 Kapiteln längste Abschnitt II, der die spezifische Signatur dieses Handbuchs in seiner Ausrichtung auf „Kultur und Wissenschaft“ dokumentiert. Erst danach kommen die traditionelleren Fragen der Büchnerphilologie nach „Ästhetik und Poetik“ in Abschnitt III zu ihrem Recht, während Abschnitt IV, wie gesagt, „Rezeption und Wirkung“ thematisiert (einlässlich in fünf Unterkapiteln zu den wichtigen Büchner-Preisreden von Celan bis Jelinek).

Der kulturwissenschaftliche und wissenspoetologische Ansatz des gesamten Handbuchs ist überdeutlich. Entsprechend finden sich im umfangreichsten zweiten Teil Kapitel etwa zu „Biopolitik“ (II.4) von Armin Schäfer, „Individuum als ‚Fall‘ in Recht und Naturwissenschaft“ (II.8) von Nicolas Pethes, „Natur“ (II.9) von Gideon Stiening, „Leben“ (II.10) von Hubert Thüring, „Tiere“ (II.11) und „Schmerz“ (II.14) vom Hg. Roland Borgards, „Geschlecht“ (II.12) von Doerte Bischoff, „Sexualität“ (II.13) von Johannes F. Lehmann, „Melancholie und Wahnsinn“ (II.15) und „Selbstmord“ (II.16) vom Hg. Harald Neumeyer.

In diesem Zusammenhang erscheint die Grenze zwischen den Abschnitten II und III nicht immer einsichtig, etwa wenn Britta Herrmann äußerst kenntnisreich Büchner innerhalb der Diskursgeschichte von „Automaten und Marionetten“ (III.1) situiert oder Nicolas Pethes „Wissenschaftliches und literarisches Experiment“ (III.2) engführt.

Dagegen fällt auf, dass eher traditionelle Interessen nicht immer mit derselben Sorgfalt abgegolten werden. Der Gattungsaspekt der literarischen Hauptwerke wird aus den Werkbeiträgen – auf den ersten Blick in durchaus sinnvoller Weise – ausgeklammert und in Exkursen zu „Geschichtsdrama“, „Novellistischem Erzählen“, „Komödie“ und „Sozialem Drama“ verhandelt. Doch ist etwa an Carola Hilmes' Exkurs zum „Novellistischen Erzählen“ deutlich zu bemerken, wie er mehr einem *formtypologischen* Interesse nachgeht, als *formgeschichtlich* Büchner an den in den 1830er Jahren erreichten Stand anzuschließen. Ein Standardwerk wie Reinhard Meyers *Novelle und Journal* (Bd. 1. *Titel und Normen. Untersuchungen zur Terminologie der Journalprosa, zu ihren Tendenzen, Verhältnissen und Bedingungen*. Stuttgart 1987) vermisst man deshalb unter ihrer Sekundärliteratur

ebenso wie Wolfgang Lukas' Überblicksdarstellung („Novellistik“. *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Bd. 5: *Zwischen Revolution und Restauration. 1815-1848*. Hg. Gert Sautermeister/Ulrich Schmid. München 1998, S. 251-280, 643-648).

Ihre Signifikanz gewinnt diese Trennung von der *Formgeschichte* allerdings erst dadurch, dass sie zum einen bereits in den Werkartikeln in Abschnitt I der Wissenspoetologie Platz machen musste, dass zum anderen die Kontextualisierung des Abschnitts II, teilweise III, ausnahmslos kulturwissenschaftlich geleistet wird. Dies fällt auf, weil die Umstellung von der philologischen Immanenz auf die Dominanz der – vornehmlich *politischen, sozialen*, aber auch philosophischen – Kontexte die Leistung der *Sozialgeschichte der Literatur* seit der Neubegründung der Germanistik nach 1966 war. Diese Sozialgeschichte hat die Identifikation eines Gegenstandes ‚Vormärz‘ überhaupt erst möglich werden lassen, so dass es ohne sie keine Vormärz-Forschung gäbe, und einen Autor wie Büchner nachhaltig sichtbar gemacht und kanonisiert. Genau besehen ist dann die Konsequenz einer Forschungsausrichtung, wie sie das Büchner-Handbuch kennzeichnet, indem sie etwa die Frage nach der Politik durch die nach den *body politics* ersetzt, dass sie ohne ein Konzept ‚Vormärz‘, polemisch zugespitzt: überhaupt ohne Literaturgeschichte auskommt.

Das Büchner-Handbuch ist damit das erste reine Zeugnis einer Büchner-Philologie 2.0, die, wie die verarbeitete Sekundärliteratur zeigt, zwar natürlich noch auf Sedimenten der Büchner-Philologie 1.0 aufruht, aber in ihren Interessen und Ergebnissen kaum Gemeinsamkeiten mit dieser aufweist. Hatte ich an anderem Ort („Gibt es einen ‚Vormärz‘ ‚nach der Sozialgeschichte‘? Aus Anlaß von Bunzel/Stein/Vaßens Band *Romantik und Vormärz*“. In: *JB d. Bettina von Arnim-Gesellschaft* 15 (2003): S. 183-192) einen letzten geschlossenen Auftritt der Generation ‚Vormärz-Forschung‘ beobachtet, so muss sich angesichts dieses Büchner-Handbuchs die Vormärz-Forschung die Frage gefallen lassen, ob sie nicht obsolet geworden ist.

Um nicht falsch verstanden zu werden: Der Gegensatz, der hier zu beobachten ist, besteht nicht zwischen einer älteren Forschung, die sich überlebt hat, und einer neuen, innovativen Ausrichtung. Das wird dort deutlich, wo dem Band eine durchaus zeitgemäße Fragestellung fast zur Gänze aus dem Blick gerät. An einem Handbuch aus dem Jahr 2009 fällt das Fehlen eines Kapitels zu den Medien Büchners auf, das von der zeitgenössischen Veröffentlichungssituation seiner Werke (und wiederum seit Meyers *Novelle und Journal*) hinreichend indiziert wäre. Kaum weniger verblüfft auch die

Abwesenheit eines Kapitels zur Materialität von Büchners Literatur, die sein *Woyzeck*-Manuskript geradezu zu provozieren scheint. Fazit: ein kontrovers überlieferter Büchner – handlich, aber Fragen offen.

Gustav Frank (München)

Wolfgang Rasch (Hg.): Karl Gutzkow. Erinnerungen, Berichte und Urteile seiner Zeitgenossen. Berlin: de Gruyter, 2011.

Bisher gibt es keine Biographie zu Gutzkows Leben und Wirkung, obwohl er nach dem Urteil seiner Zeitgenossen, von der Julirevolution von 1830 bis zu seinem Tod im Kaiserreich, als einer der einflussreichsten Autoren des 19. Jahrhunderts galt. Zu den Gründen für diese Abstinenz gehört gewiss das abwertende Urteil der an der klassisch-romantischen Tradition orientierten Germanistik, das erst langsam revidiert wird, aber auch der Mangel an hinreichend erforschten Quellen. Zumindest das letztere Hindernis kann nun als behoben gelten. Nach dem Vorgang von Hubert Heinrich Houben, der 1904 seine „Gutzkow-Funde“ mit Quellenmaterial zu einzelnen Lebensabschnitten und Werken Gutzkows veröffentlichte und im 1. Band seiner Werkausgabe von 1908 eine längere biographische Skizze folgen ließ, hat nun Wolfgang Rasch das in den Erinnerungen und Urteilen seiner Zeitgenossen erhaltene Material über die gesamte Lebenszeit Gutzkows systematisch erschlossen.

Anders als Houben in seinen „Gutzkow-Funden“ hat Rasch darauf verzichtet, die Quellentexte in einen erzählerischen Zusammenhang einzubetten. Quellen und Kommentar sind in den drei Teilen des Bandes streng getrennt: Der erste umfangreichste Abschnitt enthält die Quellentexte in zeitlicher Folge, deren Fundort in nachgestellten Anmerkungen jeweils vermerkt ist. Im zweiten Teil folgen die Kurzbiographien sämtlicher beteiligter Akteure. Der dritte Teil schließlich ist eine detaillierte Lebenschronik Gutzkows, die Jahr für Jahr bis zum seinem Tod fortschreitet. Damit ist der Benutzer in der Lage, jede einzelne Äußerung anhand der Biographie ihres Verfassers und jener Gutzkows selbst auf ihren Stellenwert hin zu verfolgen. Die Lebenschronik ist auch für sich von grundlegender Bedeutung, denn eine vergleichbare Übersicht über alle wesentlichen Daten und Fakten im Leben Gutzkows liegt bisher nur in einer vorläufigen Fassung vor, die Rasch auf der Internetseite des Gutzkow-Editionsprojekts veröffentlicht hatte.

Die Zeugnisse der Zeitgenossen lassen sich als zusammenhängende biographische Erzählung lesen, die ganz allgemein belegt, dass Gutzkows Leben „kein Kontinuum“ (Arno Schmidt) gewesen ist. Die Einteilung in neun Kapitel folgt den wichtigsten Lebensstationen, deren Wechsel stets durch die professionellen Bedürfnisse begründet war: Gutzkow verkörpert pionierhaft die Existenz des professionellen Autors, der nicht, wie es damals noch üblich war, über eine feste Anstellung verfügte. Er schlug seine Zelte auf, wo sich Erwerbsquellen auftaten. Dabei wurden ständig neue literarische Bekanntschaften geschlossen, alte erneuert und wieder abgebrochen. Seit 1830 bis zu seinem Tod 1877 galt Gutzkow im Urteil der Zeitgenossen als anerkannte Instanz des literarischen Lebens.

In den Erinnerungen der zum Teil eng mit ihm vertrauten Freunde und Bekannten und in den Dialogen, die sie in ihren Briefen über ihn führten, spiegeln sich die Umbrüche seiner Biographie. Das Verhältnis zur jungdeutschen Bewegung, als deren Mitbegründer er gilt, erweist sich als eher distanziert, wie er überhaupt gegenüber den aktuellen Strömungen der Zeit eine merkwürdige Distanz bewahrte. Seine Auftritte als Redner während der Berliner Revolution von 1848 sind nicht ohne Komik. Nach der Schilderung eines Zeugen sprach er „in Frack und Glattehandschuhen“ und „in maßvoller Rede, den Hut in der Hand“ über moralische Aspekte der Revolution, „was bei den Barrikadenkämpfern, die sich nicht für die bloße Moral geplagt haben wollten, ein Murren erregte“ (S. 241).

Nähere Aufschlüsse geben die Berichte über die Versuche Gutzkows, sich mit öffentlichen Ämtern seine finanziellen Probleme zu erleichtern. Sie lassen den Schluss zu, dass er dafür absolut ungeeignet war. Die Rolle als Dramaturg in Dresden endete im Dauerkonflikt mit dem Intendanten, und die Arbeit als Sekretär der Weimarer Schillerstiftung führte zu der bekannten Katastrophe des Selbstmordversuchs.

Gutzkow gilt und galt bekanntlich als „schwieriger Mensch“, als extrem misstrauisch, ein Charakterzug, der sich schließlich zu einem soliden Verfolgungswahn entwickelte. Die Zeugnisse seiner Zeitgenossen, die mit ihm näher bekannt waren, vermitteln ein wesentlich differenzierteres Bild. Der wegen seiner beißenden Schärfe gefürchtete Kritiker war offenbar ein lebenswürdiger Gastgeber und in seinem „Umgang im höchsten Grade anziehend“ (August Lewald 1835, S. 45). Gleichwohl blieben seine Freundschaften mit andern Autoren selten von Dauer, obwohl viele sich seinen abwertenden Kritiken gegenüber tolerant verhielten. Berthold Auerbach, der 1835 versicherte, er sei ihm „Freund geworden“ (S.44) ließ sich darin

durch Gutzkows negative Kritik seiner Dorfgeschichten nur vorübergehend beirren.

Gutzkow selbst war in dieser Beziehung absolut empfindlich. Selbst die jahrelange enge Freundschaft mit Karl Frenzel ging in die Brüche, nachdem dieser 1867 Gutzkows Roman „Hohenschwangau“ kritisiert hatte. Speziell Konkurrenzen im Metier ertrug er nicht: Mit seinem Duzfreund Dingelstedt überwarf er sich nach 1861 über die Zusammenarbeit in der Weimarer Schillerstiftung, in der Dingelstedt als Vorsitzender, Gutzkow als Sekretär fungierte. Die Versöhnung ging dann 1871 von Dingelstedt aus. Mit Theodor Mundt, der nicht nur die „Wally“ verrissen hatte, sondern ihn in seiner Kunst der deutschen Prosa“ als Prosaist „nicht einmal [habe] gelten lassen wollen“ (Feodor Wehl, 1889, S. 426), entwickelte sich trotz des gespannten Verhältnisses in Berlin eine freundschaftliche Beziehung, die Mundt nicht davon abhielt, in seiner Korrespondenz über Gutzkow herzuziehen. Heinrich Laube, der Gutzkow unter den jungdeutschen Autoren am nächsten gestanden hatte, brach den Briefwechsel mit ihm ab, weil er Zwist vermeiden wollte: „Du bis so krakehlich, daß ich fürchten muß, nächstens fängst du auch mit mir an.“ (S. 83)

Manche Bekanntschaften Gutzkows erscheinen reichlich zweifelhaft, wenn man die zahlreichen Konfidentenberichte liest. Eduard Beuermann, der mit Gutzkow befreundet war und zeitweise den *Frankfurter Telegraph* für ihn leitete, bespitzelte ihn seit 1836 im Auftrag der geheimen Metternichschen Polizei, ohne dass Gutzkow davon ahnte (S. 514). Er ist wohl nicht der Einzige gewesen, denn viele Berichte enthalten Kenntnisse, die nur aus einem engen Umgang mit dem „Zielobjekt“ stammen können (vgl. S. 173-176). Allerdings sind ebenso viele Berichte von geradezu erschütternder Banalität, so dass man vermuten könnte, der Spitzel habe seine Pflicht erfüllen wollen, ohne Gutzkow ernsthaft zu schaden. Andere verhalten sich abwiegelnd, indem sie Gutzkows Distanz zu den Jungdeutschen hervorheben und sogar seine politische Zuverlässigkeit betonen (z. B. S. 162 und S. 188)

Für Gutzkow gehörten Bekanntschaften zur Professionalität des Schriftstellers, die seinen Rang in der bürgerlichen Kulturgemeinschaft beglaubigten, und er repräsentierte diesen Rang auch nach außen, wie es August Lewald schon 1835 beschreibt: „Er führt ein Leben, wie es vor zehn Jahren für einen jungen deutschen Schriftsteller noch nicht zu denken war. Am schönen Rheine haust er [...]; zu gleicher Zeit hatte er elegante Wohnungen in Frankfurt, Mannheim und Heidelberg, aber er zieht es vor auf dem Dampfschiffe den breiten Rücken des Stromes bis an Holland's Gränze hinunter zu schwimmen.“ (S. 46)

Folgt man dem Tenor der zeitgenössischen Äußerungen über sein literarisches Werk, so scheint Gutzkows Anspruch auf einen herausgehobenen Rang im Wesentlichen bestätigt. Bei allen Einwänden, die geltend gemacht wurden, galt Gutzkow als der bedeutendste Autor seiner Zeit, gleichermaßen firm auf den beiden wichtigsten Literaturgattungen: Drama und Roman. Die vernichtende Kritik, die vor allem von Julian Schmidt ausging, stieß auf allgemeines Unverständnis. Selbst Theodor Storm, der ihm eher fern stand, zeigte sich, nachdem er „Die Ritter vom Geiste“ gelesen hatte, „von bewundernder Hochachtung und Sympathie für den Verfasser ganz erfüllt.“ (S. 284)

Wolfgang Rasch hat für sein Buch nicht nur Dokumente recherchiert, die an entlegenen Orten gedruckt wurden, sondern auch ungedruckte Texte, u. a. aus dem Houben-Nachlass, zugänglich gemacht. Die Fülle des Materials ist mit der vorliegenden Publikation längst nicht erschöpft. Sie soll deshalb auf der Internetseite des Gutzkow-Editionsprojekts www.Gutzkow.de fortgesetzt werden.

Kurt Jauslin (Altdorf)

Barbara Potthast/Alexander Reck (Hg.): Friedrich Theodor Vischer. Leben – Werk – Wirkung. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2011.

Das Werk des Ästhetik-Theoretikers und Dichters Friedrich Theodor Vischer (1807-1887) wird neu befragt, sein facettenreiches Schaffen steht im Fokus interdisziplinärer Annäherungen. Er war in Vergessenheit geraten, kein Zweifel. Bekannt waren allenfalls seine Parodie auf Goethes Faust II („Faust. Der Tragödie dritter Theil“) aus dem Jahr 1862 oder sein bemerkenswerter Roman „Auch Einer“ aus dem Jahr 1878. Denn manche Themen Vischers wirken antiquiert, auch manche Rhetorik, die um Gegenstände mitunter herumzuplaudern scheint, als unmissverständlich auf den „Punkt“ zu kommen. Manches an seiner umfassenden „Aesthetik“ (1846-1858), der wohl letzten monumentalen, ebenso idealistischen wie nachidealistischen Ästhetik des 19. Jahrhunderts in Deutschland, wirkt mit ihrem enzyklopädischen Anspruch (der u. a. auch die Frage der Klassifikation der Huftiere sowie damit verbunden der Wiederkäufer nicht übergeht) mitunter behäbig. So entsteht der Eindruck, nur Spezialisten könnten sie für Spezialstudien nutzen. Zu „aktualisieren“ sei da offenbar wenig. Aber auch diese Ästhetik lohnt nach wie vor eine intensive Lektüre, findet sich dort doch

schon früh gedanklich das vorbereitet, was u. a. der spätere Roman „Auch Einer“ literarisch thematisiert: den Einbruch des Zufälligen, die Macht der Umstände und die unhintergehbare Macht der Natur:

Katarrh und Hühneraugen reichen hin, eine Natur [...] unendlich unglücklich zu machen, denn sie hat die geistige Organisation, zu fühlen, was heißen will, in der Ausführung der reinsten Zwecke gehindert, in den schönsten Augenblicken gestört zu sein durch Husten, Schneuzen, Spucken, Niesen, Hinken. (Aesth. I, § 208, S. 486f.)

„Auch Einer“ schreibt diese These fort. Kultur gründet sich geradezu anti-idealistisch auf Pfahlbauten und auf Erkältungskrankheiten, und Vischer misst der „Tücke des Objekts“ (also dem Eigenleben der Dinge und Objekte, wie es heutzutage dingtheoretisch heißt) einen wichtigen kulturproduktiven und kulturdestruktiven Einfluss zu. Die Harmonisierungsbestrebungen, die die große „Aesthetik“ – Ästhetik erweist sich in einer gewissen nachhegelschen Perspektive als eigentlicher Ort von Philosophie – noch prägten, werden hier, im Roman, letztlich aufgegeben. Das Narrativ demonstriert das sinnfällig. Das in den Roman eingestreute „System eines harmonischen Weltalls“ bleibt ein Solitär in einer Handlung, in der der Held A. E. die Kontrolle über sein Leben ebenso verliert wie der Autor scheinbar die über sein Werk, das in eine Sammlung von Aphorismen und Impressionen übergeht.

Vischer war aber auch ein nicht unbedeutender Vormärzliberaler. Diese liberale Opposition zeigte sich nicht nur auf dem Feld des Politischen, sondern auch auf dem Feld des Religiösen. So hatte Vischer gleich nach seiner Tübinger Antrittsvorlesung aus dem Jahr 1844, die u. a. die Rolle von Religion und Theologie kritisch befragte, ein zweijähriges Lehrverbot zu erdulden. Und auch Liberale waren nicht ohne Konsequenz. Konsequenter zog Vischer – zu der Zeit demokratischer Linker – mit dem Frankfurter Paulskirchenparlament nach Stuttgart (Rumpfparlament); danach verabschiedete er sich aus der aktiven Politik. Später konnte er als Professor für Deutsche Literatur und Ästhetik am Stuttgarter Polytechnikum seine – nicht selten von ihm selbst humoristisch gebrochenen – Ideale eines geschichtlichen Fortschritts weiter vertreten. Den Boden einer letztlich „idealistischen“ Weltanschauung und Theorie verließ er dabei nie. Was das genau heißt, wusste auch Vischer im Grunde nicht genau herauszustellen. Demaskiert man dieses Schlagwort, umschloss „Idealismus“ letztlich das Ideal, dass Fortschritt auf

intellektuell-künstlerisches Bildungszuwachs beruhe und „Realgeschichte“ als entsprechender Appendix zu gelten habe.

Dieser Band unternimmt es, Vischers umfangreiches, mitunter noch zu entdeckendes Werk in einem interdisziplinären Herangehen zu erschließen. Dafür konnten namhafte Wissenschaftler verschiedener Disziplinen gewonnen werden. Das erweist sich als ein glücklicher Umstand, denn damit können gewisse lokalgeschichtliche „schwäbische“ Patriotismen, die in der Forschung mitunter spürbar gewesen waren, umgangen werden. Es ist hier nicht der Platz, alle vorliegenden Aufsätze und ihre Ergebnisse im Einzelnen zu referieren. Sie spannen den Bogen u. a. von Theologie, Politik, ästhetische Theorie hin zu Vischers Engagement in der Tierschutzbewegung. Hier sollen drei Beiträge zu den Themen Theologie, Ästhetik und Literatur hervorgehoben werden.

Ulrich Köpf zeigt, wie Vischer, von Haus aus Theologe, in drei verschiedene, aber miteinander zusammenhängende theologische Streitfälle verwickelt wurde. Als sein Freund David Friedrich Strauß – ein Baur-Schüler wie Vischer – aufgrund seines „Das Leben Jesu“ nach 1835 heftig angegriffen wurde, schwieg Vischer zunächst. Er stand loyal zu seinem Lehrer Baur, der verstimmt beobachtete, wie Strauß nicht wenige seiner bisherigen Thesen aufgenommen, aber durch seinen radikalen Duktus auch angreifbar gemacht hatte. Erst nach einiger Zeit nahm Vischer Partei. Detaillierte theologische Inhalte umging er dabei. Vielmehr wandte er sich gegen einen gemeinsamen Gegner – gegen die, die er als retrograde religiöse, theologische und kulturelle Pietisten und Neupietisten ansah. Dass dieser Angriff 1838 im Hauptblatt der Hegelianer (die sich als Junghegelianer schon zu formieren begannen), den „Hallischen Jahrbücher[n] für deutsche Wissenschaft und Kunst“, erfolgte, unterstreicht die Bedeutung dieser Polemik („Dr. Strauß und die Wirtemberger“). Im nächsten Streitfall, in den Vischer verwickelt war, nahm er wieder gezielt diese Neupietisten aufs Korn. Es ging um die Besetzung einer theologischen Stelle an der Universität Tübingen. Die theologische Orthodoxie hatte die Baur-Schüler Märklin und Zeller zu verhindern gewusst; Vischer stellte die Umstände 1841 wiederum in den „Hallischen Jahrbüchern“ unerbittlich und polemisch bloß („Über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit“). Der dritte Streitfall ist gemeinhin bekannt, soll aber erwähnt werden. In seiner Tübinger Antrittsvorlesung für eine Professur für Ästhetik hatte Vischer sich 1844 zu der Metaphysik bekannt, die als pantheistisch verrufen werde – zur hegelschen. Als er darüber hinaus fragte, ob eine wissenschaftliche, rein auf

Sittlichkeit gestellte Weltsicht noch den Namen Religion verdiene, zog er sich erneut den Zorn der orthodoxen Gralshüter zu, die ein zweijähriges Lehrverbot durchsetzten.

Günter Oesterle zeichnet in seinem Beitrag nach, wie Vischers Ästhetik bestimmte nachidealistische Momente oder sogar Prämissen aufweist: Fokussierung aufs Individuum, auf den Zufall, auf das vitalistisch gefasste „Leben“. Vor diesem Hintergrund war für Phänomene des Hässlichen eine theoretische Inklusion wie Exklusion erforderlich, und zwar in einer Weise, die Ästhetik „kulturtheoretisch“ erweiterte. Mit der Annahme, die Kunst der zum Realismus tendierenden Moderne habe von der Kontingenz des Lebens auszugehen, wird bei Vischer sogar eine bestimmte naturalistische Perspektive eröffnet. In die Produktion wie die Rezeption von Kunst sei das ganze „Nervenleben“ involviert, also das „Außerästhetische“. Dieses, das Körperliche, Materielle, Stoffliche, sei eingelagert in ästhetische Prozesse. Das habe ambivalente Folgen: Es kann Störungen herbeiführen, und zwar produktive wie destruktive. Produktiv zeigen sie sich im Modus des Erhabenen und Komischen, destruktiv im Modus des verunglückten Schönen. Dahinter stehen – auch das übergeht der Autor nicht – letztlich nach wie vor normative Konstrukte, die ihre moralisierende Basis nicht verhehlen.

Eine faszinierende Deutung zum späten Roman „Auch Einer“ entwirft *Thomas Althaus*. Der Autor umkurvt geschickt die gängigen Debatten über Naturalismus versus Idealismus. Stattdessen stellt er die originelle Frage nach der kulturellen Funktion von Phrasen in der zweiten Jahrhunderthälfte und untersucht die demonstrative Phraseologie des Romans. Denn Vischer parodiert damalige Wissens- und Wissenschaftsdiskurse. Dem Zerfall einheitlicher Weltbilder entsprach die schlagwortartige Bündelung von Wissensbeständen. Wissen wurde, unter dem Vorzeichen öffentlichen Einflussgewinns und öffentlicher Konkurrenz, auch zur Losung, wurde zur Parole. Der Roman thematisiert und parodiert das, möchte diesem Zerfließen von Wissensbeständen, aber auch keine künstlerische Geschlossenheit mehr entgegensetzen, sondern läßt dieses literarische Werk demonstrativ „ausfransen“. Vischer scheint – nach diversen Materialismus-, Pessimismus-, Ignorabimus- und Nihilismusdebatten – dem holistischen Versprechen einer umfassenden idealistischen Philosophie nicht mehr zu folgen und reagiert zumindest literarisch. Zu überschätzen sind diese literarischen Reaktionen nicht. In romantischen und jungdeutschen Literaturexperimenten waren sie auf ihre Weise vorweggenommen worden. Jeder „Läufer“ – und das gilt sicher auch für andere Themen und Thesen Vischers – hat einen „Vorläufer“.

Und Vischer selbst? Ob er als „Vorläufer“ neu aktualisiert werden kann, oder ob das Interesse an ihm lediglich historistisch bleibt, wird sich zeigen, und dieser perspektivreiche Band weckt Neugierde.

Olaf Briese (Berlin)

Anna Ananieva/Dorothea Böck/Hedwig Pompe (Hgg.): Geselliges Vergnügen. Kulturelle Praktiken von Unterhaltung im langen 19. Jahrhundert. Bielefeld: Aisthesis, 2011.

Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts und den damit verbundenen sozialen, ökonomischen und medien-ästhetischen Veränderungen (Aufschwung und rasanter Ausbau des Buchmarktes, zunehmende Alphabetisierung, Entstehung neuer breiter Leserschichten, Ausbau des Leihbibliothekswesens, Profilierung des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens u.v.m.) gewinnt das Phänomen der Unterhaltung zunehmend an gesellschaftspolitischer Bedeutung und wird zusehends als Synonym für Gesprächskultur und als Distinktionsmerkmal sozialer Praxis eingesetzt. Einhergehend mit dieser allgemeinen Konsolidierung des Erfolgs von Unterhaltung verliert das bisherige Leitmedium Literatur allmählich an Bedeutung und wird durch neue Unterhaltungsmodalitäten wie beispielsweise Gärten, Kurorte, Handarbeiten und Spiele aller Art ergänzt.

Im ersten Beitrag befasst sich Karin A. Wurst mit dem aufkommenden Phänomen des Gartens, der zunehmend als Ort der Geselligkeit genutzt und dahingehend auch entsprechend kultiviert wird. Die Gartengestaltung dient sowohl als Abgrenzungsmöglichkeit von den adeligen Kreisen als auch zur Binnendifferenzierung innerhalb des Bürgertums. Diente z. B. der Garten des Hamburger Geschäftsmannes Heinrich Sieveking vornehmlich der gesellschaftlichen Repräsentation, so war bei dem Komponisten Johann Fr. Reichardt der Garten als Ort der Musen und künstlerisch-kultureller Knotenpunkt konzipiert, in dem der Austausch von Musik, Literatur und Philosophie im Vordergrund stand. Im Biedermeier wird der Garten verstärkt in den Wohnraum integriert, und die Einzelpflanze selbst wird zum beliebten Züchtungs- und Sammelobjekt. Der darauf folgende Beitrag von Burkhard Fuhs befasst sich ebenfalls mit geselligem Vergnügen außerliterarischer Natur und untersucht die Veränderungen der Kurorte und der dort gepflegten Kurkultur im 19. Jahrhundert. Badeorte bzw. Kurorte als soziale Räume inszenierter Unterhaltungskultur können mit ihren umfangreichen

Vergnügungsangeboten als Vorläufer der Tourismus- und Freizeitkultur betrachtet werden. Die Vergnügungen lassen sich in insgesamt sechs Erlebnisbereiche aufteilen (medizinische Kurvergnügungen, Garten- und Landschaftsvergnügungen, Spielvergnügungen, Kunst- und Literaturvergnügungen, Sportvergnügungen und gesellige Vergnügungen) und ermöglichten eine ausgewogene Balance zwischen Privatem und Öffentlichkeit und ein relativ ungezwungenes Miteinander unterschiedlicher sozialer Gruppen.

Anna Ananieva stellt das Joujou de Normandie, ein Modenspielzeug des ausgehenden 18. Jahrhunderts, in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen. Das Joujou verfügte über vielfältige Unterhaltungsmodi: Es diente dem angenehmen Zeitvertreib in geselliger Runde, konnte als Anknüpfungspunkt zur Konversation verwendet werden und wurde vielfach auch als modisches Accessoire eingesetzt. Zudem stand es im Mittelpunkt mehrerer literarischer Abhandlungen, wobei in den meisten Fällen Literatur und Spiel in einem positiv konnotierten Diskurs vereint und Unterhaltung mit und über das Joujou im positiven Sinne von Zeitvertreib und Kurzweil charakterisiert wurden.

Weg von dem schnurbewickelten modischen Rädchenspiel führt der Beitrag von Christian Holm in die Domäne der weiblichen Handarbeiten, die mit Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend ihren Konnex zur Nützlichkeit verlieren und ebenfalls in den Bereich der angenehmen und kurzweiligen Unterhaltung aufsteigen. Mit dem Biedermeier wird die Handarbeit überhaupt als retardierendes Moment eingesetzt, das rein auf die Erwirtschaftung von Gefühlswelten und der Inszenierung von bürgerlicher Privatheit abzielt. War die weibliche Handarbeit in der Aufklärung noch ein willkommenes Mittel wider den Müßiggang, wird sie nun vermehrt zur Massenproduktion ohne erkenntlichen Nutzen. Die *Horen* von Schiller, die im Juni 1798 wegen des mangelnden Interesses beim Lesepublikum eingestellt werden mussten, stehen im Mittelpunkt der Untersuchungen von Dorothea Böck. Die ästhetische Erziehungsoffensive Schillers scheiterte offenbar am Aufstieg der modernen Unterhaltungsliteratur in Deutschland, der als Krisensymptom für die zunehmende Gleichgültigkeit und sittlich-moralische Verflachung des Publikums interpretiert wurde. Die Kontroversen um ein modernes Kunstverständnis gipfelten schließlich in den „ästhetischen Prügeleyen“ zwischen der ab 1801 von Carl Spazier in Leipzig herausgegebenen *Zeitung für die elegante Welt* und dem ab 1803 erscheinenden *Freimüthigen*. In Bettina Schlüters Aufsatz wird die Rolle der Musik im Rahmen der Unterhaltung im 19. Jahrhundert analysiert, als deren hauptsächliche Funktion lange Zeit ihre

Förderung von Geselligkeit und Genuss angesehen wurde. Das Pianoforte spielte hierbei eine zentrale Rolle, da es im Unterschied zum Clavichord einen erheblich größeren Resonanzraum vorwies und dadurch auch ein größeres Publikum ansprechen konnte. Neben ihrer Aufgabe, das kultivierte Gespräch zu unterstützen, wurde Musik aber auch vielfach als eigenständiger Programmpunkt in einer gesellschaftlichen Zusammenkunft eingesetzt. Auch hier kam dem Klavier erneut durch Klavierbearbeitungen bekannter Orchester, Opern- oder Ballettkompositionen eine Schlüsselrolle zu. Musik und musikalisierte Bilder spielten im Melodrama eine tragende Rolle, um ein möglichst intensives affektives Erleben beim Zuschauer zu bewirken. Laut Maren Butte wird dieses dramaturgische Prinzip der Partizipation bei Kotzebue allerdings durch einen Modus der Außenbeobachtung hinterfragt und bewusst ironisierend gestört. Irmgard Nickel-Bacon bestätigt in ihrem Aufsatz die These vom Goldenen Zeitalter der Kinderliteratur nach 1815, da in den Kinderbüchern des Biedermeier ein entwicklungspsychologisch realistischeres Kinderbild zu finden ist als davor. Kinderliteratur steht nun vermehrt im Dienst einer bürgerlichen Persönlichkeitserziehung und soll den kleinen Leser bereits in sehr jungen Jahren zum literarischen Lesen animieren. Der Rolle des Vorlesers (in den meisten Fällen sind es die Mütter) kommt eine bedeutende sozial-kulturelle Rolle zu, das Vorlesen bzw. Lesen wird in den familiären Haushalt eingebunden und soll neben der Unterhaltung des Kindes vor allem auch eine bürgerliche Persönlichkeitsbildung und Sozialisation zum Ziel haben. Als Paradeexempel dieser neuen Kinderliteratur führt Nickel-Bacon die Abenteuergeschichten Hauffs an, die sich durch ihre geschickte Verknüpfung von phantastischen Elementen, orientalischem Dekor und der Bestätigung des bürgerlichen Wertekanons auszeichnen. Unterhaltung, Sensation, Effekthascherei und grotesk-schauerliche Elemente spielen in Kleists *Berliner Abendblätter* (von Oktober 1810 bis März 1811 erschienen) eine tragende Rolle. Laut Manuela Günther und Michael Homberg konzipierte Kleist seine Zeitung bewusst als Boulevard-Blatt und präsentierte Ereignisse in Form episodenhafter Berichterstattung. Oft schon veraltete Nachrichten wurden in Novellen zurückverwandelt, Polizeiberichte, naturwissenschaftliche Ereignisse u. dgl. durch narrative Reorganisation als Neuigkeiten dargestellt und dem neugierigen Publikum zur Unterhaltung geliefert. York-Gothart Mix untersucht in seinem Beitrag die Funktion von Almanachen, Kalendern und Taschenbüchern, denen zwischen 1770 und 1850 eine wichtige ästhetisch-kommunikative Rolle zufiel. Durch die starke Zunahme von Leihbibliotheken und den Ausbau von Lesegesellschaften

wurde die Nachfrage nach Almanachen und Taschenbüchern stetig befriedigt, die gesellige Lektüre und die Singbarkeit der in diesen Medien publizierten lyrisch-epischen Texten standen hierbei im Vordergrund und erhöhten deren sozial-kulturelle Komponenten. Neben der gemeinsamen Lektüre und dem geselligen Vortrag der Musikbeilagen konnten die neuen Publikationsformen aber auch auf Grund ihres praktischen Formates in freier Natur, immer und überall rezipiert werden. In Hedwig Pompes Aufsatz steht der „gute Ton“ als neues Regulativ für den bürgerlichen Mittelstand im Zentrum ihres Interesses. Knigges Lehrbuch *Über den Umgang mit Menschen* (1788) fungiert hierbei als Paradebeispiel der neuen Anstandsliteratur, die für einen Ausgleich zwischen dem Selbsterhalt und den Zielen des Einzelnen und den gesellschaftlichen und sozialpolitischen Ansprüchen plädiert. Der Mensch der Mitte (vir bonus als antikes Ideal) steht im Zentrum der Benimmregeln, die ein neues Ethos von mittlerer Bürgerlichkeit predigen und eine bürgerliche Tugendlehre aufstellen, in denen sich der Einzelne durch angemessenes Verhalten und Vermeidung jeglicher Verfehlungen zu positionieren hat. Olaf Briese nimmt den Kulturraum Berlin in den Blick. Er zeigt drei Phasen der Kritik an Unterhaltungs- und Geselligkeitsformen in der Residenzstadt auf. In einer ersten Phase um 1810 regierte die Selbstkritik des Bildungsbürgertums an den sich verflachenden Gesellschaftspraktiken. Allen voran kritisierte der Philosoph Karl Wilhelm Ferdinand Solger die öffentliche Geselligkeit und trat vehement für eine elitäre Geselligkeit zwischen ausgewählten Personen und Zirkeln ein. Ab den 1830er Jahren wandte sich die bürgerliche Kritik in erster Linie gegen kleinbürgerliche Vergnügungsformen. Karl Gutzkow und Adolf Glaßbrenner wetterten in diesem Kontext vor allem gegen das Volkstheater, das wegen seines Überangebots an seichten Unterhaltungsstücken für den Sittenverfall der kleinbürgerlichen Publikumsschichten verantwortlich gemacht wurde. In der dritten Phase ab 1844 konzentrierte sich diese Kritik auf die Figur des vergnügungssüchtigen und sittenverdorbenen Bourgeois, der als Fortführung des dekadenten, rein an materiellen Gütern interessierten Adligen in das Zentrum der Kritik rückt. In Michael Gampers Beitrag werden Robert Prutzs Versuche, die Unterhaltungsliteratur gegenüber der ästhetischen Vorherrschaft der hohen Literatur zu verteidigen, näher analysiert. In *Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen* (1845) kritisiert Prutz das fehlende Interesse der Gelehrten-gesellschaft und der Gebildeten an der Unterhaltungsliteratur. In seinem 1851 erschienenen dreibändigen Roman *Das Engelchen* versucht er, seine Thesen von der Vereinbarkeit von ästhetisch hohen literarischen Qualitätsansprüchen mit den

Vorzügen der publikumswirksamen Unterhaltungsliteratur zu verknüpfen. Diese Verbindung von Unterhaltungsliteratur mit den ästhetischen Kunstansprüchen hoher Literatur gelingt laut Günther Butzer Theodor Storm in der Novelle *Immensee* (erstmalig erschienen 1849). Durch das Zurücktreten des narrativen Erzählers, die ständige Bindung der Wahrnehmungsperspektive an die Personen und die konsequente Handlungsorientierung, die eine spannende und emotional Anteilnahme erregende Lektüre ermöglichen, kann die Novelle der Sparte der Unterhaltungsliteratur zugeordnet werden. Durch die Verwendung einer symbolischen Ebene (z. B. dem Symbol der Wasserlilie) wird der Text aber auch auf der Ebene der Kunst lesbar und eröffnet dem Leser ‚unterhalb‘ der Textoberfläche eine zweite Textebene, die eine sekundäre Bedeutung zulässt. Durch diese Doppelcodierung des Textes wird eine horizontale und eine vertikale Lektüre ermöglicht. Dieser abschließende Beitrag über das gelungene Unterfangen der Literatur des deutschen Realismus, das Prinzip der Unterhaltungsliteratur mit den Ansprüchen der hohen Kunst der autonomen Literatur zu verknüpfen, stellt einen idealen Schlusspunkt dieses im Gesamten überaus gelungenen Sammelbandes zum faszinierenden Thema Unterhaltung und Geselligkeit im 19. Jahrhundert dar. Hoch anzurechnen ist hierbei vor allem die Tatsache, dass sich die darin versammelten Beiträge nicht ausschließlich mit Literatur befassen, sondern in einem interdisziplinär angelegten Forschungsfokus auch andere Bereiche von Unterhaltung und Geselligkeit wie beispielsweise jene der Gartenkultur oder der weiblichen Handarbeiten behandeln. Das Resultat ist ein umfangreiches und äußerst informatives Gesamtbild über die vielfältigen Unterhaltungsmodalitäten des 19. Jahrhunderts, die allesamt im Dienste der bürgerlichen Emanzipation standen.

Barbara Tumfart (Wien)

Aufklärung, Demokratie und die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Texte über Literatur und Politik in Erinnerung an Walter Grab (1919-2000). Hg. von Johann Dvořák (= Bremer Beiträge zur Literatur- und Ideengeschichte, Bd. 61). Frankfurt u. a.: Peter Lang, 2011.

Am 17. Dezember 2000, vor nun schon mehr als 10 Jahren, starb Walter Grab, der bedeutende Historiker und Literaturhistoriker (mit den Schwerpunkten Jakobinismus, Vormärz, Judenemanzipation und Demokratieentwicklung in Deutschland). Grab war auch Ehrenmitglied des Forum

Vormärz Forschung. Wer ihn gekannt hat, konnte erfahren, was leidenschaftlich und engagiert gelebte Wissenschaft ist und zu bewirken vermochte, ob nun im akademischen Vortrag, in der Rezitation oder im Tischgespräch, das er in seiner lebenswürdig-dominanten Art stets souverän zu führen wusste. Denn, so formulierte es treffend Inge Rippmann in ihrem Nachruf (Jb FVF 6, 2000, S. 13-15), „Walter Grab, der bis zur Schulmeisterlichkeit kritische Wissenschaftler, wollte nicht nur Wissen vermitteln, er wollte auch und vor allem zum nicht nachlassenden Kampf begeistern, zum Kampf für Aufklärung und Menschenrechte, für Gleichheit und Freiheit, wie es die Jakobiner schon des 18. Jahrhunderts taten.“ (S. 15). An dieses Vermächtnis knüpft der vorliegende Band, entstanden aus einer Arbeitstagung des Instituts für Wissenschaft und Kunst in Wien 2005, ausdrücklich an, wenn als das leitende Erkenntnisinteresse beschrieben wird, Geschichte zu studieren, um mit diesem Wissen Orientierung zu erhalten für gegenwärtiges und zukünftiges Handeln:

„Die historische Erinnerung an die Entfaltung von eigenständiger Intellektualität und kollektiver Willensbildung auf der Grundlage demokratischer Diskussion, an die Betonung von Eigenaktivität und Selbstdisziplin an Stelle von zentraler Führung und Militarisierung der politischen Organisation, an die Verknüpfung von individuellem und kollektivem Selbstbewusstsein und Handeln kann darin bestärken, immer wieder von Neuem die Herstellung eines besseren, eines glücklichen Lebens für die große Zahl der Menschen zu versuchen.“ (S. 5, Vorbemerkung des Hg.).

Der schmale Band (117 S.) versammelt 7 Beiträge, die den Zeitraum vom Ende des 18. Jahrhunderts bis etwa 1900 abdecken, wobei 5 von ihnen sich mit gesellschaftlich-literarischen Verhältnissen in Österreich befassen. Alle beziehen sich, explizit oder implizit, auf die Forschungen von Walter Grab. Leider fehlt ein bio-/bibliographisches Verzeichnis der Beiträger – der Fachwissenschaft dürften Letztere jedoch in der Regel bekannt sein, da sie in ihrem Thema einschlägig ausgewiesen sind. Ernst Wangermann, emeritierter Universitätsprofessor für Österreichische Geschichte an der Universität Salzburg und Kenner des Josephinismus und der österreichischen Aufklärung, behandelt „Ansätze des demokratischen Denkens in Österreich im späten 18. Jahrhundert“ (S. 9-18). Er verteidigt und präzisiert Grabs Begriff des Jakobiners, wobei er eine präzise Differenzierung zwischen liberalen Reformern (wie z. B. Joseph von Sonnenfels) und „revolutionären Demokraten“ (wie z. B. Andreas Riedel und Franz von Hebenstreit) vornimmt. Sein Fazit ist, dass es in Österreich bis 1800 „nur einige Ansätze demokratischen Denkens“

(S. 17), aber „keine revolutionäre Situation“ gab. Dem widerspricht in gewisser Hinsicht Johann Dvořák, Univ.-Doz. am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. In seinem Beitrag „Joseph von Sonnenfels und die Wiedereinführung der Literarität in der Habsburger-Monarchie“ (S. 19-31) kommt er zu dem Ergebnis, dass der Weg der josephinischen Staatsreform, d. h. der von oben durch eine Reformbürokratie betriebene Weg der Landesentwicklung das „seltene Exempel einer Aufklärung in Theorie und Praxis“ (S. 26) und dass Joseph von Sonnenfels darin ein „beispielhafter Vertreter“ (S. 31) gewesen sei. Bei der Verfolgung dieses Weges seien auch die von den Jakobinern verpönte Zensur sowie die von Amts wegen besorgte Pflege der (deutschen) Sprache und Sprachkultur strategisch eingesetzte Mittel gewesen, antiaufklärerische Kräfte zu bekämpfen. Jost Hermand (Univ. of Wisconsin-Madison), den man nicht erst vorstellen muss, fasst in seinem Beitrag „Eine Rotte von Narren mit roten Kappen. Goethes und Schillers Angriff auf die deutschen Jakobiner“ (S. 33-48) seine perseverierende Kritik an der antirevolutionären Haltung der Weimarer Klassik zusammen, hier auch die seit den 1990er Jahren vorgetragenen kritischen Positionen (z. B. von J. Drews, W. D. Wilson) berücksichtigend. Seinem Fazit wird man kaum widersprechen können: „Um wie viel verehrenswerter ständen Goethe und Schiller da, wenn sie [...] in ihren Werken die Partei der damaligen Freiheitsfreunde ergriffen hätten [...], die zumindest im ideellen Bereich weiterhin an gesellschaftlichen Veränderungsvorstellungen festzuhalten versuchten?“ (S. 48). Eng angelehnt an Walter Grabs Ausführungen in dessen Aufsatzsammlung *Der deutsche Weg der Judenemanzipation. 1789-1938* (München 1991), wonach der fragile Fortschritt der Judenemanzipation die Transformation der christlichen Judenfeindschaft in den rassistischen Antisemitismus beförderte, legt Lorenz Gösta Beutin, M.A., die Einzelstudie „Vox populi, vox Die“. Zur romantischen Judenfeindschaft in den Märchen Wilhelm Hauffs“ (S. 49-63) vor. Das Thema wurde zwar schon zuvor in Rolf Düsterbergs Aufsatz „Wilhelm Hauffs ‚opportunistische‘ Judenfeindschaft“ (ZfdPh 119, 2000, S. 190-212) behandelt, doch gelingt Beutin eine sozialhistorisch und psychosozial präzisere Fundierung. Seine These: Hauffs Märchen veranschaulichen abstrakte Entfremdungserfahrungen in der kapitalistisch werdenden Gesellschaft durch Externalisierung, die zum stereotypisierten, in Vorformen bereits rassistisch begründeten Feindbild des ‚Juden‘ führte – selbst dort noch, wo „die so stigmatisierten Personen nicht explizit als jüdisch bezeichnet werden [...]“ (S. 61). Wolfgang Beutin, im FVF als Beiträger des Jahrbuchs wohl bekannt, widmet sich in seinem Beitrag „Carl Gustav

Jochmann: „Robespierre“ (S. 65-84) einem Vormärz-Schriftsteller, der trotz wichtiger Hinweise von Werner Kraft und Walter Benjamin letztlich immer noch verkannt ist. In einer sehr dichten Textinterpretation präpariert er die zwei (scheinbar) einander widersprechenden Argumentationslinien von Jochmanns Robespierre-Deutung heraus, eine moralisch verurteilende sowie eine historisch rechtfertigende Deutung des „Rätsels Robespierre“. Beutin kann dabei zeigen, dass die durchaus verwirrende Verflechtung beider Deutungen Absicht und damit eine nicht zuletzt vormärzlichem Verfolgungsdruck geschuldete Methode der Verschlüsselung ist, Wahrheiten über den „revolutionären Denker“ (W. Kraft) zu formulieren. Dass der progressive Idealist Jochmann in der Deutung des Terrors an Grenzen stieß, wird durch den abschließenden Vergleich mit W. Grabs Robespierre-Interpretation deutlich. Wolfgang Häusler, Univ.-Prof. (i.R.) am Institut für Geschichte der Universität Wien und ausgewiesener Kenner des österreichischen Vormärz, untersucht das Thema „Wiener Demokraten zwischen bürgerlicher Revolution und sozialer Demokratie“ (S. 85-103). Sein materialreicher Beitrag ist in gewisser Weise die Fortsetzung zu E. Wangermanns Aufsatz im vorliegenden Band: Was in Wien in den 1790er Jahren noch kaum eine Chance hatte, nämlich die Gründung der modernen bürgerlichen Gesellschaft („Emanzipation des Individuums, des Menschen als Bürger in einer Gesellschaft von Freien und Gleichberechtigten“, S. 85) als „soziale Demokratie“, wurde in der Wiener 1848er-Revolution als Forderung artikuliert und aktiv verfochten. Häusler illustriert das Spektrum dieser Forderung beispielhaft am Wirken und Werk der Schriftsteller und Revolutionäre Hermann Jelinek, Andreas von Stifft und Ernst Violand, das sich bereits mit den Anfängen der Arbeiterbewegung und ihrer Organisation verknüpfte. Ihre Anstrengungen scheiterten zwar, weil der revolutionäre Ansatz auch 1848 noch keine tragfähige Basis besaß, doch ihre „Ideen [konnten] nicht erschossen werden.“ (S. 103). Heidi Beutin, Wissenschaftspublizistin und Gewerkschafterin, beschließt den Band mit dem Beitrag „Österreichische Dramatiker auf Berliner Bühnen um 1900 in der Kritik Franz Mehrings“ (S. 105-117). Sie zeigt am Beispiel von Mehrings Grillparzer-, Anzengruber- und Hofmannsthal-Interpretationen, dass der Berliner Kritiker nicht nur über eine genaue Kenntnis des Wiener Theaterlebens verfügte, sondern die dortige Szene zugleich „im Blick auf die Berliner“ (S. 106) schilderte. Das gab ihm die Gelegenheit, für sein sozialdemokratisches Lesepublikum sein Konzept eines modernen Theaters zu umreißen, das sich auf kritische Distanz sowohl zum Naturalismus (nach anfänglichem Wohlwollen) wie zur Neuromantik (von Anfang an) hielt, wie

sein späterer Aufsatz „Naturalismus und Neuromantik“ (1907/08) es zum Ausdruck brachte.

Insgesamt ist es ein Band, der die Forschungsergebnisse Grabs aufgreift, bestätigt und ergänzt, nicht nur ihm zu Ehren, sondern auch in seinem Sinne. Walter Grab hätte ihn freundlich dankend angenommen, nicht ohne zwei drei kleine Fehler anzumerken, die auch der Rezensent nicht gefunden hat.

Peter Stein (Lüneburg)

IV. Mitteilungen

Personalia

Ausgeschiedene Mitglieder (zum 31.12.2011)

Prof. Dr. Joachim Bark (Stuttgart)
Dr. Anna-Ruth Löwenbrück (Heidenheim)
Dr. Frank Mehring (Berlin)
Klaus Schmidt (Köln)
Prof. Dr. Walter Schmidt (Berlin)
Dr. Tilmann Spreckelsen (Frankfurt/M.)
Dr. Jörg Wiesel (Basel)

Neue Mitglieder (seit 1.1.2011)

Dr. Anna Ananieva (Bad Rippoldsau))
Dr. Patricia Czezio (München)
Beke Sinjen (Kiel)

Die ordentliche Mitgliederversammlung

am 11. Februar 2011 in Bielefeld entsprach dem Wunsch von Dr. Fritz Warenburg, ihn als 2. Vorsitzenden abzulösen, und wählte zu seinem Nachfolger den bisherigen Schatzmeister

Dr. Bernd Füllner, Urdenbacher Dorfstr. 30, 40593 Düsseldorf

Zur neuen Schatzmeisterin wählte die MV:

Birgit Bublies-Godau M.A., Roholte 5, 44265 Dortmund

Vorstand (seit dem 11.2.2012)

Dr. Michael Vogt, Am Großen Holz 22, 32107 Bad Salzuflen
Vorsitzender

Dr. Bernd Füllner, Urdenbacher Dorfstr. 30, 40593 Düsseldorf.
2. Vorsitzender

Dr. Detlev Kopp, Melanchthonstr. 57, 33615 Bielefeld
Geschäftsführer

Dr. Renate Werner, Ferdinandstr. 10, 48147 Münster
Schriftführerin

Birgit Bublies-Godau M.A., Roholte 5, 44265 Dortmund
Schatzmeisterin

Wissenschaftlicher Beirat

PD Dr. Olaf Briese (Berlin)

Erika Brokmann (Detmold)

Birgit Bublies-Godau (Dortmund/Bochum)

Dr. Claude Conter (München)

Prof. Dr. Norbert Otto Eke (Paderborn)

Prof. Dr. Jürgen Fohrmann (Bonn)

PD Dr. Gustav Frank (München)

Prof. Dr. Martin Friedrich (Berlin)
Prof. Dr. Rainer Kolk (Bonn)
Dr. Hans-Martin Kruckis (Bielefeld)
Christian Liedtke (Düsseldorf)
Prof. Dr. Harro Müller (New York)
Dr. Maria Pormann (Köln)
Prof. Dr. Rainer Rosenberg (Berlin)
Prof. Dr. Peter Stein (Lüneburg)
Prof. Dr. Florian Vaßen (Hannover)

Aufruf zur Mitarbeit

FVF-Jahrbuch 2013: Geld und Ökonomie im Vormärz

Richtig sprachen sie den Beruf der bürgerlichen Gesellschaft dahin aus, Geld zu machen, also, vom Standpunkt der einfachen Warenzirkulation, den ewigen Schatz zu bilden, den weder Motten noch Rost fressen. (MEW 13, S. 133)

An dieser Stelle in den *Grundrissen* spricht Marx über die bürgerlichen Ökonomen des 18. Jahrhunderts, die das historisch Neue der kapitalistischen Reichtumsproduktion zu erfassen versuchen. Im Unterschied zum Reichtum, der aus der einfachen Warenzirkulation resultiert, gründet der Reichtum der sich entfaltenden kapitalistischen Warenproduktion nicht in der Schatzbilderei, sondern in der Verwertung des Werts, dessen Resultat sich in der Wahrnehmung der Zeitgenossen in der schrankenlosen Anhäufung riesiger Vermögen in den Händen weniger Menschen bei gleichzeitiger Pauperisierung großer Teile der Bevölkerung manifestiert.

Dieser Zustand ungleicher Reichtumsverteilung, der zeitgenössischen Äußerungen zufolge in seiner Maßlosigkeit bis dahin unbekannt war, ist einer tief greifenden Transformation der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit geschuldet. In einem Prozess der Industrialisierung und Kapitalbildung, der mit der Genese enormer privatisierter Geldvermögen verbunden ist, verlieren nicht nur die jahrhundertealten geldlosen Subsistenzstrategien armer Bevölkerungskreise an Geltung; vielmehr entwickelt sich das Geld über seine Tausch- und Zahlungsfunktion hinaus zu einem allgemeinen Äquivalent, welches über die bloße Subsistenzsicherung hinaus durch sein Versprechen allumfassender Wunscherfüllung eine oft als unheimlich empfundene Magie entfaltet, die *jede* Lebensäußerung der in diesen Transformationsprozess geworfenen gesellschaftlichen Subjekte zu bestimmen scheint.

Während die ältere Forschung zum Problem des Geldes und der Ökonomie im Vormärz wesentlich thematisch orientiert war, sind seit den 1990er-Jahren zahlreiche Arbeiten entstanden, die Geld jenseits der Grenzen ökonomischer Schriften als verschwiegene Subtext in Dichtung und Philosophie lesbar machen. So untersucht etwa Jochen Hörischs *Kopfoder Zahl* (1996) nicht nur das Thema Geld in der Literatur, sondern umgekehrt auch die „poetischen Qualitäten“ des Geldes; in *Kalkül und Leidenschaft* (2004)

entwirft Joseph Vogl eine Poetologie polit-ökonomischen Wissens, dessen Referenten nicht außerhalb ihrer „diskursiven Bewerkstelligung“ begriffen werden können, und Richard T. Gray richtet den Blick auf ein „economic unconscious“, welches das stumme strukturelle Bestimmungsmoment philosophischer und literarischer Darstellungen der Transformationsepoche sei (*Money Matters*; 2008).

Wenngleich die Geldvermögen in privater Hand als funkelnde Kristalle der modernen Geldmacherei „in dieser Form keine Narben seiner Entstehung“ (MEW 26, S. 405) mehr an sich tragen, so können die beispielhaft genannten theoretischen Zugänge doch die Perspektive eröffnen, in eben diesen funkelnden Kristallen die unsichtbaren „Narben“ des kapitalistischen Verwertungs- und Zirkulationsprozesses lesbar zu machen. Dazu sollen im Schwerpunkt *Geld im Vormärz* ökonomische, politische, medizinische, religiöse, philosophische, literarische und andere Darstellungen aus europäischen Ländern, die sich im Zuge der Transformation der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit bisweilen obsessiv mit der Registratur der Folgen dieser Transformation befassen, auf die narrative Beschaffenheit und auf ihre Wahrnehmungs- und Repräsentationsweisen hin untersucht werden.

Folgende Arbeitsbereiche sind denkbar, können aber um andere Aspekte ergänzt werden:

Wirtschafts- und sozialhistorische Aspekte der vormärzlichen Geldherrschaft

- Zeitliche Konzentration des Geldes: Beschleunigung ökonomischer Produktions- und Reproduktionszyklen und deren Auswirkung auf den allgemeinen Arbeits- und Lebensrhythmus
- Geografische Konzentration des Geldes: Urbanisierung, Ausbildung nationaler und kolonialer Märkte samt zugehöriger Infrastruktur (Eisenbahn; Schiffsverkehr)
- überproduktions- und spekulationsbedingte Wirtschaftskrisen (1846/47; 1857)
- Rente, Profit, Lohn; Steuern und öffentliche Finanzen
- ökonomische Theorien zwischen Adam Müller und Karl Marx
- bürgerlich-konservative Geldkritik als Instrument der Krisenregulierung
- Armut und Geldkriminalität: Gaunerei, Bettel, Diebstahl, Betrugsdelikte (Hochstapelei) und Banküberfall
- Registraturen des Pauperismus, Verteilungsgerechtigkeit und Abschaffung des Geldes in frühsozialistischen Utopien

Geld, Körper und Religion

- Geld und moderner Antisemitismus
- Gott, Geld und Glaube: der Fetischcharakter des Geldes und gottgefällige Armut
- Aspekte der Transformation traditioneller christlicher Caritas
- zur Geldnatur des weiblichen Körpers: sozialmedizinische und -hygienische Vermessungen des zirkulierenden weiblichen Körpers in der Stadt (Prostitution)
- zur Geldnatur des männlichen Körpers: Homosexualität, Impotenz/Omnipotenz und phallische Struktur des Geldes
- über geldbedingte pathologische Nervositäten (Raserei), die Konjunktur psychiatrischer Erkrankungen (Wahn; Gefühlskälte) und Paralyse bzw. (Schein)Tod als Konsequenz moderner Geldherrschaft

Mentalitätsgeschichtliche Umbrüche

- Gier und Geiz
- Spekulationslust, Protzerei und Sozialangst, Statuspanik
- Sparsamkeit, Tüchtigkeit, nüchternes Geschäftsinteresse und Müßiggang, Verschwendung, Laster
- Geld als Signatur gesellschaftlicher Anerkennung
- zur Befehlsgewalt des Geldes (militaristische Organisation der industriellen Produktion; der Unternehmer als Feldherr)

Vorschläge mit kurzem Exposé (maximal 500 Wörter) bitte per E-Mail bis 31. Dezember 2012 an: Dr. Jutta Nickel, nickel.jutta@web.de

Abgabeschluss für die fertigen Beiträge ist der 30. November 2013.

